Magazin

für

Evang. Theologie und Kirche.

†

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Dreiundzwanzigster Band.

Neunundvierzigster Jahrgang.

St. Louis, Mo.

1921.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1921.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



❀ Magazin ❀

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 23. Band. St. Louis, Mo. Januar 1921.

Moderne evangelische Predigt.

Von Pastor Th. Kugler.

Manchen mögen die Worte „moderne" und „evangelisch" fast wie Gegensätze anmuten. Doch viel Modernes ist ja uralt, und der Rest läßt eine Auslese zu, wie jenes Netz voll mancherlei Gattung. Eine Speise, nach bewährtem Rezept bereitet, wird durch moderne Ausstattung ihre Nährkraft nicht verlieren; sowenig ein neuer Becher die Güte des Trankes beeinträchtigt. Auch der Zeugengeist, der durch das Wort redet, ist an keine starre Form gebunden. Wo er willige Organe findet, kann er auf mancherlei Weise Gotteskraft vermitteln, indem er auch die Eigenart jener dienstbar gestaltet.

Für unsere Vorwärtsbewegung wird mit Recht betont, um bleibenden Erfolg zu erzielen, sei der Nachdruck unserer Predigt auf Erneuerung und Vertiefung des Glaubenslebens zu legen. Man braucht auch nicht von Dan nach Bersaba zu wandern, um das als dringende Notwendigkeit zu erkunden. Soweit jenes vornehmste Desiderium unerreicht bleibt, stehen Scheinerfolge in Aussicht.

Wie sollen wir aber nur die Mehrzahl unserer Glieder mit dem Worte erreichen? Mußten nicht schon manche Kirchen die erfolglose Konkurrenz mit den Vergnügungsorten aufgeben und die Abendgottesdienste einstellen oder gemeinsam veranstalten, weil die Höhlen der Weltlust überfüllt und die Gotteshäuser menschenleer werden? Ist eine veraltete Predigtweise daran schuld? Hat nicht ein gieriger Taumelgeist die Massen erfaßt, daß sie jedem Alleinsein mit Gott und ihrem schuldigen Gewissen ausweichen? Sicher haben gar manche Seelsorger die Erfahrung gemacht, daß auch wiederholte Mahnung Fernbleibender an ihre heilige Gliederpflicht vergebens blieb. Etliche haben sich auch durch andersartiges „Nötigen" viel vergebliche Mühe gemacht; sie nahmen Konzerte, allerlei Schaugepränge und weltliche Unterhaltung in ihr Programm auf, um nur ja Leute in die Kirche zu bringen. Auf die Dauer haben sie auch damit nicht zu fesseln vermocht, denn die rein weltlichen Institute bieten doch noch mehr Karneval.

Möchte man dem gegenüber heute nicht mit Paulus sagen: Einerlei, aus welchem Grunde, wenn nur Christus auf allerlei Weise verkündigt wird, will ich mich freuen (Phil. 1, 18). Ja, sollten wir demnach nicht willig auch solche Neuerungen erproben, wie z. B. nicht nur Kanzelwechsel, sondern auch Predigt im Freien oder in großen Hallen und ähnliches? Und wenn zum Halten und Gewinnen von Gliedern auch eine gut moderne Predigt gehört, sollten wir uns dieses Mittels etwa nicht bedienen? Da für uns aber vor allem das Postulat echt evangelischer Rede bestehen bleibt, wollen wir uns, angesichts aller eingerissenen Abirrungen, zunächst den ursprünglichen und reinsten Mustern einer solchen zuwenden, die wir nur bei Christo und seinen Aposteln antreffen. Bei ihnen finden wir ungetrübte Vorlagen alter Meister, also:

Bleibende Vorbilder.

Das ihnen Charakteristische können wir hier bloß in kurzen Zügen angeben. Zunächst wird uns bei **Jesu Redeweise** bald bewußt, daß wir dieselbe nur bis zu einer bestimmten Grenze nachahmen können. Er selbst ist ja Inhalt und Mittelpunkt unseres Zeugnisses und hat geredet, wie nur er, das ewige Wort reden konnte. Trotzdem bieten uns die Bergpredigt, manche Gespräche, die Gleichnisse und gelegentliche Worte mehr als bloße Texte. Zumal seine Redeweise verdient unser fortgesetztes Studium. Die erhabensten Gedanken kleidet er in schlichte Worte und geht in seiner Rede stets ohne Umschweife auf sein stehendes Ziel zu. Mit heiligem Ernst weckt er Gewissen und Herz zu jener Sinnesänderung, in welcher der Mensch der göttlichen Stimme gehorcht. Mit Augen heiligen Erbarmens sieht er das Volk an, dessen Prophet und Mittler er ist, um sein königlicher Bruder für immer zu bleiben. Seine Worte bezeugen den brennenden Eifer eines Herzens, das sich im Eifer um des Vaters Ehre und in göttlicher Bruderliebe verzehrt.

Als Christi Brüder und Botschafter und Gottes Mitarbeiter dürfen wir in ähnlicher Weise zu den Brüdern reden. Wenn Christi Liebe uns zu herzlichem Mitleid mit den uns anvertrauten Seelen bewegt, wird unser Reden auch zu Herzen gehen: Das Herz macht den Theologen. Doch sind wir nicht nur Zeugen der ewigen Vaterliebe in Christo, sondern auch Zeugen eines heiligen Gerichtes. Derselbe Mund, der die Seligpreisungen sprach, hat auch wiederholt: Wehe! gesagt und den Lügnern und Verächtern die Verdammnis verkündigt. Derselbe Mund, welcher rief: Kommet her zu mir, wird über die Verstockten urteilen: Weichet von mir! Wohl möchte er, daß alle die Bußpforte zum Lebensweg durchschreiten; doch erweitert er sie nie, um mehr Jünger zu bekommen. Obwohl er der Arnold von Winkelried aller Gefährdeten werden will, verschweigt er doch nicht jene „harte Rede," die ihn viel Nachfolger kostet. Denn er sucht weder eigene Ehre noch eigenen Gewinn, sondern drängt zur bleibenden Entschei-

dung. Mit nichts halbem ist ihm gedient, er fordert durch Wort und Vorbild: Alles für alles! In allen kindlichen Seelen weckt er das feste Vertrauen auf des Vaters liebende Fürsorge, die Engel den Kindern zu Wächtern bestellt.

Jesus lehrt uns die wahre Größe in Gottes Reich. Allen zu dienen sichert den Ehrenrang, und aufopfernde Selbsthingabe ist Beweis größter Liebe. Wenn aber der Friedefürst für böse Zornesworte mit Verdammnis droht, was mögen solche zu erwarten haben, die zum Massenmord des Krieges reizten? Nur aufrichtige Friedensstifter werden selige Gottessöhne heißen.

Der himmlische Vater, als Herr und Geber aller Gaben, verlangt, daß alle in seinem Dienste arbeiten; alles selbstsüchtige Treiben ist dagegen Müßiggang. Als Haushalter und nicht Eigentümer, sind wir für jedes Pfund Gott verantwortlich und ihm Abrechnung schuldig; vergl. Weinbergsarbeiter, anvertraute Pfunde, ungerechter Haushalter. Gott fordert herzliches Erbarmen und selbstlosen Liebesdienst allen Brüdern, jedem Nächsten gegenüber. Unser Verhalten ihnen gegenüber wird über Seligkeit oder Verdammnis entscheiden; vergl. Schalksknecht, barmherziger Samariter, Gericht. Endlich verlangt Jesu letzter Befehl, daß neben der Verwaltung seiner Sakramente, die Predigt, als Missionspredigt, andauern soll, bis er wiederkommt.

Die **Reden der Apostel** sind im allgemeinen Heilsverkündigung und Belehrung darüber. Das charakteristische Gepräge aber verleiht ihrer Predigt der Umstand, daß sie Augenzeugen dessen sind, was sie „vom Worte des Lebens“ verkündigen. Das Erlöserwerk Jesu haben sie als vorerwählte Zeugen miterlebt. Seit Johannis Taufe haben sie den Meister begleitet und ihn auch als den Auferstandenen in ihrer Mitte gehabt. Darum sind Jesu Leben, Leiden und Sterben, Auferstehen und Himmelfahrt bleibender Mittelpunkt ihrer Bezeugung. Sie kennen kein Heil ohne seinen lebenwirkenden Geist. Dieses Zeugnis, von dem sie durch nichts sich abschrecken ließen, hat auch Eindruck gemacht. In ihren Briefen tritt dann die belehrende und bei Paulus auch die logisch überzeugende Redeweise mehr hervor.

Der vom Pfingstgeist geheiligte Eifer eines **Petrus** flammt auch in seinen Reden auf. Eine freudige Weltüberwindung beseelt den Felsenmann. Wie Johannes, so läßt auch er fortan die eigene Person zurücktreten. Weder Leiden noch Hindernisse erwähnt er. Er kennt nur den einen Text: Die frohe Botschaft vom Fürsten des Lebens, den Israel verwarf, in dem alle Gottesfürchtigen angenehm sind.

Johannes stellt die Gegensätze vor Augen, die das Reich des Lichtes und der Finsternis aufweisen. Dadurch drängt dieser Jünger der Liebe, im Sinne des Meisters, zur Entscheidung. Während er den Widerwärtigen in wuchtiger Rede das Gericht vorhält, stärkt er die „lieben Kindlein“ in Christo mit hoffnungsreichstem Trost.

Paulus endlich übertrifft die andern nicht nur im Lobpreis gött-

lichen Erbarmens, sondern auch durch reumütiges Sündenbekenntnis. Ihm ist überschwengliche Gnade geworden, die er nicht müde wird zu preisen, und die ihn auch zum unvergleichlichen Hohenlied der Liebe begeistert. Wie er allen alles geworden, so atmen auch die Worte dieses Meisters der Rede ein unermüdliches Werben um Seelen für seinen Herrn.

Aus dem apostolischen Zeugnis lernen wir wohl vor allem dies, daß auch wir in einem persönlichen Verhältnis zum ewigen Worte stehen müssen, um rechte Zeugen zu sein. Inwiefern unsere Sprachweise sich den Umständen anpassen könnte, lernen wir besonders aus Pauli Reden verschiedenartigen Zuhörern gegenüber. Alle apostolischen Reden aber wollen uns zu unerschrockenem Zeugnis begeistern und zu treuem Aushalten, trotz allen Widerstandes und scheinbar nur geringen Erfolges — um ihrer etliche zu gewinnen.

Während wir es uns versagen müssen, noch auf einzelne hervorragende Beispiele von Predigern der späteren Zeiten näher einzugehen, möchten wir nun doch noch in aller Kürze zeigen, welche Abänderungen die apostolische Predigt in der Folge erfuhr.

Ueberblick.

Nicht nur die Form, auch der Inhalt der Predigt hat ja, seit Anfang der christlichen Heilsverkündigung, im Lauf der Jahrhunderte, gar verschiedene Wandlungen erfahren. Es hat an Zeiten geistlicher Dürre und Hungersnot nicht gefehlt. Durch verhängnisvolle Verirrungen wurde Christi Herde von der Lebensquelle gar an den Rand des Abgrunds geführt; namentlich auch damals, als die Bauchfrage und Träbersättigung des verlorenen Sohnes für die „klardenkenden Geister" ausschlaggebend wurde.

Nach dem apostolischen Zeitalter verfielen die Epigonen in eine törichte Nachahmung heidnischer Rhetorik. Die Sucht nach Selbstruhm und Glänzenwollen stellte nur zu oft den in Schatten, von dem es für die evangelische Predigt für immer heißen soll: Sie sahen Jesum allein! Von da an trat das lebendige Wort immer mehr hinter Formen und Satzungen einer Kirche zurück, die in usurpierter Weltmacht erstarrte und innerlich verdorrte.

Neben einzelnen lebendigen Volkspredigern finden wir im Mittelalter den scholastischen Formalismus vorherrschend. Diesem gegenüber vermochten die mehr vereinzelten Mystiker nur ein geringes Gegengewicht aufzubringen. Dann aber erwachte frisches Leben aus dem neu ausgegrabenen und gereinigten Born des ewigen Wortes; schon vorgebahnt durch heldenhafte Vorreformatoren, seine weltüberwindende Kraft aber zumal in der Reformationszeit beweisend. Da bekam die Heilspredigt einen besonders hellen Klang, der in den darbenden Seelen einen doppelt frohen Wiederhall fand. Vor allem steht Luther selbst als Volksprediger unerreicht da. Leider fiel auf diesen erneuten Lebensfrühling der erstarrende Reiffrost eines flachen

Schematismus, und der nivellierende Mehltau einer verknöchernden Orthodoxie, deren taube Stubenblüten schließlich gar die trostlosen Sodomsäpfel jenes öden Rationalismus zeitigten, der seitdem nie mehr völlig überwunden wurde.

Dem unverständigen Treiben dieser Vertreter der „reinen Vernunft" gegenüber, war als gehaltvolles Gegengewicht ein teilweise mystischer Pietismus beschieden. Dessen Herzensinnigkeit und kindliche Einfalt zeugen von so aufrichtiger Gottes- und Nächstenliebe, daß kindisch anmutende Ausnahmefälle daran nichts ändern. Diese reine Quelle von Herzensfrömmigkeit hat bereits den dürren Sand der rationalistischen Zeit als befruchtendes Lebenswasser durchzogen und an ihrem Teil überwunden. Sie führte die Aufrichtigen zum Lebensstrom. Ja, überall, wo eine heilsame Erneuerung auch in der Predigtweise eintrat, war es stets eine Frucht der Vertiefung in den Wahrheitsquell gewesen.

Trotz mancher trübenden Wandlungen, die das Christusbild der Evangelien dann noch im Lauf der Jahre, infolge philosophischer und negativer Kritik erfuhr, blieb es doch besonders der letzten Jahrhundertwende vorbehalten, auf die ältesten Leugner der Gottessohnschaft zurückzugreifen. Man entblödete sich nicht, die Person Christi ihres göttlichen Strahlenschimmers zu entkleiden, als eines unhistorischen Glanzes; ja, auch noch für seinen menschlichen Charakter die Worte zu streichen: ausgenommen die Sünde. Um diesen wunderlosen und verstümmelten „Idealmenschen" wollte man dann eine moderne „christliche Gemeinde" sammeln! Derartige „Unternehmer" beriefen sich — trotz Bekenntnis und Amtsversprechen — auf ihre Gewissenhaftigkeit, der zufolge sie auch in ihren Predigten nur ihrer wahren Ueberzeugung Ausdruck verleihen dürften.

Möchten doch hiesige Nachäffer der negativen Theologen endlich zur Einsicht kommen, daß der moderne Mensch vor allem von einem Geistlichen verlangt, daß er Farbe bekenne, nämlich die der Kreuzesfahne. Ueberall, wo die geistlichen Führer zu blinden Blindenleitern wurden, wird vor jeder wahren Vorwärtsbewegung eine entschiedene Rekonstruktion der Predigt nach apostolischem Muster am Platze sein. Soll durch dieselbe eine gründliche Lebenserneuerung erzielt werden, so muß das evangelische Zeugnis wieder aus der Urquelle geschöpft sein.

Welche Postulate ergeben sich nun, aufgrund unserer bisherigen Ausführungen, für unsere Predigt?

Zeitgemäße Anforderungen.

Dem erhöhten Weltsinn, wie dem erweiterten allgemeinen Wissen gegenüber, hat sicher die heutige Predigt eine erweiterte und erschwerte Aufgabe. Derselben wird sie jedoch weniger durch ganz neue Mittel gerecht als durch unentwegtes Festhalten an, oder Zurückgehen zu den unverrückbaren Grenzen und bewährten homiletischen Grund-

linien; vor allem zu den Grundsätzen der **Wahrheit, Natürlichkeit und Popularität.**

Dennoch wird nur die Predigt den heutigen Anforderungen entsprechen, welche auch die jetzt im Vordergrund stehenden kirchlichen Interessen gebührend berücksichtigt; vor allem die Vorgänge und Bewegungen der eigenen Gemeinschaft. Aber auch die einander ablösenden Zeitfragen erheischen von einem geistlichen Führer eine persönliche Stellungnahme. Nicht nur die Schliche des Mammonsdienstes, sowie die kräftigen Irrtümer und sittlichen Zeitschäden gilt es aufzudecken, sondern auch den Zusammenhang zwischen Schuld und Elend urteilsfähig zu begründen.

Unsere Predigt wird mehr als sonst die allgemeinen sozialen Beziehungen schriftgemäß zu behandeln haben, stets vom Reichsgottesgedanken geleitet. Den konsolidierenden Bestrebungen gegenüber, die heute von Weltmächten und allerlei Vereinen, auf allen Gebieten, eifrigst betrieben werden, hat die Predigt nachdrücklich unsere Vorwärtsbewegung zu betonen, als ein gemeinsames, pflichtgemäßes Streben nach wahrhaft christlichem Leben und Zielen und zur Ueberwindung der zunehmenden Verweltlichung unter uns.

Schon damit unser Zeugnis Eingang finde, muß es dem tatsächlichen Bedürfnis des speziellen Gemeindekreises Genüge leisten. Das geschieht am sichersten, wenn der Prediger durch Hausbesuche in lebendiger Beziehung zu seinen Hörern steht. Durch jene wird ihm das Verständnis für das Geistesleben, die Ansichten und Bedürfnisse der Glieder eröffnet. Geht er in vorsichtiger Weise, aus teilnehmendem Herzen darauf ein, so werden seine Worte auch Gehör finden. Einzelfälle aus dem Gemeindeleben zu perhorreszieren, ist unheilsam; vielmehr sind besondere Vorkommnisse nur im Hinblick auf die ganze Herde Christi taktvoll zu beleuchten. Wo sich Würdiges findet, ist solches gebührend anzuerkennen, aber stets dabei auf das Eine, was not tut, hinzuweisen.

Soll neues Leben geweckt werden, so muß die heutige Rede mehr als je dazu angetan sein, nicht nur die Aufmerksamkeit der Hörer wach zu halten, sondern auch Herz und Gewissen zu treffen. Dem apostolischen Beispiel nach, bleibt ja die Verkündigung des Erlöserwerkes Christi der Hauptinhalt unseres Zeugnisses, der Mittler selbst Kern und Stern desselben. Seine gottmenschliche Person und sein alleiniger Heilsname soll dauernd gepriesen werden. Allen schriftwidrigen, klugen Einwänden zum Trotz, soll auch seine Wiederkunft ihre erweckliche und hoffnungsreiche Stellung behaupten. Denn das bleibt doch für immer das vornehmste Postulat, daß die Predigt **schriftgemäß** sei. Das bedeutet ja nicht etwa, daß sie besonders reich mit Bibelstellen gespickt, sondern vom Geist der Schrift durchzogen sei. Ferner, daß ihr Inhalt mit dem Gesamtzeugnis des neuen Testaments harmoniere; denn **christozentrisch** soll doch auch die Behandlung alttestamentlicher Texte sein.

Auch in unserer Zeit ernsten Niederganges besteht noch Pauli Wort zurecht: So kommt nun der Glaube durch die Predigt, die Predigt aber durch das Wort Gottes! Dem treuen Zeugnis wird doch noch ein ähnlicher Erfolg beschieden sein, wie jener, von dem Akt. 4, 4, bis Kap. 8, 37 oder 10, 44 berichtet. Wollen wir den kranken Seelen Genesung bringen, so müssen wir sie zum Seelenarzt führen; seine Rezepte sind die Blätter vom Lebensbaum, die nie veralten, sondern ewige Lebenskraft enthalten. Sie allein lassen den Folgsamen für immer genesen, sie allein führen zum Born ewiger Jugend.

Eine gutmoderne Predigt darf aber auch nicht länger das Licht unter den Scheffel stellen lassen. In Christi Namen muß sie vielmehr die Hingabe der ganzen Persönlichkeit in den Dienst des Herrn fordern, zum Ausbau seines Reiches und zum Heil der Brüder. Die individuelle Soteriologie muß der christlichen Soziologie Raum machen. Es ist, aufgrund der Schrift, entschieden zu betonen, daß die persönliche Erlösung jedes Christen in engster Beziehung und Verbindung steht mit der persönlichen Zeugen- und Dienstpflicht eines Jüngers Jesu dem Nächsten gegenüber. Das Glaubensleben des einzelnen involviert die Forderung seiner Ausbreitung. Dem Zeugnis des einzelnen, durch Wort und Tat, soll als dem lebendigen Saatkorn eine 30—100-fältige Frucht erwachsen.

Um womöglich das Verderben der Welt noch aufzuhalten, muß der Glaube aller Christen sich als Salz und Licht lebendig und nötig erweisen; zugleich auch als **Sauerteig**, der die Umgebung neubeleben, heben und umwandeln soll. Am dummgewordenen Salz, dem verdeckten Licht und dem immer noch zu oft verlegten oder separierten Sauerteige liegt die Schuld, daß die heutige Welt von Verderbensmächten zerrissen ist und Abgrundsgeistern zum Spielball dient.

Gründliche Sinnesänderung zu entschiedener Umkehr und aufrichtiger Neuergreifung göttlicher Geisteskraft muß daher die moderne Predigt unermüdlich fordern. Sie muß die Verantwortlichkeit jedes Gliedes dem Herrn gegenüber neu betonen, aufgrund der Gleichnisse Jesu, z. B. anvertraute Pfunde, Arbeiter im Weinberg, reicher Jüngling, reicher Mann und Lazarus.

Zwar geschah das ja schon immer, doch hat die heutige Predigt die persönliche Verantwortung jedes konfirmierten Gliedes, als eines Haushalters, nun zur tatsächlichen Applikation auch wirksam überzuleiten. Anders als durch Tatbeweis des guten und bewußten Willens aller Gutwilligen kommt nichts der Sache Christi Würdiges zustande, nichts was den prahlerischen, sinnbetörenden und verderblichen Machenschaften der Weltmenschen gegenüber auch nur das geringste Gegengewicht bietet. Wo freilich die zeitgemäße Predigt, beim Anbahnen aller sonstigen Geistesfrüchte, die Barmherzigkeit gegen unsere Stammesbrüder verleugnete, die unter die Mörder fielen, so würde die Mitschuld der modernen gewissenlosen Priester und herzlosen Leviten auch sie mit verhängnisvoller Wucht treffen. Wird das

Urbild des barmherzigen Samariters durch uns verwischt, so erscheint alles übrige christliche Reden und Tun nur als Phrase und Heuchelei.

Das beharrliche Bestehen auf zeitgemäß erhöhte, persönliche Leistung des einzelnen wird sich auch darin heilsam erweisen, daß es laue und träge Glieder zur Entscheidung drängt; während der etwaige Verlust an toten und verstockten Gliedern sich namentlich dort mehr schmerzlos ertragen läßt, wo eben deren Austritt mehr Lebendige zum Eintritt veranlaßt. Mit der tief eingerissenen Weltseligkeit muß ja ohnehin in gar mancher Gemeinde gründlich aufgeräumt werden. Die Predigt wird ihr redlich Teil dazu beitragen müssen, wenn Gottes Haus aus einem Geschäfts- und Wirtshaus wieder ein Bethaus werden soll. Solcher, in höchstem Grade zeitgemäßen Predigt stehen ja die bekannten kurzen Worte als Texte zu Geboten: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; stellet euch nicht dieser Welt gleich. Mein Haus ist ein Bethaus, ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.

Wir dürfen heute weniger als je dem Kreuze seine kritisch scharfen Kanten nehmen; Christus wird nie mit Belial stimmen und der Welt Freunde werden zu Gottes Feinden, denen der Bauch ihr Gott ist. Ein biblisches, evangelisches Wahrheitszeugnis wird heute mehr als je Anstoß und Aergernis erregen unter allen Kindern der Lüge und des Unglaubens; aber auch bei vielen, die bisher gleichgültig und unentschieden waren. Denen es kein Geruch des Lebens zum Leben wird, muß es endlich ein solcher zum Tode werden. Den wenigen Auserwählten wird es aber die Seligkeit vermitteln, welche viel Berufene verachten.

Dem falschen Stolz unserer in Selbstsucht erstickenden Zeit gegenüber hat das evangelische Zeugnis den Vorzug der Christenwürde anzupreisen, die uns durch einen Wandel in Christi und seiner Apostel Nachfolge zuteil wird. Selbstloser Liebesdienst an den Brüdern adelt den Christen und der Ehrenplatz unter Christi Brüdern gebührt dem, der allen zu dienen weiß, nach des Meisters Wort: Wer da will der vornehmste sein, der sei euer aller Knecht; vergl. Christi Selbstentäußerung, seine Fußwaschung u. s. w., und Pauli dienstwilliges Streben, allen alles zu sein.

Weil man sich schon allzulange mit den allergeringsten Anforderungen an ein lebendig tätiges Christentum begnügte, werden die zeitgemäßen Forderungen des Programms unserer Vorwärtsbewegung an manchen Orten, in dieser Hinsicht, mancherlei Schwierigkeiten begegnen. Da wird wohl auch unsere Predigt etliche ungewohnte Wege zu erproben und die geeignetsten zu gehen haben. Vor allem gilt es allen, die sehen wollen, die Augen des Glaubens und der Liebe zu öffnen. Nur durch sie erkennt ei nMensch, welch unvergleichlichen Wert Christus und seine Sache für den einzelnen und alle Menschen hat, ja, für Gottes Reich daheim und draußen. Glaubenserneuerung bleibt eben der Hauptzweck des heutigen Zeugnisses, namentlich auch durch

gewissenweckende Bußpredigt; denn das ist das erste Erfordernis für jeden wahren, christlichen Fortschritt.

Organ und Form der Predigt.

Wie wir bereits gelegentlich andeuteten, läßt sich die Persönlichkeit des Predigers nicht von seiner Predigt trennen. Gerade bei ihm müssen vielmehr **Personen** und Sache derart in innigstem Zusammenhang stehen, daß der Inhalt der Predigt von der Person des Zeugen getragen wird. Der Pastor muß den Eindruck machen, wirklich ein Zeuge Christi und seiner ewigen Wahrheit zu sein. Seine Worte müssen aus jener erbarmenden Hirtenliebe seines Meistes herausgeboren sein, von der es heißt: Ihn jammerte des Volkes. Dabei muß zugleich die apostolische Losung unsere eigene, unersetzliche Ueberzeugung sein: **Wir glauben, darum reden wir.** Das innere Miterleben ist ja die Seele jeder Predigt. Wie den Emmauten will der Auferstandene noch heute seinen Zeugen zur Seite stehen, damit sie mit brennendem Herzen um der Brüder Heil eifern. Eine derart begeisterte Predigt wird auch die Hörer begeistern können.

Weder die äußere Erscheinung noch die passendsten Gesten vermögen jedoch den nachhaltigen Eindruck zu ersetzen, den nur der ganze Charakter des Pastors hervorbringen kann. Wandelt derselbe im täglichen Selbstgericht, so bleibt er auch eher vor der Gefahr bewahrt, nur den andern zu predigen. Ein Prediger aber, der nicht seinen Worten nachlebt, stellt dadurch den ganzen Erfolg seiner Tätigkeit in Frage. Weltmenschen wie Christen erwarten eben, daß sein Wandel ein trautes Abbild seiner Worte sei.

Die Apostel durften, neben dem Hinweis auf Christi einzigartiges Beispiel, vergl. 1. Petri 2, 4, auch auf ihren eigenen Wandel sich berufen. Paulus z. B. fordert nicht nur von Timotheus, Kap. 4, 12, daß er den Gläubigen in Wort und Wandel ein Vorbild sei, und von Titus, Kap. 2, 7, daß er, um des Leumundes willen, sich selbst stets zum Vorbild guter Werke stelle, durch unverfälschte Lehre und Ehrbarkeit; sondern er kann auch wiederholt auf sein und der Mitapostel Beispiel sich berufen; wie Philipper 3, 17: Folget mir, liebe Brüder und sehet auf die, die also wandeln, **wie ihr uns habt zum Vorbilde**; oder 2. Thess. 3, 9: Daß wir uns selbst zum Vorbilde euch geben, **uns nachzufolgen.**

Ist jenes heilige Muß, das den Heiland erfüllte, und die Apostel zu unermüdlichen Zeugen machte, die Triebkraft seines Wesens, so wird dies heilige Feuer des Seelsorgers Herz reinigen und zum heiligen Altar gestalten, dessen Opferflamme auch auf die Hörer überspringen und zünden wird. Die Hirtenliebe zu den anvertrauten Seelen ist A und O aller erfolgreichen Seelsorge und Predigt. Wer in solcher Liebe sich verzehrt, ist ein Licht im Herrn und ein Führer der Blinden.

Wer erst sich selbst hat hingegeben, nur der erhält das volle Leben!

Nicht die großen Kreuzesnägel, nein, die Erlöserliebe hielt einst Christum am Kreuze fest. Dieselbe Gesinnung wird auch den heutigen Hirten und Zeugen zur Treue bis an den Tod beseelen. Sie wird auch den heutigen Petrus, auf des Meisters Geheiß, auf den Wogen ungewohnter und ungebahnter Wege gehen lassen.

Wie aber Prediger und Predigt ein Stück wie aus einem Guß darstellen sollen, sowenig läßt sich Inhalt und Form des Zeugnisses trennen. Dem erhabenen Inhalt soll auch die **geeignete Form** entsprechen.

Zunächst ist es also nötig, daß ein Pastor sich stets der bekannten homiletischen Regeln bewußt bleibe, um nicht durch Formlosigkeit den Zweck seiner Predigt zu vereiteln. Es kommt ja sicher in unseren Tagen mehr wie je auf die Form an, in der wir den Predigtanhalt bieten. Trotzdem steht besonders solchen die Gefahr nahe, in Formlosigkeit zu verfallen, welche z. B. derartigen Rednern nachahmen, die ein endloses Geschichtenerzählen für die Seele der Predigt halten; weil sie meinen, die Leute hörten das gerne und sie selbst darin ziemlich geübt sind. Diese erachten natürlich jede geordnete Predigtkonstruktion für ein anstößiges Prokrustesbett.

Je sorgfältiger aber ein Homilet in der Predigtvorbereitung beharrt, sich zu einer gewissenhaften Meditation Zeit läßt und auch fleißig die Parkition ausarbeitet, desto eher wird er auch, im Notfall und bei Zeitmangel, imstande sein, unvorbereitet zu reden. Doch ohne gewissenhafte Treue auch hierin zu üben, wird der Prediger zu einem tönenden Erz und einer klingenden Schelle. Jenem, der sich rühmte, er könne am selben Sonntag dreimal predigen und merke es nicht, ward bekanntlich zur Antwort: Ja, und deine Hörer werden dasselbe sagen!

Obwohl also jeder Predigt auch eine sachgemäße Partition zugrund liegen soll, erscheint doch, durch das heute übliche Zurücktretenlassen der Unterabteilungen, auch bei synthetischer Predigtform, das Ganze der Rede mehr abgerundet. Jene zu langen Predigten, die öfter der Hörer Geduld stark erprobten, haben einer kürzeren Redeweise Platz gemacht, die bei lebendigem Vortrag und Anwendung kürzerer Sätze desto anziehender zu wirken vermag.

Dem erhabenen Inhalt einer christlichen Predigt vermag nur eine edle, **gewählte Sprache** Genüge leisten. Auch ein gemischter Hörerkreis wird eine solche auf die Dauer vorziehen. An jener Sprache der Gasse und Gosse, mit ihrem unflätigen Beirat, welche moderne Industrieritter, wie W. Sunday, in ihren „Predigten" dem gerupften und dafür verzupften und verächtlich behandelten „Publikum" zu bieten wagen, können doch nur rohe Gemüter Gefallen finden. Eher noch dürfte hier und da ein Körnlein vom Salze jener

heiligen Ironie vorsichtige Verwendung finden, die z. B. Elia den Baalspriestern gegenüber so trefflich auf dem Karmel gebrauchte.

Möchten die obigen, nur kurzen Andeutungen, an ihrem Teil, denen ein wenig zu dienen vermögen, welche wünschen, daß unsere Predigt auch in unserer Zeit wieder mehr Eingang finde!

Die Erbsünde.

Von Pastor E. Schweizer.

Ueber dieses Thema gibt es viele und verschiedene Ansichten und Erklärungen. Jede Kirche hat ihre eigene Auffassung von der Erbsünde. Die Kirchenlehre gilt als orthodox. Wir müssen aber bei jeder christlichen Lehre auf die Schriftaussagen zurückgehen und auch die Erfahrung berücksichtigen; denn Schrift und Erfahrung sind untrügliche Lehrerinnen, was die kirchlichen Bekenntnisse und dogmatischen Lehrbücher nicht immer sind. Unser Katechismus enthält die Lehre von der Sünde und Erbsünde, wie sie die Dogmatik des Altprotestantismus geprägt hat. Nummer 38 stellt die Frage: „Hast du oder irgend ein Mensch das Gesetz je gehalten?“ und antworte: „Nein, keiner; denn wir sind von Natur böse und geborne Sünder, haben auch Gottes Gebote vielfach übertreten und den Fluch des Gesetzes reichlich verdient.“ Daß die Uebertreter des Gesetzes unter dem Fluche sind, d. h. zum Tode verurteilt, das ist Lehre der Schrift. Sündig und zum Bösen geneigt sind wir von Geburt an; aber ein sündiger Mensch ist doch nicht immer ein böser Mensch; vielmehr gibt es doch in allerlei Volk gute Menschen, wenn sie auch alle sündig sind. Ein „Sünder“ wird man auch erst durch die Tat; wir sind darum auch keine geborenen Sünder und nicht von Geburt an vom Reiche Gottes ausgeschlossen. „Ihrer ist das Reich Gottes“ sagt Jesus von kleinen Kindern, d. h. sie stehen noch in Verbindung mit Gottes Reich. Normal sind sie ja nicht, aber unschuldig.

Nummer 64 handelt von den traurigen Folgen des Abfalls und sagt: „Der Mensch verlor das Ebenbild Gottes.“ Wäre das richtig, wo gehörte dann der Mensch hin? Es gibt bestialische, verwilderte, entmenschte Menschen; auch wahre Satansmenschen; aber zu sagen: „so sind sie,“ wäre doch ein sehr unberechtigter Schluß. Die oft entsetzliche Beschaffenheit von Menschen ist verschuldete Entartung und nicht natürliche Notwendigkeit. Darum ist sie auch nicht allgemein. Denn es gibt doch immer und überall auch edle Menschen, mit einem guten Schatz und Trieb im Herzen von Natur, d. h. schon vor einer sittlichen Umwandlung, die wir Bekehrung und Wiedergeburt nennen. Die Schrift setzt auch beim Menschen, wie er jetzt ist, das Ebenbild Gottes voraus. Am Ebenbild Gottes vergreift sich, wer sich am gefallenen Menschen vergreift: 1. Mose 9, 6. Auch das Neue Testament erkennt im sündigen Menschen das Ebenbild Gottes noch an. Paulus führt Apg. 17, 28 den Ausspruch eines heidnischen Dichters

an: „Wir sind seines Geschlechtes!“ Das war ja doch des Apostels eigene Meinung, sonst hätte er zuvor nicht sagen können: „Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir.“

Jakobus sagt 3, 9 von der Zunge: „Durch sie fluchen wir den Menschen, die nach dem Bilde Gottes gemacht sind.“ Durch die eingedrungene Sündigkeit ist das Ebenbild Gottes beschädigt worden und nicht zur Vollendung gekommen, gleichwie das abgeschliffene Bild auf einer Münze. Aber die Grundlage ist geblieben; und daran knüpft die Gnade, d. h. der Geist Christi, an: „Daß wir gleich-gestaltet werden können dem Bilde seines Sohnes“ (Röm. 8, 29; 1. Kor. 15, 49); „welcher ist das Ebenbild Gottes“ (2. Kor. 4, 4). „Der Mensch kam unter die Herrschaft des Teufels, des Todes und der Sünde,“ heißt es unter Nummer 64. „Und dieses Verderben erbte sich von Adam auf alle Menschen fort.“ Was sich von Adam auf alle Menschen fortgeerbt hat, ist Gegenstand unserer Untersuchung, und wir werden sehen, worin dies Erbe besteht.

Nummer 65 ist die Konsequenz von 64, denn ist das Ebenbild Gottes im Menschen verloren gegangen, und ist er unter die Herrschaft des Teufels etc. geraten, so muß er in seinem Wesen so verderbt sein, „daß er zu allem Guten untüchtig und zu allem Bösen fertig ist. Diese angeborne Verderbtheit heißt dann die Erbsünde.“ Diesen scharfen Sätzen widersprechen Schrift und Erfahrung. Die Schrift zeigt uns edle Persönlichkeiten in Menge. Zacharias und Elisabeth, Simeon und Hanna, die Hirten auf dem Felde bei Bethlehem, des Herrn Jünger und seine Freunde zu Bethanien. Das waren fromme Leute, die still und treu einhergingen in allen Geboten und Satzungen des Herrn und untadelig. Und wiedergeborne Leute waren es nicht, denn das Gesetz gab den Geist ja nicht, sondern natürliche Menschen waren sie, aber durchaus nicht „zu allem Guten untüchtig und zu allem Bösen fertig.“ Das war auch bei den beiden römischen Hauptmännern der Fall; das waren sehr respektable Leute. Die Erbsünde muß also doch nicht eine allgemeine und völlige Korruption der menschlichen Natur sein. Sowenig die Feuerländer und Kannibalen die Repräsentanten aller Heiden sind, daß man sagen dürfte, was aber oft geschieht: „Sehet, so sind die Heiden!“ Ebensowenig ist es recht und billig, einen verkommenen Menschen oder einen Erzbösewicht hinzustellen und zu rufen: „Sehet, das ist der natürliche Mensch! Ist er nicht zu allem Guten untüchtig und zu allem Bösen fertig?“ Auch Petrus redet von Leuten, die Gott fürchten und recht tun in allerlei Volk; und ohne solche Leute fände das Evangelium gar kein Gehör und kein Verständnis. „Wer aus Gott ist, höret Gottes Wort,“ und „Wer aus der Wahrheit ist, hört des guten Hirten Stimme“ — in allen Völkern: „Zerstreute Kinder Gottes,“ die der gute Hirte herbeiruft und zusammenführt. So lehrt uns die Schrift und die Erfahrung.

Jm. Nitsch hat in einer Abhandlung über die Erbsünde auch auf den **sittlichen Wertunterschied** aufmerksam gemacht, der zwischen den Individuen auch abgesehen von der Erlösung besteht. Er hat gesagt: „Die Erfahrung bezeugt uns diesen Unterschied überall, und die Heilige Schrift bestätigt ihn so entschieden, daß seine Anerkennung durch das ganze Alte und Neue Testament durchgreift. Ja, so groß erscheint dieser Unterschied, daß es uns zweifelhaft machen kann, ob wir wohl befugt sind, diese mannigfaltigen Arten und Grade des sittlichen Lebens unter Ein verneinendes Urteil in Beziehung auf sein innerstes Prinzip zusammenzufassen. Es gibt aber nicht nur einen Gegensatz zwischen dem Leben **in** und **außerhalb** der Teilname an der Erlösung, sondern innerhalb des letzteren Gebietes stehen einander wieder gegenüber die edlen, überwiegend auf das Geistige gerichteten Naturen, denen es eben deshalb leichter wird ihre Sinnlichkeit in gewissen Zügeln zu halten, und die gemeinen, dem Materiellen zugewandten Naturen, bald in der Weise wilder Ausschweifung, bald in Gestalt träger Hingebung, Knechte der Sinnlichkeit; die Menschen von wohlwollendem, mildem, versöhnlichem Sinne, von lebendigem Gefühl für Wahrheit und Recht und hartherzige, hassende Menschen, denen ihrem Interesse gegenüber Wahrheit und Recht gleichgültig geworden sind. Es gibt also eine Auswahl edler und rechtschaffener Menschen in und außerhalb des Gebietes der Erlösung." So Immanuel Nitzsch. Es müßte einer ein schlechter Menschenkenner, oder ein bornierter Doktrinär sein, wenn er nicht zugeben wollte, daß Nitsch genau beobachtet und richtig geurteilt habe. Genau so urteilt auch der gründliche und scharfsinnige Jul. Müller. Allein die Kirchenlehre und vor allem die Konkordienformel wissen von keinem Unterschied. Noch ist ihr der natürliche Mensch Kloß und Stein — zu allem Guten unfähig, — „und wenn die unwiderstehlich gedachte Gnade ihn nicht aussucht und anfaßt, bleibt er, wie er ist; von freiem Willen und Spontanität darf die Rede nicht sein. Das wäre ja Synergismus, der als Irrlehre gebrandmarkt ist, mag er auch von Schrift und Erfahrung gründlich als zu Recht bestehend erwiesen sein. Die Sätze der Konkordienformel führen mit unwiderstehlicher Notwendigkeit zur Prädestination. Vollausgereift sind aber weder die Bösen noch die Guten. Die Bösen nicht. „Die Erfahrung zeigt uns Zustände der äußersten Unterdrückung des sittlichen Bewußtseins, sowie seiner tiefsten Trübung und Entartung; aber deshalb auf irgend einer Stufe der sittlichen Entartung dem Menschen schlechterdings die Erlösungsmöglichkeit abzusprechen, dazu berechtigt sie uns nicht. Ob auch welche sich brüsten mit ihrem Freisein von Gott und seinem heiligen Gesetz: In seinem inneren Urteil wird der Mensch nie gleichgültig gegen den Gegensatz des Guten und Bösen; er kann nie ganz aufhören das Tun des Hasses, der Lüge und der Ungerechtigkeit zu mißbilligen und das Gegenteil zu billigen. Auch für den verhärteten Bösewicht, dessen Maxime es ist, nur seiner Lust und seinem Vorteil nachzugehen und sich um die

Pflicht nicht zu kümmern, gibt es doch noch Freveltaten, gegen die sich sein sittliches Urteil sträubt, wenn er dazu versucht wird." Jul. Müller. — So lehrt die Erfahrung, daß man auch an den entartetsten Exemplaren des natürlichen Zustandes noch sittliches Bewußtsein, noch einen Rest von sittlichem Willen findet. Auch im tiefsten Fall sind immer noch Spuren der ursprünglichen Vortrefflichkeit, und sinkt der Mensch nie zur Bestie oder zum Teufel herab, wenn auch die Verkommenheit so groß werden kann, daß man von vertierten und satanischen Menschen reden kann.

In Römer 7, 14—25 beschreibt Paulus seinen Zustand vor der Wiedergeburt. Denn die Darstellung zeigt, daß keine sittliche Kraft vorhanden war. was nach dem Geistesempfang nicht mehr der Fall war. Es war kein Vermögen vorhanden das in die Gewalt der Sünde verkaufte Ich zu befreien, sondern es blieb gefangen unter der Sünde Gesetz, welches sein Leben beherrschte. Aber dieser tiefe Zwiespalt und Kampf, diese Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen, dieses Wollen, das Gute zu tun, welches aber immer vo mPrinzip des Fleisches verhindert ward: das alles ist doch nicht das Verhalten des Steines gegen Gottes Gesetz im natürlichen Zustand. —

Bei totaler Verderbtheit der menschlichen Natur wäre auch kein Anknüpfungspunkt für den Geist Gottes vorhanden, und die Bekehrung des Menschen wäre durchaus eine Machtwirkung Gottes ohne Beteiligung des Menschen. Es versteht sich, daß bei solchen Anschauungen der Synergismus abgewiesen werden müßte. Wenn man doch den Menschen für sein Tun verantwortlich machen wollte, so wär das eine unverträgliche Inkonsequenz. Das System der Wahrheit duldet aber keine inneren Widersprüche und Inkonsequenzen.

Freilich sind auch die Besseren allzumal Sünder und die Edelsten sind eben nur besser als die andern und nicht vollkommen, nicht absolut gut, wie anderseits die Unedlen nicht absolut böse sind.

Einstimmig lehren Schrift und Erfahrung, daß jedes menschliche Leben, welches die kindliche Bewußtlosigkeit hinter sich hat, auch mit wirklicher Sünde befleckt ist. „Selbst die Theorieen, welche die wahre Bedeutung dr Sünde verflüchtigen und dadurch vernichten, müssen ihr allgemeines Vorkommen im menschlichen Leben anerkennen. Die **pantheistischen** Denkweisen müssen auf ihren spekulativen Standpunkten die Sünde als solche leugnen. Aber darum leugnen sie keineswegs, daß, was das sittliche Bewußtsein als Sünde verwerfen muß, in jedem Leben vorkommen. Gerade der Pantheismus mit seiner großartigen Weltanschauung weiß auch das Böse in der Energie seines Gegensatzes gegen das Gute und im Umfang seiner Gewalt über den Menschen viel lebendiger aufzufassen und auszudrücken, als der beschränkte theologische Rationalismus." J. Müller. Dasselbe weiß und bekennt auch der deistische **Pelagianismus.** Er legt zwar kein großes Gewicht auf die vielfachen Unlauterkeiten und unbedeutenden Schwachheitssünder, welche zu entschuldigen er sehr bereit ist;

aber auffallende Pflichtverletzungen und Frevaltaten, schlimme Laster und Entartungen sind auch ihm ein Greuel. So sind auch die religiös und moralisch seichten Geister nicht im Stande, aus der Sünde sich nichts zu machen und die anormalen Zustände zu leugnen.

Es wären auch aus der alten und neuen Heidenwelt viele und ergreifende Zeugnisse beizubringen für die Allgemeinheit der Sünde und des Sündigens, so daß wir sagen können: Unter den Besseren und sittlich Ernsteren wird schwerlich einer die Versicherung ernstlich wagen, daß er niemals in bestimmtem Widerspruch gegen sein Gewissen gehandelt, d. h. daß er niemals gesündigt habe. Der Brahmane wird das nicht zugeben, weil er sich für sein Tun nicht verantwortlich glaubt, indem er nach seiner pantheistischen Anschauung ein willenloses Werkzeug der Gottheit ist, die alles durch ihn wirkt und tut. Das moralische Verderben wird der Gottheit zugeschrieben und zur Naturnotwendigkeit gemacht. —

Die Meinung, die Sünde bestehe nur in vereinzelten Handlungen, so daß man bei festem Entschluß und energischer Vorsicht wohl sündenfrei bleiben könnte, diese Meinung leugnet die Sündigkeit der Natur und ist ein extremer Pelagianismus. Jesus allein konnte sündenfrei bleiben, weil in ihm das Böse keinen Anknüpfungspunkt fand. Doch verstand sich seine Heiligkeit auch nicht von selbst, mit Naturnotwendigkeit. Denn er war zum Fehlen versucht allenthalben wie wir, nur nicht wie wir mit Sünde, sondern ohne Sünde kraft seiner Wachsamkeit und Energie, womit er sich in der Gemeinschaft mit Gott bewahrte. Seine Heiligkeit ist seine sittliche Tat; das Resultat seines Wirkens an sich selbst. Allen andern Menschen macht die innewohnende Disposition zum Irren und Fehlen das Freisein vom Sündigen unmöglich. „An den Früchten erkennt man den Baum." Ein böser Mensch bringt Böses hervor aus dem bösen Schatz seines Herzens.

Nun ist die Frage, wie der Mensch sündig und zu einem bösen Schatz im Herzen gekommen sei! Zunächst muß man entschieden die Meinung zurückweisen, das Böse gehöre zum Wesen des Menschen und sei ihm anerschaffen. Damit würde Gott zum Urheber auch des Bösen gemacht, wogegen die Schrift, das Gewissen und die Vernunft protestieren. Diejenige Philosophie, die das Böse für eine Notwendigkeit hält, muß es freilich dem Schöpfer auf Rechnung setzen. Nach dem Pantheismus Hegels ist alles Sein und Geschehen vernünftig, d. h. göttlich. Selbst Leibnitz, ein Theist und frommer Christ, hielt das Böse für unentbehrlich zur besten Welt. Wenn aber, wie diese Philosophie annimt, das Gute nicht werden könnte ohne seinen Gegensatz, das Böse, dann könnte dieses nicht mehr ein Gegenstand des Zornes Gottes sein; es wäre nicht strafbar, begründete keine Schuld, eine Sühne und Vergebung wäre nicht notwendig; nur eine Ueberwindung, und eben im Kampf mit dem Bösen wird das Gute. Ein Moment der Wahrheit enthält diese Anschauung insofern, als das

Gute seine Bewährung findet in der Abweisung und Ueberwindung des Bösen. Darum mußte der erste Mensch auf die Probe und zur Entscheidung genötigt werden, und jeder folgende Mensch muß auf die Probe, so auch Christus; und selig ist der Mensch, der die Probe besteht. Aber das Böse hätte ewig ein zu Ueberwindendes und Nichtsein-sollendes bleiben sollen und niemals ein Seiendes werden sollen. Durch des Stammvaters Schuld ist das Böse eine Tatsache, eine Potenz im menschlichen Leben geworden. Adams Sünde war seine Schuld und jede Versündigung begründet eine Schuld. Adams Sünde ist die Ursache der menschlichen Südigkeit; wie das geschehen, ist nicht ganz leicht zu erklären und auf sehr verschiedene Weise erklärt worden; aber Lehre der Schrift ist es. Paulus schreibt: „Durch einen Menschen — Adam — ist die Sünde gekommen in die Welt." „Durch eines Menschen Ungehorsam sind viele Sünder geworden." Röm. 5, 12 und 19. —

Nun aber sind sündig, die es nicht durch eigenes Wollen und Tun geworden sind und es ohne ihre Schuld sein müssen. Das ist ein gewichtiges Bedenken und der Punkt, an dem die Meinungen auseinander gehen. Zunächst muß man einen Unterschied zwischen dem Bösen im Kinde und dem Bösen im Erwachsenen feststellen. „Es wäre in der Tat eine rohe Auffassung des menschlichen Lebens und der christlichen Lehre von der allgemeinen Sündhaftigkeit dazu, die den großen Unterschied zu mißkennen vermöchte zwischen der Art, wie das Böse im Kinde ist, unbewußt und unentfaltet, und wie es gereift, entfaltet und zur bewußten Maxime erhoben ist im Erwachsenen, der ihm willig dient. Namentlich ist es Unbekanntschaft mit Lüge und Falschheit, und das offen, hingebende Vertrauen, welches der Unschuld des Kindes ihr eigentümliches Gepräge gibt." J. M. Eben auf diese relative Unschuld des kindlichen Alters, auf sein unbefangenes Vertrauen, auf seine Demut und Dankbarkeit für Liebe gehen Christi Aussprüche, in denen er des Kindes Sinn zum Muster aufstellt und ihn als geeignet zum Reich Gottes bezeichnet (Matth. 18, 2; 19, 14; Luk. 18, 17). — Doch ist die Unschuld des Kindes keine absolute, sie ist keine Sündlosigkeit. Denn früh genug zeigen sich beim lieben Kinde allerlei Unarten, auch wo durchaus nicht schlechte Erziehung und böses Beispiel daran schuld sind. — Das erfahren alle Eltern und tun wohl daran, wenn sie bei Zeiten Zucht üben und dem Bösen wehren, damit das Böse nicht des Kindes Wille und Gewohnheit werde. Aber es zeigt sich auch ein Unterschied zwischen Kind und Kind. Zwei Kinder werden mit gleicher Liebe gepflegt, mit gleicher Treue bewacht, mit gleicher Weisheit geleitet, und wie verschieden können sie geraten! Aus dem einen wird ein anständiger Mensch, aus dem andern ein Taugenichts. Die Kinder sind innerlich verschieden; das eine sündiger, anders als das andere. Was sie von Adam her haben ist ohne Zweifel bei allen dasselbe; was sie aber von ihren Eltern, Großeltern und weiter zurück herhaben, ist verschieden und schlimmer als das

Erbe von Adam her. Eine schlechte Person wurde die Stammutter einer Verbrechersippschaft von mehreren hundert Köpfen, wie die Gerichtsprotokolle nachgewiesen haben. Ich kannte einen jungen Mann aus guter Familie, gut geschult, gebildet und ein geschickter Handwerker; aber die Kleptomanie war ihm angeboren, und er mußte immer und immer wieder im Zuchthaus sitzen. Einer, der Bescheid wußte, sagte mir, seine Mutter habe sich allerlei Mausereien erlaubt, als sie mit ihm ging. So gibt es geborne Lügner, oder zum Trunk, zur Unzucht und andern Lastern Geneigte von Geburt an, indeß die Kinder sittlich tüchtiger und frommer Eltern schlechte Neigungen obiger Art nicht an sich haben, im Gegenteil der Eltern guten Charakter ererben.

Daraus geht mit Gewißheit hervor, daß in der Zeugung nicht bloß des Leibes, sondern auch der Seele Substanz mitgeteilt wird und im Mutterleibe der beiden Gatten Leibes- und Seelensubstanz sich vereinigen; und in der mitgeteilten Seelensubstanz gehen gute und böse Eigenschaften auf das Kind über. So sind des sündiggewordenen Adams Kinder in seiner Aehnlichkeit geboren; und die einzige Möglichkeit zur Erziehung eines sündlos geborenen Menschen war die übernatürliche Erzeugung desselben. —

Jetzt stehen wir vor der Frage: Was haben wir von Adam her? Worin besteht die sogenannte Erbsünde, das radikale Böse, wie Kant es genannt?

Peccatum originale lautet der kirchliche Ausdruck. Natursünde hat man sie auch genannt und sie unterschieden von der Personsünde, dem peccatum actuale, der Todsünde. Die Augustana und andere Bekenntnisschriften gehen aber viel zu weit, wenn sie behaupten, das erste Moment des peccatum origino sei das esse sene metu Dei, sine fiducia ergo Deum; sei ignorantia Dei, fugere Deum judicantem, irasci Deo, desperare gratia und andere Uebertreibungen. So ist es freilich bei vielen, aber nicht bei allen, und ist darum der natürliche Zustand des Menschen nicht richtig gezeichnet. Die eigentliche Erbsünde, um den gebräuchlichen Ausdruck beizubehalten, kann nicht eine so völlige Zerstörung der religiösen und sittlichen Anlagen sein, sonst gäbe es nicht neben anderen sittlich und religiös verkommenen, auch vortreffliche Menschen. Wie wir oben gesehen, gehört die völlige Korruption nicht zum Wesen der Erbsünde. —

Die Hauptstelle, die vom Ursprung und Wesen der sogenannten Erbsünde handelt, ist Röm. 5, 12 und laute: „Durch einen Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, weshalb alle gesündigt haben." Wir übersetzen das ἐφ' ᾧ durch „weshalb," oder „worauf hin." Luther hat es mit „dieweil" übersetzt: „Dieweil alle gesündigt haben, ist der Tod zu allen hindurch gedrungen." Damit hat er den Nachsatz zur Begründung des Vorhergehenden gemacht, was aber nicht angeht, weil der Tod schon vor dem Sündigen bei Un-

zähligen vorhanden ist. Unzählige hat der Tod weggerafft, die nicht gesündigt haben, die also nicht an eigener Sünde gestorben sind. „Der Zusammenhang der Stelle verlangt durchaus den Gedanken, daß nicht erst ein jeder Mensch von neuem durch eigene Schuld den Tod verdiene neben und unabhängig von Adams Sünde, daß vielmehr Adams Sünde und Tod über das ganze Geschlecht seiner Kinder Sünde und Tod herbeigeführt habe, sowie auf der anderen Seite Gerechtigkeit (Heiligung der Person) und Leben nur aus der einen Quelle der Gerechtigkeit und des Lebens Christi stamme." Der zu allen hindurch gedrungene und zur schrankenlosen Herrschaft gelangte Tod ist aber durchaus nicht bloß vom leiblichen Sterben zu verstehen, sondern umfassender, wie auch sonst in der Schrift, vom geistlichen Todfeind, Sünde und Tod sind immer beisammen, die Sünde ist die moralische und der Tod die physische, die wesenhafte Scheidung von Gott. Erst wenn der letzte Rest der Sünde getilgt und die Heiligung vollkommen geworden ist, verschwindet auch der letzte Rest des Todes ganz und die Gemeinschaft mit Gott ist vollkommen. „Der Tod ist zu allen Menschen hindurchgedrungen, weil Adams Sündigkeit, die Ursache des Todes, sich auf alle fortgeerbt hat. „Darauf hin," oder „deshalb", sündigen auch alle, wenn sie selbsttätig werden. Das geistliche Totsein ist die Ursache der Sündigkeit und des Sündigens. Den aus der Geistesgemeinschaft herausgetretenen Menschen fehlt die Kraft, sich der Sünde zu erwehren und das emanzipierte Fleisch in Zucht zu halten. Wie kommt es aber, daß das Fleisch, d. h. die Natur, dem Geist widerstrebt? Wie ist denn das Böse als ein Prinzip in die Natur, vielmehr in die Seele gekommen? Die Scheidung von Gott ist doch nur eine Privation, etwas Negatives. Die Sündigkeit aber ist etwas Positives. Wenn der Mensch eben nur geistlich tot und schwach ins Dasein träte, und seine Sündigkeit nur ein Resultat schlechter Erziehung und bösen Beispiels wäre, dann läge die Sache sehr einfach und klar. Nun aber ist die Sündigkeit angeboren. Das ist auch eine „Crux" der Philosophen, so daß die tiefsten Denker, nämlich Origenes, Kant und Julius Müller, von einer Präexistenz der Seelen geredet haben und behauptet, die Seelen hätten in ihrem vorirdischen Dasein gesündigt, denn die Sündigkeit könne nur aus einer freien sündigen Tat resultieren.

Die kirchliche Lehre erklärt die Entstehung der Sündigkeit anders, aber auf Grund einer falschen Uebersetzung von ἐφ' ᾧ in Römer 5, 12. Sie übersetzt es: „in welchem," nämlich in Adam haben alle gesündigt. „In quo," sagt Augustin, die oberste Autorität der kirchlichen Lehre. Aber ἐφ' ᾧ ist nicht ἐν ᾧ, nicht „in quo," und nicht so, daß die ganze gewaltige Nachkommenschaft mit einem Schlag Sünder und gar mit schuldig geworden wären, als Adam sündigte. „Unser Gewissen erfährt die Unverbrüchlichkeit des göttlichen Gesetzes, die Heiligkeit des Gesetzgebers und Richters, wonach es unmöglich ist, daß der Schöpfer selbst den Samen des Sündigens in un-

sere Natur eingestreut hätte. Kam nun die menschliche Natur rein aus des Schöpfers Hand, so muß ihre Verdorbenheit durch Menschen entstanden sein und findet sich die Verdorbenheit bei allen Menschen, so kann sie uns durch den Stammvater entstanden sein.

Nun sagst du vielleicht: Sollen wir durch Adams Sünde dem Tod von Seele und Leib verfallen sein, wo bleibt Gottes Gerechtigkeit? Ich antworte: Ist es nicht nach der täglichen Erfahrung so, daß die Familien eintreten in den Fluch und Segen, der vom Vater der Familie erworben wird? Die Kinder der verdienten Männer genießen den Ruhm des Vaters, die Kinder des Verbrechens teilen des Vaters Schmach. Was Paulus von dem Erbe sagt, das von Adam her über alle Menschen gekommen sei, ist im Großen dasselbe, was im Kleinen täglich geschieht und bei jedermann für natürlich gilt." So hat Geß gesagt. Es trifft aber nicht ganz zu, denn Adams Sündigkeit wird seinen Kindern nicht äußerlich angerechnet, wie den Kindern des Gerechten und Ungerechten des Vaters Ehre oder Schmach. Adams Sündigkeit haftet an der Natur, an der Seelensubstanz, die in der Zeugung fortgepflanzt wird. Unsere Sündigkeit steht nicht in einem bloß idealen oder mechanischen, sondern in einem organischen, realen Zusammenhang mit Adams Sündigkeit. Aber von Sünden und Zurechnung der Erbsünde kann nicht die Rede sein. Dagegen sträubt sich das Gerechtigkeitsgefühl, obgleich auch Jul. Müller mit allem Scharfsinn die ererbte Sündigkeit als Schuld zu erweisen gesucht hat. Eine Schuld entsteht durch eigenes Sündigen. Die Kinder sind unschuldig, aber sündig und der Wiedergeburt bedürftig. Die Arminianer und viele Theologen der neueren Zeit erklären sich in Beziehung auf Zurechnung also: Zugegeben wird, daß der Sündenfall der ersten Menschen nicht bloß eine physische, sondern auch eine sittliche Störung und Verderbnis in der menschlichen Natur nach sich gezogen habe, so daß die Nachkommen Adams nicht in derselben Integrität geboren werden, in der ihr Stammvater erschaffen worden, sondern von Anfang mit einer gewissen Unreinheit, mit einer starken Neigung zum Bösen behaftet seien. Allein diese Neigung zum Bösen könne dem Menschen, eben darum, daß sich ihnen ohne ihr Zutun angeboren sei, nicht als Schuld angerechnet werden; sie sei ihnen als ein Uebel, als eine durch den Fall in die menschliche Natur eingedrungene Krankheit, aber nicht als eigentliche Sünde. Diese entstehe erst dadurch, daß der einzelne nach erwachtem, sittlichem Bewußtsein den Solizitationen dieser verderbten Neigung folge, wodurch er sich nicht bloß mit Tatsünden beflecke, sondern auch jene Neigung zum Bösen verstärke und zu einem herrschenden Hang steigere, der dann die Quelle mannigfaltiger Tatsünden werde. Nur für die Einwilligung in die Reizungen der angebornen Sündhaftigkeit und für alle sündlichen Handlungen und Zustände, die aus dieser Einwilligung folgen, sei der Mensch verantwortlich, nur dadurch werde er schuldig vor Gott."

Diese Erklärung scheint mir von allen die vernünftigste und hat meine volle Zustimmung. Es erheben sich freilich von kompetenter Seite gewichtige Bedenken dagegen, die wir nicht übersehen wollen. Julius Müller sagt: „Um der allgemeinen Notwendigkeit der Erlösung willen, sei für die Bedingungen der Zurechnung gehörig Sorge zu tragen. Weil der Uebergang aus dem ererbten sündhaften Zustand zur wirklichen Sünde ein notwendiger, d. h. ein unvermeidlicher sei, so ist der Sündenfall die Ursache der wirklichen Sünden sowohl, als er die Ursache der angebornen Sündhaftigkeit ist. Soll uns nun die Erbsünde nicht zugerechnet werden können, weil sie durch die Tat anderer Individuen, der ersten Menschen, in uns gesetzt ist, so folgt unwidersprechlich, daß sich die wirklichen Sünden der Zurechnung entziehen, daß das Vorhandensein der letzteren in unserem Leben durch unsere Selbsttätigkeit bedingt ist, das Vorhandensein des ersteren dagegen nicht, hat auf die Sache selbst gar keinen Einfluß." So Jul. Müller. Bei aller Hochachtung vor dem großen, längst entschlafenen Theologen, wage ich doch ihm etwas einzuwenden. Ist denn der Uebergang aus der angebornen Sündhaftigkeit zu Totsünden wirklich ein durchaus notwendiger? Die Erfahrung scheint dafür zusprechen, und die Wissenschaft muß die Erfahrung zu Rate ziehen. So schreibt auch Melanchthon: Semper cum peccato originali simul sunt peccata actualia. Ich glaube, daß es Ausnahmen gegeben hat — und immer geben kann. Die Untugenden des noch nicht zum sittlichen Bewußtsein fortgeschrittenen Kindes und Schwachheiten auch reiferen Alters werden nicht als eigene Schuld angerechnet. Außerdem dürfte die angeborne Schwachheit und Disposition zum Widergöttlichen die sündige Entwicklung einigermaßen entschuldigen, so daß dem einzelnen seine Tatsünden doch nicht so angerechnet werden, als ob er die erste Sünde begangen und das Sündige angefangen hätte. Die Schuld und ihr Bewußtsein, die Notwendigkeit der Erlösung und ihre Erkenntnis werden dadurch nicht abgeschwächt. Auch das unschludige, aber doch nicht normale Kind bedarf der Genesung abgesehen von eigenen Sünden.

Das sittliche Bewußtsein nahm stets Anstoß an dem Dogma, daß die Nachkömmen Adams durch eine fremde Sünde schuldig und strafbar werden sollen, und immer wird es den Grundsatz des Pelagianismus geltend machen: Deus, qui propria peccata remittit, aliena non imputat.

Dem gegenüber behauptе die orthodoxe Lehre, daß hinter dem alienum ein proprium liege, dadurch, daß im Willen Adams der Wille aller seiner Nachkommen enthalten gewesen und gesündigt habe; und bleibt dabei, daß sittliche Zustände und Handlungen, die aus einer der Zurechnung unterliegenden Tat entspringen, selbst der Zurechnung unterliegen. Allein so groß auch der Scharfsinn der alten protestantischen Dogmatiker, womit sie dieses Dogma zu rechtfertigen suchten, das Gewissen läßt sich durch keine Dialektik zwingen zu

übernehmen, was nun einmal nicht darinliegt und der Erfahrung widerspricht.

Die Lehrart des Thomas von Aquino, welche später in der katholischen Kirche die Herrschaft erlangt und selbst an dem ausgezeichnete lutherischen Theologen Georg Calixt einen Anhänger gewonnen hat, lautet anders. Von einer positiven Verderbnis der menschlichen Natur ist da nicht die Rede und darum auch nicht von einer unmittelbaren Zurechnung des Sündenfalls. Dem mit der Erbsünde behafteten Menschen fehlt bloß die ursprüngliche Gerechtigkeit, da die concupiscentia, welche den Reformatoren als die positive Seite jenes Verderbens galt, nach dieser Ansicht gar nicht sündlich ist. — Da die ursprüngliche Gerechtigkeit ein donum superadditum war, so ist mit ihrem Verlust der menschlichen Natur nichts verloren gegangen, denn sie hat nicht wesentlich zur menschlichen Natur gehört. Dennoch ist von einer Schuld der Erbsünde die Rede, sie entsteht durch unmittelbare Zurechnung von Adams Fall; „eine Zurechnung, die ohne allen realen Grund in der Luft schwebt," sagt Jul. Müller. „Die lautere Unschuld findet sich mit einer Schuld behaftet, und die reine Natur, das unentweihte Geschöpf Gottes, soll sich vor ihrem Schöpfer verdammlich erkennen." An den Nachkommen Adams hafte von ihrer Geburt her kein Mangel, der nicht zum Wesen der menschlichen Natur gehöre.

Bellarmin, ein gelehrter Jesuit, redet im Unterschied von Thomas von Wunden der Natur (corruptio, depravatio) in Folge des Sündenfalls; aber diese sogenannten Wunden würden aus der menschlichen Natur selbst ausgebrochen sein, wenn es ihr Gott hätte fehlen lassen in dem übernatürlichen Geschenk der ursprünglichen Gerechtigkeit, durch welches, wie durch einen goldenen Zügel das aus der Beschaffenheit der Materie entspringende Widerstreben der niederen Kräfte gegen die höhere unterdrückt werden müßte. Dann bleibt für die Erbsünde nichts anders übrig als die Zurechnung von Adams Ungehorsam. Diese Zurechnung wird damit begründet, daß alle Menschen eine organische Einheit bilden und vermöge der gemeinsamen Natur gleichsam nur ein Mensch seien." So Bellarmin. Die Gemeinsamkeit der Natur begründet wohl die Gemeinsamkeit der Sündigkeit; aber die Zurechnung von Adams Sünde als Sünde aller Nachkommen wird dadurch nicht begründet.

Die Theologie hat es zu keiner klaren und unanfechtbaren Erkenntnis gebracht und wir sind auf Röm. 5, 12 angewiesen. Die Erklärung dieser Stelle ist oben gegeben. Die Stelle erklärt vollkommen den Zusammenhang unserer Sündigkeit mit Adams Sünde und die Entstehung der allgemeinen Sündigkeit; aber von Zurechnung von Adams Sünde steht nichts darin.

Das Resultat dieses Aufsatzes fassen wir in folgende Sätze zusammen:

1. Durch Adams Sünde erlitt die menschliche Natur eine tiefgehende Veränderung, aber die Grundlage des göttlichen Ebenbildes, das religiöse und sittliche Bewußtsein, ist geblieben.

2. Durch die Sünde ist der Tod in die menschliche Natur gekommen, die Sünde ist die moralische, der Tod die physische Scheidung von Gott.

3. Im geistlichen Tode und in der dadurch bewirkten Disposition zum Bösen besteht die Erbsünde. Diese Disposition wird von den alten Theologen „Concupiscentia" genannt.

4. Diese sogenannte Erbsünde haftet an der Seele und wird in der Zeugung fortgepflanzt. (Tradution von Leib und Seele.)

5. (Zusatz.) Dadurch wird begreiflich, daß Jesus von der Jungfrau geboren werden mußte, wenn sein menschliches Dasein ohne Erbsünde beginnen sollte.

Wie wird der Sünder vor Gott gerecht?

Referat von Pastor Chr. Buckisch.

Auf Beschluß des Colorado-Missions-Distrikts veröffentlicht.

Vorbemerkung: Mit diesem Referat ist nicht eine Abhandlung über die umfangreiche Rechtfertigungslehre der Kirche beabsichtigt. Ihr Studium hat als Vorarbeit seinen Wert. Aber wenn es sich um ihre Wiedergabe auf Grund der Heiligen Schrift handelt — soll diese keine bloße Reproduktion sein — dann muß sie den Stempel der eigenen Auffassung und eigenen Verarbeitung an sich tragen, d. h. sie wird ihre subjektive Färbung haben. Andere mögen die Arbeit kritisieren. Welcher Kritiker sich aber jemals selbst an die Arbeit wagt, wird finden, daß er ein sehr mangelhaftes Werk zustande bringt. Ein vollendetes Werk wird erst dann möglich sein, wenn nach Offenbarung 20, 11—12: „Der auf dem großen, weißen Thron" auf Grund der „aufgeschlagenen Bücher" das letzte Wort im Gericht gesprochen haben wird.

Gehen wir mit dieser Vorbemerkung zu unserem Thema über: „Wie wird der Sünder vor Gott gerecht?"

Vor **Gott** der **Sünder!** Ein Gegensatz, der größer und tiefer wird, je mehr sich der Forscher mit ihm beschäftigt. Die Kluft öffnet sich vor seinen Augen, von welcher Lukas 16, 26 redet. Ueber diese kann keine Präposition (vor) eine Brücke schlagen, sie kann keine Eigenschaft (gerecht) ausfüllen, es sei denn, daß die Eigenschaft ein Zustand wird.

Fassen wir Gott und Sünder abstrakt, so haben wir auf einer Seite Leben, Licht, Liebe mit ihren entsprechenden Eigenschaften, von denen jede ein Name des bezeichnenden Wesens wird, uns dasselbe verständlicher macht und es uns in seiner Fülle vor die Augen des Geistes malt. Auf der anderen Seite haben wir ein Wesen, das sterblich, verfinstert, selbstisch ist. Gott sei Dank, daß wir nicht gleich

hier den äußersten Gegensatz setzen müssen: Tod, Finsternis, Haß; denn dann könnte uns obige Frage überhaupt nicht beschäftigen, die Scheidung wäre unwiderruflich vollzogen, „die Kluft befestigt." Aber nach Lehre der Schrift und der Erfahrung soll und kann das Sterbende gesunden und — leben (Hes. 16, 6), das Verfinsterte erleuchte werden und — helle scheinen (Matth. 5, 14—16; Phil. 2, 15), das Selbstische in Selbstverleugnung umgewandelt werden und — lieben (Matth. 5, 44; 16, 24; Joh. 12, 25; 13, 35).

Wenn wir hier oft Blinden gleichen Und vergessen, daß wir Staub,
Von dem Pfad der Güte weichen, Gegen Recht und Wahrheit taub:
Dort im ewgen Gottesfrieden Hat die Schwachheit keinen Raum;
Himmelskraft wird uns beschieden Wenn einst flieht der Erde Traum.

Wenn der Traum als schreckliche Wirklichkeit geflohen ist, dann ist auch die Kluft zwischen Gott und dem Sünder geschwunden. Der Sünder ist nicht mehr Sünder vor Gott, er ist vor ihm ein Gerechtgewordener. Wie kann das erreicht werden, ist die Frage in meinem Thema.

1.

Zur Beantwortung der Frage werden wir uns zuerst klar, wie jene Kluft entstanden ist. Ursprünglich war sie nicht vorhanden. Wie sich nach 1. Mose 3, 8 Gott dem Menschen nahte, so dürfen wir aus Vers 10 schließen, daß der Mensch auch ihm zu begegnen pflegte. Aus dem Negativ Römer 3, 23 dürfen wir ferner annehmen, daß der Mensch in solchem Begegnen eine gewisse δόξα τοῦ θεοῦ gehabt habe. Bei ihm, als dem Ebenbilde Gottes konnte diese wohl nichts anderes gewesen sein, als der Widerschein der δόξα seines Schöpfers, nämlich eine Abspiegelung sämltcher Eigenschaften Gottes, die durch anhaltenden Verkehr mit Gott hätten sein Zustand werden können. So hätte sich denn das Himmelsbild des Sehers Offenbarung Kap. 4, ohne Hinzutritt des 5. Kapitels mit allem daraus sich Ergebenden (Kap. 6—20), gestaltet. Kap. 4 wird doch zur Tat werden, aber das nur durch das Auftreten und die Werke des Lammes, das fortan die Geschicke der Welt in seiner Hand hat und sie so lenkt, daß sich 1. Kor. 15, 24 u. 28 erfüllt. Dann ist das Ziel der Schöpfung erreicht; es ist durch die Erlösung nur um so reicher und schöner entfaltet. Der Lobpreis in Kap. 4, 8—11 hat sich zu dem in Kap. 5, 8—14 erweitert.

Aber warum ist Kap. 5 mit all dem Folgenden bis Kap. 20 notwendig geworden? Das Ebenbild Gottes hat mit seinem Urbild gebrochen, der Mensch ist **Sünder** geworden. Das ist der Riß, aus dem sich die Kluft bildet. Die hebräische Sprache hat dafür sehr bezeichnende Ausdrücke. Sünde ist im allgemeinen Sinne חֵטְא. חַטָּאת, ein Fehlen, Verfehlen, wie im Griechischen ἁμαρτία. Der Mensch hat sein Glück gesucht und sucht es, leider außer Gott, ohne Gott und

wider Gott. Das ist seine Bestimmung nicht, ebensowenig als daß der Fisch im Sande leben sollte. In solchem gottwidrigen Verhältnis muß der Mensch fortgehend sein Ziel verfehlen. Anstatt Glück wird ihm lauter Unheil. Epheser 4, 22b ist sein Gang. Bei dem חֵטְא bleibt es nicht. Dieses geht in פֶּשַׁע über. Abgeleitet von der Grundbedeutung „brechen,“ führt es auf die Tatsache zurück, daß der Mensch mutwillig mit Gott gebrochen hat, hat an Gott „Treubruch“ begangen. Ist beides schon schwerwiegend genug gegen ihn, so tritt doch noch ein drittes hinzu. Auf seinem Wege von Gott ab wird sein ganzes Tun und Treiben ein עָוֹן. Die Wurzel geht auf „krümmen,“ „verdrehen“ zurück. Der Sünder krümmt die göttliche Lebensnorm, verdreht das Recht und ladet damit Schuld auf sich, die ihn vor den Richter bringt. Nach Jesaias ist sein ganzes Volk in solch einem עָוֹן. Kap. 19, 14 redet von einem רוּחַ עִוְעִים und entwirft das häßlichste Bild, an welches die γενεὰ διεστραμμένης Phil. 2, 15 nicht heranreicht.

Ist der Sünder vor Gott so gestaltet, dann ist es klar, daß zwischen den beiden eine durch gewöhnliche Mittel unüberbrückbare, unausfüllbare Kluft bestehen muß. Dem Leben gegenüber ist der Sünder auf dem Wege in den Tod, dem Licht gegenüber ist er auf dem Wege in die Finsternis, der Liebe gegenüber ist er auf dem Wege in den Haß, und das in allen drei Fällen absolut. Auf dem Wege dahin, leider! Aber Gott sei Dank, noch nicht am Ziele. Kann er aufgehalten, zur Umkehr gebracht und umgewandelt werden? Abermals, Gott sei gedankt, ja! Das Motiv dazu, die Kraft, das Mittel geht von Gott aus. **Gott** gibt dem Sünder dazu jede Gelegenheit und das jedem einzelnen nach seiner Eigenart.

2.

Gott tut es durch die Erlösung in Christo Jesu, Röm. 3, 24.

Im Alten Bunde hat David diese Erlösung am tiefsten im Vorschmack empfunden. Seine Seligkeit darüber hat er in seinen Psalmen 32 und 51 zu kirchlich klassischem Ausdruck gebracht. Ein ganzes Jahr hatte er es versucht, seine Sünde an Bath-Seba und Uria durch Verschweigen (32, 3) zu verbergen. Damit hatte er an sich selbst eine רְמִיָּה (ein Falsch, einen Betrug) geübt, welche als ein Bann auf ihm lastete, 32, 3—4. Infolge der Bußpredigt Nathans kam er mit seinem Sündenbekenntnis frei heraus, Psalm 51. Seinem Verderben nachspürend, ging er bis auf sein Werden (51, 7) zurück. Aber es war ihm keine Entschuldigung, vertiefte vielmehr seine Buße. Obwohl er klärlich an Menschen gesündigt hatte, erkannte und bekannte er doch seine Sünde ganz richtig als an Gott begangen (V. 6). Damit war der auf ihm lastende Bann gebrochen, die רְמִיָּה war abgetan und dafür standen ihm der göttliche חֶסֶד und die göttlichen רַחֲמִים offen. Sich auf dieselben berufend, konnte er flehen: „Tilge meinen Treubruch, wasche mich von meiner Schuld und reinige mich von mei-

nem Fehl" (51, 3—4). Dazu war er bereit, die gottgeordneten Mittel anzuwenden, V. 9 (cf. 3. Mose 14, 6—7). In diesem Zustande empfand er das Schauerliche der Uebertretung, gegen welche er sich künftig hin verwahren möchte. Darum der Ausruf: „Ein reines Herz schaffe in mir, o Gott, und einen festen Geist erneuere in meinem Inneren," V. 12. Das ist das geängstete und zerschlagene Herz, das **Gott nicht verachtet, V. 19, und auf Grund solcher** μετάνοια **in** ihm war er für die Seligkeit Psalm 32, 1—2 empfänglich. „Der Treubruch ist aufgehoben, der Fehl ist zugedeckt, die Schuld nicht angerechnet." Gott tat es. „Du, du nahmest hinweg die Schuld meines Vergehens," V. 5. Damit war David nicht mehr der Sünder vor Gott; er war und fühlte sich als der Gerechtgewordene vor ihm, den keine Kluft mehr bedrohte.

Was David so im Vorschmack überaus glücklich machte, das durfte Saulus als Paulus in der ganzen Fülle genießen. Er hatte nicht in der Weise Davids gesündigt an Gott. Sein ganzes Wesen und Streben war von Jugend auf auf Gottes Ehre gerichtet. Gottes Gesetz war ihm Norm des Lebens, war ihm heilig und gut (Römer 7, 12). Dasselbe zu erfüllen, war ihm voller Ernst. Das meinte er auch mit seiner Verfolgung der Bekenner Jesu zu tun (Philipper 3, 6). Und doch hatte er in dem allen kein Genüge gefunden (Römer 7, 18—19). Wahrscheinlich war es bei ihm schon **vor** „Damaskus" zu dem Seufzer Römer 7, 24 gekommen, wodurch er wohl für das himmlische Gesicht prädisponiert war. Darum auch die bereite Frage: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?" Wenn unter der Verkündigung des Ananias „es von seinen Augen fiel wie Schuppen," so durfte das doch mit einschließen, daß er all sein bisheriges Wirken nach dem Gesetz als **verfehlt** erkannte und darum bereitwillig seine gesetzliche Gerechtigkeit als eine ζημία über Bord seines Lebensschiffes zu werfen (cf. Phil. 3, 7 mit Apg. 27, 10), um die sich ihm in Christo Jesu eröffnete Gerechtigkeit zu gewinnen, Phil. 3, 9. Er hatte einen tiefen Blick in den ihm erschienenen Christus Jesus geworfen. Das ὑπερέχον τῆς γνώσεως Jesu Christi hatte es ihm angetan. Darin bot sich seinem nach Gerechtigkeit suchenden Geiste der immer sprudelnde Quell, dem gegenüber im Fortschritt seiner Erfahrungen seine einstige Gerechtigkeit von einer ζημία zu einem σκύβαλον herabsank. Gerechtigkeit vor Gott ward ihm mehr als eine Tugend, mehr als eine Eigenschaft. Zuerst war sie ihm zugerechnet (Phil. 3, 9), als reines Geschenk (Röm. 3, 24). Aber damit hatte sich ihm erst die Fülle der Gerechtigkeit Gottes eröffnet. Für ihn war sie da in der Person Jesu Christi. Gerecht vor Gott konnte er sich nur wissen in Christo Jesu. Darum war und blieb fortan sein Streben, **„in ihm erfunden zu werden"** (Phil. 3, 9). Das zieht sich durch sein ganzes ferneres Leben. Der Plan ist gefaßt: „zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, daß ich seinem Tode ähnlich werde," d. h. doch mit ihm sterbe und mit ihm auf-

erstehe, im Bewußtsein von Römer 4, 25 und 6, 4. Aber dies zu dem Zweck, „daß ich entgegen komme zur Auferstehung der Toten," Phil. 3, 11. Denn da erwartet er das βραβεῖον (V. 14), das ihm gegen Ende seiner Laufbahn zu dem στέφανος τῆς δικαιοσύνης wird, 2. Tim. 4, 8. Krone der Gerechtigkeit ist doch die Gerechtigkeit in ihrer Vollendung, wie der Baum in seiner vollen Ausgestaltung der Aeste, Blätter, Blüten, Früchte seine Krone erreicht. Zu dieser Höhe der Vollendung hinauf zu gelangen, ist sein Ziel in der in Christo Jesu erkannten Gerechtigkeit. Darüber hinaus brauchte er nicht zu sorgen. Denn in solcher Vollendung würde für ihn keine Kluft sein, die ihn von Gott trennen könnte. Kommt er doch vor ihm an **in Christo Jesu. In ihm ist er gerecht vor Gott.**

Wenn in der Lehre der Kirche die Rede von der Rechtfertigung ist als von einem einmaligen Akt, der sich in der Heiligung fortsetzen muß, so kann das wohl geschehen, um die Wortbegriffe zu bestimmen, aber sofern auch der Gerechtfertigte auf Erden immer noch Sünder ist, 1. Joh. 1, 8, muß auch die Rechtfertigung sich in der Heiligung fortsetzen und kann erst terminieren, wenn das non posse peccare eingetreten ist. Das lehrt die bereits benutzte Stelle Phil. 3, 6—14 im Vergleich mit 2. Tim. 4, 8. Vollendung seiner Gerechtigkeit erwartete Paulus erst unter dem letzten Urteil des „gerechten Richters" über ihn. Inzwischen hat er bei all seiner Arbeit an anderen doch fleißig seine Gerechtigkeit geprüft und auf ihre Gültigkeit hin erforscht, wozu ihm die Erlösung in Christo Jesu immer neue Veranlassung und Nahrung gab.

Im Mittelpunkte derselben stand ihm Christus Jesus, welchen Gott als ein ἱλαστήριον durch den Glauben in seinem Blut dargestellt hatte, Röm. 3, 25. Das Bild nimmt er von dem Deckel der Bundeslade im Allerheiligsten des Tempels. Derselbe heißt im Hebräischen „Kapporet." Die LXX übersetzt dieses mit ἱλαστήριον, Luther mit Gnadenstuhl. Das Hebräische hat seine Grundbedeutung im „Bedecken," aber nicht in dem Sinn, daß der Deckel das Gesetz in der Lade zudeckte, sondern der Deckel mit dem Blut der Versöhnung besprengt tat es. Insbesondere ist nach Gottes Ordnung (3. Mose 17, 11) das Blut die Decke, die Sühne. So bedeutet auch im Griechischen ἱλάσκομαι ich sühne — „versöhne die Götter." Demgemäß ist ἱλαστήριον als Sühnmittel aufzufassen. War dies Sühnemittel im Alten Testament der Deckel der Bundeslade, besprengt mit dem vorgeschriebenen Blut (3. Mose 16), in dem für gewöhnliche Menschen unzugänglichen Allerheiligsten und in dessen Dunkel, so hat Gott im Neuen Testament es „herausgestellt." Es ist Christus Jesus durch den Glauben in seinem Blute, d. h. Christus Jesus, wie er seine Glaubens**treue** zu Gott in Vergießung seines Blutes bekundet hat. Als solcher ist er von Gott als Sühnmittel gestellt vor die Augen aller Welt. Der Sinn berührt sich mit Joh. 3, 14 und 12, 32. Ohne Bild nennt ihn

Johannes in dem gleichen Sinne die Sühne, Sühnung für unsere Sünden, 1. Joh. 2, 2 und 4, 10.

Petrus und Johannes verwerten den angeregten Gedanken von dem Blute Christi weiter. 1. Petri 1, 19 nennt es Petrus den teuren Preis, mit dem die Auserwählten losgekauft seien. Johannes nennt es das Mittel, das uns rein macht von aller Sünde, 1. Joh. 1, 7. In noch anderem Sinne hört es der Seher, Offb. 12, 11 gepriesen. Die große Stimme im Himmel sagt in dem Siegesgesange, daß die Brüder den Satan, der sie Tag und Nacht vor Gott verklagte, überwunden haben „um des Blutes willen des Lammes" (διὰ τὸ αἷμα.) Unter all den Anklagen Satans ist das Blut des Lammes da vor Gott. Es ist die unwiderstehliche Gegenanklage gegen den Satan in seinen Anklagen der Brüder. Er hat ja das unschuldige Lamm Gottes durch seine Werkzeuge getötet. Dafür ist das Blut der beredte Zeuge, das „Exhibit." Es besagt: Satan kommt es nicht auf Wahrheit und Gerechtigkeit an, sonst hätte er sich nicht an der Unschuld vergriffen. Die Tat stempelt ihn als Erzverbrecher und macht seine Anklagen unwirksam. Er muß verstummen. Sodann haben sich die Brüder unter dieses Blut geflüchtet. Sie sind ja „Brüder" geworden, weil sie nach ihrem Christentum sämtlich aus diesem Blute gezeuget sind. Damit sind sie auch dem Lamme nachgeartet. Das haben sie dadurch bewiesen, daß sie ihr Leben nicht geliebet haben bis in den Tod „um des Wortes willen ihres Zeugnisses," das ihnen von dem Kreuze Jesu Christi; an dem er sein Blut vergossen hat, verkündigt worden ist. Daran haben sie festgehalten bis in den Tod, der bei vielen Märtyrertod geworden ist. So ist Christus in seinem Blut ihre Rechtfertigung, die bis in ihre Vollendung andauert.

Aufgrund solcher ἀπολύτρωσις in dem ἱλαστήριον wird dem Paulus erstere zu einer καταλλαγή, die Ausgleichung zwischen Gott und dem Sünder, die Aussühnung, Röm. 5, 11; 11, 15; 2. Kor. 1, 18—19. Damit ist sich Paulus des Wertes seiner Gerechtigkeit gewiß. Ist sie doch von Gott ausgegangen, Gottes eigen, in dem Sünder zu dessen Eigentum geworden, von Gott selbst gewirkt.

„Vor Gott sonst nichts gilt als sein eigen Bild." Das in sich wirken zu lassen, an dem festzuhalten in allen Lagen des Lebens, ist Sache des Glaubens. Und wer in dem Glauben steht, in dem wirkt und lebt, der ist eben dadurch so innig in Christum eingegangen, daß er in Christo erfunden wird vor Gott. In Christo und mit Christo ist seine verlorene Zeit göttlich ausgefüllt, seine Verschuldung ist abgetan, alle Neigung zur Abkehr von Gott ertötet; ein Neues hat angefangen, ein christus-ähnliches Leben von Gott und für Gott.

Wie absolut die Vergebung und Neugestaltung werden kann und soll, sehen wir aufs klarste an der „großen Sünderin" exemplifiziert, Lukas 7, 36—50. Daß es Maria Magdalena war, geht aus der Bemerkung zweier Evangelisten hervor, daß der Herr von ihr sieben Teufel ausgetrieben hatte (Lukas 8, 2 und Mark. 16, 9). Dennoch

war sie gewürdigt, als erste den Auferstandenen zu sehen und die Botschaft seiner Auferstehung den Jüngern zu bringen. Aber gerade an ihr sehen wir, wie völlig ihre Buße, wie rein ihre Liebe (Luk. 7, 47) war. Gleich auf das lossprechende Wort des Herrn, Luk. 7, 50, antwortete sie mit ihrem hingebenden Dienste in seiner Nachfolge, Lukas 8, 2, in dem sie bis zu Karfreitagabend blieb, Matth. 27, 56; Mark. 15, 47, und Ostern ist sie in der Morgendämmerung die erste, „das Grab zu besuchen," Matth. 28, 1; Mark. 16, 1; Joh. 20, 1. Johannes geht mit seinem Auferstehungs-Kapitel von ihr aus. Sagt Markus kurz (Kap. 16, 9), daß „Jesus, da er auferstanden war . . ., erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte," so zeigt Johannes (20, 1—18), wie sie für diese Auszeichnung empfänglich war. So sehr war sie ihm ergeben, so tief in seinen Tod eingegangen, daß auch Engel auf sie keinen Eindruck machen konnten (V. 12—14). Sein „Maria!" aber erwidert sie augenblicklich mit ihre „Rabbuni!" Und die ablehnende Mahnung des Herrn Vers 17a zeigt, wie sie ihr alles in diesem „Rabbuni!" fand, über ihr damaliges Fassungsvermögen hinaus. Ihr ganzes Wesen war im Prinzip in ihm beschlossen, welches Prinzip vergleichungsweise in der weitesten Entwicklung sich befand. Wie äußerlich, war Maria Magdalena auch innerlich allen vorausgeeilt, wenn auch noch nicht am Ziele angelangt. Nach ihrem Bewußtsein trennte sie nichts von dem Herrn. Sollte darin nicht auch an ihr Joh. 16, 27 zur Tat geworden sein? Was dann konnte sie scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ihren Herrn sich verwirklicht hatte? Ob sie es sich theologisch vorhielt oder nicht, sie war doch **gerecht, gerecht vor Gott.**

3.

Die Rechtfertigung vor Gott vollzieht sich nur auf Grund der Erlösung in Christo Jesu. Im Zusammenhang damit behandeln die Dogmatiker auch die Frage: „Hat das Heilswerk Christi Wert vor Gott ohne Rücksicht auf seine Wirkung innerhalb der Menschheit? Oder können wir ihn nur nach Maßgabe der letzteren bestimmen?" Ich muß sagen, eine Behandlung der Alternative im ersteren Sinne kann doch nur akademischen Wert haben, in der Praxis wird es sich immer um die letztere Auffassung handeln. Gott hat nicht etwa um seinetwillen Christum in den Tod gegeben, als ob ihm an erster Stelle um Stillung seines Zornes zu tun gewesen wäre. „Der Aufgang aus der Höhe hat uns besucht durch die **herzliche Barmherzigkeit** unseres Gottes (Lukas 1, 78; cf. auch Hesekiel 16, 6; Joh. 3, 16 und 1. Tim. 1, 16). Ganz recht sagt D. Kirn in seinem Artikel über „Versöhnung" in der Realencyklopädie: „Der Kreuzestod (Christi) ist nicht nur der höchste, das Vertrauen unerschütterlich begründende Erweis der im Erlöser handelnden göttlichen Liebe; er zieht zugleich die mit Christus verbundene Menschheit in das Sterben ihres natürlichen Wesens, in die tiefste und umfassendste Buße hinein. Damit gewähr-

leistet er den Anbruch eines neuen Verhältnisses zwischen Gott und dem Menschengeschlecht, in dem Gottes Liebe schrankenlos walten kann und ihr der vertrauende Gehorsam einer neuen Kreatur antwortet." Vergl. Sach. 12, 10; 13, 1; Joh. 12, 25—26. So wird uns 1. Kor. 15, 22 verständlich. In Christi Tode versöhnt mit Gott, in seiner Auferstehung teilhaftig geworden der Gerechtigkeit (Röm. 4, 25), gehen wir, wie Paulus, der Auferstehung entgegen, gewiß, darnach die **Krone der Gerechtigkeit** zu empfangen aus der Hand des **gerechten Richters** (2. Tim. 4, 8). Die Seligpreisung ist Tatsache geworden: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden," Matth. 5, 6. Es kommt auf dies Hungern und dürsten bei uns an. Dann werden wir, wie David und Paulus, die gottgewiesenen Wege zur Befriedigung, zur Seligkeit gehen. Wir **werden** reines Herzens und — „schauen Gott!" (Matth. 5, 8), sind mit ihm vereint.

Absichtlich ist hier die **göttliche** Seite in dem ganzen Vorgange hervorgehoben worden. Denn **will** der Sünder auch wieder Gemeinschaft mit Gott, so ist doch offenbar dies sein Wollen selbst von Gott angeregt worden, Joh. 6, 44. Und **will** er es, dann wird er sich auch gerne von Gott dem Herrn auf seinen Wegen leiten lassen, und Gott wird sein Werk an ihm vollenden, so daß er in der Tat **Gottes Werk** wird, Eph. 2, 10. Es wird aber stattfinden im Rahmen von Phil. 3, 6—14 und 2. Tim. 4, 7—8.

A Pilgrimage Towards Unity.

(This address by the "Preliminary Commission" bears at the head the names of all the Episcopal bishops of the United States. They are dropped for practical reasons.)

Ten years ago a little group of Christians embraced the purpose, first conceived at an early Eucharist, of joining together in a special pilgrimage towards unity in the broken Church of Jesus Christ. It was not a man-made scheme but a humble endeavor to put ourselves in accord with the mind of our Lord expressed in His prayer THAT THEY ALL MAY BE ONE. From this modest beginning a world-wide movement has grown, so that at the preliminary meeting of the World Conference on Faith and Order which has just closed *at Geneva, eighty churches and forty nations were represented.* This Conference marks a stage on our journey and also exhibits the spirit of the pilgrims, some of whom, such as the *Germans* and the *Roumanians,* came at great cost to themselves.

Our journey is a long one. Christians have taken more than a thousand years to reach the far country of disunion where they now reside. We cannot return home again in a moment. Some of the pilgrims who first caught the vision a decade since had hardly

hoped to get as far as they have in so brief a space of time. The temptation is to be content with slow progress, and to rest satisfied with something less than the goal of God's placing—a Church, on earth, among men, visibly and organically one. Partial unities seem more possible and federation has alluring features, but they fall far short of home. Then, too, impossibilities, according to God's design, are the only aim high enough for human capacity. We have allowed ourselves to take for granted the necessity of Christian disunion, blind to the fact that oneness is the first, not the last, requirement for God's firm foothold among men. The tinkling ambitions of separation are shocking in the face of a shattered, bewildered world that is looking for leadership and finding none. The performance of the churches, first and last, individually and collectively, is pitifully measured by their highsounding professions and claims. The failure of Christianity—and it has failed —is the inevitable failure of a Kingdom divided against itself. It will go on failing until it manifests unity and all the privileges and wealth which each enjoys separately are placed at the disposal of all.

The pilgrims do not maintain that theirs is the only method of travel, by the way of Conference on Faith and Order, bnt they do contend that theirs is the only goal and that the spirit for which conference stands is the only spirit for a pilgrimage towards unity —the filial spirit which embraces God's purpose as its own and the fraternal spirit which claims each Christian as a brother beloved. Thru a long stretch of time controversy has burned with fierce flame in the churches, great and small, and has blackened and scorched many a fair subject. It is not extinguished yet. The spirit of controversy rejoices in a dialectic victory—what a hollow triumph it is—and gloats over a defeated foe. The spirit of conference is the slave of the Truth and weeps because gulfs remain unbridged and good men are alienated from one another. Controversy loves war and conference loves peace. Controversy has great respect for its own convictions and little for those of others. Conference applies the Golden Rule to the separated and demands mutual respect for each other's convictions.

For a week the pilgrims were in conference in Geneva. Differences of thought were sketched in clear outline nor did any immediate reconciliation appear on the horizon, but never was there a word of harshness or self-will. The common conviction at the center of being, was that difficulties boldly exposed and openly met, were the only difficulties in a fair way of settlement.—What appear as contradictions have, as the secret to their strength, riches of being which, when at length put into harmonious relation to the whole of God's scheme, will be revealed as supplementary elements

necessary to perfection. The study of the Church as it exists in the mind of God, of what we mean by unity, of the sources of the Church's inspiration, of the best expression in language of a living faith, occupied the prayers and thoughts of the pilgrims during the Conference, and for a long time to come will continue to occupy them. Faith first and then Order. The inner principle of life, the ideal, and then the mode of propagating and protecting by organic self-government of what is within.

The competition of churches received a body blow from the united action of the pilgrims. It is a sin against love to endeavor to detach a Christian from his own church in order to aid another church to increase its roll. Sheep-stealing in the cattle world is held to be a crime. How then ought it to be viewed by the under-shepherds of the Good Shepherd? That is a question as tho the whole world were evangelized or there were any dearth of opportunity anywhere. The number of unconverted and untouched in almost any given community form the majority of that community. A combined effort in the direction of those who know not Christ is our elementary duty.

The spirit of God was the strength of the pilgrims. He made us one in our fellowship. The Conference was a living body. Life touched life, nation touched nation, the spirit of the East held communion with the spirit of the West as perhaps never before. By invitation on the last day of the Conference we gathered together—it was the Feast of the Transfiguration in the Eastern calendar—in the Russian Orthodox Church in Geneva for the solemn worship of the Divine Liturgy. Anglican, Baptist, Old Catholic, Presbyterian, Wesleyan, Lutheran, Quaker were all there, and all there to worship. The Metropolitan of Seleucia in a spiritual address spoke to the pilgrims of his own joy in the vision of unity, and told how, out of the transfigured troubles and pains of the present, would rise the glory of the future. We of the West need the fragrant, graceful worship of the East. The beauty of God filled His temple. We felt that we had been drawn within the pearly gates of the Apocalypse, and we came away, with pain béni and grapes in our hands, and sweetness in our souls, under the spell of the mystic East. It was fitting that we should forthwith consider certain proposals of the Orthodox Churches, sane and strong, touching on cooperation and fellowship. A few minutes later and the Conference became a fact of history, a hope and a vision.

The pilgrims go home with added inspiration, conviction and responsibility. No one departed unmoved. What another decade will bring forth in this movement who can say? But it is in the hands of God from Whom it came and to Whom it belongs. It is ours

only so far as we recognize it to be His. Directly and indirectly it has already reached far. Its possibilities are measured only by our willingness to explore them. They will be realized fully if we pilgrims continue to aim to do our little share as God, Whose co-workers we are, does His great share. Some day there will be one flock under one Shepherd. We pilgrims register our active belief in this fact and promise to pursue our journey until we reach the Heaven where we would be.

C. H. Brent
Chairman of the preliminary meeting
of the World Conference on Faith and Order.

Geneva, Switzerland,
August 21, 1920.

Modern Inventions in the Light of God's Word

By Rev. R. J. Kurz

History is generally divided into three periods: Ancient, Mediaeval and Modern. The mediaeval period is supposed to have begun with the dethronement of Augustulus, the last Roman Emperor, A. D. 476, while the modern age, in which we are living, is usually dated from the beginning of the Reformation, A. D. 1517. From an economic point of view, however, the modern era was ushered in when machinery came into general use, i. e. machinery driven by power other than that of man or beast. The social and economic life of the civilized world ran in the same established grooves from the earliest days of history until that day when the first steam engines took up the various tasks of production and transportation. Beginning at that point and within a comparatively short period of time the entire social and economic fabric of civilization was transformed. This process of transformation was still further accelerated by the subsequent harnessing of electricity and other natural, inorganic forces. Water had indeed been used thousands of years ago by the Egyptians for the labor of turning irrigation-wheels on the Nile; wind was made use of to push man-made ships over the oceans of antiquity; gun-powder in due time banished the mailed knight from the battle-fields and the feudal system from the politics of Europe; and the invention of printing by Johann Gutenberg made possible a more ready diffusion of knowledge and a more general education among the masses. Yet none of these inventions produced more than a comparatively slight and extraneous change in the economic fabric of its day; the fundamentals remained untouched, namely that manufacture was generally carried on in the home or in small shops, that human or animal strength was the chief source of power, and that the shaping tool was usually held directly in the human hand. It re-

mained for our modern era with its water-vapor, gas-vapor, and electricity-driven engines to overturn the entire world-old order of things, to tranform it unto a new order, for which there was no precedent of any kind.

"Progress" was expected as the result of the introduction of mechanical, nature-driven devices. Whether that object has been attained, depends entirely upon the definition of that term "progress," and these definitions may vary greatly, according to the nature of the interests at stake. Further, nature-driven machinery, (if the designation be allowable), is said within the last 100 years to have reduced the amount of labor required of the individual to sustain life, and it is likewise said to have increased those things which generally pass for pleasures. Be that as it may,—it is of small concern, for today, as a result of our reliance on machinery, we stand confounded, nonplussed before the indisputable fact of approaching *economic and social chaos, a chaos such as the world has never seen.* Ancient civilizations have indeed also collapsed, many of them, but they were as a rule confined to one empire, one nation, one city. Other empires, nations and cities remained untouched by the ruin of their neighbor. Today, however, the decay is *general, world-wide* touching every coast that the white man's foot has trod. What is at fault? Certainly the white man's way of living, since man ever reaps what he sows, even in the economic sphere. We, the white race, have surrounded ourselves with a horde of mechanical servants, without whom we have persuaded ourselves we cannot exist as a civilized people; tho the example of the Chinese should show the contrary, and tho it is barely 100 years ago since the change was made, from the life of all the world before to a mode of existence utterly untried and unknown. Indeed, tho our physical and mental labors had been reduced to nothing at all by modern machinery, and tho our so-called pleasures had been increased a thousandfold, would it be worth the complete ruin staring the world in the face today? The nature-driven machine, invented and employed by the selfishness and sloth of man, is truly responsible for the ruin which threatens modern civilization.

Take deforestation, for instance. The day is in sight when the last accessible forests of the earth will have been destroyed in the mad quest for pulp-wood. What that destruction will mean, to mention only one result, to every consumer of paper (and we are all consumers of paper) is not hard to imagine. As yet no substitute for wood-pulp has been found. And even were such a substitute found, deforestation, especially in the United States, is nothing short of a national disaster. Only one-sixth of our forests remain, five-sixths have disappeared thru ruthless lumbering. And yet we wonder why the climate seems to be changing in the last

few years, why floods rush down the naked hill-sides, overwhelming populous valleys, and why, incidentally, building a home is almost beyond the financial ability of the average citizen.

Looking upon the vast deforested areas in our fair land, one almost wonders whether that ancient accusation is not true after all, namely that the Anglo-Saxon, true to his Norman ancestry, always comes to a new land as a destroyer, and hence came to America as a hater and destroyer of forests.

But, one might ask, has not man, since his expulsion from the garden of Eden, ever gone out into the forests, armed with his ax? True enough,—but when he returned, the forest was still standing; man only culled trees for fire-wood, for building-material, or at most he effected a clearing in which to pasture his herds and flocks or to sow grain. Today, when a steam or electric railroad is pushed into the heart of a forest, it is the *trees* that the operator is after; the landscape is denuded of the trunks over thousands of square miles and left to lie naked, a sore on the face of the earth and an abomination in the sight of the Almighty. It would not be possible for organized greed to despoil large areas in this manner had not greed at its command our modern mechanical means of transportation, such as the railroad. Five hundred years ago man had only ox teams to drag out trunks. That is why he could hardly destroy forests then. Where forests grow the all-wise Creator has ordered climatic and atmospheric condition so as to produce that result. To fly in the face of the natural laws which He has ordained is always followed by a catastrophe. The American Indian, wise in the economy of nature, was no destroyer of forests. The white man, armed with railroad and steam-saw, destroys forests wherever he finds them,—and the catastrophe is coming.

We have read many times that men lived longer and that the health of the world was never so good as in these days of sanitation, hygiene, anaesthetics, obstetrics, prophylactics, hospitals, operations, X-rays, etc. One may, however, be pardoned for being a trifle slow in concurring in this opinion, since local epidemics were never more common, sexual diseases were never more rampant, the surgeons never slew more victims, the insane asylumns were never more crowded, and the jails were never fuller than they are today. Our modern age has even produced a brand-new malady: Worry, the result of diseased nerves. Whoever imagines that "nervousness" and "worry" are purely mental or spiritual states forgets that nerves are actual, living white strands running thru the human body, that the brain itself is a mass of gray nerves and that both are as much jarred by our modern machine-life as tho they were struck and beaten continually with a thousand fine steel ham-

mers. Therefore the need of modern man to leave the roaring Babel of city streets every year for a few weeks' stay in the country or in any other place where he may escape noise, hurry and other nerve-jars of modern life. The term "frayed nerves" describes not an imagined, nor even a purely mental but an actual physical state of modern man.

In the matter of spreading epidemics we may blame modern machinery even more directly. History knows of only two great epidemics in Europe, one caused by cholera, and the other by the bubonic plague. To these modern man has added at least leprosy, which is spreading all over the world now, and the "flu", probably a Chinese plague,—and both of these scourges were spread by travelers on steamship and railroad. In fact all epidemics today are spread by modern travel, by newspapers, letters, shipped foods, manufactured articles of all kinds. The injury to public health thru the widespread use of food canned in tin, alone cries aloud for congressional investigation. And whence came the San José scale, whence all the pests and diseases which today infest our orchards, our domestic animals, our field crops? Those diseases existed primarily in some isolated spot in the world, for instance the San Jose scale in Japan, until some new invention made possible the shipment of infected animals, infected trees, infected seed to hitherto untouched herds, orchards, gardens and fields all over the world. Modern machine production and transportation not only has undermined the health and vitality of our age, but is also responsible for making modern war the hellish monster which it is everywhere conceded to be. God has not forbidden war; He commissioned His own Son to battle with and overthrow rebellious Satan, and it is ever better to have bloody war with evil than a "stinking peace." Yet certainly the Creator of the human body willed not that it should be cooked, burned, boiled, poisoned and smashed as it is by modern engines and agents of war. It is indeed a far road back to the chivalrous challenges, heroic personal combats and magnanimous victories of the age of the Ilias, the Nibelungenlied and the Crusaders; but it is a road we moderns would do more than well to consider seeking again. The road leads past the scrapping of the howitzer, hand-grenade and rifle back to the shield, helmet, sword and spear of the days of so-called "romance," which after all were also days of good common sense, such as is lacking in war today, because our intellects are befuddled by the poisonous fumes of the engines with which we tear each other to pieces.

Modern machinery makes possible the newspaper, with its daily ragout of happenings the world over, happenings to which usually clings the smell and filth of sin. Modern machinery pro-

duced the moving picture show, "the children's newspaper," where our infants who cannot yet read are fed Satan's hash by the morbid characters of the screen. Why should reformers drool about "censoring" this or that paper, book or show? The only effective censorship is stoppage of manufacture, elimination from our economic life of machinery, by the use of which alone the production of such things is possible. Who can measure the subtle injurious effects of our modern telephone, the wrought-up nerves its constant use produces; the fatal misunderstandings, since conversation over the telephone is not face to face and eye in eye; the overheard slanders and consequent enmities, especially in rural districts; the general lowering of the standard of friendly intercourse in a community? Why go to see a neighbor personally when you can just as well throw him a few phrases over the 'phone, and count your neighborly duties done? Who knows how to counteract the menace of the automobile as a corrupter of our youth? Who may count the number of those for whom an auto-ride at night or to a lonely spot proved the occasion for the loss of that which is dearer than life? And lonely spots are so quickly reached by the swift modern auto-car!

Yet why proceed with further examples when we all realize, or at least should realize the situation we are facing? "A house built on the sand cannot stand," says our Saviour, St. Matth. 7: 26-27. Modern civilization was built up on just such a foundation as that. Within the last few years "the rain descended, and the floods came, and the winds blew and beat upon the house," and now the final act in the catastrophe seems near at hand: "And it fell, and great was the fall thereof." Our modern economic life rests on engine-power, and engine-power is quick-sand, variable as the winds that blow. If because of a strike or for any other reason no more iron-ore is mined, that means no more engines can be built. If for any reason no more coal or oil is forthcoming, that means no more engines can be run. And why should there be all these strikes, this general dissatisfaction among those whose work it is to produce and operate engines, that is, among the laboring class? Because deep down in their hearts they hate these inanimate, devilish constructions, hate them for what they are: cold-blooded, soul-crushing tyrants. When steam machinery was first placed in the manufactories of England, 100 years ago, a political party was formed, which wrote upon its banners opposition to the tremendous innovation. These protesters have ever since been held up to ridicule by historians, as representing the very acme of stubbornness and ignorance. But in these 100 years the wheel of time and circumstance, which no man may halt, has slowly been turning around, back to the starting-point, and today many a so-called

"operative" at his bench is thinking the thoughts of that forgotten English anti-machine party, even tho he may not even so much as know that such a party ever existed. The foundation of our social and economic life is sand,—and it is crumbling.

The cures which are being advocated for our economic ills are legion,—and worthless, for each and every one cuts off only a few diseased growths, but leaves the root of the cancer,— machinery itself. With Socialism we have had only disheartening experiences, in our own country during government control of railroads, and in Germany since the war. The fallacy of Socialism may be shown by a simple question: Will the laborer under a government that calls itself Socialistic instead of, say democratic, by working at anything else than he worked at before, i. e. will he not still be employing his brain and hand in the production and operation of machinery? Will his life not be practically the same as before, regardless of who owns the industry in which he is employed? Hence, will he be any better satisfied than before? Is our economic situation therefore improved by a mere change to Socialism? The same is true of Bolshevism, which originally, it seems, sought the disintegration of industry into numberless small units, one for every community, but which, if reports are true, has long since returned to the old centralized industrial methods. Socialism and Bolshevism both spared the root of the cancer, the nature-driven machine, which, if left in control of the economic situation, will without fail reproduce identical conditions in any age, in any country, among any race of men, and under any form of government, from depotism to democracy. This is the fatal defect in every cure so far proposed.

There is, however, one cure left, the true and only one, wherefore it seems also so bitter,—the Word of God. From the very beginning Christianity has been preeminently the white man's religion, and the Bible the white man's standard of Christianity, be he Catholic, or Protestant, or member of any other Christian subdivision. Faith and conduct of the white man are measured according to this Book of books, not only by himself, but also by other races and religions. The question then arises: If the Almighty God gave us the Bible as the standard of our religious life, did He not also intend it to be our social and economic guide? The authoritative voice of the Word of God ends all controversies on religious matters; it will do no less in the great economic questions now troubling civilized man. It is well-known that civilization, and particularly the civilization of the white race had not passed beyond the status portrayed in the Bible, until the innovation of nature driven machinery 100 years ago. A citizen of mediaeval Europe might have been picked up in his sleep, transported

to ancient Egypt, Palestine, Greece, Babylon or Rome, and on awakening in these ancient kingdoms he would have felt quite at home in the economic methods prevailing, since mediaeval Europe and even the Europe of Luther employed practically the same tools of production and transportation as the ancients. Economic upheavals, aside from minor local disturbances, or social revolutions as such are unknown in the history of the world, until machinery comes in, reducing the artist of the tool to an artisan, and the artisan to all but a serf, who is bought and sold with his tools. Hand-power, even animal-power tools, left room for personal initiative, for pride in the finished product; machine-power tools make a machine of the worker himself, call forth only one quality of character, a low one in comparison, namely endurance, while on the other hand they inspire indifference or even loathing to their work as such in the vast run of "operatives." Is it then a matter for surprise that the moral atmosphere of most factories is said to be bad?

Turning to the Bible for amelioration of our economic woes, we find that the Bible, God's Word, *knows no nature-driven-machinery*; it knows only machinery which is operated by *man or animal power.* Production is in the home or at most in a small shop (1 Sam. 13: 19-21; 1 Kings 24: 14; Eccl. 12: 3-4; Lev. 26: 26; Ex. 35: 30-35; Isa. 41: 6-7 etc.) There we find the hand spinning-wheel (Prov. 31: 19); the hand loom (1 Sam. 17: 7); the hand flour-mill (St. Matth. 24: 41); the threshing flail, threshing ox and threshing carts (Isa. 28: 27; Deut. 25: 4) etc., but no machinery driven by natural, i. e. artificial power, excepting only wind and water. Transportation is on foot, by cart, wagon, chariot, litter (Isa. 66: 20), on horse- or mule-back, by row- or sail-boat. This picture of the tools of production and transportation meets our eyes among all nations of history until the coming of the modern era, and the tools themselves differed at various periods only in pattern, quality or workmanship, according to the state of civilization of the workman or owner.

As our individual souls and bodies find true rest and quietness only in the final, supreme religious truth of the Bible, so shall modern nations "seek rest and find it not," so shall they endeavor to establish and maintain economic equilibrium, yet steadily fight a losing battle, until they rid themselves of this incubus, this Frankenstein called "machine" and return to the naturalness and simplicity of the divine ordained standard,—the life of the Bible. He who breaks God's laws always meets disaster, whether it be some super-modern philosopher trying to replace the divinely instituted family by some newly-invented relationship of the sexes; or whether it be super-modern civilization trying to disprove God's

wisdom in mundane affairs, by ignoring the economic and social truths He has laid down in His Word, and by establishing an order diametrically opposed to these truths. The result is the same in both cases,—catastrophe.

We have become so accustomed to hearing modern inventors, especially the first inventors of steam machinery, lauded to the skies as benefactors of the human race, that it takes some little time to see them clearly in this new light. Earnest men they were, without a doubt, most of these inventors, men who sincerely believed that they were lightening the burdens of humanity by placing such powerful servants at its disposal as for instance the cotton gin, the steam-boat and the telephone. Yet earnestness and sincerity, commendable virtues tho they be in themselves, are by no means guarantees that any certain course is true and pleasing to God. A man may be very much in earnest and very sincere about a certain thing, he may adopt a certain course out of the most altruistic motives, he may be willing to lay his life down for his convictions, and yet be sorely mistaken about it all. Here man's opinions count for very little; more than that: if they lead away from the revealed truth of the Bible, we cannot but reject them, no matter how sincere the intentions back of them may be; and that is the case here. Our modern inventors meddled and are still meddling with secrets of the natural realm which were better left untouched, as the outcome has demonstrated. They are like the sorcerer's apprentice in Goethe, who indeed is able to change broomsticks into spirits which carry water for his bath, but who, when the house is being flooded, realizes he knows not the magic formula for transmuting these insubordinate, dangerous servants back into harmless wood and straw, and cries out in despair:

> "Die Geister, die ich gerufen,
> Die werd' ich nun nicht los."

It is not hard to imagine a sinister face, red from the glare of infernal fires, leering over the shoulder of the inventor or scientist, urging him on in his mad search thru crucible, retort and battery. Just recently we read that the inventor par excellence of our generation, its inventive symbol so to say, was attempting to devise an instrument by means of which one might communicate with the spirit world. He may succeed; why not? The intelligence at the other end of such an instrument will be perfectly willing to communicate. Christians, however, will no doubt decline to use an instrument of this sort, remembering what God has commanded in Deut. 18: 10-12. Sorcery is still sorcery, even if it wears a modern shield labeled: "Spiritualism" or "Science." The inventors and scientists of our age have wrested secrets from the realm of nature which God, according to the standard of His infallible

Word, did not intend for man to know; secrets which He at length permitted them to acquire, because they ceased not from storming the closed gates with their impious tests and experiments, and because they needed to taste the ultimate fruits of their headlong folly. These fruits are now apparent in universal ferment, to use no stronger word. God alone knows the outcome,—and may it not be that of the young man of Sais in Egypt, who, it will be remembered, lifted the forbidden veil from the statue in the temple, and fell lifeless at its feet.

It has often been stated that we needed the introduction of machinery because population was increasing with such great rapidity, especially since the discovery and settling of the New World. As a matter of history, however, the population of the world increased at an accelerated rate of speed not *before* but *after* the introduction of machinery; which lends color to the belief that this increase is at bottom not a normal, but an abnormal one, generated by our artificial, machine-protected mode of life. One rather frank economic authority recently stated that a species of animal which is due for extinction usually shows an abnormal reproduction shortly before the arrival of the cataclysm. If this be true, then abnormal increase in the world's population in our age is a matter for everything else but rejoicing.

The thousands of settlers who spread over the face of our fair America lived according to the Bible standard of economic life, at a time when in the Old World machinery had already become a dominant factor,—and our pioneer forefathers were a healthy, sturdy lot. Many are the spinning-wheels, hand-looms and other home- or shop-made utensils still easy of access in garrets, attics or cellars. The return to "primitive" industry in the home or small shop is not so hard as one might at first imagine. The principal instruments needed are a spinning-wheel, a loom, a grain mill; in addition, a carpenter shop and a small smithy. Grain, wool etc. should be produced on every man's own parcel of ground, or it should at least be produced within easy transporting distance. Minor problems are met and solved, as they arise, with the aid of neighbors. That a return to this so-called "primitive" mode of life means, among other things, the permanent disintegration of the modern large city and the cutting up of immense tracts of land, now held for rent or for speculation will seem a calamity only to him who prefers the materialistic, artificial standard of the twentieth century with all its attendant economic misery to the standard of the holy God, which means social and economic contentment (Micah 4: 4). The former generations were in this respect wiser than we. May modern man no longer delay casting aside a false, mistaken science and retracing his steps to that simplicity of existence which an all-wise God ordained in the beginning for the true benefit of mankind,—before it is too late.

The Foolishness of the Cross.

By Charles John Keppel

III.

The Red Cross

The society of the American National Red Cross thru its humanitarian service provided one of the very few bright spots in the whole terrible world chaos out of which we are just emerging. It has represented Mercy and Love and Light amid scenes of vengeance, of hatred and of infernal blackness. It was therefore with deepest regret that we received the information shortly after our entrance into the war that even this organization had seen fit to abandon its distinctively Christian character.

It is true that cause for supicion was given even before our entrance as a nation into the conflict,—when Red Cross supplies directed to the Central Powers were held by the British Government to be contraband of war. And the American National Red Cross submitted in silence, issuing orders to the American donors to cease marking their contributions for the Central Powers.

But after the entrance of our nation upon the arena of the world's slaughter the American National Red Cross declared its intention to surrender even more fully that breadth of sympathy and service that is the insignia of the Christian spirit, to become, not the more a messenger of Light in the death-cursed world, but to become rather only part and parcel of the American war machine, its aim thenceforward not first to give succor to those in need, irrespective of race or color or alignment in the struggle, but solely to increase the efficiency of America's fighting force.

Mr. H. P. Davidson, Chairman of the War Council of the American Red Cross and incidentaly a vice-president of J. P. Morgan & Co. in an official statement expressed himself as follows:

"With a complete appreciation in the United States that we and our Allies must vanquish the enemy, the War Council of the American National Red Cross came into existence. Our duty with our Allies toward the enemy is therefore in direct accord with the universal war measure, and I may add sentiment, to defeat the enemy.

"Therefore it is entirely fitting that the American National Red Cross should align itself on the side of world democracy, and that its specific intentions of mercy to all should become a part of the great moral upheaval against Imperialism.

"It is the purpose of the War Council of the American National Red Cross, and I believe it is the universal opinion, that the insignia of the American Red Cross will operate exclusively in favor of the American Army and our Allies.

"Following the inevitable spirit of all Red Cross Service, the American Red Cross will not decline first aid to any wounded soldier or civilian of any nationality whatever, providing he is within the lines of the Allies.

"Since the American Red Cross goes into the field of action in Europe as a war measure for the United States and the Allies in this war, however, it would scarcely be expected that the American Red Cross flag should give aid or comforts to the enemy." (Italics ours—C. J. K.)

This is the utterance of the Chairman of the War Council of the American National Red Cross. Its hypocritical euphemism is revolting. Its crass insinuations are an insult to the Christian Church—or should be if the Church knows her Lord. May we pray God that this mighty agency for good, the American National Red Cross, may not permanently degenerate as thus suggested into an instrument of warfare!

But if it does, and indeed it seems almost inevitable,—if it does, whom shall we blame? Mr. Davidson and his co-worker? Perhaps, yes. They have played a part in it, of course. And yet, they as men, must not be blamed for it all. They are not actually at the heart of it. It is the spirit that is abroad in the world. They are but its victims, and their attitude represents but one type of its manifold bitter fruitage. It is the spirit of *man* just man,—of *man without God*. It is the spirit of dependence on the strength of the human arm; and a humanitarianism without God is but an empty name, substituting for the warm, all-including and all-impelling love of the Father's heart, a purely selfish, human motive, as in this instance, where the "milk of human kindness," God's gift to suffering mankind thru the hearts of their brothers, has been supplanted by a motive that represents a war measure in the interests of military efficiency. Limit divine love by hardening your heart against any brother, even tho he be your enemy,—reserve your love for your friends, your own boys, your "Allies,"—and you have lost the very thing you are pretending to express: you have not Love at all—you have killed Love, as Scotland's ill-fated king murdered sleep. You have but a mask left,—a hollow, grinning mask,—or something even worse.

I say it is the fruitage of the spirit that is abroad in the world today, the *spirit of man—just man—without God.*

The Babel builders strive to reach the heavens by the *power of man—just man—without God.* And they fail. Their motive is not unworthy so far as scaling the heavens is concerned, but their understanding of the law of human life is inadequate. They fail to appreciate the *limitation of human strength.* They expect from the arm and the mind of man results that can come only from the

hand of God. And the mistake they made is not a strange one among men. Men are always doing that, just the very same thing, but of course not always along the same line. We have learned that the canopy of blue above us is not an inverted bowl fashioned in its celestial beauty by the gods of long ago—not a tangible thing that can be grasped—but the vast depth of infinite space, made azure by its very vastness. And of course we would not build a tower today in the hope of scaling the heights of the material heaven above us.

No, we are not so childish today. Experience with things of the earth has taught us the limitations of human strength from a material viewpoint. There are things in the physical world that can never be accomplished by physical man. We no longer try. We know so well.

And yet in other spheres of human effort we have not progressed one step beyond the foolish ones of far-away Babel. Still we are trying to scale the heights of the moral and the spiritual heaven, of the social and of the political heaven, by human strength. And are we succeeding?

Someone says: "Yes, indeed, we are succeeding! Look at the foundation already laid in the ideals of democracy and humanity, that are fast being accepted by men. *Look at the foundation!*

So said the builders of Babel, for they had a foundation too. But did their foundation insure their success?

"But," you say, "look at the progress we are making. One by one,—indeed with heroic effort and with the sweating of blood,—but surely one by one the huge boulders of imperishable granite are being piled up. One eternal rock upon another! Behold the beauty of the Temple of Man as it soars aloft into the blue of heaven, where some day it will find God!"

Yes, but the builders of Babel made progress too. One stone upon another—up went the Temple of Man! Super-human effort, sweating of blood, straining and tugging and lifting and struggling, falling and rising and trying again! Onward and upward! "Never give up, O brothers! for heaven and God are the goal! We cannot fail, for surely God is with us in such an effort! Behold the pride of man!"

So said the builders of Babel!

But they knew not heaven! And they knew not God! And they knew not man! They knew not—O how could they know—that the task they had chosen was God's own task, that He in His Wisdom and Love had reserved for Himself—to lift men to heaven —not by a tower built by men, but by a Cross of wood, on which a Saviour should die! The blood of "the Lamb that was slain from the foundation of the world"—that alone could lift men from the

sorrow and pain and need of earth to the peace and joy and glory of heaven. They did not know—they could not know! *And so they built a tower.* And for a time they seemed to succeed; they really made progress. But it could not last. They fell apart. They could not understand each other. (Get the wonderful message of that picture!) And despite their common lofty ideal, and their common heroic effort, they failed and they were scattered. The Tower of Man could not reach heaven; the effort of man could not do the work of God.

For untold ages man has been trying to realize social and political ideals by man-power and man-effort. O how he has struggled and anguished! How he has yearned and hoped! How he has idealized and sacrificed! And he has made progress. Despotism, tyranny, absolute monarchy, oligarchy, feudalism, slavery—all have been beaten down by the strength of man. And the tower, the monument to man's triumph, is growing every day. Political liberty, equality, freedom of speech, and of the press, and of religion, —all belong to man by man's effort. And what man hath done, man can do again. The Tower shall go on growing, and some day the Millennium will be ushered in by the efforts of *man!*

It is this type of philosophy that has gripped the nations of the earth and holds them helpless in its unrelenting grasp. It is an *attractive* philosophy, because it flatters man's pride and makes him feel his own importance. It is a *comfortable* philosophy, because it does not require necessarily the adjusting of life to the will of God. It is a *popular* philosophy, because it always enlists in its service the baser passions of men and even glorifies these with a halo of light reflected from the ideals which such service seeks to promote.

But it is a *godless philosophy,* for it leaves God out. Not that it ignores Him. No, it holds up the ideals He has revealed and seeks His help in attaining them,—*but it is godless because it rejects God's way.* And no man can have God, who is unwilling to follow after His leading.

The world's plan is to usher in divine ideals on the basis of brute strength. This whole idea, which involves war as its last word and ultimate means, is contrary to the leading of God as revealed in Jesus Christ. It is the complete misunderstanding of the Redeemer and His mission that impels men still to look to human strength for enduring results in the struggle for the emancipation of mankind. *Men, just men without God,*—and that is what we are when we reject God's way,—men may succeed every now and then by human force in piling another stone on the tower of their proud ambition, only to find in the end that, after all, their differences are too deeply seated for human effort to eradicate.

They speak different tongues. They do not understand each other. It has been all in vain. All the effort, all the sweating of blood, all the straining and toiling and sacrificing—*all in vain*—and they are scattered, to leave their unfinished work a monument, not to man's wisdom and power as they had hoped, but to man's folly and failure.

You cannot achieve the ideals that God has planted in the human heart except by the means, the divine means, that God in His infinite mercy and love has placed within the reach of men. Or did Jesus die in vain? Do men not really need Him? Can men work out, fight out, their own destiny, and by shedding of human blood usher the Millennium in?

But you say that Jesus was the typical, the ideal man, showing us the way to go, that we may follow in His footsteps and die as He died.

How well it sounds! But if that were really the whole truth —which it is not—even then we would be falling far short of our following of Him.

For the Master slew no man, but as a lamb that is led to the slaughter, "so openeth He not His mouth." He refused to have the sword drawn in His behalf, but reproached Peter with the words: "Put up again thy sword into its place, for all they that take the sword shall perish with the sword. Thinkest thou that I cannot now pray to my Father, and He shall presently give more that twelve legions of angels? But how then shall the Scriptures be fulfilled, that thus it must be?"

Jesus shed no blood, neither did He permit blood to be shed, except His own, in the interests of His God-given ideals. We, as men, on the human basis, *insist* that our lofty human ideals must be realized, and we not only are willing to die but we are keen to kill in order to give strength to our insistence. Jesus' methods, far from being followed, are ridiculed today, because He did not succeed in clearing the "oppressors" out of the way for His people. He was too easy. Occasionally indeed, He would win a passing victory thru His great power of personality, but eventually they cleared Him out of the way, and He lost. He should have "killed off the oppressors" and released His people—so says the militarist. But behold, the oppression goes on, an oppression worse than physical, causing ultimately so complete a moral and spiritual deterioration that the well-meaning and merciful Servant of God must go to the Cross. Jesus was too feeble, too faint-hearted for His job! —Instead of recognizing Him today as the Ideal Man, as we try to maintain, we repudiate Him and indignantly reject Him from the very beginning to the very end of our practical philosophy of life.

But the religion of Jesus holds up the Master not merely as

the Ideal Man in whose footsteps we are to follow, but it presents Him as the Mighty Son of God, who humbly gave His life, without the semblance of resistance, to organized and deeply entrenched evil,—aye, gave His life to set men free! And Christianity teaches that "other foundation can no man lay than that is laid, which is Jesus Christ;" that He is "the Way, the Truth and the Life," and no man cometh to the Father but by Him.

Yes, He is the way; not warfare is the way,—but the Red Cross of Jesus is the way. We have sought to substitute a cross made red by the blood of men, to accomplish the work that alone can be done by the Cross made red with the blood of the Son of God.

We are told that it is absurd fancy, food for fools. So said the world always: "Unto the Jews a stumbling block, and unto the Greeks foolishness; but unto them which are called, both Jews and Greeks, Christ the power of God, and the wisdom of God. Because the foolishness of God is wiser than men; and the weakness of God is stronger than men."

Rather, from the point of view of sane Christian thinking, is the method of warfare the most tragic foolishness conceivable. In the first place it defeats its own purposes. It destroys by the methods it employs the very ideals that such methods are aiming to establish. How indeed can brotherhood and humanity be advanced by the wholesale destruction of human life, the devastation of homes, the violation of every moral principle sacred to civilized society? Or how can faith in militarism be destroyed when the thing in which men are asked to place their only possible hope of its destruction is a military machine, more powerful because it is bigger than the one which is looked upon as the embodiment of the spirit of militarism? And if this militarism is thus annihilated, it will have been accomplished by sheer destructive brute force,—and to militarism, to sheer destructive brute force goes the glory! Not to God, because it is not His Hand that is the vital factor in winning the battle, not His cooperation,—nay, rather, it is our guns, and our trained men, and our economic and sturdy morale at home, and our superior strategy, if that be possible, in the field. Not God—O no!—God helps them that help themselves! That is the philosophy of war. That is the philosophy of the "Red Cross" of man,—but it is not the philosophy of the "Red Cross" of Jesus Christ.

The fundamental secret of the power of the Jesus is to become the fundamental secret of the power of the Christian individual and of Christian society. Jesus recognized no human element in His triumph. From Manger to Cross, from the conception of the Ideal to its fulfilment, from the challenge of Earth's need to

the vicarious atonement thru His death, everywhere and in everything did Jesus recognize the utter inadequacy of human strength and relied not only on the direct and minute leading of God (cf. "Mine hour is not yet come" and similar statements.), but depended with a startling immediacy upon the inspiration and power of the Father. Jesus leaves no place in all His interpretation of life for "man, just man." With Him it is God and only God who avails. And to Him God is indeed *Love*—for in all the Love-acts as well as in His Love-death Jesus is consciously revealing His Father. "Have I been so long a time with you, and dost thou not know me, Philip- he that hath seen me hath seen the Father; how sayest thou, Show us the Father? Believest thou not tat I am in the Father, and the Father in me? the words that I say unto you I speak no from myself: but the Father abiding in me doeth His works. Believe me that I am in the Father, and the Father in me: or else believe me for the very works sake. Verily, verily, I say unto you, he that believeth on me, the works that I do shall he do also; and greater works than these shall he do: because I go unto the Father. And whatsoever ye shall ask in my name, that will I do that the Father may be glorified in the Son." (John 14: 9-13)

The Christian interpretation, it is true, does not flatter human pride. It appeals to man's deepest humility. It is intended for those who are consciously in need—blind, sick, helpless. Says Jesus to the Pharisees, John 9: 30 ff: "For judgment came I unto this world, that they that see not may see; and that they that see may become blind. Those of the Pharisees who were with him heard these things, and said unto him, Are we also blind! Jesus said unto them, If ye were blind, ye would have no sin: but now ye say, We see: your sin remaineth."

Aye, and humanity's sin remaineth! Phariseeism erred in that it was blind to the need of God. These professional religionists acknowledged the God of Israel, served Him with much effort and ostentation in tithes of time and substance and in all manner of legalistic minutiæ, teaching even the ultimate deliverance of the nation at His hand; but they withheld from Him that depth of humility, the childlike consciousness of immediate and utter dependence that is the unalterable condition of power-sharing with God. "Blessed are the poor in spirit,—they that mourn,—the meek,—they which do hunger and thirst after righteousness."

The spectacular strides of applied science within the last century have not aided to temper man's pride nor to lower his own exalted estimate of himself and his abilities. It is with respect to this factor in the situation that Dr. Charles H. Parkhurst is quoted in the New York Times as saying: "Our civilization, broadly considered, is a dead failure. There is no spot in the page of history

so black as the blot that has just recently been dropped upon it. Our civilization is brilliant, but it is unholy. The fruits of our civilization, such as intelligence, discoveries, inventions of all kinds have been among the most efficient contributions to the brutalities of the last two years. . . . .

"The current ebullition of the patriotic spirit is wonderful and from one point of view is most encouraging, but it is purely the outcome of our humanism. The world will continue to be a fighting world until it is a better world, and when it is a matter of fighting, the nation with the weakest military equipment will be the victim of a disastrous liability."

And the world will never become a better world until it becomes a humbler world. God does not loom large until man grows small. God's resources will not be tapped until man's have been abandoned. "Ye cannot serve God and Mammon." The drawn sword of insistent humanism must give way to the Red Cross of the non-resisting, Love-revealing Prince of Peace.

And in the light of this the Church's task is clear:—not to become the mouthpiece of the Jingo interests in every land, but to recognize only one Lord, and Him crucified,—a Love-Gift, pointing the Love-way.

When I survey the wondrous cross
  On which the Prince of Glory died,
My richest gain I count but loss,
  And pour contempt on all my pride.

Forbid it, Lord, that I should boast,
  Save in the death of Christ my God;
All the vain things that charm me most,
  I sacrifice them to His blood.

What do we look for and What do we find in Literature?

By Prof. John E. Schmale

Probably the most common motive for reading is a desire for *recreation*. The idealistic business man, after struggling all day to get his share of the world's wealth, takes up a book to forget the sordidness of everyday existence. The lawyer, whose days are filled with an attempt to square the conduct of his clients with the principles of ethics laid down in the laws of the state and the customs and traditions of the past seizes a few spare moments to get away to the world of books where life is less baffling. The doctor tilts back his chair between office hours and reads. The house-wife snatches an hour after dinner to peep behind the scenes of society

thru the latest installment of the continued story in the daily paper or in some magazine. The young girl in her teens glows over the love affairs of some heroine; and the half grown boy breathlessly shares the exploits of his hero. Recreation is the real motive of their reading. They are entertained.

But it would be an injustice to literature to assume that entertainment is all that literature has to offer. Not the least of literary blessings is the *information* books convey. A book like Thackeray's "Vanity Fair" is a masterly analysis of the maze of life in which everybody takes a part, if he rises at all above the mere pursuit of gaining a livelihood, and even then he becomes the exploited victim of the order of society above him. "Les Misérables" by Victor Hugo, treats the same subject from exactly the opposite point of view. Here the underworld is in the foreground and we see the incessant attack on the social order and the hopeless degradation of human character that forms the waste product of civilization. And then there is Dickens who presents the struggles of the work-a-day people and their life of pathos and ludicrous whims and eccentricities, coupled with the very pith of strength and virtue. David Copperfield and Oliver Twist, Lucy Manette and her father, Madame Defarge, Sidney Carton, Bill Sikes are characters from real life, and to know them is to enlarge our acquaintance with humanity. History too is taught in its most effective form. Nobody can estimate the service of Walter Scott in popularizing history. "Ivanhoe" can never be laid down without having conveyed a picture of Norman English which no amount of critical study will ever need discredit. And so with "Kenilworth" with regard to the Elizabethan age. Blackmore's "Lorna Doone" is an excellent comparison study to the Stuart period of English history; and for general information regarding life in the Middle Ages, "The Cloister and the Hearth" by Charles Reade is the best book I know. If you are interested in the struggle of early Christianity with paganism and philosophy read "Hypatia" by Charles Kingsley; or, if you want a graphic presentation of the persecutions under Nero, read "Quo Vadis, by Sienkiewicz. If earlier Roman history interests you, "The Last Days of Pompeii" is a good book; or if you want a picturesque account of the struggle between the Greeks and Persians, read "The Hero of Salamis" by Davis. George Eliot's "Romola" gives an excellent sketch of Savonarola and his activities in Florence. Dickens' "Tale of Two Cities" is very good reading in conection with the French Revolution. The list might be extended to a hundred names without more than touching on the subject.

But entertainment and historical information are not the whole of literature, nor even an essential part of it. The all en-

grossing subject of literature is *human nature.* To know ourselves is a natural craving and literature both feeds on and feeds this craving. Shakespeare was not mentioned among the authors whose works can be recommended to the student of history, tho his historical plays are good records of fact. Those plays indeed which deal with English history have considerable value as source material, for Shakespeare lived near enough to the events he deals with to have a critical audience with regard to facts, so he had to be careful what liberties he took. But this merit is merely accidental. There is no reason to believe that Shakespeare was at any pains to be accurate for the sake of history, like Scott for instance. Shakespeare was interested primarily in the psychology of human relations: the motives that lead to action, the influences that deter from evil, the fundamental driving force in human institutions; and, the more we study his work, the more we marvel at his comprehension. Kings and beggars, saints and villains, philosophers and poets, merchanics, all are presented so convincingly that they cease to be creations of the imagination and live in our consciousness as actual human beings, whom we have met and have understood in life. This quality alone is enough to put Shakespeare at the head of all literary men of all times, so that he has become a sort of ideal which others may hope to approach but never can reach. We say George Eliot has some of this quality, and when we say that we feel that George Eliot has been highly praised. Scott, we say, has some of this quality; Thackeray has it, Dickens, Kingsley, Bulwer-Lytton, John Milton has it, but applies it to superhuman beings. If Robert Louis Stevenson had more of it, we'd regard him with a great deal more of respect. Knowledge of human nature is the very essence of literature.

But an equally important quality is a knowledge of *moral forces.* Wrong must not seem more attractive than right. The moral law is not a human creation, but absolute, like the laws of physics or chemistry, and all good literature recognizes this fact. From this point of view Scott's "Ivanhoe" is a masterpiece. Who can put down this book without feeling that God does protect his own and that those who unflinchingly rely on his guidance can not be defeated? The Jewish Rebecca is a glorious embodiment of fidelity to spiritual values. George Eliot's "Silas Marner" or "Romola" deserve equal praise, and of course Shakespeare's work. Here, too, is the place to speak of Tennyson's "Idylles of the King." Each of these authors presents convincingly the apparent triumph of evil, but nobody will contest that virtue is made to seem the less wise choice.

One more quality of literature I should like to mention before I close. *Idealism* is everywhere present in literature. Indeed

mere stark realism is perhaps impossible. It is customary to smile at books like Porter's "Harvester" or Florence Barclay's "Rosary," but who can deny that there is in them a glorious idealism. Indeed I've never read any so-called light reading without being struck by the noble idealism pervading it. To be sure I should advise Hawthorne or Cooper, rather than Porter or Myrtle Reade, but in defense of my own plebeian taste and that of the vast majority of readers, I stoutly deny that books like "Freckles" or "The Master's Violin" are not worth reading. Indeed a boy that loves an Alger book has, in my opinion, a very good start toward genuinely Christian manhood. It is no more than just, however, to say that it is a great pity if readers can not rise above this class of literature. So too, I cannot be satisfied not to pay a tribute in this connection to Walter Scott. I am willing to say that in the matter of idealism I regard Walter Scott superior even to Shakespeare. Think of the character Ivanhoe, and especially of the wonderful Rebecca. Can you mention any character in Shakespeare at once so life-like and so strongly appealing for emulation? Our demand for men and women as they should be is splendidly met. What literature, so far as I am acquainted with it, is comparatively meagre in, is idealism of a broader sort, that is the presentation of ideal social conditions. Moore's "Utopia," Plato's "Republic," and a short story by Tolstoy are the only works of this kind commonly known, for Sidney's "Arcadia" is not so far as I know, more than a fairy tale. Tho to be honest, I have not read any of the four except only the story by Tolstoy. But why couldn't we have dreamers who would do for the social order what Jules Verne, for instance, has done for the submarine?

But I am anxious to come to a close. I have taken the liberty to confine the definition of literature to fiction because in my conciousness, and I rather think in that of most readers, fiction occupies at least three-fourths of the concept covered by the term literature. At any rate, the limiting of the term has simplified the presentation and in no way stands in the way of applying what I have said to other forms of literature as well, in so far as this is feasible. No doubt there are people who get genuine entertainment from essays and other prosy forms of expression and of course they can get information, knowledge of human nature, affirmation of the moral law, and a presentation of ideals as well; but surely most of us prefer the more attractive form of novel drama, and poetry. So too, I have not attempted to be exhausted in my discussion. There are other things in literature than those I have mentioned, but we cannot hope to say everything. Let us be satisfied to have been reminded of the five points treated, entertainment, information, presentation of human nature, affirmation of

the moral law, and idealism. If I may express a hope as to what purpose may have been attained by my endeavor, I should say, if you have been led to feel that the study of literaure is one of the noblest pursuits open to human endeavor, I shall feel richly repaid for the labor of gathering together this material.

Editorielle Aeußerungen.

Der jüngste Einigungsversuch der christlichen Kirchen.

Die Einladung der anglikanischen Kirche zu einer Konferenz „on Faith and Order" in Genf war ökumenisch in ihrem Umfang. Sie war nicht nur an die protestantischen Kirchen gerichtet, sondern auch an die griechisch-katholischen und sogar an die Papstkirche. Die letztere verhielt sich ablehnend, aber die Griechisch-Katholiken schlugen herzhaft in die dargebotene Hand ein. Unter diesen Umständen mußte man von vornherein dem Unternehmen zweifelhaft gegenüberstehen, denn an eine Einigung in Glaubenssachen war nicht zu denken. Die protestantischen Kirchen verdanken ihre Existenz der **Reformation** des 16. Jahrhunderts. Der Glaube an Christum die einzige Heilsbedingung und die Schrift die maßgebende Quelle christlicher Erkenntnis— das sind die beiden Grundprinzipien der Kirchen der Reformation. Diese können sie nimmer aufgeben, es sei denn, sie geben sich selbst auf. Die griechisch-katholische Kirche hat keine solche Reformation erlebt. Noch mehr als die römisch-katholische ist sie in Bilderdienst und äußerem Werk stecken geblieben. Wie sollte es nun zur Einigung kommen, außer sie unternähme auch erst an sich eine Reformation an Haupt und Gliedern? Aber das wurde gar nicht von ihr verlangt.

Es ist bezeichnend, daß die Einladung — mit solchem Umfang — von der anglikanischen Kirche ausging. Keine andere protestantische Kirche würde die Griechisch-Katholischen eingeschlossen haben, ausgenommen die Unitarier. Die „Kirche von England" nimmt zwischen den protestantischen Kirchen auf der einen Seite und den Katholiken auf der anderen eine Mittelstellung ein. Sie hat zwar auch ihre Reformation und sogar ihre Reformationsmärtyrer gehabt, aber die Bewegung ging von oben aus, sie erreichte die Massen kaum. Das englische Volk wurde erst religiös ergriffen in der Zeit des Puritanismus und im Jahrhundert darauf in der Erweckungsbewegung des Methodismus. Der lebendige Protestantismus sammelt sich in der Folge in den Freikirchen. Die Hochkirche dagegen hat zwar auch ihre 39 Artikel, welche wesentlich aus der Augsburgischen Konfession geschöpft sind (vom Abendmahl abgesehen) und daher mit der protestantischen Lehre übereinstimmen. Aber sie legte doch mehr Gewicht

auf die **Kirche**, die äußere Heilsanstalt, als auf die Heilslehre. Der Engländer ist konservativ im Kirchlichen wie im Politischen. Er legt Wert auf den geschichtlichen Zusammenhang. Ihm ist eine religiöse Gemeinschaft nicht einfach eine Kirche, weil sie sich zum biblischen Glauben bekennt. Sie muß ihren Zusammenhang mit der geschichtlichen Kirche nachweisen. Wenn sie das nicht kann, versagt er ihr die Existenzberechtigung, oder nennt sie eine Sekte.

Diese Geistesrichtung des Engländers spricht sich bekanntlich aus in der Lehre von der apostolischen Succession der Bischöfe. Für ihre Bischöfe beansprucht die Hochkirche eine ununterbrochene Kontinuität **der Amtsübermittlung bis zu den Aposteln** hin. Diese Bischöfe setzen die Priester ein, und auf diese Weise ist ihrem Priesterstand („Order") **die göttliche Gültigkeit garantiert**. Ohne einen solchen Priesterstand kann sich der hochkirchliche Engländer keine Kirche denken. Man sieht also, wie die äußeren geschichtlichen Faktoren das Uebergewicht haben gegen die geistigen der Lehre und des Glaubens. Man sieht, wie stark sich die Kirche von England in diesen Dingen mit dem Katholizismus berührt. Man versteht, woher das fortwährende Bemühen auf eine Wiedervereinigung mit Rom kommt, und warum sich viele in der anglikanischen und auch in der amerikanischen Episkopalkirche lieber katholisch als protestantisch nennen. Daß es natürlich auch einen Flügel in der Kirche von England gibt, der lieber Anschluß mit den protestantischen Kirchen sucht, ist wahr und ist auch nicht zu verwundern.

Wenn man diese Sachlage im Auge behält, wird es klar, warum die Konferenz eingeladen war, sich „on Faith and **Order**" auszusprechen. Der zweite Punkt, die Verfassung der Kirche, insonderheit der Priesterstand und die historischen Gründe seiner Gültigkeit war das wichtigste. Jedenfalls war es das, worauf es den einladenden Bischöfen ankam. Sie wollten nicht die in Genf vertretenen protestantischen Kirchen einfach anerkennen, sondern in jedem Fall prüfen, wie es mit der historischen Berechtigung seines Predigtamtes stehe. Die lutherische Kirche von Schweden z. B. erkennen sie an, darum war es auch zu verstehen, warum Bischof Soederblom von dort sich so in seinem Elemente befand. Bei den amerikanischen Freikirchen war das aber nicht so ohne weiteres klar. Es würde hier auf eine Nachprüfung und Sichtung hinausgelaufen sein. Als das offenbar wurde, dauerte es nicht lange, bis sich eine Gegenströmung geltend machte. Dr. Mc Farland, der Sekretär des Federal Council, ließ alsbald eine Einladung zu einer neuen Konferenz in zwei Jahren ergehen, mit Beschränkung auf protestantische Kirchen allein.

So konnte denn von praktischen Erfolgen der Konferenz von Genf nicht wohl die Rede sein, obwohl gern zugegeben wird, daß in dem Aufruf der Bischöfe sich ein edler christlicher Geist aussprach. Die Episkopalkirche wird endgiltig sich zu entscheiden haben, ob sie ihren Anschluß bei den Kirchen der Reformation oder bei den Katholiken

suchen will. Rom und Wittenberg lassen sich auch im 20. Jahrhundert nicht zusammenbringen. Eine Einigkeit ohne denselben Glaubensgrund ist nur eine scheinbare, eine Einigung auf Kosten der Ueberzeugung kann nur Uebles wirken.

Wovon hängt der Erfolg der Vorwärtsbewegung ab?

Wir hoffen, daß die Vorwärtsbewegung, soweit sie das synodale Budget anbetrifft, von zufriedenstellendem Erfolg begleitet worden ist. Soweit sich von hier aus (von Cleveland und Ohio) zu dieser Zeit (um den Danksagungstag herum) sagen läßt, muß die Sache gut gehen. Wir haben hier Gemeinden, welche früher fast nichts für die Synode getan und diesmal ihren Anteil weit überzeichnet haben. Die gesetzte Summe ist von so vielen überschritten worden, daß ihr Ueberschuß den Mangel derer, die nicht genug getan haben oder tun konnten, wett machen sollte. Doch ist, wie so oft gesagt worden ist, das Geld nicht die Hauptsache. Das Geld ist nötig und wichtig, doch nicht an sich, sondern als Zeichen und Zeugnis gesteigerten Interesses und erwachten Pflichtgefühls. Die Hauptsache ist das Erwachen geistlichen Lebens. Mit nichts anderem sollte man sich zufrieden geben. Wovon hängt der geistliche Erfolg der Vorwärtsbewegung ab? Wenn die Kirche voranschreiten soll, so müssen ihre Führer zunächst vorangehen. Wer sind die Führer? Ohne Zweifel die Pastoren. Also hängt der eigentliche Erfolg — nächst Gott — von den **Pastoren** der Kirche ab. Schon bei dem finanziellen Teil unseres Programms war das so. Wenn der Pastor aus irgend welchen Gründen dagegen gewesen wäre, wie leicht hätte er die Sache im Keime ersticken können, wenigstens in lauen Gemeinden. Auch wenn sonst irgend eine gemeinnützige Sache den Gemeinden noch so warm empfohlen wird, der Pastor hat es in seiner Macht, ihr die Tür in seiner Gemeinde zu verschließen. Er ladet eine schwere Schuld auf sich, zum wenigsten eine grobe Unterlassungssünde, und doch findet hier und da, wie es scheint, einer eine geheime Genugtuung darin, auf diese Weise seinen Einfluß und seine Herrscherstellung darzutun. Die Evangelische Kirche hat keinen Papst, aber gar manch ein Päpstlein.

Noch viel mehr ist der Pastor die conditio sine qua non in geistlichen Dingen. Es liegt auf der Hand, daß man sich die apostolische Kirche nicht denken kann ohne die Apostel, noch die Heidenkirche ohne die Arbeit der Missionare. Sie waren die Zeugen, welch das geistliche Leben erst weckten. Aber auch da, wo geistliches Leben und christliche Gemeinden schon vorhanden sind, wo also es dem Pastor obliegt, dies Leben zu pflegen und zu fördern, ist sein Einfluß unberechenbar. Es ist ja schon vorgekommen, daß geistlich rege Gemeinden auch einen ungeistlichen Pastor eine Zeit lang tragen können ohne zu verkümmern, aber es ist nicht oft der Fall. In der Regel fällt aus der Atmosphäre, die ein Weltling schafft, bald ein ertötender Mehltau auf das Geistesleben der Gemeinde. Darum ist uns

Pastoren auch von Brüdern, die durch Stellung, Charakter und Erfahrung dazu berufen schienen, die Schwere unserer Verantwortung und die Pflicht eifrigsten Strebens ans Herz gelegt worden.

Es darf angenommen werden, glauben wir, daß vielen von uns der Ernst der Zeit und ihr starker Appell zu Herzen gegangen ist. Wir fühlen deutlich, daß ein bloßer Routinemensch der Aufgabe nicht gewachsen ist, und doch fällt man so leicht in den handwerksmäßigen Betrieb des Amtes hinein. Noch viel weniger ist von einem Geschäftspastor etwas zu erwarten. Wer mit geheimer Freude die Zahl seiner Amtshandlungen betrachtet, den Gewinn zusammenrechnet und aus persönlichen Gründen sich stark für das Steigen und Fallen der Börsenpapiere interessiert, mag wohl bedenken, was Jesus von den zwei Herren gesagt hat, denen man nicht gleichzeitig dienen kann. Auch der Pfarrer, der ein großer Gesellschaftsmensch und Vergnügungsdirektor ist, zersplittert seine Kraft zu sehr, als daß er für geistliche Hebung viel übrig haben könnte.

In letzter Linie sind es die allein, die in aller Aufrichtigkeit sagen könnten: „Ich habe dein Wort in meinem Herzen," von denen die Gemeinden lebenschaffendes Zeugnis erwarten dürfen. Wer sich mit dem Worte Gottes nicht bloß zum Zweck der Predigtausarbeitung beschäftigt, sondern um in täglicher Berührung zu bleiben mit dem Reichtum göttlichen Lebens in ihr, wird nie mit bloß äußerem Tun oder äußerem Frieden sich begnügen. Er weiß, daß das Wort Gottes eine Kraft ist, die da selig macht, und er erwartet, daß solche Kraft noch heute von ihm ausgeht, und daher erstrebt er solche Kraftbeweisungen. Wenn sein Umgang mit Gottes Wort ein lässiger wird, und sein Gebetsleben auf ein niedriges Niveau sinkt, so sieht er darin ein untrügliches Zeichen geistlichen Niedergangs. Wenn alte Charakterschwächen noch immer unüberwunden sind, oder neue hervorbrechen, so treibt ihn das mit gesteigertem Ernst zu dem Gnadenthron. Er schaut sich in seinem Bücherschatz um und nimmt die Autoren von der Stelle, die am erwecklichsten zu seiner Seele reden. Insonderheit vertieft er sich in die Biographien wahrer Gottesmänner, und in Kraft solcher Speise geht er mit erhobenem Haupte viele Tage lang. Auch das eigentlich theologische Studium wird ihm je länger ju lieber, denn er weiß, er soll andern ein Führer sein in einer Welt voll Irrlehren und Halbwahrheiten, und wie kann ein Blinder einen Blinden leiten? Unzweifelhaft haben hier Naturanlagen und Geistesrichtungen ein Wort mit zu reden, doch können wir uns kaum einen Pastor denken, der nicht auch in etwa Theologe sei, oder eine Studierstube, die bloß Telephonbude und ein Aufbewahrungsort für Taufscheine und Kirchenbücher wäre.

Wenn sich in unserer Kirche die Pastoren mehren, die so im Feuer des Pfingstgeistes stehen, so können wir Erweckungszeiten erwarten. Es hat ein alter Kirchenvater gesagt: „Wenn die Kirche da aufwachte, wo sie sollte, nämlich in ihren Predigern, so würde sich die Welt be-

kehren vor Sonnenuntergang." Mag dies Wort auch immer gar weit gehen, wer möchte nicht in einer Zeit wie dieser mit Paulus beten: Herr, gib, daß ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde!?

„Durch Stillesein und Hoffen."

Das neue Jahr wird uns eine große politische Umwälzung bringen. Ein neuer Präsident wird ins Weiße Haus einziehen und ein neuer Kongreß in das Kapitol. Wilson und sein System haben eine Niederlage erlitten, wie sie in der Geschichte unseres Volkes noch nicht da gewesen ist. Es ist wahr, was der „Manchester Guardian" sagt, die gewaltige Mehrheit ist mehr ein Ausdruck der Unzufriedenheit mit Wilson, als das Vertrauen zu Harding. Dennoch legt sie eine ungeheure Macht in die Hand des neuen Präsidenten, und damit bürdet sie ihm auch eine fast erdrückende Verantwortung. Darum kann man es verstehen, daß Harding gleich nach der Wahl diesem Gefühl einen fast rührenden Ausdruck gab. Er sagte, es sei ihm nicht zum Jubilieren zu Mut, sondern es treibe ihn vielmehr zum Gebet um den göttlichen Beistand. Auch später hat er ähnlich gesprochen, besonders auf der Fahrt nach Panama, wo er Sonntags in der Kajüte den 25. Psalm öffentlich vorlas: „Mein Gott, ich hoffe auf dich. Laß mich nicht zu Schanden werden, daß sich meine Feinde nicht über mich freuen. Schlecht und recht, das behüte mich; denn ich harre dein."

Harding hat offenbar einen frommen Sinn. Seine Demut und das Bewußtsein seiner Schranken sind ein sympathischer Zug in ihm und berechtigen zu guter Hoffnung. Es ist ja nicht zu verkennen, daß es ihm an Selbständigkeit und großen Geistesgaben mangelt. Starke Einflüsse und Interessen in der republikanischen Partei und in der Geschäftswelt werden versuchen, ihn für ihre Zwecke zu gebrauchen. Die Schutzzöllner und „Scharfmacher" werden ihn in eine reaktionäre Politik zu drängen suchen, eine Politik der Ausbeutung des Volkes zum Besten privilegierter Kreise. Das fühlt Harding ohne Zweifel. Darum sein Aufblick nach oben und zugleich seine ausgesprochene Absicht, einen gebührenden Teil der Verantwortung auf den Kongreß und das Kabinet abzuwälzen. Es wird demnach sehr viel davon abhängen, was für Leute er zu seinen direkten Beamten auswählt. Wir hoffen, daß Männer wie Root, Lodge und Wood von der Liste fernbleiben, und solche wie Sen. Knox, Johnson, Borah vielmehr Berücksichtigung finden werden.

Auch für unsere auswärtige Politik wird die Zusammensetzung des Kabinets von großer Wichtigkeit sein. Der zu schließende Friede mit Deutschland und die Stellung zur Völkerliga sind die beiden wichtigsten Dinge, die zunächst Berücksichtigung fordern. Senator Knox als Staatssekretär würde wahrscheinlich einen anständigen Frieden mit Deutschland dem Senat annehmbar machen und für eine Revision des Versailler Schandfriedens nicht unerheblich in die Wagschale fallen.

Dies sind alles sehr wichtige Dinge und Dinge, die uns die Seele nicht wenig bewegen. Unser direkter Einfluß auf die Gestaltung desselben ist äußerst gering. Dennoch bleibt uns nichts anders übrig als uns des „Stilleseins und Hoffens“ zu befleißigen (Jes. 30, 15). Der Prophet sagt: „Dadurch werdet ihr stark sein.“ Es handelt sich also nicht um ein bloßes die Hände in den Schoß legen, sondern um eine stille Herzensfassung, die sich auf den Glauben gründet, daß es nicht nur eine sittliche Weltordnung gibt, sondern einen Gott, der in seiner Welt seine Zwecke durchführt, zu seiner Zeit und auf seine Weise.

Inzwischen sollen wir nicht müde werden Gutes zu tun, besonders nicht müde am **deutschen Hilfswerk.** Die deutsche Methodistenkirche ist dabei, $300,000 zur Erhaltung von Kinderheimen drüben zu sammeln: Der „Apologete“ führt zur Erreichung dieses Zweckes eine überaus lebhafte Kampagne. Sollten wir nicht Aehnliches erstreben und erreichen können in unserer Kirche?

Kirchliche Rundschau.

Chicagos wuchtiger Massenprotest gegen die „Schwarze Schmach.“

Den Chicagoer Zeitungen, die uns dank der Postverwaltung des Wilsonmannes Burleson — he keeps us out of mail — mit mehrtägiger Verspätung, wie üblich zugegangen sind, entnehmen wir den folgenden Bericht über die in Chicago kürzlich abgehaltene große Protestdemonstration gegen die „Schwarze Schmach“ am Rhein.

In zündenden Worten wurde in der Riesenversammlung im Medinah Temple die „Schwarze Schmach“ gegeißelt, deren die Vereinigten Staaten sich mitschuldig machen, indem sie nicht auf sofortiger Säuberung der deutschen Rheingegend von den schwarzen Bestien bestehen, die Frankreich dorthin geschickt hat, um weiße Frauen und Kinder zu vergewaltigen. Der enorme Bau an der State und Ohio Straße erwies sich als zu klein, um all die Tausende zu fassen, die aus allen Teilen Chicagos herbeigeströmt waren. Draußen vor den Türen stauten sich, nachdem im Innern sämtliche Sitze beschlagnahmt waren, Männer und Frauen noch zu Hunderten an, und auch zu ihnen sprachen berufene Redner von den Entsetzlichkeiten, die drüben verübt werden, und zu denen der Mann im Weißen Hause, der sich als der Hüter der Zivilisation aufzuspielen wagte, immer noch still schweigt.

Schmach für Frauentum der Welt.

Woodrow Wilson, Clemenceau, Lloyd George und die übrigen Männer, die durch den Gewaltfrieden von Versailles die ungeheure Blutsaat säten, wurde durch Reden und die angenommenen geharnischten Beschlüsse ins Gesicht geschrien, daß die „Schwarze Schmach“ am Rhein keineswegs allein eine Infamie gegen deutsche Frauen und Kinder ist, sondern gegen das Frauentum der ganzen Welt, und vor allem gegen die Frauen Amerikas, da doch von uns,

um den Eintritt in den Weltkrieg zu rechtfertigen, die Phrasen von Menschlichkeit und Menschenwürde am meisten im Munde geführt wurden.

Sämtliche Redner verliehen der Hoffnung Ausdruck, daß die gewaltige Demonstration dazu führen werde, daß ganz Amerika sich erhebt und die Machthaber in Washington zu einem Eingreifen zwingt. Die Beschlüsse, welche die Versammlung annahm und die nicht nur dem Präsidenten Wilson, sondern auch den beiden Illinoiser Senatoren und den Mitgliedern des Senatsausschusses für auswärtige Beziehungen übermittelt wurden, hatten den folgenden Wortlaut:

Die angenommenen Beschlüsse.

Da sich die Frauen in den Rheinlanden Deutschlands an die menschlich gesinnte Bevölkerung der Welt um Schutz gegen die halbzivilisierten schwarzen französischen Truppen im Besatzungsgebiete Deutschlands gewendet haben,

Und da die Handlungsweise Frankreichs schließlich einen neuen Krieg wegen der grausamen, unmenschlichen und unmoralischen Handlungen dieser halb barbarischen Truppen herbeiführen muß,

Und da ferner diese politische Maßnahme Frankreichs, bezeichnet als die „Schwarze Schmach" und „die größte Schandtat des 20. Jahrhunderts," ein Verbrechen gegen die weißen Frauen und Kinder bedeutet,

So sei es beschlossen, daß wir, weil Frankreich die Macht über die deutsche Bevölkerung nur infolge der Siege unserer amerikanischen Soldaten erhalten hat, als Bürger dieser großen Republik, in Massen versammelt, entrüstet und energisch gegen die Verwendung von unzivilisierten oder halbzivilisierten Negertruppen in Deutschland Einwand erheben.

Und sei es ferner beschlossen, daß eine Kopie dieser Resolution dem Präsidenten der Vereinigten Staaten übermittelt wird, mit dem Ersuchen, im Namen der Menschlichkeit seinen Einfluß auszuüben, damit diese französischen Negertruppen aus dem Besatzungsgebiet zurückgezogen werden.

Auch sei es weiter beschlossen, daß eine Kopie den beiden Bundessenatoren unsers Staates, sowie dem „Senatsausschuß für auswärtige Angelegenheiten" zugesandt wird.

Wilsons Name ausgezischt.

Der Mehrzahl nach waren die Teilnehmer an der Versammlung Deutsche, doch auch zahlreiche Angehörige anderer Nationalitäten hatten sich eingefunden, und ihnen kochte bei der Schilderung der Scheußlichkeiten, die deutsche Frauen und Kinder durch vertierte Wilde aus Senegal und Madagaskar erdulden müssen, das Blut nicht minder als jenen Männern und Frauen, deren eigene Wiege am Rheinstrom, der Elbe, Weser oder Donau stand. Diesen Nichtdeutschen wurde offenbar, daß an dem Frauentum der Welt ein Verbrechen begangen wird, das sich an der ganzen Menschheit rächen muß. Ueber die Wangen unzähliger der Anwesenden sah man die Tränen rollen, Zähren des Mitheids und auch des Abscheus.

Verständlich war, daß jedesmal, wenn einer der Redner den Namen Woodrow Wilson nannte, ein Sturm der Entrüstung das Gebäude fast erzittern ließ. Jeder dachte dabei auch an die vorläufige Abrechnung, die am 2. November bei der Abgabe der Stimmzettel an den Miturhebern des Elends vorzunehmen ist.

Von den Reden — es sprachen außer dem Vorsitzenden, Michael F. Girten, der republikanische Anwalt Patrick H. O'Donnell und **Pastor Alfred Meyer** von der Johannes-Gemeinde — übte die Ansprache Pastor Meyers,

weil sie auf den Kern der Sache einging, die tiefste Wirkung aus. Er sagte unter anderm:

„Ich will nicht über vierzehn Punkte reden, ich habe nur **einen** Punkt im Sinn: Die Wacht am Rhein. Die Wacht am Rhein hat sich nur verändert. Man hat sie verraten, belogen und betrogen, und so legte die Wacht am Rhein die Waffen nieder. Und nun hält die Rache, die Revanche, die Wacht am Rhein. Nicht die Kriegsfurie, sondern die nackte niedrige Rache hält da Wacht am Rhein. Für das Werk der Rache war der Tiger nicht mehr gut genug. Dazu bedurfte es der Hyäne. Mit Hohnlachen sagte der viehische Senegalese, der Auswurf der Wüste Sahara, von sich selbst: „Ich bin die Wacht am Rhein!" Die Franzosen lachen über die Hunnen und spotten: „Die englische Krankheit haben sie schon, jetzt sollen sie für alle Zeiten die französische Krankheit haben." Die französische Krankheit! Schon vor 400 Jahren hat Ulrich von Hutten die Qualen der französischen Krankheit erlitten und als die Pest von Europa bezeichnet. Sie wollen den Genius des deutschen Volkes zerstören, denn sie befürchten dessen Sieg in künftiger Zeit, und wollen des Volkes Wurzel zerstören, das teutonische Blut bis ins Mark hinein vernichten. Und wenn das deutsche Volk dann die englische Krankheit und das französische Pestgeschwür hat, dann ist es der Vernichtung preisgegeben.

Französisches Schmutzbild.

„Ich habe hier ein französisches Bild: Eine Sau mit einem Rosenkranz und einem eisernen Kreuz, die einem Senegalesen verliebte Blicke zuwirft. Diese Sau soll die deutsche Frau, die deutsche Jungfrau sein! Der tapfere Senegalese ist mit den Boches fertig geworden, aber vor der deutschen Frau muß er sich hüten! (Laute Pfuirufe.) Das ist ein Stück französischer Zivilisation! Aber der Adler wird einmal wieder fliegen, und jetzt müssen die Franzosen Wache stehen! Welch eine Aufgeblasenheit eines Volkes! Wir wissen, wie hohl, wie verseucht die französische Zivilisation schon seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten ist.

„Wie kann ein Volk einem andern nur solche Schmach antun? Wenn auch England über Deutschland die entsetzliche Hungerkrankheit gebracht hat, so hat Frankreich das doch noch in scheußlichster Weise übertroffen. Gegen die unbeschreiblichen, nicht nennbaren Schandtaten der schwarzen Franzosen, die gutgeheißen werden von den weißen Franzosen, erheben wir unsere Stimme.

Der Glaube an die Menschheit.

„Der Deutsche glaubt noch immer an den edlen Sinn der Menschheit. Er, der gehaßt, getreten, gestoßen, verachtet wurde, hat den guten Glauben noch nicht verloren, er, wie einst Gottes Sohn, hat den guten Glauben, und an diesem Glauben laßt uns festhalten. Dieser Glaube hat diese Versammlung zustande gebracht, und wenn erst das amerikanische Volk weiß, was für eine Schmach am deutschen Volk, an weißen Frauen und Jungfrauen begangen wird, dann wird sich die amerikanische Frauenwelt, ja alle amerikanischen Männer einstimmig dagegen erheben, wir wagen zu glauben, daß sich selbst Franzosen finden werden, um zu helfen, diese Schmach auszutilgen.

Die größte Schmach.

„Unter dem Waffenstillstandsvertrag war Deutschland gehalten, Bordelle für die Besatzungstruppen zu stellen, und diese Bordelle sind mit deutschen Mädchen gefüllt. Fortgeschleppt mit Gewalt, selbst vom Altar der

Kirche weg werden deutsche Mädchen gerissen. Diese furchtbare Schmach schreit zum Himmel. Es steht geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. Aber der Franzose, der ausgepichte Atheist, spricht mit höhnischem Lachen: „Die Rache ist mein, ich will vergelten am Rhein!" Er weiß aber nicht, daß über ihn schon das Urteil gesprochen ist: Gewogen bist du und zu leicht befunden!!"

Uncivilized Troops Still Quartered in Europe

From time to time reports have come of the tragic conditions resulting from the presence of black and brown soldiers belonging to the allied armies, and still kept on garrison duty in Germany. Protests against this situation, and the crimes against womanhood and childhood which have abounded in the unhappy districts where they are kept, have met mild denial from the State Department and the representatives of the allied governments. But the accounts are too numerous and too circumstantial to be longer denied. Unquestioned testimony from several parts of Europe bears witness to the affront to civilization which is being offered by the continuance of these Singalese, Arab, Algerian and other foreign soldiers in German towns. The circumstantial narratives that come to hand are terribly disheartening. A whole people is being subjected to outrage and disease. The conscience of the world needs to be stirrred regarding this peril to the homes and health of an entire section of Germany. Whatever one's sentiments may be regarding the part Germany took in the war, the sinister spectacle of misusage and humiliation now presented brooks no patience or delay. It is a call to civilization to act at once.

—Christian Century.

A Great Quaker Pronouncement

From the days of William Penn until now the Friends or Quakers, as we more familiarly call them, have been singularly able to orient themselves in the principles of the Gospel and look with objective calm upon a storm tossed and troubled world. In these days of passion and bitter prejudices, when so many Christians have forgotten their Gospel, it is refreshing to read the pronouncement of the great World Conference of the Religious Society of Friends which met in London last month with a thousand representative Quakers in attendance. They came from every English-speaking country, from Scandinavia, Austria, France, Syria, China and Japan.

The Quakers are a prosperous folk, hence their pronouncements on industry come from a conservative class economically. They are overwhelmingly English, therefore if they express critical or adverse convictions on the Irish situation we may be sure such convictions are born of deliberation and not prejudice. Being men of peace by religious conviction and tradition we would expect them to speak clearly on questions of government and the League of Nations. The very hope of the world is in such types of mind and temper as theirs. Unless we can serenely but with dynamic conviction keep our heads above storm and class and prejudice we cannot bring this torn world back into ways of peace.

The principles of Jesus depend upon cultural, educational and directive action if they are to be projected into society's warring passions. No man can ride with the waves and winds and make them his chart and compass. It is a time for every religious body to reassert before the world, with precision and decision, the Christian viewpoint .

* * *

To Labor

Directing their message to labor by means of a letter to the new Council of Action of the British labor movement they preface it with the statement, that they have been "considering Christ's teaching in its relation to war, whether between nations or classes within a nation, and also to our industrial system, which is at present based upon personal gain rather than upon service to the community." In this last clause we have the fundamental to which all Christian bodies are turning and one upon which the recent notable pronouncement of a group of leading British Quaker employers was based. In these words there lies the revolutionary ethic of a Christianized industrial order.

The Council of Action, our readers will recall, is the new committee on policy in regard to political action, which notified the British government that they would refuse to load men or munitions for a war upon Russia. In this sort of attitude, as a growing body of working world opinion is coming to believe, lies the only hope of democratizing the horrible business of war making, i. e., by serving notice upon the diplomats and small government groups that they cannot play the game of life and death without reckoning with those who must die. The Friends do "not presume to judge" as to the wisdom of such action but they do commend their efforts for the maintenance of peace with Russia.

They say to Labor: "We wish to support you in your efforts to give expression to the true brotherhood of all men, by such means, as are in accord with the life and teachings of Jesus." To which they add: "We believe in the value of spiritual forces in human affairs, and are convinced that good will, fellowship and mutual trust are the effective means to progress, and that to this end armed force is futile." It is significant that the most peace-loving of all religious bodies should select the most representative of forward labor movements as subject for its fellowship in an appeal to the world on the subject of peace. As an active force for world peace today the labor movement is in advance of the church as a whole.

* * *

To the Irish People

Here is an overwhelming English conference saying "our hearts go out in prayer and sympathy to the Irish people." Let no American, however deep his anti-Catholic prejudices, think that the rank and file of England's best conscience is supporting the present Tory policy of coercion and violence in Ireland. From nowhere do we read more stirring appeals and denunciations than from very influential British journals in their judgment upon the present militaristic and partisan government policy in that sad land.

Without discussing the political issues involved, the Friends say: "We desire to express our conviction that the withdrawal of all coercion and violence against Ireland, or against any part of Ireland, and the cessation of acts of violence by all sections of the Irish people are essential" to secure a lasting reconciliation. "The power of God is greater than the forces of evil, and we feel that in this tragic hour, there is a call to Great Britain and Ireland, by the exercise of trust in God and in that something of God which is in all men to triumph over hatred and injustice."

It is tragical in this day that such violence and blood-shed as that which opens Ireland's wounds again should exist between two great Christian peoples, and that its very genesis and continuance should be in an ancient religious strife. Where is sacrifice for "the rights of small nations" and for "the self-determination of governments" and where are the sacred principles upon which a covenant of peoples is to be builded into a League of Nations?

* * *

To the Governments of Europe

Deeply impressed "by the imminent danger of chaos and ruin" in continental Europe they call for "the immediate cessation of war between Russia and Poland," the "abandonment of all support, whether direct or indirect, for attacks upon the government of Russia, and the resumption of normal relations with that country." They ask for an international commission, after the manner of the Danubian Commission, "upon which all the states concerned shall be represented," as a means for the "speedy re-establishment of the economic life of the nations of Central Europe." They demand the general disarmament of all nations and the abolition of compulsory military training.

They believe certain amendments are necessary to make the League of Nations a positive working force that will beget the confidence of mankind, but these amendments are of exactly opposing quality from the reservations demanded by the United States Senate. They contemplate a more complete commitment of the faith of mankind rather than an injection of a narrow and selfish nationalism, and require the "inclusion of Germany, Austria and Russia at the earliest possible moment and any other nation, great or small, that wishes to come in."

They believe the constitution of the leage "should be made more fully representative of the peoples themselves and the possibility of the dictatorship of a small group of nations should be removed." They would remove all threat of economic blockade and force, because "the peace we seek cannot be based upon fear," and would make decision possible without waiting for absolute unanimity. In other words, they would build peace upon the faith of mankind rather than upon a notion of reciprocal advantage. With such amendment they would "indeed rejoice that the league had been formed and should have reason to expect that it would be a potent means toward establishing on earth the kingdom of God." —*Alva W. Taylor.*

Not a Christian Peace

EDITOR THE CHRISTIAN CENTURY:

SIR: I read with sympathetic appreciation the article by Rabbi Wolf in your issue of July 15, and I have read with interest also the communications which it evoked. I had not thought to make any comment thereon, but "out of the abundance of the heart, the mouth speaketh," and perhaps this one more echo of that frank article may not be amiss. The Rabbi's indictment of the church in its attitude toward the war needs neither apology nor defense. It is straightforward, courageous and just.

When hostilities ceased one had a right to hope that Christian America would come to look a little more sanely at the situation and to manifest some generosity toward a crushed and humiliated foe. But alas! instead, from press, pulpit and platform came the insistent demand for reprisal, retaliation, punishment, in tones of hate as dangerous to justice and to human welfare as political bolshevism, and as destructive to man's spiritual nature as Lewisite gas to his physical nature.

If the war waged by the Allies was a righteous one, as we were led to believe, why could not the appeal for its support have been made on that high ground? Why was it necessary to base the appeal on the most virulent passions of the human heart—hate and revenge? Granting, however, that the cause of the Allies was a righteous one, what can be said of the peace? Did it contain any of the elements of righteousness? Did it in any way reflect the spirit of Christianity? Only the veriest hypocrite can pretend that it did. It was *pagan to the last degree.*

The peace-makers rejected the principle of Jesus and went back to the tooth and claw of the jungle.

In the first place, it was a perfidious peace. The Allies were guilty of Punic faith with the enemy. The abrogation of "The Fourteen Points which had been accepted by the enemy as a basis of agreement for their surrender was as much a breach of faith as was the violation of Belgium neutrality. In essence they are the same. Be it remembered, too, that the "Fourteen Points" had not only been accepted by the enemy, but they had been formally presented to the Allies by President Wilson and had been accepted by them as the basis upon which peace was to be made; and yet "The Fourteen Points" were violated both in letter and in spirit.

Second, it was a Carthaginian peace shot thru and thru with the spirit of revenge and retaliation, and not a peace of reconciliation, as we had been promised—not a peace to end war, for which our soldiers died, but a peace that has sown the dragon's teeth of resentment and bitterness.

Third it was a backward-looking peace, based on what had happened, not a forward-looking one based on what would bring the condition for which the world was hoping and longing.

The only defense the writer has ever heard for the crushing terms of the Treaty of Versailles was, "But what would the Germans have done had they won the war?" Well, that is beside the mark. That has

nothing at all to do with the case. We cannot determine our conduct and our responsibility by what others would do. Besides, had the Germans won, it is difficult to see how they could have exceeded the Treaty of Versailles in cruelty apart from the complete extermination of their conquered foe.

The only posisble good to humanity, as the writer sees it, that can come out of the Treary of Versailles, is to prove that the world cannot disregard the plain teachings of Jesus, cannot thrust aside the Golden Rule and follow a course of unmitigated revenge and not suffer. The terrible unrest and strife in the world today are due to the rejection of the principles of forgiveness and reconciliation and the substitution therefore of revenge. (MRS) NANCY CAMERON MORROW

Fairmont, W. Va. (in "Christian Century").

The Geneva Conference

BY FINIS IDLEMAN

A preliminary "Conference on Faith and Order," representing all the Christian fellowship of the world, that of Rome alone excepted, closed its sessions at Geneva, Switzerland, after ten days of deliberation. Preparations were begun for it ten years ago. It can easily be recognized that this is not a movement of haste. Impatient souls get little comfort from such procedure. One look at that Conference, however, would have revealed the necessity for patient methods in bridging the wide chasms of language and tradition, habits of thought and customs of worship which divide the church.

The Conference was weakened by the lack of a prepared program. The first days were spent in "statements" from the various bodies represented. These were interesting or monotonous in proportion as they came from communions little or well known. When it is remembered that each address and every motion had to be translated into three and sometimes four languages, it can be understood that the grace of patience was sorely tried.

Outstanding Utterances

Among the utterances which commanded the greatest interest were those of the Greek Orthodox patriarchs and the representatives of the Anglican church lately come from the Lambeth Conference. Other addresses may have been more consonant with Protestant ideals but the isolation of the Greek Orthodox church and the avowed leadership of the Anglican communion gave to each a peculiar importance. The striking democracy of the patriarchs and the honest eagerness that lived in their words gave weight to all their addresses. Their proposal for the immediate approach toward the unity of the church was quite simple, and very practical. It contained seven items: (1) An interchange of students. (2) A cessation of proselyting. (3) A united effort for the persecuted church whatever it suffers. (4) Love for one another. (5) Study and knowledge of one another. (6) Examination of our differences in a kindly spirit. (7) Elimination of political questions.

The statement for the Anglican communion was virtually made in the report of the Lambeth Conference. Some felt that it had gone a long way. To the majority, however, it was only "a change of perspective." This impression was deepened by the interpretation of the

Anglican attitude which was given by Bishop Gore. The essence of his address was crystallized in the following interrogations: "What is the church? Is not the church that divine institution having (1) a divinely authorized creed (I do not say which) (2) a divinely authoritative order of ministry (I do not define) and (3) divinely authorized sacraments?" From this position the Anglcan church seems scarcely able to be shaken, except by a social revolution in England (not an improbable thing which will mean disestablishment and consequent struggle for support and membership upon the merit of genuine appeal.

Non-Episcopal Views

The statement for the non-episcopal bodies was summarized by Professor Bartlett of Oxford and Professor Scott of Cambridge, with a grace and courtesy of speech equal to that of Bishop Gore and with a penetration that reached to the heart of the difficulty involved in making the historic episcopate the basis of union. The equating of faith and order, it was said, represented a point of view Non-conformist churches could never accept. Professor Scott called attention to the striking difference in the responses made by the Greek and Roman churches respectively. The Greek church, which placed more emphasis on faith had sent its noblest men as representatives to the World Conference. The Roman church, accustomd to place equal emphasis upon orders, had refused the invitation. Prof. Bartlett declared that faith was essentially personal, and that if the church accepts formulated statements, it can do so only on the theory that such statements are symbols of a growing faith forever beyond all formulation.

The Conference accomplished three things: (1) It brought together for ten days representatives of al lsections of the universal church, a thing which has been impossible for a thousand years. (2) It revealed the hunger for unity as a growing passion of all Christians of whatever name or sign. Indeed, some of the utterances from Middle European and Russian Christians were like the cries of the prophets, "How long, O Lord, how long?" The passion of a Thomas Campbell was in more than one man's speech. For man, the unity of the church seemed the only salvation from social chaos in the Near East—if not for the entire Continent. (3) It cleared the atmosphere. Time had to be taken somewhere on the way to unity for everybody to be heard. Having borne witness to "the faith" which each group conceives itself to hold as a peculiar trust, there seems to be a better chance for the development of a more receptive mood and a more kindly interest in other points of view. It came like "the benediction that followed after prayer," when the Conference received the invitation the Archbishop of Jerusalem to hold the World Conference in that city. The hallowed memories that spring from and allure thither every follower of Jesus will sweeten and chasten all the speech and spirit of those who may be privileged to represent the various Christian communions who are seeking to heal the severed body of which Christ is the one head.

A permanent continuation committee of forty members was formed, of which Dr. Peter Ainslie is a member. Too much cannot be said

for the influence he exerts in these conferences, and for the grace and patience and sympathetic appreciation he manifests in harmonizing the wide divergencies among believers.

Plans Made to Continue

It is but true to fact, however, to add that in view of the unabating insistence of the Anglican church upon orders, there is felt to be far more hope in the first conference held in Geneva called by the Federal Councils of the world than in this Conference on Faith and Order. The name chosen for the latter gathering is significant and revealing: "The Universal Conference of the Church of Christ on Life and Work." Of that conference we may expect more immediate results. Its president, the energetic and captivating Archbishop of Upsala, will not tarry long in bringing things to pass.

One could not turn away from these conferences without reflecting how impossible it will ever be to expect anything like outward similarity among the Christians of the world. But we shall discover something infinitely more precious; a common yearning for a lost world, and a common devotion to Him who is forever "Son of Man"—son of *all* mankind. There will come a unity of Christian ideals, and a unity of endeavor among all Christ's followers the world over. It must come, or the scepter will pass from the church.

—*Christian Century.*

Die kirchlichen Verhältnisse in Oesterreich.

(Von Paul Riedinger, Wien.)

Der 17. Bezirk in Wien trägt den Namen Hernals. Wenigen dürfte bekannt sein, daß dieser Name der Träger einer Geschichte ist, die von viel Verfolgung um Christi willen, aber auch von treuem Bekennermut erzählt. Es war draußen vor dem Gürtel Wiens, da lag am Alserbach das schöne Schloß der Herren von der Als. Es waren Männer von klarer Erkenntnis und Tatkraft, die dort residierten, und als die Hammerschläge Luthers an die Schloßkirche zu Wittenberg dröhnten, da fanden sie hellen Widerhall bei den Herren von der Als. Sie öffneten dem Evangelium Herz und Haus, und oft beherbergte das Schloß evangelische Prediger, die aus Deutschland gekommen waren, um das Evangelium zu verkündigen. Dazumal, im Anfang des 17. Jahrhunderts, strömten die Wiener hinaus vor den Gürtel ihrer Stadt, um die evangelischen Prediger zu hören, und oft sollen 40- bis 50,000 Menschen im Schloßhof gestanden und den Predigten zugehört haben, die der evangelische Prediger vom Balkon des Schlosses aus hielt. Aber dann kam die Gegenreformation und mit ihr die Vertreibung der Herren von der Als, und der Konfiszierung ihres Vermögens. Zur Ausrottung der evangelischen Gedanken genügten die deutschen Priester nicht, Scharen von romanischen und slawischen Mönchen kamen nach Wien, um das dem Evangelium zugewandte Volk zu katholisieren. Man hat nicht geruht, bis das ganze Land des Wortes Gottes beraubt ward, und nur noch in den verschwiegenen Gebirgstälern war es den Bewohnern möglich, Verstecke zu finden für das teure Wort Gottes, wo sie kein Späherauge finden konnte. In diesen Verstecken ist evangelisches Wesen durch die Jahrhunderte erhalten geblieben und daraus erklären sich auch die kleinen evangelischen Gebirgsgemeinden in Oesterreich, die heute noch zu arm sind, um sich ihren eigenen Seelsorger zu erhalten. Oesterreich wäre ohne Gegenreformation heute ein evangelisches Land. Die Gegen-

reformation hat aber aus dem Staate einen Hort katholischen Wesens gemacht und dem Volk unendlich viel Gutes dadurch geraubt.

Als am 11. November 1918 die Republik Deutsch-Oesterreichs ausgerufen wurde, da ging auch durch die kirchliche Welt der Sturm der Zeit. Man glaubte, daß manches Alte fallen würde. Ich erinnere mich lebhaft an die Ausdrücke der Furcht, die von manchen Angehörigen der katholischen Kirche laut wurden, weil man fürchtete, daß mit der Revolution auch eine Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse Platz greifen würde. Unter dem Einfluß des antikirchlichen Geistes der Heimkehrer geschah eine gewaltige Abkehr von der Kirche. Man begegnete in diesen Kreisen den katholischen Priestern mit wenig Achtung, und es hatte tatsächlich den Anschein, als ob unter der Stimmungsmache antireligiöser Ehemente die Herrschaft der katholischen Kirche gebrochen würde. Oesterreich ist katholisch in seiner überwiegenden Mehrheit. Es steht zurzeit keine Statistik zur Verfügung, aber man darf wohl annehmen, daß die Evangelischen nicht mehr als drei Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Die antikirchliche Bewegung fand ihren lebhaften Ausdruck in den Wahlen zur Nationalversammlung. Sie gaben ein treues Bild der damaligen Auffassung des österreichischen Volkes. Die Hälfte ihrer Abgeordneten waren Sozialdemokraten. Selbst in den bis dahin von der Sozialdemokratie unbeeinflußten Wahlkreisen kamen Sozialdemokraten in die Versammlung. Mit der Ablehnung alles Religiösen der großen Mehrzahl der Heimkehrer ging eine starke Uebertrittserklärung zur evangelischen Kirche Hand in Hand. Viele, die in dem Katholizismus sich getäuscht sahen, wendeten sich der evangelischen Kirche zu. Das war im Anfang der neuen Zeit und gilt teilweise noch heute, soweit die evangelische Kirche in Betracht kommt. Heute aber sehen wir, daß die katholische Kirche ihre Macht fast vollständig wieder zurückgewonnen hat. Auf dem Lande scheint das Volk ganz wieder in den Händen der Priester zu sein, und auch in den Städten ist ein Zurückfluten zur Kirche bemerkbar. Das hängt unzweifelhaft mit den traurigen sozialen Erscheinungen zusammen, aber es ist immerhin ein Zeichen der Zeit. Dazu kommt, daß die katholische Kirche es meisterhaft versteht, ihre verlorene Position zurückzugewinnen.

Das kirchliche Leben in Oesterreich scheint in starker Aufwärtsbewegung zu sein. Die evangelische Kirche trägt dem Suchen der Menschen Rechnung und der Generalsekretär der evangelischen Gesellschaft hat in vielen Städten, wie es scheint, eine dankbare Zuhörerschaft bei seinen Evangelisationsversammlungen zu verzeichnen gehabt. Aber die katholische Kirche ist ebenfalls überaus rührig. Eine Volksmission um die andere wurde abgehalten. Man versuchte, allerlei Kreise zu interessieren und mit allen Mitteln zu arbeiten. Es gibt ja keine Kirche, die mehr Anpassungsfähigkeit besäße als die katholische Kirche. Katholische Priester suchen Neue Testamente und Bibelteile unter die Leute zu bringen, um auf diese Art und Weise der evangelischen Agitation zu begegnen. Unzweifelhaft ist doch durch die Neuordnung der politischen Verhältnisse die katholische Kirche Oesterreichs gezwungen gewesen, sich mehr als je um das Sehnen der Leute zu kümmern. Man hat in katholischen Kreisen vielfach vor dem Sieg der Mittelmächte gezittert. Man fürchtete den dominierenden Einfluß des evangelischen Deutschlands. Das ging so weit, daß man in kirchlichen Kreisen dieser Befürchtung öffentlich Ausdruck gab. Nun hat der Krieg mit all seinen Folgeerscheinungen doch für die katholische Kirche die Notwendigkeit gezeitigt, das Wort Gottes mehr zur Geltung kom-

men zu lassen. Wie das auf dem Flachlande ist, entzieht sich im allgemeinen der Beobachtung, aber in den Städten ist unzweifelhaft ein Fragen und Suchen nach Wahrheit vorhanden. Der verschwindend kleine Prozentsatz der evangelischen Christen macht es der katholischen Kirche sehr leicht, auch heute noch, besonders auf dem Lande, mit all den früher so beliebten Verdächtigungen zu arbeiten, und es gibt Leute genug, auch in den Städten, für die der Priester oberste Autorität ist, die sich erst erkundigen, ob sie eine „Friedensglocke" lesen dürfen oder nicht.

Die evangelische Kirche befindet sich gegenwärtig in besonders ernster Lage. Die Neuordnung der Verfassung mit all dem, was drum und dran, ist in der Gegenwart nicht gerade eine Erleichterung in dem großen Kampf, der entbrannt ist. Noch trägt der Kampf nicht die scharfen Formen des Kulturkampfes, aber unzweifelhaft treten die Vorzeichen in Erscheinung. Auf die Dauer kann diesem Kampf nicht aus dem Weg gegangen werden. Bis heute aber ist die Macht der katholischen Kirche so groß, daß sie mit Hilfe der gesetzgebenden Körperschaft jede Reform zu ersticken weiß. Dabei ist sie klug genug, die neue Zeit mit ihren Ansprüchen nicht aus dem Kalkül zu lassen. Sie trägt gegenwärtig das Kleid der Toleranz. Das läßt die kirchlichen Verhältnisse in einem andern Licht erscheinen, aber es hieße Vogel Strauß-Politik treiben, wollte man die Gesinnung Roms übersehen. In den beiden evangilischen Kirchen augsburgischen und helvetischen Bekenntnisses ist gegenwärtig, wie es scheint, viel Verständnis für die gemeinsamen Aufgaben der evangelischen Kreise vorhanden. Einzelne führende Männer betonen es, daß in Oesterreich die Allianz besondere Aufgaben habe. Die Erkenntnis ist nicht allgemein. Dazu kommt, daß die vertretenen Freikirchen, Methodisten und Baptisten, verhältnismäßig schwach sind. Neben den genannten Kirchen missionieren die Adventisten überaus eifrig. Ihre Kolporteure durchziehen das ganze Land und ihre Prediger halten hin und her im Land Vorträge. Man kann ruhig sagen, daß die kirchlichen Verhältnisse in Oesterreich in der Gegenwart noch ziemlich ungeklärt sind. So viel steht fest, daß die katholische Kirche vermöge ihres Alters und ihres tiefgehenden Einflusses auf die Erziehung der Jugend gewaltige Machtmittel in der Hand hat, und man versteht, daß ihre Führer bei jeder Gelegenheit betonen, daß sie den Kulturkampf nicht fürchten. Anderseits ist es nicht zu übersehen, daß das Ansehen der Kirche doch schweren Schaden gelitten hat und daß das Sehnen des Volkes nicht ohne weiteres durch Formen des Kultus zu befriedigen ist. Oesterreich ist heute ein hungerndes Land, aber es hungert nicht nur nach Brot, sondern auch nach Wahrheit, und es erscheint mir als der lichtvollste Punkt im armen Deutsch-Oesterreich, daß ein Sehnen und Verlangen nach Christus vorhanden ist. Auch das katholische Volk empfindet, daß Kultus und Wahrheit nicht identisch sind; mögen deshalb die kirchlichen Verhältnisse ungeklärt erscheinen, eins ist klar, das ist die Aufgabe, diesem hungernden Volk das Evangelium zu bringen, das ihm im vorigen Jahrhundert durch schwere Verfolgung geraubt wurde.

Nachbemerkung der Red. Von dem entschlossenen Widerstand der reaktionären katholisch-kirchlichen Elemente Oesterreichs gegen die Betätigung der religiösen Freiheit im neuen Staatswesen finden wir zwei Proben in der Wiener Reichspost vom 2. Juli 1920. Wir lesen da:

„Die Bischöfe von Ober-Italien und aus den früher österreichischen Gebieten Italiens erheben seit Monaten ausdrücklich in der Presse ihre Stimme

gegen die aufdringliche Sektenpropaganda der amerikanischen „Young Men's Christian Association," deren Vertreter überall Traktätchen verbreiten. Es sollte ein Studentenheim gegründet werden. Nachdem auf dem jüngsten amerikanischen Sektenkongreß große Geldmittel bewilligt wurden, um die notleidenden Länder Mexiko, Ober-Italien und Deutsch-Oesterreich aus dem katholischen ‚Heidentum' zu befreien, muß der dringende Wunsch ausgesprochen werden, daß die ‚Y. M. Chr. A.' sich **in Wien auf karitative Betätigung beschränken möge,** wenn sie nicht in Gegensatz mit allen jenen kommen will, die jede **religiöse Beunruhigung** des Volkes zu verhindern als ihre Pflicht betrachten."

„Die Baptisten haben Eingaben an die Behörden gerichtet, mit der Forderung nach staatlicher Anerkennung. In den Eingaben wird darauf hingewiesen, daß die Baptisten Vermögen genug besitzen, um ihre kirchlichen Angestellten zu bezahlen, Sonntagschulen zu erhalten u. s. w. Da die staatliche Anerkennung unmöglich ist, weil der Prediger der Baptisten nicht die österreichische Staatsbürgerschaft besitzt, hat er um diese Staatsbürgerschaft nachgesucht."

Die freikirchlichen Verbindungen werden es sich natürlich nicht nehmen lassen, sich mit aller Energie auf ihre durch die neue Konstitution garantierten Rechte zu berufen. („Apol.")

The Biggest or the Best Sunday School

For a long time a Methodist Sunday school in Brazil, Ind., claimed to be the largest Sunday school in the world. At the present time the title of the largest Sunday school in the world is claimed by the Baptists of Ft. Worth, Tex. A Disciples school in Canton, O., has challenged the Ft. Worth school to a contest for a year to determine which is the largest. This interest in mere bigness, however, is a declining thing. After two decades of attendance boosting, usually unaccompanied by any educational purpose or conscience, there is now going on a rapid decline of Sunday school attendance in the United States. In thirty leading denominations the decrease during the past year was 582,499. The heaviest losses were in those denominations which were given in the past to boosting methods. Increases instead of losses were noted in the schools of the Southern Presbyterians, the Reformed church, and the church of England in Canada. The Advent Christian church also made an increase. The loss in the two leading branches of Methodism was over a quarter of a million pupils. Northern Baptists lost 58,359 and the Disciples 41,490. Most of these denominations maintain Bible school departments in their national organizations, but they are not all in touch with pedagogical method. The larger denominations now have educational directors, but no overhead secretary can help much. The modern idea in religious education must be worked out in the local parish by a trained man who knows what results he wants and has the power to get them. A new order of ministry—a teaching ministry—must arise in the churches.—*Christian Century.*



BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

What Christian Science Teaches. And what we can learn from it by *James M. Campbell.* The Abingdon Press, 1920. 182 pages. $1.25.

Books on Christian Science are many, and this is the best one we have seen in years. It is different from others on the same subject in that it tries to do the fullest justice to the good that is in Christian Science. It also avoids the tone of extreme condemnation a critic of the cult is apt to fall into (see, for instance, Biederwolf's pamphlet on Christian Science). At the same time, it points out very clearly the logical and religious errors that underlie its teachings.

The author holds that the success of the Christian Science movement is due in part to the fact that it is a reaction from the materialism of the times. It teaches the supremacy of mind over matter, yea, even that mind is everything, and matter, nothing. Most of its converts, however, it wins thru its ministry of healing. The writer thinks that, though many of its so-called cures are doubtful, at least fifty per cent of them are genuine. These can in most cases be explained by the operation of the law of *suggestion.* The Christian Scientist would claim, tho, that it was the power of God working thru the mind of the healer.

"The main assumption on which Christian Science is built is that nothing exists but spirit." To the common mind that seems an altogether preposterous thesis. Nevertheless, philosophy has at all times tried to get rid of the duality of matter and spirit (or mind) in one way or another. Idealistic philosophy has claimed that the whole material world is only a product of the mind. We see only phenomena, not things as they really are: that is ideal monism. The materialist takes just the opposite position: matter is the only thing that exists. He advances the theory of materialistic monism. He conceives of matter not as dead but as invested with energy and life ("Kraft and Stoff," Büchner), not as uniform but highly graduated, so that in its highest forms it performs functions which the unscientific has heretofore attributed only to the action of mind (thought-phosphorescence of the brain, Haeckel). Christian Scientists hold to ideal monism. Mind (Christian Science uses the word "mind" where we would often say "spirit") is everything, or, since its idea of mind is all-inclusive, God is everything. Its view of the world is, therefore, pantheistic. It is expressly stated that God has no personality. That it follows from this that man has no personality, goes without saying. In this it coincides with Hume and Berkeley who also taught that what we perceive of the outer world are only groups of sensations, but no substance or entity behind the sensations (das Ding an sich), and that

the human soul or mind also records only a succession of impressions from which logical deductions are made, but there is no "'ego" back of it, no personality as the unifying center of these shifting states of consciousness and logical operations (Huxley in his essay on Hume pokes fun at the idea of an "Ich" behind the sensations. The same position is held by all materialists). But only in its opposition to the belief in a personality does Christian Science agree with Hume, otherwise it is at the opposite pole. It calls the five senses "'five liars!"

To carry its cardinal conception of the non-existence of matter thru in all its implications is of course impossible even for Christian Science. It is mainly the metaphysical substructure on which its theory of healing rests. If mind is everything, then pain, disease, death can have no existence, since they affect, or make themselves manifest in, the physical nature of man. They are *there* in a certain way, namely, in the belief of uninstructed persons; and as long as such belief continues, the effects of pain, disease and death are felt and seen. But when all these things are seen to be only errors of mortal mind, they disappear. And as the mind is conceived of in the pantheistic sense, as all there is is divine, sin has no reality. It also has its origin only in the error of mortal mind. To him whose eyes Christian Science has opened this world is perfect, he himself is perfect. Disease and sin are conquered by denying them existence.

It is not necessary to go into the details of Christian Science teaching or practice. They are more or less matters of common knowledge. Our book tho, is superior to many others because it, while very irenic in tone, lays bare many serious reactions and injurious consequences not so much dwelt upon by others. Among such are the autocratic features of the system resulting from the superhuman position claimed by its founder; its finality precluding all improvement; its dogmatic onesidedness stultifying human intelligence; its indifference to human suffering; its refusal to cooperate in the social uplift work, because of its denial of the material side of life; the absence in it of all trace of the missionary spirit, altho it is strong in proselytizing; its prohibition of preaching, which while making for unity suppresses all spontaneity and individuality.

The church in combating Christian Science must, in the author's opinion, not only cultivate spirituality, teach cherefulness and serenity, provide opportunities for experience and testimony meetings, but also try to get again, in larger measure, the gift of healing by prayer. We add to this: In fighting Christian Science or in dissuading people from taking it up, one should not only deal with its healing theory, but besides, show how the system as a whole is entirely unbiblical in its views on sin, redemption, the nature of Christ, of God, the Holy Spirit, the word of God etc. To do this, one should be acquainted with Mrs. Eddy's book (The Key to the Scriptures) and be able to quote from it, giving edition and page.

The book is to be commmended in every respect. Its study will not only introduce the reader to the leading principles of Christian Science but also help him in the defense of his own attitude and the protection of those who are unsettled or disturbed by the apparent good Christian Science does.

The Road to Unity Among the Christian Churches by *Charles A. Eliot.* The Beacon Press. 1920. 80 pages.

This is an address by the former president of Harvard on a problem the Christian churches are working on now more than ever before. Mr. Eliot tells us, first, how unity cannot be won. It cannot be won by a uniformity in religious rites. The history of the sacraments of baptism and the Lord's Supper shows that these ordinances have been more divisive than unifying. Nor can it be won by insisting on the acceptance of certain creeds or the subscription to dogmas. They have both divided the churches into warring camps. And today it would be more hopeless than before to achieve doctrinal unity since the progress of science has cut away the ground from under the dogmas.

How, then, can an approach to unity be made? The churches must exercise the greatest possible toleration towards difference of opinions, and must foster the greatest possible cooperation for practical ends. This was done in the late war to a very remarkable degree. Again, in the missionary field the spirit of cooperation is already more pronounced than in the home church; there is also less sectarian narrowness to be found there. Federation of churches is a hopeful feature of the coming unity. It is a federation that leaves the doctrinal basis out of the question.

The author suggests, in closing, a number of ways by which a greater unity can be reached: by educating ministers in schools where professors of different denominations are the teachers (In Harvard there is even a Jew on the theological faculty); by eliminating antiquated dogmas from liturgies and hymns; by abolishing the subscription to a creed as a requirement to church membership; by union services; but the churches deciding not to dwell on theoretical differences, but only on essentials.

What is our attitude on these propositions of Mr. Eliot's? We are afraid we cannot follow him altogether. The dogmas he wants to eliminate are those of original sin, vicarious atonement, resurrection of the body, the trinity etc. These are to us articuli stantis et cadentis ecclesiæ. He would leave nothing but the Christian moral code, with Christ as an inspiring example. Christ would be no longer a saviour. The Unitarian platform is not large enough for the Christian Church to stand on.

The Revelation of John. A historical interpretation by *Shirley Jackson Case,* professor of Early Church History and New Testament Interpretation in the University of Chicago. The University of Chicago Press. 1919. 419 pages. Price about $2.50

Times of world-wide agony have always quickened the eschatological faith. Pious minds have been wont to see in them signs of the coming end and the advent of the Son of Man. They have turned then to the "unfulfilled" scripture prophecies of the word, for light, especially to Daniel and Revelation. It was so in the great World-war. Adventistic hopes revived and they fed on the Apocalyptic books. But there were many who refused to be convinced. They had the modern historic sense. Knowing the church history of the past they remem-

bered how often the adventistic hope had blazed up, only to die down again. And reading the Bible with the eye of the historian, they believed that Daniel and John wrote for their times, not for the twentieth century, however much of spiritual edification might be derived from their writings even now. The present book on John's Revelation is written from this standpoint.

The author does not discuss the question of authorship but seems tacitly to take it for granted that the John of Revelation is not the apostle and writer of the fourth gospel. He agrees with those who place the origin of the book in the time of the emperor Domitian (died A. D. 95). Owing to chapter 11, 1ff (measuring of the temple) some think it must have been writtten before the destruction of the holy city. But at that time the question of emperor worship was a pressing one only in Rome, it had not spread to the provinces. When John wrote, however, it was the main issue confronting the church in Asia. Rome, the imperial government, the "beast", is the Satanic power threatening the life of the Church. His book was written to hearten the faith of the persecuted with the hope that Rome would soon be destroyed by miraculous intervention and the reign of the Messiah be set up.

Revelation is the only book in the New Testament that belongs entirely in the class of *apocalyptic* literature. That kind of literature was the product of times of distress and persecution. And since the power of the enemy is so great and human help out of the question, only a divine catastrophe can decide the outcome in favor of the church. The prophets of the 8th century called Israel to repentance and justice in the social life. If the call is heeded the judgment will be averted. Now the situation is entirely changed. A salvation of existing society thru ethical reformation is impossible. All that the believers can do is by patience and faithfulness to prepare for the coming end.

The apocalyptic writer gets his revelations in an ecstatic state; he has visions (is a seer) not only at times but as a regular thing. He uses symbolical language (seals, trumpets, vials etc.) He has a preference for mystic numbers. His belief in a duality of worlds (God's and Satan's) is very pronounced. His whole equipment and his views are so different from our way of thinking and speaking that we find it hard to give him an intelligent appreciation. The author's discussion of Apolyptic literature is very interesting. The Jewish books of this class, such as Daniel, the book of Enoch (quoted in Jude), Assumption of Moses, Fourth boook of Ezra (called forth by the fall of Jerusalem) are interestingly characterized; also such gentile writings as the eleventh book of the Odyssey, the Sibylline Oracles, the Dream of Scipio (in Cicero), and Aeneas' visit to the lower regions (in Virgil); and Christian apocalypses such as that of Peter and the Shepherd of Hermas.

Professor Case then proceeds to take up the book of Revelation itself, giving a translation of it with running comment. The translation is not a literal but a free rendering of the original, sometimes in the form of a paraphrase. This part of his book is especially valuable, and his explanation of the many obscure passages to be found cannot

but be welcome to students of the Apocalypse. Of couse our attitude towards Professor Case's book will depend on the way we take the book of Revelation. There have been three (or possibly four) different schools of interpretation: 1) the *futurist* view. Most of the things (with the exception of chapters one and two) told in the book are to happen in the future. They portray the last stages of earthly development, after which the end will come. In the meantime we learn from it that all the sorrows of the church and all the victories of the enemy are only temporary, and the cause of Christ is safe in the hands of God. 2) the *preterist* view (zeitgeschichtlich). It deals with John's own times. They are supposed to be the closing period of the race's life: Christ is near. All the symbolism of the book is used to veil allusions to conditions and powers of the Roman empire at that time (F. W. Farrar's commentary on the book of Rev. takes that position; so also Ewald, Lücke, de Wette, Düsterdieck). 3) the *continuous-historical* view (reichsgeschichtlich). Its supporters believe that while the book reaches as far as the end of the world, it includes the interval between John's day and that end. It is an epitome of all the important crises in the Church's hisory. (Bengel, Hengstenberg, Ebrard). To this can be added 4) the *allegorical* view. Going back to Origen it was standardized in the church by Augustine. The book of Revelation gives a symbolic representation of the conflict between good and evil in general.

Professor Case holds the second view. It has been the present reviewer's position for a long time. We have found the book under discussion very interesting. It is filled with pertinent information, well written, sane and scholarly, a useful book to have just at this time.

A Reel of Rainbow by *F. W. Boreham.* The Abingdon Press. 1920. 207 pages. $1.75.

Another volumme by the man from Australia. If Dean Howells is called the poet of every-day life, Mr. Boreham builds his essays out of this same every-day life. Mr. Howells was untiringly fond of this dull commmomn-place life. He wrote innumerable books about it and succeeeded in making it interesting to a host of contemporaries, even tho he has not been able to hold his own against the stronger attracions of more recent talents. Mr. Boreham gets his inspiration from ordinary incidents, a proverbial phrase, a chance remark, and advertisement in the papers, from "footprints in the snow" etc. Then he begins to muse, and there flows from his pen, in the most natural way, a wealth of reflection as pleasant to read as it is worth while to lay to heart. He is rich and happy in illustration and a master of style.

We have discussed a number of his books in recent years. The present volume is in every way up to the mark. He wields his tools with increased skill, and has, we think, almost reached perfection in his particular field. He could, of course, write on numberless other subjects, but we don't see how he could improve his methods much more, or reach a higher stage in expression and balance than he has attained now.

Book Review.

Music for Everybody. Organization and Leadership of Community-Music Activities by *Marshall Bartholomew* and *Robert Lawrence.* Abingdon Press. 1920. 120 pages. $1.00.

The community sing was a wartime institution. It has gone with the war. When the common object was achieved, the community had no longer a psychological or moral bond of unity. The authors of this book are of the opinion that this is to be deplored. They think that music ought to be encouraged for its own sake. It will do our people good if musical taste is cultivated amongst them. Not, however, in the passive sense of listening to great singers or performers, but in the active sense of teaching them to take a personal part in it. This will not only develop musical ability where it exists in the latent state,but it will foster the democratic spirit, it will increase the feeling of solidarity, and counteract the class antagonism of our times.

To make music an affair of the whole community is no easy task. A Song leader is the first and most important requirement. The book tells what kind of a personality he ought to be and what qualifications he needs. It gives detailed instruction on the technique of song leading (with plates illustrating the motions for beating time). Then follow suggestions for drills to promote rhythm and team-work. Finally it shows how the community can be organized for sings, on Sunday afternoons, preferably; also how to introduce this type of singing in schoools, factories, prisons, and in the country. Interesting pictures of sings in front of settlement houses and elsewhere are added.

The book occupies a place all its own. Its plan is praiseworthy, and its suggestions very practical. It deserves a wide circulation, and if its fundamental idea met with general favor, the cultural and moral effect might be incalculable.

On the Value of Church History by *J. A. Faulkner*, Professor in Drew Theological Seminary. The Methodist Book Concern. 1920. 50 pages. 30 cents.

Here the veteran church historian of Drew Theological Seminary gives us his lecture on the value of the study of church history. It is much enlarged from its original form, and we do not hesitate to declare it most excellent in every way. We all know that the American lacks the historical sense, but that the study of church history, in particular, had been so sadly neglected as he tells us, we did not know. Yale Divinity School, for instance, did not have a professor of church history till 1861! The earliest church histories in this country were translated from the German (Mosheim's, later Neander's). Today the book of Geo. P. Fischer and Hurst's outlines are the most popular, and they are not original works in any sense. We have not even a respectable work on the history of American Christianity. The present reviewer used to talk with the late professor Rauschenbusch on this serious lack, and suggest to him the necessity of doing something, but R.'s natural province was a different one, and, altho professionally a professor of church history, and having a wonderful grasp of the facts (see the historical part of the "Social Crisis") he became, by the force of circumstances and predilection, a prophet of the social gospel.

Faulkner gives ten reasons for the value of the study of church history. We quote a few: It throws light on Christian Doctrine (very good) and on Christian Institutions; it keeps men near to truth and to Christ, who is the Truth; it gives quietness of spirit ("In quietness and confidence shall be your strength:" especially valuable at this time when injustice seems to triumph and truth to be crushed); it gives a sense of companionship ("Take down your Neander, your Schaff, your Athanasius, your Grace Abounding of Bunyan, and your loneliness vanishes."). The author holds to the "verities as old as Christ and St. Paul over against modern subjectiveness, may it appear in a spirit ever-so beautiful." We endorse every word of the lecture. We advise every reader of the *Magazine* to get the pamphlet, it is worth 10 times its price.

Great Characters of the Old Testament by *Robert William* Roberts (Drew Theological Seminary). The Methodist Book Concern. 1920. 205 pages. $1.00.

The author of this book, noted for his researches into the religion and histories of ancient Babylonia and Assyria, gives us here eleven simple studies of Old Testament characters. The language is almost as plain as that of our "Bible Stories." The public, however, that he has in mind is different. He does not write for children, for boys and girls, but for people more mature and, preferably, possessed of some education. At any rate, he has the historical viewpoint of the modern scholar. He explains the man and his message out of his environment and his history. To this, of course, is added the element of revelation, the divine factor. But be it borne in mind, the language could not well be simpler or more natural. He avoids everything technical, there is nothing smelling of he scholar's midnight oil in it.

The personalities discussed are: Abraham, the Pioneer; Moses, the Founder of the Nation; Samuel, the King Maker; David, the Heroic king; Elijah ,the Militant Prophet; Amos, the Prophet of Justice; Isaiah, the Court Preacher; Jeremiah, the Prophet of the Inner Life; Ezekiel, the Churchman; the Unnamed Prophet of the Exile; (Deutero-Isaiah); Nehemiah, the Builder.

It will be seen from this that he takes the Keymen of every period, from the spiriual father of the Jewish race to the return from the Exile. In each case he presents clearly the situation, the development, the task, and the achievement of the subject of the chapter. The miraculous side is not stressed, but it is not denied either, it is tacitly assumed. There is no apologetic attempt to defend it, and the whole of it is reverently treated as the historical process by which God prepared Israel—and the world for Christ. It is impossible to read the Book without understanding and loving the Old Testament more.

In the last chapter he tells how the Old Testament came into being from beginning in song, ancient laws and bits of prose to the Jehovistic Codex (850), the Elohistic (800), Deuteronomy (621, Priest Codex (500), Ezra, Nehemiah and Chronicles (300), until the last Book (Daniel) was added between 167—165; a very interesting chapter for ministers especially.

If the interest of the laymen can be aroused for the perusal of such books, they, and the church, would be gainers.

Home Mission Trails by *Jay S. Stowell*. *The Abingdon Press*. 1920. 208 pages. $1.25.

Here we have 24 interesting sketches of the Home Mission Work of the Methodist Church, in the U. St. The volume describes its work among the foreigners. It takes us to Arizona and gives us snapshot pictures of the people and the mission work there; then to the Spanish Americans in California, and to the Indians. Again it speaks interestingly of the Halsted St. M. E. institutional Church, or of the Jefferson Park M. E. Church, working among the Italians. Each chapter is complete in itself, the contents are in most cases the result of personal visitation. The book is designed for the use of Sunday school superintendents and others, on Home Mission occasion. If we had something similar in our church it would be easier for the pastors to work up an up-to-date, live, instructive Home Missionary address. Eleven pictures from the field illuminate the descriptions of the narrative.

Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands, 1920. Herausgegeben von Pfarrer D. J. **Schneider.** Berlin. 47. Jahrgang. Gütersloh. Verlag von C. Bertelsmann. 589 Seiten. Preis 45 Mark (dazu 20% Sortimentszuschlag und 200% für Valutaausgleich). Vielleicht 4 Dollars in unserm Gelde.

Die Ankunft dieses Buches begrüßten wir mit großer Freude. Natürlich wußten wir, daß es nichts Angenehmes von unserm armen alten Vaterland und seiner Kirche zu sagen haben werde, aber wir ließen uns doch gern erzählen von seinen Leiden und Nöten und von dem, was die Kirche tut, um ihrer ungeheuer schweren Aufgabe gerecht zu werden.

Das Buch beginnt mit einem Aufsatz von Dr. theol. Büchsel-Rostock über „Die Kirche und die Sozialdemokratie." Es wird dort die Sozialdemokratie nach Geschichte und gegenwärtigem Bestand trefflich charakterisiert. Die Kirche muß ihr Teil der Schuld an der Feindschaft des Arbeiterstandes tragen. Sie war zu sehr Magd des Staates und Vertreterin der herrschenden Klassen. Auch hat es ihr an Treue und Kraft aggressiver Werbearbeit gemangelt. Nun steht ihr die Arbeiterwelt als feindliche Macht gegenüber. Sie besitzt nicht nur ökonomische, sondern auch politische Gewalt. Die Kirche dagegen, nun sie den Rückhalt des Staates verloren, scheint der absoluten Impotenz verfallen zu sein. Dennoch muß sie das schwere Werk unternehmen, die Volksseele zu gewinnen. Dazu muß alle Politik von der Kanzel fern gehalten werden, so wenig ihr auch das jetzige Regiment gefällt.

Es scheint ein hoffnungsloses Unternehmen zu sein, aber ist es schwerer, als da Paulus unter dem Zeichen des Kreuzes seinen Vorstoß in die griechische und römische Heidenwelt unternahm?

Konf.-Rat Dr. Koch-Münster hat einen Artikel über „Grundlagen und Grundfragen der neuen evang. Volkskirche." Aufs Ganze gesehen, rechnet er mit der Möglichkeit einer „Reichskirche." Dieselbe denkt er sich als aus dem Anschluß der sechs kleineren preußischen Landeskirchen an die Preußenkirche entstehend. Mit dieser sollen sich dann die andern Landeskirchen verbinden. Es ist bekannt, daß den Lutheranern dagegen eine „Bekenntniskirche„ als

Ideal vorschwebt. Kochs Idee wird also ihre großen Schwierigkeiten haben.

Es folgt die „Kirchliche Statistik" von Schneider selbst, ein sehr wertvoller Teil des Buches. Er nimmt auch besonders auf die abgetretenen und noch abzutretenden Gebiete Bezug. Es folgen Kapitel über die deutsche Heidenmission (P. Richter), Juden und Judenmission von Miss. Dir. Schaeffer-Berlin (sehr interessant, besonders die Gefahren vom Judentum beleuchtend), das Evang. Auslands-Deutschtum, die Kirchliche Zeitlage, Kirche und Schule und Vereine.

Schon allein die Titel deuten an, wie vielseitig der Inhalt ist, und er war nie von lebendigerem Interesse als jetzt. Das Buch aufmerksam lesen heißt einen Blick tun in Lage und Seele des deutschen Volkes zu einer Zeit, wo dasselbe mehr unserer Sympathie und Fürbitte bedarf als je. Das Bild, das vor uns sich enthüllt, ist tiefergreifend, herzerschütternd! Doch wir werfen unser Vertrauen nicht weg. Das deutsche Volk hat noch eine Zukunft, wenn seine Getreuen ihre Knie nicht vor Baal beugen, und der Herr ihm Propheten sendet, die vom Herrn gestärkt vom Wachholderbusch aufstehen und in der Kraft solcher Speise und solches Rufes ihrem Volk den Weg zeigen zu seinem Gott.

Das Buch schließt mit einem Kapitel über den Personalstand der evangelischen Kirchenbehörden, Synoden und Prüfungskommissionen. Wir können seine Anschaffung nicht dringend genug empfehlen. Die geringe Auslage wird reichen Gewinn bringen und zugleich dem christlichen Buchhandel drüben den Mut stärken.

Das Problem der Realität und **der christliche Glaube.** Eine Untersuchung zur dogmatischen Prinzipienlehre. Von lic. theol. **Robert Jelke,** Leipzig. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1916. 148 Seiten. 11 Mark (ohne Valutaauschlag).

Die vorliegende Schrift ist schon im Jahre 1916 geschrieben, aber wegen Blockade und Krieg erst kürzlich in unsere Hände gelangt. Sie handelt von einem der vitalsten Interessen unsers christlichen Glaubens, nämlich von der Realität der Objekte unsers Glaubens. Die zentrale Position des christlichen Glaubens ist seine Behauptung, in Christo Heil und Leben empfangen zu haben. In näherer Bestimmung heißt dies, daß in Christo sich ihm Gottes Gnade mitgeteilt habe. Darin liegt nicht nur die selbstverständliche Annahme von der Existenz des in Christo geoffenbarten Gottes beschlossen, sondern auch daß dieser Gott sich im persönlichen Leben des Christen heilschaffend bezeugt habe. In der Tat ein unerhörter Anspruch, wenn man sich klar macht, was er bedeutet, und wer ihn ausspricht! Es ist kein Wunder, daß nicht nur Psychologen und Philosophen, sondern auch Theologen ihn ablehnen. Ritschl, der jeglichen direkten Verkehr mit dem erhöhten Christus leugnet, würde ihn für Mystizismus, Schwärmerei und Fanatismus erklären.

Der Verfasser der obigen Untersuchung war erst ein Schüler Reischles, eines Ritschlianers, und hat noch Worte hoher Verehrung für ihn, hat sich aber doch von der Ritschlschen Richtung abgekehrt und der positiven Theologie zugewandt. Er versucht die Wahrheitsmomente der sog. Erlanger Bewußtseinstheologie (Frank) und der Biblizisten (Cremer und Köhler) zu verbinden und steht damit auf den Schultern von Ihmels (siehe dessen „Entstehung der christlichen Gewißheit," s. Zeit von dem † Prof. Brändli im „Magazin" besprochen). Es liegt auf der Hand, daß alles darauf ankommt, ob sich der

Christ von der Gewißheit seiner Erfahrung so überzeugen kann, daß ihm daran kein Zweifel mehr besteht.

Hier liegt also ein Hauptproblem der Theologie. Ielke unterzieht sich der Aufgabe es zu lösen. Da ihm die Theologie eine Erfahrungswissenschaft ist, und der christliche Glaube auf Erfahrungstatsachen beruht, so untersucht er zunächst das Gebiet allgemeiner sinnlicher und geistiger Erfahrung. Wie komme ich zur Gewißheit der Realität der Dinge in der Außenwelt? Nicht einfach durch die sinnliche Wahrnehmung, wie der „naive Realismus" denkt, denn die Psychologie und Physiologie bezeugen uns ja einstimmig, daß, was wir zu sehen und zu hören meinen, ein Vorstellungsbild und nicht die direkte Wirklichkeit ist. Das Auge z. B. ist ein „Fenster," durch welches der sinnliche Eindruck fällt. Er wird von den Nerven aufgenommen und der im Gehirn tätigen Seele zugeführt. Erst dann entsteht in uns das Bewußtsein um ein Wahrgenommenes. Da dasselbe aber ein Produkt unserer Seele ist, so kann man darum nicht ohne weiteres auf die Realität eines „transsubjektivischen" Gegenstandes schließen. Erst wenn wir berücksichtigen, daß die bloße Wendung des Auges (also keine Denkoperation) uns neue Bilder (oder Gegenstände) vorführt, diese Gegenstände zu einander in Beziehungen stehen, die unser Denken nicht geschaffen, daß dieselben Eindrücke auf andere Menschen gemacht werden u. s. w., sind wir genötigt, die Realität des Sinnlich wahrgenommenen anzunehmen. Sie ist durch außer uns liegende („fremdgesetzliche") Beziehungen sicher gestellt.

Aehnlich werden wir der Realität geistiger Existenzen gewahr. Hier ist die Sprache das Mittel, das zur Ueberzeugung führt. In Rede und Gegenrede, im Gebrauch der Begriffe, in Argumentation und Schlußfolgerung wird unser Geistesleben beim Austausch mit andern so beeinflußt, wie es sich selbst überlassen nicht bewegt werden könnte. Damit dringt sich ihm die Realität eines andern geistigen Wesens auf. Wir bemerken hier beiläufig, daß die Untersuchungen, die der Verfasser zum Zweck der Auffindung der beiden Arten von Realität anstellt, sich nicht durch besondere Klarheit auszeichnen. Hätte er etwas von der Art von William James, so würde er die Sache mit konkreten Beispielen viel deutlicher und interessanter gemacht haben.

Können wir der Realität anderer geistiger Existenz auf dem Wege der Erfahrung gewiß werden, so ist eine ähnliche Möglichkeit auf dem Gebiete religiösen Lebens nicht abzuweisen. Daß das Religiöse zum allgemeinen Bestandteil des menschlichen Bewußtseins gehört, darf ohne stichhaltigen Widerspruch angenommen werden. Damit ist die Existenz Gottes nicht bewiesen, aber doch dies, daß Irreligion eine Abnormität im Menschenwesen bedeutet, die sich nur durch Atrophie („Unterernährung") der religiösen Anlage erklärt. Freilich ist zuzugeben, daß die „natürliche Religion" allein weder zur rechten Gotteserkenntnis und -gewißheit noch zur Verwirklichung eines vollen Lebensideals zureicht.

Hier setzt der Begriff der **Offenbarung** ein. Eben um dieses Mangels willen hat Gott sich selbst in die geschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechts hinabgesenkt. Das objektive Zeugnis dafür ist das Wort Alten und Neuen Testamentes. Ohne einen Beweis für die Richtigkeit des Gottesbewußtseins zu unternehmen, hat er dasselbe geklärt und zur vollen Höhe gebracht. Dem sittlichen Bewußtsein hat er sein Gesetz zur Sanktion und zum Träger gegeben.

Diesem Gott und seinem Gesetz gegenüber findet sich der Mensch als

Sünder, und es ist das Absehen Gottes in seiner geschichtlichen Offenbarung gewesen, die Erlösung des Sünders vorzubereiten und auszuführen. Diese Erlösung ist in Christo Jesu vollendet.

Die christliche Heilserfahrung der Jünger kulminiert in der Auferstehung Christi. So wie ihnen kann uns solche Erfahrung nicht zuteil werden, denn die ihre gründete sich auf sinnliche Wahrnehmung. Uns wird sie durch die schriftliche Ueberlieferung seitens der Urzeugen dargeboten. Wie nun werde ich dessen gewiß, daß hinter meiner christlichen Erfahrung der lebendige Gott steht? Wie weiß ich, daß, was ich erfahre, nicht einfach Bewegungen meiner Seele, durch ihr eigenes Vorstellen irgendwie erregt, sind? Daher, daß ich an und für sich nur das Bewußtsein meiner Sünde und Schuldverfassung habe und dies nun in meiner Glaubenserfahrung in die Gewißheit des Heils und der Gnade umgewandelt wird. Dies kann nicht aus mir kommen, es muß göttliche Wirkung sein. Es ist wesentlich der Weg, den Cremer in seiner „Prinzipienlehre" so beschreibt, daß er sagt: „In meinem Glauben werde ich mir bewußt, daß derselbe Gott, der mich meiner Sünde überführt, mir auch meine Sünde vergibt. So gewiß meine Sünde und Schuld Realität war, so gewiß ist es auch nun meine Erlösung. Ich zweifelte nicht an dem Gott, der mich richtete. So kann ich auch nicht zweifeln an dem Gott, der mich rechtfertigt, denn ich gewahre die absolute Identität beider."

Also weil die Erlebnisse aus dem eigenen Seelenleben nicht zu erklären sind, daher sehe ich in ihnen Wirkungen einer göttlichen Realität.

Man beachte also, daß auf allen drei Gebieten, dem physischen, psychischen und religiösen Felke in gleicher Weise den Realitätsbeweis zu bringen sucht. Er geht von der Erfahrung (sinnlicher, geistiger, religiöser) aus, findet in jeder ein transsubjektives Element, welches als nicht von uns selbst stammend von einer objektiven Realität Zeugnis ablegt. In jedem einzelnen Gebiet liegt auch ein Objektives vor, von dem die Erfahrung ausgeht: Der sinnliche Gegenstand im natürlichen, die Sprache im geistigen Leben. Dem entspricht im religiösen die Heilige Schrift. Wie wir in der Sprache den Niederschlag geistigen Lebens (in den Begriffen) finden, so in der Schrift den Niederschlag göttlicher Heilsoffenbarung und menschlichen Glaubenslebens. Die persönliche Heilserfahrung findet in der Schrift ihre Bestätigung an der Kunde von dem ursprünglichen Heilszeugnis und seiner Wirkung. Ebenso wird der Glaube des Einzelnen gestützt durch den der Kirche, gerade so wie uns sinnliche und geistige Wahrnehmung gesichert erscheint dadurch, daß die Wahrnehmung anderer damit übereinstimmt.

Das Buch ist eine schätzungswerte Leistung. Wer schließlich nach Anhörung alles dessen, was der Verfasser zu sagen hat, doch noch meint, daß die Zweifel nicht gehoben seien, der erinnere sich, daß kein Buch hier an sich selbst zur Gewißheit führen kann, sondern allein der religiöse Umgang mit den göttlichen Realitäten.

Thea. Tageblätter von **Fr. Baltzer,** Nashville, Ill. 1920.

Hier legt der bekannte Verfasser einer Heimgegangenen einen Kranz, gewunden aus Blättern einer glücklichen Erinnerung, aufs Grab. Das Büchlein ist „der edelsten Gabe Gottes, dem Weibe," gewidmet. Zartes Gefühl, Mannigfaltigkeit der poetischen Formen, Weihe der Empfindung verleihen ihm einen eigentümlichen Reiz.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 23. Band. St. Louis, Mo. März 1921.

Zur Statutenrevision.

Von Prof. W. Baur.

Die kommende Generalsynode wird sich mit der Revision der Statuten und Nebengesetze zu befassen haben. Die bereits vorgeschlagenen Aenderungen sind nicht einfach der statutarische Ausdruck dessen, was bei uns bereits Sitte geworden ist, sondern geradezu umwälzender Art. Sie bedeuten eine Revolution von oben. Sind wir bereit dazu?

Die Statuten sind der Kontrakt, den die Synode mit uns und wir mit ihr abgeschlossen haben. Kann es irgend einem von uns einerlei sein, ob dieser Kontrakt abgeändert wird oder nicht? Kümmert es uns gar nicht, wenn das Erbe der Väter nicht etwa in Uebereinstimmung mit seinen Prinzipien verbessert, sondern beseitigt wird, um für etwas anderes Raum zu schaffen? Wenn noch ein Funken von „Loyalität" gegen unsere Kirche in uns glüht: jetzt muß er aufflammen, jetzt muß Farbe bekannt werden! Von diesem Gesichtspunkt aus möge man die nun folgende Kritik beurteilen.

Zur Veränderung der Statuten.

Das Komitee für Revision etc. schlägt vor:

§ 1. Statt „Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika"— **Evangelische Kirche in Amerika** zu substituieren.

Eine Synode ist nichts anderes als ein Teil eines größeren Ganzen. Dieses wäre in unserem Falle die evangelische Kirche. Darum heißt es in unserem Bekenntnisparagraphen: „Die Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika, als ein Teil der Evangelischen Kirche, versteht etc." Der neue Name besagt aber: wir sind die Evangelische Kirche in Amerika! Ein sehr exklusiver Name, in der Tat! Nur: stimmt er mit der Wirklichkeit überein?

Was ist denn gegen den Ausdruck „Synode" einzuwenden? Daß das Wort besonders jenen kurios vorkommt, die es noch nie oder nicht oft gehört haben, und daß es im Englischen oft verkehrt ausgesprochen wird, das sind im Ernste keine stichhaltigen Argumente. Es soll ein-

mal einen Mann namens Todschinder gegeben haben, von dem der selige Pastor Siebenpfeiffer erzählte, er habe sich über den Namen Siebenpfeiffer lustig gemacht. Dabei gab es in Rochester, N. Y., seiner Zeit ein ganzes Heer von nichtdeutschen Amerikanern, denen der Name des Pastors der Salems-Kirche (Siebenpfeiffer) sehr geläufig war, und wenn das Hutabnehmen eine populäre Sitte gewesen wäre, sie hätten wahrlich jedesmal wenigstens nach dem Hut gegriffen, so oft der Name in ihrer Gegenwart genannt wurde. Brüder, wenn es uns nicht gelingt, unserem alten Namen Ehre zu machen, wie wird es uns dann mit dem neuen gehen? Ein Sohn des eben genannten Pastors kam auf den Gedanken, aus Geschäftsrücksichten seinen ererbten Namen zu verändern. Aber niemand kümmerte sich darum; der Name war nicht auszurotten und schließlich ergab der Sohn sich in sein Geschick. —

Synode bedeutet zunächst eine kirchliche Versammlung, wurde dann aber die Bezeichnung für eine „Teilrepräsentation" der Kirche: sind wir das nicht? Ist da nicht Raum gelassen für die Union, die noch nicht ist, aber will's Gott werden soll? Die Ideen und Ideale, die unserem alten Namen zugrunde liegen, sind höher zu bewerten, als jene, die im vorgeschlagenen neuen sich ausdrücken.

Und dann das Wort: deutsch! Es gibt dafür ein gutes englisches Wort: German. Das wäre dem Schreiber gut genug im amerikanisierten Namen der Synode. "German Evangelical": das ist doch wohl englisch? Brüder, jetzt möchte ich etwas sagen, habe aber nicht so recht den Mut dazu; oder darf ich's sagen? Ich will's wagen, es muß einmal heraus, und dann will ich mein Haupt verhüllen: Uns fehlt das Ehrgefühl, der Charakter! Was, ich sollte den vom Vater ererbten Namen wegtun, und warum? Weil der und jener daran Anstoß nimmt? Weil es dem Geschäft schadet? Ehe mich mein Name umbringt, will ich ihn eher zu Ehren bringen! Ich will die andern zwingen, daß sie ihn mit Respekt nennen müssen: das bin ich meinen Vorfahren schuldig. Wenn unsere Enkel gefragt werden: welche Sorte von evangelisch meint ihr denn? Dann sollen sie antworten können: "The German Evangelical Brand," und die andern sollen mit dem Kopfe nicken und sagen: "Good for you!"

Das Wort "Evangelical" bedeutet im Englischen oft nichts anderes als was man im Deutschen mit protestantisch ausdrückt. Lassen wir also ruhig das Wort "German" davor stehen; dann ist unsere kirchliche Eigenart bezeichnet. Wir sollten gerade jetzt und in dieser Zeit darauf bestehen; denn man hat uns das als Schande angerechnet, was überall sonst in der Welt als das natürlichste Ding angesehen wird: die Liebe zu den Vorfahren. Oder saßen die unseren auf der „Mayflower?" Aendern wir jetzt unseren Namen, es bleibt ein Stachel zurück. Der Engländer hat in diesen Sachen doch ein feines Gefühl. Als der Weltkrieg schon im Gange war, hat man unseren

Missionaren in Indien vorgeworfen, sie hätten während des Krieges den Namen ihres Missionswerkes geändert. Als sie nachwiesen, daß dies schon zwei Jahre vor dem Kriege getan hätten, ließ man sie in Ruhe. Jawohl: während man unter Feuer ist, tut man nichts, was wie Feigheit und Ehrlosigkeit aussieht, und wir Nachkommen deutschen Stammes sind immer noch unter Feuer! Wer sich seiner Vorfahren schämt, der kann kein guter Amerikaner sein. Man klagt, der Amerikaner deutscher Abkunft hätte das geistige Leben Amerikas nicht beeinflußt. Das ist gerade in soweit wahr, als es eine große Anzahl von sogenannten Deutsch-Amerikanern gibt, die vor allem Amerikanischen (gemeint ist aber englischer Import!) sofort umfallen. Ja, da soll der Amerikaner nichtdeutscher Herkunft vor uns Respekt haben und von uns etwas lernen wollen?

§ 2. Beschlossen: Die Fakultät des Predigerseminars zu ersuchen, eine Revision vorzunehmen, und zwar so, daß der Artikel in Einklang gebracht wird mit der empfohlenen Namensveränderung, ohne Veränderung des Bekenntnisses."

Ja, wozu braucht man zu dieser einfachen Sache eine solch gelehrte Körperschaft? Wenn der Name verändert ist, dann kann doch irgend jemand diesen ins Bekenntnis hineinschreiben. Freilich, wenn man dieses daraufhin anschaut, dann kommt man ins Gedränge. Der neue Name will eben nicht passen! Es ist nämlich im Bekenntnisparagraphen ausdrücklich zwischen unserer Synode als dem Teil und der Evangelischen Kirche als dem Ganzen unterschieden. Da bleibt dann freilich nichts anderes übrig, als ein tüchtiges Stück unseres Bekenntnisparagraphen herauszuschneiden, wenn man ihn nicht gar von Grund aus umschreiben muß: eine Aenderung, die im Lichte von § 21 unserer Statuten (unseres Charters!) einfach nicht bestehen kann!

§ 3. „Zu formulieren, wie folgt: Die Aufgabe der Evangelischen Kirche in Amerika ist im allgemeinen die Ausbreitung des Reiches Gottes im In- und Ausland und im besonderen die Förderung der Evangelischen Kirche in Amerika."

Auch hier bringt der neue Name Verwirrung. Man beachte, daß der Ausdruck „Evangelische Kirche in Amerika" zweimal vorkommt. Bezeichnet er jedesmal dieselbe Kirchengemeinschaft, oder gibt es zwei „Evangelische Kirchen in Amerika?" Daß „Die Evangelische Kirche in Amerika" sich selbst fördern will, ist natürlich ganz in Ordnung.

Beachtenswert ist auch, was nach der neuen Fassung wegfällt: „Begründung und Verbreitung der Evangelischen Kirche, vor allem unter der deutschen Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika." Hier gilt: noch für viele Jahre werden wir tatsächlich unter den Nachkommen der eingewanderten Deutschen zu arbeiten haben. Daran wird eine Aenderung dieses Paragraphen nichts ändern. Je-

denfalls sollten wir mit einer solchen Aenderung noch ein Weilchen warten; wer weiß, was die nächsten Jahre bringen!

§ 4, Zeile 7. „Verändert durch Einschiebung der Worte: **Gründung** und vor dem Wort „Förderung" (Vorgeschlagene Form: „Gründung und Förderung" u. s. w.).

Darnach soll also in Zukunft unsere Synode (Kirche) die Gründung von Anstalten der christlichen Nächstenliebe unternehmen. Dagegen wäre am Ende nichts einzuwenden; denn warum soll die Gesamtkirche nicht eben das auch tun dürfen oder können, was bis jetzt allein der Privatwohltätigkeit überlassen war? Wenn damit aber gesagt sein soll, daß künftighin unsere gesamte Wohltätigkeit verkirchlicht werden soll, dann hat die Sache ein anderes Gesicht. Das ist dann ein römisch-katholisches Prinzip, das übrigens sehr gut zu der heutigen Tendenz einer Reihe von protestantischen Kirchen unseres Landes paßt. Merken wir denn gar nicht, daß wir auf dem Wege Roms sind? Von oben herab wird alles geplant und dirigiert; der individuellen Iniative wird nichts mehr überlassen, außer das betreffende Individuum hat eben ein kirchliches Amt inne. Ohne Sanktion von oben wird nichts mehr gegründet, nichts mehr gedruckt, nichts mehr gepredigt. Ganz soweit sind wir vielleicht noch nicht, wohl aber auf dem geraden Weg dahin. Den Geist dämpfet nicht, besonders nicht den Geist der freien, ungezwungenen Liebestätigkeit. Hier kann man nicht liberal genug sein. Nur nicht die Kirchenfesseln allzu enge schnüren!

§ 5. Verändert: „Die stimmfähigen Glieder der Evangelischen Kirche in Amerika sind **Gemeinden, Pastoren** und Lehrer."

Also, die Gemeinden zuerst. Das ist doch wohl nicht zufällig so angeordnet. Was soll es heißen? Die Pastoren sind nicht mehr die Führer. Das ist ein gewaltiges Armutszeugnis, was da unseren Pastoren ausgestellt wird. Aber vielleicht bietet der Zusatz zu § 11 (siehe unten) einen Trost? Ja, und was für einen, das wird sich bald zeigen. Uebrigens: warum hat man die Lehrer nicht weggelassen; das wäre sicher in Einklang mit den tatsächlichen Verhältnissen gewesen; man denkt doch nicht an die Sonntagschullehrer?

§ 6. Verändert: „Die Gesamtheit der Evangelischen Kirche in Amerika" u. s. w.

Ist natürlich selbstverständlich, wenn der Name geändert ist.

Zeile 3. **Generalkonferenz** für Generalsynode. Vergleiche hiezu das folgende.

§ 7 und § 8: „Für Gesamtsynode gesetzt **Gesamtkirche**, für General- und Distriktssynode **General- und Distriktskonferenz.**

„Die Synodalstatuten verändert in **Statuten.** In diesem Paragraphen wie in allen folgenden ist Kirche für Synode zu setzen. Desgleichen **Generalkonferenz und Distriktskonferenz** für Generalsynode und Distriktssynode."

Ob man Generalkonferenz oder Generalsynode, Generalpräses oder Distriktspräses etc. sagt, ist einerlei; es kommt auf das kirchliche System an. Solange es eine Synode gibt, wird es auch einen Synodalpräses geben, wenn man ihn auch Generalpräses nennt. Wenn es sich nur darum handeln würde, passende englische Namen zu finden, so wäre das Ganze nicht der Rede wert. Es handelt sich jedoch um mehr. Das werden wir bald sehen.

§ 9. Hier ist nichts verändert worden.

§ 10. Verändert: „Die Beamten der Gesamtkirche sind: Präses, erster, zweiter und dritter Vizepräses, Sekretär und Schatzmeister. Die Amtsdauer derselben erstreckt sich auf einen Termin von vier Jahren, beginnend mit dem Anfang des der regelmäßigen Generalkonferenz folgenden Fiskaljahres."

Nach dieser Aenderung würde die Zahl der Synodal- oder Generalbeamten von vier auf sechs erhöht. Zu welchem Ende, ist nicht recht ersichtlich. Doch ist dies vielleicht im Hinblick auf den Zusatz zu § 11 vorgeschlagen, um das Gewicht der dort vorgesehenen neuen Behörde zu vermehren. Dann fiele dieser Punkt unter die Besprechung des Zusatzes zu § 11.

Die zweite Aenderung betrifft die Amtsdauer der Generalbeamten. Der alte Modus ist der Sache viel angemessener als der neue. Ist auf der Generalkonferenz ein neuer Präses gewählt, dann gebt ihm doch das Heft in die Hand. Das ist dann ein klares und wahres Verhältnis.

§ 11. „**Generalpräses** für Synodalpräses. Desgleichen überall, wo der Ausdruck Synodalpräses vorkommt. Zusatz zu § 11. „Der Generalpräses etc." Man wolle diesen Abschnitt, wie die noch folgenden auf Seite 17 der Berichte der Synodalbeamten von 1920 nachlesen.

Wenn dieser Zusatz angenommen wird, dann kann sich die Generalkonferenz eigentlich für immer vertagen. Dann sind die großen Kosten wenigstens gespart. Eine Synode im Sinne der Gründer unserer Kirche gibt es dann nicht mehr. Wir werden dann von Beamten und Behörden regiert werden. So mancher Distrikt, der die übrigen Aenderungen verschluckte, hatte hier doch Schlingbeschwerden. Natürlich: hier ist nicht nur ein Strohhalm, hier ist eine große Wetterfahne, die zeigt, woher der Wind weht. Man mag ja in Zeiten großer Not einmal Fünfe grad sein lassen: aber auch dieses rächt sich. Das Gewissen ist ein zartes Ding und unser Gott ist ein Gott der Ordnung. Wenn man aber den Notstand gar zum Rechtsstand macht, dann verstopft man die Quellen gesunder Entwicklung, wie man das an der Geschichte der lutherischen Kirche studieren kann.

Ganz gefährlich ist der Schlußsatz des Zusatzes zu § 11: „Die Beschlüsse dieser Versammlung sollen bis zur nächsten Generalsynode

gelten.“ Das ist eine bequeme Decke für die Behörde und ihre Maßnahmen. Da bleibt dem, der mit ihnen nicht einverstanden ist, nicht einmal der Weg der Klage vor dem Synodalgericht. Die Beschlüsse sollen ja Geltung haben bis zur nächsten Generalsynode. Was ist da zu machen? Bis dahin mag ein weiter Weg sein. Da mag eine Generalkonferenz eben beschlossen haben, dies oder jenes zu tun; nach ihrer Vertagung tritt die neue Behörde zusammen und beschließt etwas ganz anderes: wie jetzt? Wollen wir den Wirrwarr und das Mißtrauen der letzten Monate in Permanenz erklären?

Unsere Beamten und Behörden waren bis jetzt ausführende Organe; sie hatten mit der Gesetzgebung nichts zu tun; dies war Sache der Generalsynode und der Distrikte: das wollen wir doch nicht ändern? Sind wir schon auf dem Weg, der von der Demokratie über die Bürokratie zur Autokratie führt? Wir wollen uns doch auch fernerhin selbst regieren, so daß die Beamten und Behörden sich nach dem Willen der Synode richten müssen, nicht umgekehrt, außer wir wollen absichtlich mit der Vergangenheit brechen und in ein anderes Lager abschwenken. Wenn aber dann die Minderheit erklärt: da können wir gewissenshalber nicht mehr mitmachen — wen trifft dann die Schuld der Spaltung? Man sehe sich doch in der Tagesgeschichte um, wenn einem die Geschichte vergangener Jahrhunderte nicht überzeugend oder bekannt genug ist: was entdecken wir da? Beamten und Behörden haben in guter Absicht und mit großartiger Begeisterung eine Sache ins Rollen gebracht, die ihre eigenen Kirchenkörper bis ins Fundament erschütterte. Noch so ein paar Bewegungen und die amerikanischen Kirchen verlieren ihren Schwerpunkt. Sie haben bereits schwer genug um ihre Existenz zu kämpfen; der Kirchenbesuch ist so stark im Schwinden, daß man allen Ernstes schon die Frage aufgeworfen hat, ob sich das Predigen noch lohne. Jetzt ist doch nicht die Zeit für derartige Experimente. Soll es denn nirgends Ruhe geben, ist auch die Kirche nicht mehr der Ort, wo man sich sammeln kann zum Kampf mit dem eigenen Fleisch, der Welt und dem Teufel? Einkehr tut uns not, damit wir die leise Gottesstimme vernehmen, die uns wegen unserer Sünden straft, aber auch einen herrlichen Ersatz für das anbietet, was Buße und Reue uns aus Herz und Leben wegbrennen. In dieser Richtung liegt die Rettung unserer Kirchen, nicht in einer neuen Werkgerechtigkeit, noch einem Systemwechsel, der doch immerhin zunächst nur das Aeußere betrifft. Darum kann sich der Schreiber auch von dem neuen Paragraphen (13) nichts versprechen.

§ 13. Wenn die Revision in der vorgeschlagenen Weise in Kraft tritt, dann haben wir drei Quellen der Gesetzgebung: die Generalsynode, die neue Behörde (§ 11) und endlich die Gesamtsynode (Initiative). Das mag dann ein schönes Durcheinander geben. Da weiß dann bald niemand mehr, was oben und unten, hinten und vorne ist.

Zur Veränderung der Nebengesetze.

§ 5. „Zusatz: Die Aufnahme in die Mitgliedschaft der Kirche wird abhängig gemacht von der Zugehörigkeit zur Pensionskasse."

Das ist gerade so, als wollte man die Zugehörigkeit einer Gemeinde (oder eines Pastors) zur Synode abhängig machen von der Zugehörigkeit zur Feuerversicherungskasse. Kann ich meine ehrlichen Geschäfte nicht machen, wo ich will? Was haben Kirche und Geschäft miteinander zu tun? Die Kirche soll mein Gewissen schärfen, damit ich mein Geschäft ehrlich und redlich betreibe und von dem, was Gott mir gegeben, zum Unterhalt der Kirche nach Vermögen beisteuere. Wenn dann die Pastoren, die willig sind, mit einander eine Kasse zu gründen, in diese Kasse noch ein übriges einlegen, und die Gemeinden sich bereit finden, diese Kasse mit ihren freiwilligen Gaben zu bedenken, wenn zum Ueberfluß noch die Synode Beamte anstellt, die unentgeltlich arbeiten, wenn sie außerdem noch der Kasse einen gewissen Ueberschuß des Verlages zufließen läßt: ja, dann ist es am Ende verwunderlich, wenn auch nur einer so töricht oder starrköpfig sein könnte, sich einer solchen ausgezeichneten Kasse nicht anzuschließen. Alle finanziellen Vorteile liegen auf Seiten der Kassenglieder, wie es im Bericht der Pensionsbehörde ganz zutreffend heißt. Wenn ihr einen aber zwingen wollt, der gegen Versicherungskassen Gewissensbedenken hat: was dann? Er steht vor dem Eintritt in die Synode, in der er geboren und aufgewachsen ist, deren Lehranstalten er absolviert hat, jetzt verlangt ihr von ihm, daß er gegen sein Gewissen handle? Und dabei braucht nach dem eigenen Eingeständnis derer, die die Persionskasse geschäftlich ausgestaltet haben, diese Kasse seinen Beitritt gar nicht. Denn Einnahmen und Ausgaben sind so geregelt, daß dem letzten ebenso wohl sein Anteil ausbezahlt werden kann, wie seiner Zeit dem ersten. „Alle finanziellen Vorteile liegen auf Seite der Kassenglieder." Das heißt unter Umständen: je weniger neue eintreten, um so vorteilhafter für die Glieder. Es fällt dem Schreiber nicht von ferne ein, für diesen selbstsüchtigen Gedanken Propaganda zu machen. Aber die „Kirchenstatuten" sollten zu gut dazu sein, um Leute, die das nicht einsehen können oder wollen, zu einem für sie selbst vorteilhaften Geschäft zu zwingen.

§ 45. Wird in folgender Fassung zur Annahme empfohlen: „Den Vorsitz auf allen Generalkonferenzen führt ein Moderator etc."

Es ist zugegeben, daß nicht jeder Generalpräses auch ein guter parlamentarischer Vorsitzer ist. Aber auch unter den Moderatoren wird es gute und andere geben. Wählt dann die Generalkonferenz immer den passenden Mann, dann gut. Es mögen auch andere Momente mitsprechen: aber sie enthalten ein gewisses Mißtrauen gegen die unparteiische Gesinnung der Männer, die das Amt eines Generalpräses künftighin bekleiden mögen, und ein solches Argument ist, glaube ich, unter unserer Würde.

§ 59. „Folgende Fassung wird für § 59 empfohlen: Die Verlagsbehörde besteht aus zwei Pastoren und drei Laien. Die Pastoren werden von der Generalkonferenz gewählt, die Laien aber auf Empfehlung der beiden Pastoren durch den Generalpräses ernannt."

Und wenn dieser sich weigert, den oder jenen ihm empfohlenen Kandidaten zu ernennen? Das ist doch denkbar. Muß er aber die empfohlenen ernennen, dann könnte man doch diese Formalität auch entbehren. Es mag ja die neue Fassung ihre Vorzüge haben. Allein die Tendenz, der Generalsynode ihre Befugnisse zu beschneiden und dagegen die von Beamten und Behörden zu vermehren, steht ganz im Widerspruch mit unserer demokratischen Verfassung, zu der der Schreiber steht, und die er seiner lieben und teuren Synode erhalten sehen möchte.

Liebe Brüder, ich bin am Ende. Nur noch dieses: Laßt uns mit Gottes Hilfe unser Leben bessern, was gilt's, unsere Gemeinden werden den Segen davon haben, und damit die ganze Synode, die ganze evangelische Christenheit, ja, die Menschheit. Ist das nicht großartig genug, hinreichend für die ausschweifendste Phantasie? Vielleicht ändern wir dann bei Gelegenheit auch einmal unsere Statuten — wenn wir dann noch Zeit und Lust dazu haben.

Bedenken in Beziehung auf das Proseminar.

Von Prof. F. Mayer, Ph.D.

Das ist eine Sache, mit welcher die Generalsynode im Herbst sich beschäftigen müssen wird.

Das Proseminar diente im letzten Jahrzehnt fast ausschließlich dem Zweck, jungen Männern die nötige Vorbildung zu geben, damit sie fähig seien, später im Predigerseminar das Studium der Theologie aufzunehmen, um in unserer Kirche als Prediger des Evangeliums Jesu Christi dienen zu können. Von Anfang haben wir, wie das nun einmal das Los unserer Rasse in Amerika ist, Schwierigkeit gehabt mit dem Sprachenproblem. Mann kann getrost zugeben, daß man in früheren Jahren das Studium der englischen Sprache in unseren Seminarien etwas vernachlässigt hat. Wir können heute keinen Mann aus dem Predigerseminar ins Amt entlassen, der nicht tüchtig ist, in beiden Sprachen das Werk des Herrn zu treiben. Es wäre das ein Unrecht sowohl gegen ihn, wie auch an der Sache, der wir dienen. Wohlverstanden ist es nicht unsere Aufgabe, Sprachstudien zu treiben um der Sprachstudien willen. Unsere Anstalten haben weder den Zweck, deutsche noch englische Sprache zu lehren, sondern Arbeiter auszubilden, die geschickt sind zum Dienste am Evangelium, und da bringen es die Verhältnisse des Landes mit sich, so wie einst Paulus bald griechisch, bald hebräisch (Act. 22, 2) sprach, daß unsere Pastoren imstande sein müssen, in zwei Sprachen das Evangelium zu predigen.

In den letzten Jahren ist es dahin gekommen, daß nicht nur die Umgangssprache der Studenten in Elmhurst untereinander ganz englisch geworden ist, sondern auch die der Professoren mit ihren Schülern. In den Klassen wird fast ausschließlich durch das Medium der englischen Sprache unterrichtet, und zwar nicht nur in den unteren Klassen, weil da manche ohne Kenntnis der deutschen Sprache sind, sondern auch in den oberen. Es ist z. T. dahin gekommen, daß Abiturienten des Proseminars die deutsche Sprache eine fremde Sprache ist, sie können keine Unterhaltung in ihr mehr führen, ja einer erklärte, ich habe so wenig deutsch in E. gehört, daß ich eher verlernt als gelernt habe. Wir konnten vor 25 Jahren Aufsätze in lateinischer Sprache schreiben bei unserem Abgang von E. mit kaum mehr Fehlern, als die deutschen Aufsätze der heutigen Abiturienten aufweisen. Bald haben wir niemand mehr, der imstande ist, unseren Gemeinden das Wort Gottes in deutscher Sprache zu predigen. Woran liegt das? Nicht an den Studenten. Im Predigerseminar ist nicht einer, der nicht mit Mühe und Sorge versucht, das in Elmhurst Versäumte nachzuholen. Manche haben freiwillig zu einer Klasse sich zusammengetan, um sich in der deutschen Sprache zu fördern. Sie wissen genau, daß der „Einsprachige" in unserer Kirche im Nachteil ist. Es liegt auch nicht an der Seminarbehörde. Mit allem Nachdruck bestand sie darauf, daß in deutscher Sprache gearbeitet werde, und vom ersten Tag des Eintritts ins Seminar an den Studenten klar gemacht werde, daß wir Arbeiter wollen, die in beiden Sprachen fähig sind, das Predigtamt zu verwalten. In diesem Sinn sprachen sich mit allem Ernst auch der Vorsitzende der Seminarbehörde, Pastor Bruening, aus, dann Synodalpräses Baltzer und die zwei Glieder der Aufsichtsbehörde von Elmhurst, welche der Sitzung beiwohnten. Ich erwähne das, um allen falschen Schlüssen, wie sie bereits gemacht worden sind, der Wahrheit gemäß entgegen zu treten. Wie steht es denn mit dem Lehrerkollegium in Elmhurst? Die Behörde verlangt, daß die alten Sprachen mittelst der deutschen Sprache gelehrt werden. In den Lehrsälen hat man aber dafür nur englische Textbücher, ein einziger Professor spricht ausschließlich deutsch in der Klasse, zwei andere gebrauchen hie und da ein wenig deutsch, alles andere ist in englischer Sprache. Man könne keine deutschen Textbücher bekommen! Ist man in Elmhurst nicht imstande, solche selber zu schreiben? Wir im Predigerseminar bringen das fertig. Zeitverlust? Was, deutsch lernen für unseren Dienst an der Gemeinde? Was war denn die Ursache, daß bei der Schlußfeier in Elmhurst in 1920 jede Rede englisch gehalten wurde? Doch wohl nicht das Textbuch? Jedem Alumnus hat das Programm für jene Feier gesagt: Man ist im Begriff, unser altes liebes Proseminar von Elmhurst nach Nichtwisserville zu verlegen; einer der Professoren ist ärgerlich, daß er noch in deutscher Sprache unterrichten soll und agitiert bei den Distrikten, daß sie diese Last von ihm nehmen.

Seit Elmhurst zu einem College wurde, hat es immer mehr die Fühlung mit dem Predigerseminar verloren; zu gemeinschaftlicher Sitzung beider Fakultäten, wie die Seminarbehörde wollte, kam es nicht. Welchem Zweck dient das College? Prediger vorzubilden? Wenn ich das Curriculum Elmhursts ansehe, dann meine ich, man habe das vergessen. Man verlangt $150,000, um ein neues Gebäude in Elmhurst aufzuführen, "to house adequately the chemical, biological and physical laboratories with the necessary apparatus." (Schiek, „Year Book," 1921). Wozu das, wollen wir Aerzte und Apotheker ausbilden? Mein junger Freud K. studiert „Biology" in der Washington Universität in St. Louis. Seit vier Monaten verbringt er jede Woche sechs Stunden im Laboratorium "to analyze a frog." Er wird damit das ganze Schuljahr in Anspruch genommen sein. Ist das ein Requisit für einen Theologen? Die drei am häufigsten genannten Theologen der Neuzeit sind Schleiermacher, Ritschl, Beck; ob die eine Ahnung hatten, wie man einen Frosch analysiert? Oder in Amerika Phil. Brooks, Beecher; oder in England Spurgeon. Dagegen konnten alle sechs, Spurgeon nicht ausgenommen, jeden Augenblick ein Examen bestehen in Weltliteratur, in der Geschichte der Philosophie, des Dogmas und der Kirche.

Ich weiß wohl, man träumt von einer Universität. Sind wir zur Gründung einer solchen bereit, haben wir die Millionen, die nötig sind, dieselbe zu fundieren u. s. w.? **Die Aufgabe der Kirche ist zuerst, Arbeiter zu senden in seine Ernte**; eine große Kirche kann dann auch an die Gründung von Universitäten denken, so z. B. Rom. Oder die englischen Kirchen im Lande, Presbyterianer, Kongregationalisten u. s. w. Warum nicht diesen nachmachen? Darum nicht, weil sie versagt haben. Oder heißt es nicht versagen, wenn bei den Presbyterianern tausend, Baptisten zwei tausend, Kongregationalisten dreitausend Kanzeln vakant sind? Wir haben ihnen in der neuen Aera trefflich nachgeahmt, wir haben überall Predigermangel, unsere Klasse von 1922 zählt 17 Studenten. dabei sind laut „Kalender" im letzten Jahr 20 Pastoren gestorben.

Wir haben eine Delegation zu unsern Brüdern nach Brasilien geschickt. Sie kommen zurück mit dem Notschrei von dort: Kommt und helft uns, helft mit Pastoren, schickt auch gleich einen Professor! Dabei haben wir nicht genug für unseren eigenen Bedarf. Unsere Lehre, unsere Methode ist das, was unser Volk will und nötig hat. Woher dieser Arbeitermangel?

Die Missouri-Synode hat 17 Predigtamtskandidaten nach Brasilien geschickt, sie hat 400 Studenten der Theologie im hiesigen Concordia Seminar. Woher kommt das? Daher, daß sie keine Junior Colleges baut, keine Biology treibt, keine Doktordiplome austeilt, wie die Yankees, für die Patrioten, welche entdeckten, daß die deutsch-amerikanischen Viktualienhändler aus unseren Gemeinden in Kansas

City, Cleveland, Evansville u. s. f. mit Glas vermengtes Mehl an die guten Nachkommen von der „Mayflower" verkauften. Sie überläßt es den Yankee-Pastoren bei dieser Feier die nötigen Gebete zu sprechen. Sie hat die Mittel, weil sie andere nicht nachahmt, sondern sich auf sich selbst verläßt. Statt einem Junior College hat sie **zehn Proseminare** im Lande, sogar eins in einem fast ganz englischen Südstaat, wobei extra vermerkt wird: Es wird hier genügend deutsch getrieben, daß die Abiturienten später in Concordia zu St. Louis die Vorlesung verstehen können. Die kleine Wisconsin-Synode hat **zwei** Proseminare.

Warum haben wir nicht ein zweites Proseminar im Osten, etwa in Baltimore oder Buffalo, ein anderes in Cincinnati oder Evansville, ein anderes — doch wozu aufzählen? Warum zwingen wir eine Mutter den kleinen Jungen im 14. Jahr von Baltiomre, oder Houston, Tex., oder California und Colorado tausende von Meilen nach Elmhurst zu schicken, und dabei ein halbes Vermögen an die Eisenbahnen auszugeben? Proseminare brauchen wir, in welchen deutsch und englisch, lateinisch und griechisch, Kultur- und Weltgeschichte gründlich getrieben wird; dagegen in Naturwissenschaft genügt das Elementare.

Es fehlt nicht an Opfersinn in unserer Kirche, das beweist die Vorwärtsbewegung; wir haben Väter und Mütter, welche ihre Söhne dem Herrn gerne weihen, aber die Kirche hat die Aufgabe, Anstalten zu gründen, wodurch sie dem Wunsch der Eltern auf halbem Wege entgegen kommt. Man fange einmal an, ein zweites Proseminar im Osten des Landes zu errichten, man fange klein an, wie das sich im Reiche Gottes gehört, dann folge man in etlichen Jahren mit einem dritten, man vergesse dabei nicht die Notlage in Texas. Und Elmhurst? Es soll unsere erste Liebe bleiben. Dieses kann nur geschehen, wenn es eine Vorbereitungsanstalt ist für das Predigerseminar. Es sollte kein Abiturient von dort entlassen werden, der nicht beide Sprachen sprechen kann, keiner, der nicht imstande ist, einen Choral zu spielen. Von Chemie und Physik schenken wir ihnen das meiste. Männer gebrauchen wir, die evangelisch sind. Unsere Erziehungsbehörde schafft gegenwärtig Mittel und Wege, um auf eine pädagogische, dabei echt evangelische Weise in der Sonntagschule die Biblischen Geschichten und unsern eigenen Synodalkatechismus einzuführen. Wir haben den Yankees lange genug nachgeäfft. Der „große" Henry van Dyke schreibt zwei Jahre nach dem Krieg: Ich danke Gott, daß ich nicht deutsch kann. Und so etwas will unser Vorbild sein? Was wir nötig haben, sind Männer und keine Wetterfahnen.

Recht und Unrecht im Sozialismus.

Vortrag von Pastor E. H. Jagdstein, San Rafael, Cal.

Eingesandt auf Beschluß der Konferenz des Pacific-Distrikts.

Die Frage nach der Stellung des Christentums zum Sozialismus, welche länger als ein Menschenalter hindurch die Kirche auf das tiefste bewegt, ist durch die neueren Vorgänge brennender als je geworden. Hat doch durch den Verrat eines liberalen Ritschlschen Theologen die evangelische Kirche im Lande der Reformation drei sozialistische Kabinetsglieder als oberste Behörde erhalten!

Obige Frage ist auch deshalb nicht so einfach zu beantworten, weil der Sozialismus keineswegs nur eine politische Partei darstellt, sondern eine Kulturbewegung ist, und zwar die gewaltigste und siegreichste Kulturbewegung seit den Tagen der Reformation.

Bei der Betrachtung der drei Faktoren dieser Bewegung, des Zieles derselben, der Mittel zur Erreichung dieses Zieles, und der der Bewegung zugrunde liegenden Weltanschauung, werden wir berechtigte und unberechtigte Bestrebungen, Recht und Unrecht im Sozialismus finden.

Was ist Sozialismus? Sozialismus ist das Gegenteil von Individualismus. Der wirtschaftliche Individualismus ist die Anschauung, daß die einzelne Persönlichkeit auf sich selbst fußen soll, daß jeder einzelne für sich verantwortlich ist. Der wirtschaftliche Individualismus, auch „freies Spiel der Kräfte" genannt, ist deshalb gegen das Eingreifen des Staates zum Schutze der Schwachen. Seine Losung lautet: „Selbst ist der Mann!" Sozialismus ist nun der äußerste Gegensatz dazu! Oberster Grundsatz des Sozialismus ist: Die wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnisse aller sollen auf gesellschaftlicher Grundlage befriedigt werden. Sozialismus ist deshalb, konkret ausgedrückt, die Erzeugung aller Güter durch die Gesellschaft für die Gesellschaft; kürzer gefaßt: gesellschaftliche Produktion.

Ethisch begründet wird der wirtschaftliche Sozialismus wie folgt: Das Gewissen des modernen Menschen, so lehrt die sozialistische Ethik, wird beunruhigt durch den Widerspruch zwischen den Gewissensforderungen und den Grundlagen des gegenwärtigen Gesellschaftslebens. Es sind demnach die Mißstände unserer Zeit, die den Denkenden und Mitfühlenden zwingen, Stellung dazu zu nehmen. Das Gewissen stellt die Frage: Bin ich an den Leiden auch derer schuldig, mit denen ich in Berührung komme? Bin ich an dem Verhalten der Menschen untereinander schuldig? Was kann ich dabei tun? Worin besteht meine Verantwortung der Gesamtheit gegenüber? Die sozialistische Ethik gibt zu, daß solche Gewissensfragen an sich nicht neu sind. Aber sie sagt, neu ist daran, daß der moderne Mensch nicht umhin kann, die Mitverantwortung für das Gesamtverhalten der Men-

schen untereinander auf sich zu nehmen. Die sozialen Mißstände, hervorgerufen zum großen Teil durch die ungeheuren industriellen Umwälzungen des Maschinenzeitalters, haben nun den gewaltigen Massenprotest, den wir als sozialistische Bewegung bezeichnen, hervorgerufen. Dem Verlangen, die wirtschaftlichen Bedürfnisse aller auf gesellschaftlicher Grundlage zu befriedigen, liegt nach der sozialistischen Ethik der Wille zugrunde, daß es allen Menschen so gehen solle, wie man es sich selber wünscht. Im Sozialismus erscheint dieser Wille auf die realen Verhältnisse des menschlichen **Zusammenlebens** übertragen. Der Verantwortung des einzelnen für das Zusammenleben **aller** ist in dieser Bewegung zum erstenmal klarer Ausdruck gegeben. **Damit ist der Sozialismus zur sittlichen Forderung erhoben!**

Zweifellos sind die Grundgedanken dieser sozialistischen Ethik der paulinischen Ethik im Galaterbrief entlehnt: „Einer trage des andern Last.“ Das spezifisch Soziale an dieser Sittenlehre ist, daß diese Grundsätze nicht auf den Brüderkreis, sondern auf das gesamte gesellschaftliche Gebiet angewandt sind. Der Sozialismus behaupte, die Abhängigkeit des Menschen vom Menschen, auf der sich das heutige Gesellschaftsleben aufbaut, schließt das freie Aufsichselbstfußen aus. Damit wird die innere Berechtigung und der Wert des einseitigen wirtschaftlichen Individualismus, welcher dem Grundsatze huldigt: Selbst ist der Mann! bestritten.

Der Sozialismus will nun aber keineswegs das Individuum, die Persönlichkeit des einzelnen etwa unterdrücken, sondern er will vielmehr den geistig-sittlichen Individualismus, die freie Entfaltung der Persönlichkeit, erst recht ermöglichen. Kein Geringerer als Otto v. Bismarck hat den Satz geprägt: „Im Sozialismus steckt ein berechtigter Kern, welcher herausgeschält werden muß.“ Worin besteht nach der sozialistischen Ethik dieser berechtigte Kern? Er besteht darin, daß der Sozialismus einen grundsätzlichen Ausgleich zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Gesamtinteresse und Selbstbestimmung, zwischen geistigen und leiblichen Bedürfnissen der Menschen herstellen will. — Ein bedeutender christlicher Sozialethiker sprach sich kürzlich fast wörtlich in demselben Sinn aus, wenn er sagt: „Sozialismus ist die klare Erkenntnis, daß der einzelne für die Gesamtheit da ist, und der Wille, der Gesellschaft zu dienen. Mammon und Christentum sind Todfeinde; Sozialismus aber — seiner Idee nach — ist eine lebensnotwendige Betätigung praktischen Christentums.“

Mit diesem Hinweis auf das praktische Christentum hat auch einst Bismarck die soziale Reform, den Staatssozialismus, begründet.

Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß der Sozialismus nicht nur das soziale Gewissen innerhalb der Kreise seiner Anhänger wachgerufen hat. Zwei deutsche Kanzler haben erklärt, daß ohne den Sozialismus die Regierung nicht so weit vorgeschritten wäre auf dem

Wege der heilsamen sozialen Gesetzgebung! Der Kirche sowohl wie der Wissenschaft ist das Gewissen geschärft worden durch die sozialistische Bewegung. Daß die Kirche durch alle Jahrhunderte hindurch von den Tagen der Apostel bis heute eine reiche Liebestätigkeit entfaltet hat, ist bekannt; aber ihre Tätigkeit bezog sich doch mehr oder weniger auf einzelne, auf kleinere Kreise, auf besonders Gefährdete, auf spezielle Notstände, nicht auf das **Gesamtleben** der Gesellschaft.

Wir wir sahen, sollen die Mißstände durch gesellschaftliche Produktion beseitigt werden. Worin besteht nun im einzelnen dieses System?

Das wirtschaftliche System des Sozialismus besteht darin, daß die großen Produktionsmittel, Transportanstalten, Verkehrsinstitute, sowie die Quellen nationalen Wohlstandes, wie z. B. Bergwerke, Wasserwege, Kraftstationen, die großen industriellen Anlagen, Eisenbahnen, Telegraphen, die Oelquellen etc. aus den Händen der Trusts und Korporationen genommen und in den Gemeinbesitz übergeführt werden zum Besten des ganzen Volkes. Je nach Bedürfnis soll die Ueberführung geschehen in die Hände der Stadt, des Einzelstaates, oder des Gesamtstaates. Die Post, die öffentlichen Schulen sind bereits solche dem Staat gehörigen Einrichtungen.

Bekanntlich ist unsere Postverwaltung seit Jahren schon bestrebt, auch die Telegraphen- und Telephonlinien in die Hände des Staates hinüber zu führen. Ebenso ist der Staat im Begriff, die Munitionsfabrik bei Rock Island, Ill., zu übernehmen, wenn es nicht inzwischen schon geschehen ist. Welche großen Vorteile dem Staat und damit dem Volk erwachsen, wenn die großen Industrieen Staatseigentum werden, geht daraus hervor, daß der Repräsentant Tavenner nachgewiesen hat, daß eine Lieferung Munition, für welche die Regierung ca. drei Millionen zahlen mußte, in den Regierungsarsenalen für 2 Millionen hergestellt wurden! Der Staat verlor also eine Million durch die Herstellung der Waren in Betrieben, die sich in Händen von Korporationen oder Syndikaten befinden. Ich bemerke, daß diese Berechnung dem Repräsentantenhause vorgelegt und also dem Record einverleibt wurde. Wer will in dieser Ueberführung von großen Industrieen und Verkehrsanstalten, z. B. der Bahnen, in den Gemeinbesitz ein Unrecht sehen? Der Bahnbau in Alaska ist jetzt schon in Regierungshänden!

Freilich ist die bloße Uebernahme durch den Staat noch kein völliger Sozialismus. Derselbe fordert auch industrielle Demokratie, das heißt demokratische, nicht autokratische Verwaltung dieser Industrieen und Anstalten. Die in den betreffenden Industrieen und Anstalten Beschäftigten sollen eine Stimme haben in der Wahl der Verwaltungsbeamten, in der Leitung der Unternehmung, in der Festsetzung der Arbeitsbedingungen, und teilnehmen am Gewinn und Verlust. Und das ist nichts anderes als der industrielle Teil des großen

Programms, das von hoher Stelle ausgegeben wurde: Make the World safe for Democracy.

Die Geister, die man rief, wird man nicht mehr los! Auch diese Forderung der industriellen Demokratie ist längst kein rein sozialistische Forderung mehr! Die öffentliche Presse und Magazine aus allen Parteien und Lagern unterstützen diesen Vorwärtsmarsch der Demokratie. „The Federal Council of Churches of Christ in America," dem bekanntlich auch unsere Synode gliedlich angehört, sandte vor einiger Zeit eine Botschaft an die Pastoren, worin die industrielle Demokratie als zeitgemäß empfohlen wird. „Industrial Democracy" so heißt es in der Botschaft —

means the *extension* of the *political* ideal of freedom for the individual to the *sphere of daily work. Political* democracy is a system of government based on the free expression of the epople's will. *Political* democracy means equality for all civic rights and privileges. It rests back upon a sentiment for the dignity and sanctity of every life and for a brotherhood of all individuals, based upon full and equal justice. *Industrial* democracy makes the same high appraisal of the individual and seeks to secure to each a free scope for his *working instincts* and a voice in governing his *working life.* Modern industry is for the most part ruled from above—autocratic . . . The old argument against *political* democracy was to the effect that a benevolent despot can decide for a people what is good for them much better than they can themselves. *That argument failed* because we have come to see that *freedom of choice* is essential to spiritual development. *So in industry,* which is of vastly greater concern to men and women than politics.

Das ist die Stellung des Federal Councils der protestantischen Kirchen der Ver. Staaten. Man mag nun übrigens zu der Sozialirung der großen Industrieen und Verkehrsanstalten stehen, wie man will, niemand wird sagen können, daß diese Umwandlung dem Christentum wiederspräche, oder ein Unrecht wäre. Ein gläubiger Christ kann dazu zustimmend oder ablehnend sich stellen. Das Evangelium stellt kein politisches oder wirtschaftliches Programm auf. Die Heilige Schrift stellt sittliche Grundsätze der Gerechtigkeit und Liebe auf, welche den einzelnen, wie die Gesamtheit beherrschen sollen.

Wenn man freilich meint, durch die veränderte Produktionsweise nun auch alle Ungleichheiten unter den Menschen aufzuheben, wenn man behauptet, dadurch die Verbrechen aus der Welt zu schaffen und ein Paradies auf Erden herzustellen, so ist das ein Traum, und die Vorspiegelung dieses Traumbildes den Massen gegenüber als eine Wirklichkeit ist eine Irreführung und deshalb ein Unrecht. Die Unterschiede von Sparsamkeit und Verschwendung, von Energie und Trägheit, von Tugend und Laster werden durch ein neues System der

Produktion niemals aufgehoben; das kann nur die Gnade, welche mächtiger ist als die Sünde.

Ein solcher Uebergang in ein neues Wirtschaftssystem wird sich ferner auch niemals plötzlich, von heute auf morgen, oder in wenigen Jahren vollziehen. Ein solcher Uebergang muß sich geschichtlich entwickeln, d. h. die Uebernahme von Industrieen und Anstalten, so weit dieselbe möglich und empfehlenswert ist, kann nur graduell, Schritt für Schritt, erreicht werden. In der Zwischenzeit gilt es, durch Reformen vorhandene Mißstände abzuschaffen. Es ist deshalb ein Unrecht, wenn viele sozialistische Führer alle Reformbestrebungen zur Besserung der Lage des Mittelstandes, und der Arbeiter, der kleinen Beamten verwerfen und erklären: Alles oder nichts! Es gibt nun innerhalb der organisierten sozialistischen Partei zwei Richtungen. Und es ist gewiß beachtenswert, daß die eine derselben, der sog. Revisionismus, sich auf den Boden der geschichtlichen Entwicklung gestellt hat. Während die revolutionäre Richtung jeden Kompromiß mit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung verwirft, will der Revisionismus nichts von gewaltsamer Revolution wissen, sondern sucht seinen Einfluß auf die Gesetzgebung, sein Ziel nach und nach zu erreichen.

Das Mittel zur Erreichung des Zieles ist die Partei; ihr Programm, und die Agitation durch Wort und Schrift. Den Hauptpunkt des Programms, die gesellschaftliche Produktion, haben wir soeben betrachtet. Der andere Punkt, der für uns von wesentlicher Bedeutung ist, ist der, welcher die **Stellung** der Partei **zur Religion** präzisiert. Dieser Satz lautet bekanntlich: „Religion ist Privatsache," d. h., die Partei bestimmt nichts darüber, läßt jedem seine Ueberzeugung, da sie nur eine wirtschaftliche und politische Organisation sei. Der Satz: „Religion ist Privatsache," enthält zunächst etwas Berechtigtes und Wahres. Religion ist allerdings in erster Linie eine Privatsache, nämlich ein persönliches Verhältnis der einzelnen Seele zu Gott. Insofern ist dieser Satz richtig; nur ist der Satz nicht in diesem Sinn gemeint! Der Satz ist ferner annehmbar, insofern er die Trennung von Kirche und Staat verlangt. Der Satz bedeutet aber noch ganz etwas anderes, nämlich nicht mehr und nicht weniger als die **gänzliche Ausschaltung des Christentums als Faktor bei der Lösung der sozialen Probleme unseres Zeitalters!** Das ist ein Mangel von ungeheurer Tragweite! Ich meine, es ist einer großen Partei, welche beansprucht, als Kulturfaktor ernst genommen zu werden, unwürdig, die größte soziale Macht, welche die Geschichte kennt, das Christentum, schlechthin als gleichgültige Privatsache zu erklären und zu behandeln, welche für die Partei belanglos ist. Das Christentum hat stets auch sozial gewirkt! Als das Christentum in die Welt kam durch die Menschwerdung unseres Herrn, da erhob dasselbe das Weib zu seiner Würde, machte aus Sklaven freie Menschen. Im Briefe an Philemon haben wir die erste Stimme der christlichen Kirche gegen die

Sklaverei. Vieles, was heute als Erfindung unserer Zeit ausgegeben und gepriesen wird, beruht auf Wurzeln und Keimen, welche Jesus erst der Welt eingepflanzt hat! Christus war es, der zuerst den Wert der Menschenseele und das Recht der Persönlichkeit verkündet hat! Christus hat die Arbeit. auch die vor Menschen geringste, geadelt und den Wert des Lebens geradezu von dem Maße des für die Menschheit geleisteten Dienstes abhängig gemacht. Und als im Mittelalter der soziale Charakter des Christentums in den Hintergrund gedrängt wurde, war es Luther, der der Kirche ihren sozialen Charakter wiedergab dadurch, daß er die ehrliche Arbeit über das Klosterleben erhob, und die treue Pflichterfüllung des irdischen Berufes als das evangelische Lebensideal wieder aufstellte. Im Blick auf die Bedeutung des Christentums auch für den Kulturfortschritt in der Geschichte ist es deshalb ein Unrecht, die Religion als eine gleichgültige Privatsache zu behandeln und derselben keinen Einfluß auf das öffentliche Leben zu gestattet. Den aufmerksamen Beobachter der sozialistischen Bewegung erfüllt es daher mit Genugtuung, wenn in der Gegenwart auch andere Stimmen sich innerhalb dieser Partei bemerkbar machen, welche eine solche Stellung zur Religion als Verkehrtheit bezeichnen. Doch davon nachher noch ein Wort.

Obwohl nun im Programm steht: „Religion ist Privatsache,“ so zeigt die Praxis der Bewegung, daß ungeachtet dieses Satzes die christliche Religion — nicht nur die Kirche — in Vorträgen, Parlamentsreden, Konventionen, Presse und Literatur auf das heftigste bekämpft wird. „Unser Ziel auf religiösem Gebiet ist Atheismus,“ erklärte Bebel, nicht als seine Privatansicht, sondern im Namen seiner Fraktion im Reichstage, ohne Widerspruch von seinen Genossen zu erfahren. „Das Christentum ist die knechtseligste Religion,“ sagte ein anderer. Es ist eine der schmerzlichsten Erscheinungen der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, daß die gewaltige Bewegung des vierten Standes vielfach, besonders auf dem europäischen Kontinent, mit dem Atheismus verquickt wurde, welcher mit dem wirtschaftlichen Sozialismus durchaus nichts zu tun hat. Wie ist eigentlich diese betrübende Erscheinung zu erklären? Mannigfache geschichtliche Ursachen, welche z. T. bis in das 16. Jahrhundert zurückreichen, wirkten zusammen und zeitigten diese unselige Verquickung in der sozialen Bewegung. Leider ist auch die Kirche selbst an dieser Entwicklung nicht ohne Schuld. Es war geradezu ein Verhängnis, daß durch den tragischen Ausgang der evangelisch-sozialen Bewegung zur Zeit der Bauernkriege eine soziale Untätigkeit der Kirche hervorgerufen wurde, welche länger als drei Jahrhunderte dauerte. Die in reichem Maße und zu allen Zeiten treu geübte Fürsorge der Kirche für ihre leidenden und gefährdeten Glieder konnte diesen Mangel sozialer Tätigkeit nicht ersetzen. In Verkennung der sozialen Aufgabe des Christentums, das wie ein Sauerteig den ganzen Teig des Volkslebens durchdringen

soll, entwickelte sich die christliche Ethik nach Luthers Zeit ganz individualistisch, d. h. die christliche Sittenlehre beschäftigte sich fast nur mit dem einzelnen Christen, höchstens mit der Gemeinschaft der Familie, anstatt, wie Wichern forderte, als Ferment das Volk in seiner innersten Lebenswurzel zu erfassen. Als dann in der Mitte des 18. Jahrhundert die Nationalökonomie, die Lehre von der Volkswirtschaft, in die Reihe der selbständigen Wissenschaften eintrat, da gingen Ethik und Sozialwissenschaft getrennte Wege zum unermeßlichen Schaden des gesamten Volkslebens. Die Sozialwissenschaft wurde auf Selbstsucht gegründet, und damit der Kampf gegen alle proklamiert. Es gab keine christliche Soziologie oder Gesellschaftslehre, wie dieselbe heute Unterrichtsgegenstand in unserm Seminar ist. Das Zusammenleben der Menschen, das über das Familienleben hinausging, wurde der sittlich-religiösen Beurteilung und Beeinflussung entzogen, weil man meinte, das Evangelium habe es nur mit der Einzelseele zu tun. Während so einerseits christliche Ethik und Wirtschaftsleben auseinander gingen, war es anderseits verhängnisvoll, daß bald nach den Freiheitskriegen jenes unglückselige Bündnis zwischen politischer Reaktion und der Kirche geschlossen wurde. Indem die Kirche sich z. T. als Werkzeug politisch-reaktionärer Bestrebungen gebrauchen ließ, wurden die nach größerer Bewegungsfreiheit und wirtschaftlicher Hebung ringenden Klassen gleichsam mit Gewalt den atheistisch revolutionären Führern in die Arme getrieben. Fortan stand die Kirche vielfach, anstatt ihres hohen Berufs als Gewissen der Völker eingedenk zu sein, und in seelsorgerlicher Angst, wie hernachmals Stoecker, die Zeichen der Zeit zu prüfen, und die Lebenskräfte des Evangeliums in den sozialen Kämpfen der Zeit geltend zu machen, — fortan stand die Kirche der sozialen Bewegung untätig und ablehnend gegenüber. Das sind einige der Ursachen, warum die Bewegung zum großen Teil christentumsfeindlich ist. Glücklicher verlief die Entwicklung der Bewegung in England. Durch das zeitige Eingreifen der englischen Christlich-Sozialen wurde die Kraft der gefährlichen chartistischen Bewegung gebrochen, und die sozialen Bestrebungen in maßvollen Bahnen gehalten. Als vor einigen Jahren ein deutscher sozialistischer Vertreter eine Konvention in England besuchte, wurde derselbe mit dem Gesang: „Ein feste Burg ist unser Gott!" empfangen! Man sage nicht, daß es nicht möglich gewesen wäre, auch auf dem europäischen Kontinent die soziale Bewegung ganz von dem christentumsfeindlichen Geist und dem Klassenhaß zu befreien. Ein überraschender Beweis, daß etwas erreicht werden kann, ist in unseren Tagen geliefert worden. Vor etlichen Jahren haben sich die christlichen Gewerkschaften eine internationale Organisation geschaffen, an der 10—12 Nationen beteiligt sind. Die Vorarbeiten für diese christliche Internationale ziehen sich über ein Menschenalter hin, bis zu jenem für die neuere Kulturgeschichte denkwürdigen 3. Januar 1878, wo durch das Auftreten

Adolf Stoeckers ein neues christlich-soziales Zeitalter anbrach. In den letzten Wochen ist eine schöne Frucht dieses Auftretens gezeitigt worden. Bei den Wahlen zum republikanischen Reichstag erhielten die Kandidaten der christlichen Gewerkschaften, welche selbständig auftraten, etwa 1,300,000 Stimmen!

Wie sagt doch Carlyle? „Arbeiten, nicht verzweifeln!"

Die Bedeutung dieser in der Kirchengeschichte einzig dastehenden Organisation einer christlichen Internationale besteht nun nicht bloß in dem geradezu sensationellen Erfolg der Sammlung christlicher Arbeiter zu vielen hunderttausenden in Holland, Belgien, Oesterreich, Skandinavien, Deutschland und andern Ländern. Die Energie und der Bekennermut derer, die sich ihren Glauben nicht wollen rauben lassen, hat seines Eindrucks auch auf die sozialistische Bewegung nicht verfehlt.

Zum erstenmale in der Geschichte der modernen Arbeiterbewegung trat der religionsfeindlichen Richtung ein Gegner gegenüber **innerhalb der Arbeiterschaft selbst,** mit dessen Stärke die materialistischen Führer rechnen mußten. Das charaktervolle Auftreten und erfolgreiche Eingreifen der christlichen Arbeiterschaft in die internationale Bewegung hat nicht nur verblüffend, sondern auch ernüchternd auf manche Kreise des Sozialismus gewirkt. Innerhalb des Marxismus scheint sich neuerdings eine Strömung geltend machen zu wollen, deren Vertreter endlich erkannt haben, daß das von den Marxisten gehaßte Christentum eine gewaltige geistige Macht ist, und daß die Träger aller wahrhaft großen Kulturbewegungen religiöse Persönlichkeiten waren. **Kurze Zeit nach dem Zusammenschluß der christlichen Internationale** konnte man in einem der führenden sozialistischen Magazine von einem **religiösen Bedürfnis** lesen, welches gebieterisch Befriedigung erfordere! Der Sozialismus, so hieß es darin, muß den Massen Seelenspeise (!), einen Gottesdienst, Pflege der Freude an der Naturerkenntnis, der Erkenntnis des Göttlichen, Ewigen bieten! Sehr beachtenswert und ungemein befriedigend ist auch die Kritik, die ein anderer sozialistischer Schriftsteller, Dr. Hans Müller, an dem Satz: „Religion ist Privatsache," übt. Er sagt: „Gerade daß die Sozialdemokratie in der Praxis dem Standpunkt gegenüber der Religion, der sich aus ihrer Doktrin ergab, nicht festzuhalten imstande war, zeigt klar und deutlich, daß die Religion denn doch etwas anderes, als ein Phantom, daß sie vielmehr eine machtvolle soziale Realität ist, mit der sich die Sozialdemokratie noch in ganz anderer Weise auseinanderzusetzen hat, als daß sie dieselbe zur Privatsache erklärt. Die Religion ist, so sagt Dr. Müller, unbestreitbar einer der Motoren fortschrittlich-lich-sozialer Entwicklung. Religiöse Kräfte lassen sich beim Aufbau sozialistischer Wirtschaftsorganisationen überhaupt dauernd nicht entbehren, ohne religiöse Kräfte muß jede derartige Bewegung verflachen. Soweit Dr. Müller.

Die Schrift bezeugt, daß Gott sich manchmal und in mancherlei Weise offenbart. Auch solche Stimmen aus dem marxistischen Lager sind eine Phase in der Offenbarung Gottes. Er herrscht unter seinen Feinden! Leider sind derartige Stimmen bisher nur vereinzelt.

Welchen Wert übrigens der Satz: „Religion ist Privatsache," hat, geht wohl daraus hervor, daß auf der Parteikonvention in Chicago 1908 offen ausgesprochen wurde, daß dieser Satz nur eine Taktik für die Wahlen sei.

Einer der Delegaten, Arthur M. Lewis, lästerte zuerst das Christentum, und dann stimmte er für den Satz: „Religion ist Privatsache."

Es kann auch gar nicht anders sein, als daß dieser Satz nicht aus **intellektuellen,** sondern aus **taktischen** Gründen in das Programm aufgenommen wurde. Der Satz widerspricht nicht nur der Praxis der Partei, sondern auch der **Weltanschauung,** auf welche die Partei sich gründet, und welchem dem Christentum entgegengesetzt ist. Diese Weltanschauung ist die sog. „materialistische Geschichtsauffassung," begründet von Marx und Engels. In dem grundlegenden Werk der sozialistischen Partei: „Das Kapital," Band I, S. 91, sagt Marx, der wissenschaftliche Begründer des Sozialismus: „Die Religion ist weiter nichts, als der Wiederschein der natürlichen Welt." Das heißt also, das Christentum ist nichts Reales, Wirkliches, Wesenhaftes, ist keine göttliche Offenbarung, sondern nur das Ergebnis der jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnisse, unter denen die Menschen „ihr Leben machen." Die Religion ist nach Marx gleichsam nur der Schweiß des Gesellschaftskörpers. Alle geschichtlichen Ereignisse, alle menschlichen Fortschritte, auch die großen Geistesbewegungen der Menschheit, wie das Christentum und die Reformation, haben nach dieser Anschauung nur rein äußerliche, materielle, wirtschaftliche Zustände als Ursachen. Daß der wirtschaftliche Zustand eines Volkes auch zurückwirkt auf das geistige und sittlich-religiöse Leben desselben, ist nicht zu bezweifeln.

Aber das Auftreten Jesu, und damit dem Ursprung des Christentums aus dem wirtschaftlichen Elend Roms zu erklären, wie der jüdische Stammesgenossen von Karl Marx, Kautzky, es sich erlaubt, das ist eine überaus oberflächliche, öde Geschichtsauffassung. Diese materialistische Geschichtsauffassung ist die absolute Verneinung der geoffenbarten Religion, der vollständige Bruch mit dem Christentum. So lange die Partei diese öde Weltanschauung mit dem Sozialismus verquickt, ist der Satz: „Religion ist Privatsache," gelinde ausgedrückt, wertlos. Für die Kirche aber, als Gewissen der Völker, gilt die Mahnung des Herrn, auf die Zeichen der Zeit zu achten, d. h. durch Geltendmachung der Lebenskräfte des Evangeliums die beständig anschwellende soziale Bewegung vor Entgleisungen bewahren zu helfen. Nicht Partei soll die Kirche ergreifen, sondern in die sozialen Kämpfe

unserer Tage versöhnend eingreifen und nach rechts und links die Botschaft verkündigen: **Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.**

Ein einheitliches, elastisches und evangelisches Erziehungssystem.

(Pastor R. Vieweg.)

(**Vorbemerkung:** Am 28. und 29. Juli 1920 versammelte sich die durch die letzten Generalsynode beschlossene und vom Synodalpräses ernannte „Kommission für Erziehungseinrichtungen" im Predigerseminar zu St. Louis. Anwesend waren: Synodalpräses Pastor J. Baltzer, D.D., Professor Pastor S. D. Preß, Pastor Ernst Gehle, Professor Pastor Paul Crusius, Pastor F. Frankenfeld, Lehrer Fr. Pfeifer, Lehrer Louis Saeger, Pastor Wm. Hackmann und Pastor R. Vieweg. Ein Vortrag von Pastor R. Vieweg über „Erziehungseinrichtungen und Methoden" wurde gehört und besprochen. Die Grundgedanken desselben wurden im Wesentlichen angenommen und es wure beschlossen, dieselben durch das „Theologische Magazin" vor die Synodalen zu bringen mit der Bitte um gründliche Erwägung, konstruktive Kritik und erweiternde Mitarbeit seitens aller an der Lösung dieses wichtigen und schweren Problems.)

1. Die nächstliegende Aufgabe der „Kommission für Erziehungseinrichtungen" muß sein die Herstellung eines eigenen evangelischen Lehrkursus mit den dazu gehörigen Lehr- und Lernmitteln und Gebrauchsanweisungen.

2. Dieser Lehrkursus muß evangelisch und einheitlich, aber doch elastisch sein, evangelisches Geistesprodukt darstellen und evangelische Norm werden.

3. Evangelisch muß er sein in dem Sinne, daß er größtmöglichste Bibelkenntnis vermitteln, das Werden und Wachsen der Evangelischen Kirche und das Wesen und Wirken unserer Evangelischen Synode zur Darstellung bringen muß.

4. Er muß elastisch sein, d. h. sich den meisten Verhältnissen anpassen, Stadt- und Landverhältnissen, großen und kleinen Schulen, Samstags- und Sommerschulen, Konfirmandenunterricht und religiösen Unterrichtsbedürfnissen in Familien und christlichen Vereinen. Er muß allen berechtigten Ansprüchen nach Gradierung genügen.

5. Dabei muß er ein einheitliches Maximum und Minimum repräsentieren, unnötige Wiederholung oder Duplikation vermeiden und nach Form und Inhalt ein eigenartiges, durchaus evangelisches, wohl proportioniertes Lehrgebäude sein.

6. Die Materie, die dem religiösen Unterricht und der sittlich-religiösen Erziehung zu Grunde liegt (soweit das außer-theologische

oder nicht-professionelle Studium in Betracht kommt) läßt sich in folgenden sieben Hauptgruppen in das evangelische Lehrsystem einreihen:

a) Biblische Geschichte,
b) Bibelkunde und Bibellesen,
c) Kirchenlied und Hymnologie,
d) Dogmatik und Ethik in Form des Katechismus,
e) Kirchengeschichte, inkl. kirchliche Kunst,
f) Missionsgeschichte, inkl. Synodalwesen und Gemeindearbeit,
g) Praktisches und soziales Christentum.

7. Das Pensum jeder dieser Hauptgruppen ist in 120 Lektionen einzuteilen und diese wieder in drei Jahrgänge zu je 40 Lektionen. Die Zahlen 120 und 40 sind gewählt, weil sie sich in eine große Zahl von Unterabteilungen zerlegen lassen, wodurch sich jeder Kursus in elastischer Weise für mannigfache Verhältnisse und Bedürfnisse gruppieren läßt. Für jeden ganzen Jahrgang sind 40 Lektionen vorgesehen, weil diese Zahl etwa alle Sonntage deckt, die der Sonntagschule, abzüglich etwaiger Ferien und Feste, Wiederholungs- und Prüfungssonntage, jährlich zur Verfügung stehen.

8. Das Ganze ist gedacht als vollständiges Textbuch für den Religionsunterricht und soll in zwei Formen herausgegeben werden: in einer Reihe von sieben gebundenen Büchern (je eins für jedes oben genannte Fach) für die Hand des Lehrers und in einer Serie von 840 Lektionsblättern (je 120 für jedes Fach) für die Schüler. Die Lektionsblätter sind in Größe und Form eines „Standard Loose Leaf System" herzustellen und ist der Güte des Papiers und der Klarheit des Druckes besondere Aufmerksamkeit zu schenken, einerlei, wie groß die Herstellungskosten sein werden.

9. Vorzüge des „Loose Leaf System" sind (unter anderen), daß sich durch diese Einrichtung Serien und Kurse zusammenstellen lassen nach irgend einer berechtigten Gradierung und für mancherlei Verhältnisse und Bedürfnisse. Auch kann den Lektionsblättern freies Papier in derselben Form und Größe für Notizen, Klassenarbeit, häusliche und Prüfungsarbeiten beigegeben werden. Passende Deckel zum Einbinden der Lektionsblätter sind zu benutzen.

10. Diese „Loose Leaf Lessons" können sich in ihrer Zusammenstellung anlehnen an das Internationale Lektionssystem, an das Kirchenjahr oder an eine andere anerkannte Gradierung, sie können mit Berücksichtigung auf die Bedürfnisse der häuslichen Erziehung, des Heimdepartements, des Konfirmandenunterrichts, der Bibelklassen, der Samstags- und Sommerschulen und der religiösen Versammlungen in Vereinen bestellt, zusammengestellt und benutzt werden.

11. Obgleich die ersten Herstellungskosten beträchtlich hoch sein werden, so ist dieses System auf die Dauer doch bedeutend billiger, da

es alle anderen Lektionsblätter, Vierteljahrshefte und Lehrbücher (sogar den Katechismus) ersetzt und die Verschwendung, die jetzt durch unbenutztes Lehr- und Lernmaterial entsteht, bedeutend vermindert.

12. Synodale Zeitschriften, welche jetzt Lektionserklärungen bringen, können und sollten weiter als Hilfsmittel für Lehrer benutzt werden.

13. Auf Grund dieser Voraussetzungen wären nun zunächst folgende Arbeiten im Bereiche der sieben Hauptgruppen des evangelischen Lehrkursus vorzunehmen:

a) **Biblische Geschichte:** Auswahl von 120 biblischen Geschichten. Genaue Fixierung des Textes. Text in klarem Druck auf der Vorderseite jedes Lektionsblattes. Auf der Rückseite Anleitung zum Lesen einschlägiger Bibelstellen, ferner passende Bibelsprüche, Liederverse, klassische Aussprüche und Gedichte aus der sekulären Literatur, Katechismusteile, u. s. w. Aber keine Fragen und Antworten, keine weitschweifigen Erklärungen und Anwendungen. Das muß Sache des Lehrers sein. Gradierung der 120 biblischen Geschichten in drei Jahrgänge von je 40 Lektionen.

b) **Bibelkunde und Bibellesen:** 40 Lektionen über allgemeine Bibelkunde mit biblischer Geographie u. s. w. 40 Lektionen über einzelne Bücher oder Gruppen von Büchern der Bibel. 40 Leselektionen aus den Teilen der Bibel, die nicht als biblische Geschichte angesehen und behandelt werden, z. B. Psalmen, Sprüche, Propheten, Reden und Gleichnisse Jesu, Episteln, Offenbarung . . .

c) **Kirchenlied und Hymnologie:** 120 Lieder mit Text und Musik und historischen und biographischen Mitteilungen. Die 120 Blätter können gebunden und auch in der „Loose Leaf" Form als Liederbuch benutzt werden, auch ein Vorteil dieses Systems. Von den 120 Liedern könnten alle englisch(der ganze Kursus ist zuerst in englischer Sprache herzustellen) sein, oder alle deutsch, oder halb und halb, oder 80 englisch und 40 deutsch, oder umgekehrt, je nach Bedarf.

d) **Dogmatik und Ethik in Form des Katechismus:** Das bedingt eine vollständige Revision und Neuherausgabe unseres Katechismus. Der Katechismus sollte nach äußerer (Loose Leaf System) und innerer Form (Sprache), wenn auch nicht nach seinem Inhalt revidiert werden. Er würde dann erscheinen in der Form von 120 losen Blättern und würde jedes Blatt eine in sich abgeschlossene Frage behandeln mit der Hinzuziehung von Bibelversen, Liederversen, klassien Aussprüchen u. s. w.

e) **Kirchengeschichte, inkl. kirchliche Kunst:** Entweder eine Serie von 120 Lektionen aus der Kirchengeschichte und 120 Darstellungen aus der kirchlichen Kunst, oder resp. 80 und 40, oder 60 und 60. Das Material aus der kirchlichen Kunst ist als Anschauungs- und Erziehungsmittel gedacht und sollte nur das allerbeste aus den Werken der Maler u. s. w. bringen in allerbester Darstellung. Es sollte das ästhe-

tische Gefühl nicht untergraben oder verletzt werden, wie das jetzt vielfach geschieht, durch Darbietung von Drucken, die gegen alle Regeln der darstellenden Kunst verstoßen. Der Bilderkursus kann als Supplement benutzt werden.

f) **Missionsgeschichte:** 120 Lektionen über Innere und Aeußere Mission vom Anfang bis zur Jetztzeit, inkl. Schilderung unserer synodalen Inneren und Aeußeren Mission. Davon etwa 40 Lektionen über Geschichte, Wesen und Arbeit unserer Kirche (inkl. Lektionen über das Kirchenjahr, Gemeindeorganisation und kirchliche Arbeit der Gegenwart). Hier, wie im Kursus über Kirchengeschichte bietet sich Gelegenheit zur Darbietung und Verwertung guter Biographieen.

g) **Praktisches und soziales Christentum.** 120 Lektionen über „Social Christianity" und „Christian Socialism," über „Social Service" u. dergl. Einführung in die Grundsätze des sozialen Christentums und in die einschlägige Literatur der Vergangenheit und der Gegenwart. Soziale Arbeit in der Synode und in der Gemeinde. Dies ist gedacht als Studium für Erwachsene und während fast alles andere Material in stereotyper Form hergestellt werden kann, muß sich dieser Kursus mit Erscheinungen, Notständen, Ideen und Leistungen der Gegenwart beschäftigen.

14. Die Sammlung, Sichtung, Bearbeitung und Darstellung des Materials für die 840 Lektionen in diesem evangelischen Lehrkursus kann auf verschiedene Weise geschehen. Einerlei, welche eingegeschlagen wird, es kann und sollte dadurch der Fehler vermieden werden, der schon oft in unserer Synode gemacht worden ist, daß nämlich einige, wenige Auserwählte ihre eigenen und oft einseitigen Ansichten zur Darstellung bringen, ohne zu bedenken, daß unter den 1100 Pastoren der Synode noch viele andere sein müssen, die auch berechtigte Wünsche und wohlbegründete Ansichten haben.

15. Entweder kann durch Bekanntmachung im „Friedensboten" u. s. w. die gesamte Gliedschaft der Synode zur Mitarbeit an der Herstellung dieser evangelischen Textbücher durch Vorschläge und Empfehlungen und Bearbeitung einzelner Lektionen oder Gebiete eingeladen werden, mit oder ohne Inaussichtstellung von Preisen für die besten Leistungen, also entweder kann die Arbeit auf dem Wege des Wettbewerbs und der Preisausschreibung erledigt werden, oder:

16. Es kann aus jedem Distrikt ein Glied ernannt werden, das mit den betreffenden Gliedern aus den anderen Distrikten ein Komitee bildet zur Bearbeitung eines gewissen Hauptfaches in diesem evangelischen Lehrplan, und es können so durch Bildung von sieben Arbeitskomiteen alle Hauptfächer in diesem Kursus bearbeitet werden, oder:

16. Die Mitglieder der gegenwärtigen „Kommission für Erziehungseinrichtungen" können die Arbeit so unter sich verteilen, daß jedes Mitglied bis zur nächsten Versammlung der Behörde einen be-

stimmten Plan für die Auswahl und Bearbeitung des Materials je eines Hauptkursus vorlegt, also einen Studienplan und eine Pensenverteilung seines Faches. Es sollen die Kommissionsglieder dabei durch persönliches Suchen oder durch öffentliche Bekanntmachung Umschau halten nach Mitarbeitern, die als Fachmänner angesehen werden können und durch Korrespondenz und Zusammenkünfte mit ihnen die Arbeit so erledigen, daß der nächsten Generalkonferenz eine vollständige Inhaltsangabe und Stoffverteilung eines herzustellenden evangelischen Lehrkursus zur Prüfung und Stellungnahme vorgelegt werden kann.

(**Schlußbemerkung:** Der letztgenannte Plan wurde von der Kommission gutgeheißen und angenommen. Die Arbeit wurde so verteilt: Biblische Geschichte, Hackmann; Bibelkunde, Gehle; Kirchenlied, Pfeiffer; Katechismus, Preß; Kirchengeschichte, Crusius; Mission, Frankenfeld; Soziales Christentum, Vieweg. Alle, die ein Interesse haben für das Zustandekommen eines einheitlichen, elastischen, evangelischen Erziehungswesens, sind gebeten, ihre Wünsche und Ideen den betreffenden Abteilungsvorsitzenden zu übermitteln. Lehrer Saeger ist Sekretär der Kommission und Pastor Vieweg Vorsitzender.)

Louis C. Saeger,
S. D. Preß,
F. Pfeiffer,
J. Baltzer,
F. Frankenfeld,
Wm. Hackmann,
P. R. Crusius,
E. Gehle,
R. Vieweg.

New "Eisenach" Texts

(The committee on "Devotional Life" received a request for the new Eisenach series of texts. Rev. J. H. Horstmann had the series prepared. It appears here in print and is thus made available for general use. *The Editor*).

Sunday	Old Testament	Gospels	Epistles
1. Sun. in Advent	Jer. 31: 31-34	Luke 1: 68-79	Heb. 10: 19-25
2. Sun. in Advent	Mal. 3: 19-24	Luke 17: 20-30	2 Pet. 1: 3-11
3. Sun. in Advent	Isa. 40: 1-8	Mt. 3: 1-11	2 Tim. 4: 5-8
4. Sun. in Advent	Deut 18: 15-19	John 1: 15-18	John 1: 1-4
1. Christmas Day	Isa. 9: 6-7	Mt. 1: 18-23	1 John 3: 1-5
2. Christmas Day	Micha 5: 1-3	John 1: 1-14	Heb. 1: 1-6
S. after Christmas	Isa. 63: 7-16	Luke 2: 25-32	2 Cor. 5: 1-9
New Year's Day	Ps. 90; Ps. 121	Luke 4: 16-21	
		John 12: 35-41	Rom. 8: 24-32
S. after New Year	Ps. 73: 23-28	Mt. 16: 1-4	Jas. 4: 13-17

Penitence & Prayer	Ps. 130	Mt. 11: 16-24	Heb. 12: 12-17
Epiphany	Isa. 2: 2-5	Mt. 3: 13-17	2 Cor. 4: 3-6
1. S. after Epiph.	Ps. 122	John 1: 35-42	Cor. 6: 14—7: 1
2. S. after Epiph.	Isa. 61: 1-6	John 1: 43-51	1 Cor. 2: 6-16
3. S. after Epiph.	2 Kings 5: 1-19	John 4: 5-14	Rom. 1: 13-20
4. S. after Epiph.	Ps. 93	John 4: 31-42	Rom. 7: 7-16
5. S. after Epiph.	Ezek. 33: 10-16	Mt. 7: 24-29	Rom. 8: 1-9
6. S. after Epiph.	Ex. 3: 1-6	John 5: 39-47	2 Cor. 3: 12-18
Septuagesimae	Jer. 9: 22-23	Luke 10: 38-42	Phil. 1: 27—2: 4
Sexagesimae	Amos 8: 11-12	John 11: 20-27	Phil. 1: 12-21
Estomihi	Jer. 8: 4-9	Mk. 10: 35-45	1 Cor. 1: 21-31
Invocavit	Gen. 22: 1-14	Mt. 16: 21-26	Heb. 14: 15-16
Reminiscere	Ex. 33: 17-23	Luke 10: 17-20	1 John 2: 12-17
Oculi	Jer. 26: 1-15	Luke 9: 51-56	1 Pet. 1: 13-16
Laetare	Isa. 52: 7-10	John 6: 47-57	2 Cor. 7: 4-10
Judica	Num. 21: 4-9	John 13: 31-35	1 Pet. 1: 17-25
Palm Sunday	Zach. 9: 8-12	John 12: 1-8	Heb. 12: 1-6
Maundy Thursday	Ps. 111	Luke 24: 14-20	1 Cor. 10: 16-17
Good Friday	Ps. 22: 2-20	Luke 23: 39-46	2 Cor. 5: 14-21
1. Easter Day	Ps. 118: 14-24	Mt. 28: 1-10	1 Cor. 15: 12-20
2. Easter Day	Ps. 16: 8-11	John 20: 11-18	1 Cor. 15: 54-58
Quasimodogeniti	Gen. 32: 22-31	John 21: 15-19	1 Pet. 1: 3-9
Misericordias Dom.	Ps. 23	John 14: 1-6	Eph. 2: 4-10
Jubilate	Isa. 40: 26-31	John 12: 20-26	1 John 4: 9-14
Cantate	Ps. 98	John 6: 60-69	2 Tim. 2: 8-13
Rogate	Isa. 55: 6-11	Luke 11: 5-13	1 Tim. 2: 1-6
Ascension	Ps. 110: 1-4	Luke 24: 50-53	Col. 3: 1-4
Exaudi	Ps. 42	John 7: 33-39	Eph. 1: 15-23
1. Pentecost Day	Ezek. 36: 22-28	John 14: 15-21	Eph. 2: 19-22
2. Pentecost Day	Isa. 44: 1-6	John 15: 9-16	Eph. 4: 11-16
Trinity Sunday	Isa. 6: 1-8	Mt. 28: 16-20	Eph. 1: 3-14
1. S. after Trin.	Deut. 6: 4-13	Mt. 13: 31-35	Acts 4: 32-45
2. S. after Trin.	Prov. 9: 1-10	Mt. 9: 9-13	Rom. 10: 1-15
3. S. after Trin.	Isa. 12	Luke 15: 11-32	Acts 3: 1-16
4. S. after Trin.	Isa. 65: 17-19; 24, 25	Mt. 5: 13-16	Acts 4: 1-12
5. S. after Trin.	Lam. 3: 22-32	Luke 9: 18-26	Acts 5: 35-42
6. S. after Trin.	Ps. 1	Mt. 21: 28-32	Acts 8: 26-38
7. S. after Trinity	Isa. 62: 6-12	Mk. 4: 26-29	1 Tim. 6: 6-12
8. S. after Trin.	Jer. 23: 16-29	Mt. 12: 46-50	Acts 16: 16-32
9. S. after Trin.	Prov. 16: 1-9	Mt. 13: 44-46	Acts 17: 16-34
10. S. after Trin.	Jer. 7: 1-11	Mt. 23: 34-49	Acts 20: 17-38
11. S. after Trin.	Dan. 9: 15-18	Luke 7: 36-50	Rom. 8: 33-39
12. S. after Trin.	Isa. 29: 18-21	John 8: 31-36	Acts 16: 9-15
13. S. after Trin.	Zach. 7: 4-10	Mk. 12: 41-44	1 Pet. 2: 1-10
14. S. after Trin.	Ps. 50: 14-23	John 5: 1-14	1 Tim. 1: 12-17
15. S. after Trn.	1 Kings 17: 8-16	John 11: 1-11	2 Thess. 3: 6-13
16. S. after Trn.	Job 5: 17-26	Mt. 11: 25-30	Heb. 12: 18-24
17. S. after Trin.	Ps. 75: 5-8	Mt. 12: 1-8	Heb. 9: 4-13
18. S. after Trin.	2 Chron. 1: 7-12	Mk. 10: 17-27	Jas. 2: 10-17

19. S. after Trin.	Ps. 32: 1-7	John 9: 24-41	Jas. 5: 13-20
20. S. after Trin.	Prov. 2: 1-8	John 15: 1-8	Rom. 4: 1-9
21. S. after Trin.	2 Sam. 7: 17-29	Mk. 10: 13-16	Eph. 6: 1-9
22. S. after Trin.	Prov. 24: 14-20	Luke 9: 57-63	Heb. 13: 1-9
23. S. after Trin.	Ps. 85: 9-14	Mt. 10: 24-33	1 Tim. 4: 4-11
24. S. after Trin.	Ps. 39: 5-14	John 10: 23-30	1 Thess. 5: 14-24
25. S. after Trin.	Job 14: 1-5	John 5: 19-29	Heb. 10: 32-39
26. S. after Trin.	Ps. 126	Luke 19: 11-27	Rev. 2: 8-11
27. S. after Trin.	Isa. 35: 3-10	Luke 12: 35-43	Rev. 7: 9-17
Thanksgiving Day	Ps. 34: 2-9	John 6: 24-39	2 Cor. 9: 6-11
Reformation Day	Ps. 46: 2-12	John 2: 13-17	1 Cor. 3: 11-23
Dedica. of church	Ps. 84	John 4: 21-24	2 Tim. 3: 14-17

From Quasimodogeniti to Pentecost: Sermon Sketches.

By the Editor

Quasimodogeniti. Text: 1 Peter 1: 3-5. "Blessed be the God and Father of our Lord Jesus Christ, which . . . has begotten us again by the resurrection of Jesus Christ . . . for you who are kept by the power of God thru faith etc."

The name of the Sunday is taken from the 2nd chapter of 1 Peter, which used to be read on that day. "As newborn babes, desire the sincere milk of the word, that ye may grow thereby." The apostle ascribes to the word creative power "Ye were born again by the word of God," chapter 1: 23. He also tells them to look to it for the power to sustain and feed the new life. If we inquire more closely whether he means by the word of God the whole body of God's selfrevelation, we find that he is thinking more particularly of the gospel of Jesus. "This is the word which *by the gospel* is preached to you, chapter 1: 25. And the gospel again, resolves itself for him into the great facts of Christ's death and resurrection. Especially the *resurrection.* See his Pentecostal sermons and others in Acts. The resurrection, thus, is the great source from which Christian life and hope spring. That is strikingly expressed in our text, where he says, "by his resurrection *we* were born again." His thought, therefore, is: Christ's resurrection is ours.

Subject: Christ's Resurrection: Our Resurrection.

1. How His resurrection makes possible ours,
2. The living hope to which we are born again,
3. The way by which we experience our own resurrection.

1. Peter, in making the strange declaration that by Christ's resurrection *we* were born again, is in close accord with Paul. Paul says, "we were crucified with him." "Christ died unto sin once;

so we also died." "Our old man is crucified with him, Rom. 6: verses 6: 8, 10. Also we have risen with him 6-11; we are "risen with Christ," Col. 3: 1. We call this the *mystical union* with Christ. The apostles derived a great deal of comfort from this. For us, who are behind them in spiritual experience, this may be a little hard to understand. But we can all see how the fact of the resurrection changed the disciples' whole conception of Christ's life and work. Without it they would, indeed, not have thought him a rebel (like the Romans), or a blasphemer (like the Jews), but they would neither have known his death to have happened according to divine foreordaining; to have been an atoning sacrifice; a victory, not a defeat; the shepherd's laying down his life for the sheep, not his cruel slaughter, only, by his enemies.

And their faith found here its source. Without resurrection no gospel, no church, no missions, no conquest. With it a body of believers, a message, a continuation of the work of Christ, a carrying out of the great commission. So with us. Our faith will ultimately be always based on the great facts of Christ's life and death.

2. What is the great result of our sharing in the resurrection of Jesus Christ? Peter says, it is the living hope of the heavenly inheritance. It is true this projects the Christian's outlook into the world beyond. It is "otherworldliness". Today the tendency is to speak of the present results of the faith. Godliness has the promise of *this* life, not only of that to come. Bring heaven down to this earth as far as possible. Yes, a healthy tendency, and thoroly biblical: "He that believeth, has eternal life." "The kingdom of God is *within* you." "Thy Kingdom come" i. e. to this earth (The social gospel!)

But in Peter's time the consolation of the heavenly hope was needed. Read the letter and mark wih pencil how often he mentions suffering in chapters 2, 3, 4 ('suffer for well doing, suffer as Christians' fiery trials") ! We suffer, too, in sickness, bereavement, by strokes of fortune. But who suffers as a Christian, or for his faith? They, however, were in the furnace, Chapter 1, for no other offense than their faith. The world was to them a vale of sorrow. So they needed to be told of "heaven's morning breaking" on the night of persecutions.

And we, also, would not want to be without the heavenly Jerusalem, when we shall see him "face to face," shall be "with the Lord;" "many mansions."

3. How do we make Christ's victory our own? By faith (v. 5). Easter has many blossoms, material and spiritual, but none unfolds on the branch of unbelief, indifference, worldliness. The message is great but how if you lack the faith? The disciples on

Easter had suffered shipwreck of faith, but were only too willing to have it kindled again. How swift His feet are to seek out those who long for a return of faith. And faith, the human factor, has for its counterpart the "power of God (v. 5) that keeps us" (think of Peter, Thomas). The way may be long and weary, but the power of God is limitless (Isa. 40: 29-31). "Faithful is he who calleth you, who will also do it."

Misericordias Domini. Text: Psalm 23.

No sweeter psalm than this. Spurgeon: 'David's heavenly pastoral. What the nightingale is among the birds, that is this divine ode among the psalms. I compare it also to the lark, which sings as it mounts, and mounts as it sings, until it is out of sight, and even then it is not out of hearing." We choose it for our text as the Old Testament companion-picture to the gospel of this day, the parable of the good shepherd. This parable portrays the whole life of the shepherd, his vicarious death ("I lay down my life . . ."), his life after death ("I will give them eternal life"), his glorious future ("I have other sheep; these also must I bring". But all depends on whether I can say, the Lord is my shepherd, on man's response, on personal faith, spiritual experience. David could say it, as a shepherd already, or; "if the psalm is the product of his after years, we are sure that his soul returned in contemplation to the lonely water-brooks which rippled among the pastures of the wilderness, where in early days he had wont to dwell". David could, can you say it? Subject: *The Lord is my Shepherd: a Creed brief but sufficient.*

1. He feeds and leads me
2. He protects me
3. He safeguards my future.

1. As we read, "He maketh me to lie down in green pastures," we are accustomed to think of His word, spiritual food. But it is unwarranted to limit it to that. The food question a burning question, always has been, and will be. Christ pays regard to that. The fourth petition is that about the daily bread. Not only individuals but whole nations are faced with starvation. They need a religion, a God who "knoweth that they have need of these things" (Matth. 6: 32). We may not have many members actually poor, but cares and anxious questions about necessaries, education of children, financial obligations abound. Christ says, "Consider the lilies" . . . Paul: "Be careful for nothing, but pray!" (Phil. 4: 6).

Yet "man liveth not by bread alone." The Old and the New Testament emphasize that on every page. Men of God considered it their mission to proclaim it, and provision was made to offer such food, the gifts of divine righteousness, love, and truth on

which the soul lives. Jesus Christ preached and lived it: He "had not where to lay his head," yet he ushered in the "Kingdom," with its great realities, and said, "seek ye first . . . righteousness." All the "other things" will take care of themselves.

"He restoreth my soul." "When the soul grows sorrowful, he revives it; when it is sinful he cleanses and sanctifies it. If we are low in grace or feeble in spirituality, He who turns the ebb into the flood can soon restore our own soul." "He leadeth me on paths of righteousness." God's way not always pleasant. Hard knocks, painful bruises, great disappointments, failures, shattered hopes are frequent, but in the end it is found right: "The Lord maketh all things well."

2. The "dark valley" is the lair of the wild beast, the hiding place of the robber. Such places there were then, and are now. In a sinful world we must be prepared for dangers, enemies, opposition, persecution, pitfalls, offenses. The Lord never promised that His own would not be so tempted. Their consolation only is, "Thou art with me." The shepherd is there with His "staff" (rod and staff, one for guidance, the other, a club, for defense). It is for the Church to look up to Him for strength, "A mighty bulwark is *our God.*" "Be still, the Lord fighteth for you."

God's people are apt to be bewildered by their hard experiences. "Do not consider it strange if you pass thru many trials" (Peter). The apostle reminds them it is necessary for purification. Also that the "exceedingly high promises" may be put to the test. "Thy consolation refreshed my soul." In the valley of death the shepherd's protection is especially sure and strong. Quote Scripture passages and recall death-bed experiences from your own observation.

3. The future also is safe. "I will dwell . . . forever." David may well have thought of this life only. The Old Testament is chiefly concerned with this life and the earthly Canaan. But Christ reveals a limitless life. He removes the bounds of time. Immortality, no longer a hope, has been brought into the light of the perfect day. The God of Abraham, Isaac and Jacob is a God of the living, not of the dead (Matth. 22: 32). And the God who raised Jesus from the dead will also quicken our mortal bodies.

We have no doubt as to the other life. The word of God and Christ is too positive, and the hymns and confessions of the Church re-echo it. The inscription on tombstones proclaim it. The only uncertainty we feel at times is as to our own personal salvation. Here the daily reflection on the word, growth in faith and sanctification will more and more enable us to rise to the full New Testament assurance: We will be forever with the Lord, and His Church.

Jubilate. Text: John 16: 19-22. . . . "Your sorrow shall be turned into joy." . . . .

This Sunday's name "Jubilate!"—rejoice!, next Sunday's, "Cantate!"—sing! It means, this is a season of rejoicing. The spring may have something to do with it, but real reason is spiritual. The Sundays after Easter have a twofold nature. Some look back to Easter, some forward to Pentecost. Today's is full of reference to Easter, cross and resurrection. Next Sunday looks forward to Pentecost. But whether it is the one on the other, the message is one of joy to the Christian. The chance to rejoice is welcome to everybody, here we are even commanded to do so. But only the believer, the sincere, earnest, receptive Christian can carry out the command.

Subject: Rejoice!, or *Joy is the portion of the Christian Heart.*

1. The joy is Christ-given
2. It is for His own flock
3. It is safe from the world and its powers.

1. All true joy is God-given. The joys of *nature.* Just now we witness its awakening: life oozing out from every twig and branch; nature dipping her brush into rich colors and painting the landscape in green, red, blue, white; the sunshine kissing every plant and flower into life. To be deplored he whose soul doesn't respond; every normal man is thrilled thru, no matter how often he has seen it. The joys of the *family life.* That of motherhood here described by Saviour in words so simple, true and pathetic. Sung by poets, experienced by every mother. Greater than the anguish is the joy "that a man . . . world."

The source of greatest joy is in Christ given. He is the rock, struck on Calvary that not only Israel but the world might drink of waters of life. This joy has *cost Him something.* The holy writers never weary in pointing it out. John: he gave his only begotten son; Peter: "not with silver or gold, but his own precious blood;" Paul: "who spared not his own son."

Again it is a joy that comes *after severe struggle.* The joy of victory to be enjoyed only after the agony and suffering of battle. The beauty of Christ's war is, it was a holy war. It cost the comfort, health, life only of Himself. No one nation defeated that others might benefit selfishly, but that all might share equally.

2. It is for his whole flock. Not the man of many talents only, like Peter and Paul, but of few, like some of his other apostles. Not always the man of the greatest gifts is the happiest, but he of the childlike heart and simple nautre. Relate story of the shepherd found by two church dignitaries weeping tears of joy because he was a man and not like the worm in the road (Gerok, healing of the ten lepers). It often comes when *all hope had van-*

ished. Picture disciples at the cross and after, and then on Easter. The change came in "a little while." Remember that, when God's hand is laid so heavily on you, or fate has dealt so heavily by you, or your own unworthiness, guilt, failure depress you so overwhelmingly that you feel as tho you could never be happy again. Just so the disciples felt, but Christ's word and promise might have been a sufficient support. Whoever is a member of the little flock has the assurance that God's power and goodness are engaged and pledged for him.

3. Many were their enemies. And there would be more: Judaism and paganism would unite to undo them. The world in all its power would be arrayed against them. What is the "little flock," its small numbers and feeble influence, over against the scorn, unbelief, hostility, wisdom, resources, organization, politics, armies, persecution of the world! Little indeed, but with them is Christ, who *conquered the world.* With them is God, the Father of Jesus Christ, with them the truth, the gospel, omnipotence, love.

Often we seek success and victory in our own way, in methods, money, popularity, compromise, organization. It comes only in the Lord's way. It is never to be had without sorrow. Affliction, disappointment, trials have always been the Christian's lot and God's discipline. Nor can a Christian be always jubilant. One should never build on feelings too much, any way. But he who is acquainted with God's word and His dealings, he who walks by faith, not by sight, will in time become habitually trustful, and know, even while sorrow is his share, it "shall be turned into joy."

Cantate. *Pre-Conference Sermon.* Text Eph. 4: 3-6.

This is the Sunday previous to the District Conference. It behooves us to make reference to it. We are a member of the Synod, and it is well at this time to recall what the Synod stands for, and what our membership in it calls for. Synodical congregations have great advantages. A so-called "independent" congregation may care for its local needs well enough, but it lacks the Kingdom standpoint and vision. The money is to be kept for its own uses. A synodical congregation has larger sympathies, greater tasks, a generous heart, an open hand. The forward movements of the times and Church react on it more readily.

As a text we naturaly choose the *motto* of the *Synod.* Our Synod stands for unity, unity based on the fundamentals. The text says, you agree on the fundamentals, *stand fast* on those. While leaving the unity idea idea in the background, we will stress the other side this morning.

Subject: Hold on to the *Fundamentals!*

1. To the Holy Spirit, and you will lead a spiritual life
2. To Christ and your faith will be sound

3. To the Father, and you will have the privileges of children

1. It is seen at once that the apostle here speaks of the "three articles" of the Christian faith. They contain the indispensables of our religion. But he mentions them in the reverse order, spirit, son, father. The spirit is named first, no doubt because the feeling of unity the apostle here emphasizes was brought about by the outpouring of the Pentecostal spirit. The Church is to feel as one *body:* no more suggestive figure ever used to express its solidarity. And that was said when there were churches in Judaea, Samaria, Syria, Asia, Europe, Egypt etc. Separated in space, they were one in spirit. This aspect to be underscored today when the number of denominations is legion. Thanks to God that the idea of unity (federation, cooperation, World Forward Movement on the basis of common faith and interests) is so pronounced now.

But the *spirit* alone will make the unity real. The spirit also makes the Christian life what it ought to be. Outward forms, services, prayers, efforts are vain without the fire from above. Individuals and organizations are dependent on the spirit for the purity, warmth, sincerity, aggressiveness of their convictions.

Where the spirit is, there again is the assurance that we wont miss the *hope of our calling,* (v. 4). Certainty of salvation and the heavenly inheritance are features of the spiritual life.

2. The second fundamental is *faith* in the *one Lord* (v. 5), i. e., in Jesus Christ. There is faith in God ("believers of the 1st article"), providence, the "architect of the universe" (Masonic ritual and others), in a moral government of the world, in "a power, not ourselves, that maketh for righteousness" (Mat. Arnold). Such faith is better than materialism, agnosticism, atheism, but it is not sufficient. Christian faith is essentialy faith in Christ, the one in whom we have God, who reveals God's character, the one who is the ideal man, the expounder of the royal law of love (James 2: 8); more: in Christ the second Adam, the mediator, redeemer, the lamb of God, the conqueror of death, the dispenser of the Spirit. No one comes to full knowledge of God but by Him.

"What think ye of Christ," that is the "acid test" of our faith. If your faith lacks strength, joy, victory, learn more about Christ. You have been *baptized* (v. 5) into His death. Out of His death to life, that is the essence of the apostles' teaching. No one can get far who refuses to follow the biblical road.

3. From Christ the apostle naturally ascends to God. The Son had told him about the Father. Many minds have pondered about the mystery of the deity. Unaided by revelation they have climbed up, some of them, to the faith in a personal God, in a divine intelligence. Others have objected that to call God a person is to make Him after our own image. All they venture to say is,

He is an all-pervading force, or a world-soul, or the sum of all things.

Christ calls Him a Father, and has succeeded in lodging that faith firmly in the convictions of His Church. We may not be able to have or give a satisfactory explanation of His personality, but we claim Him as a Father. He is *over us all:* the idea of protection; of his wisdom that has a plan and place for each; his power that carries out his purposes inspite of all opposition. He is *thru* and *in us all,* binding us together as a family of kindred spirits, who have the privilege of children, claim them in confidence by prayer, and use them for a life of obedience, trust and consecration.

5. **Rogate.** Text: John 15: 7. "If ye abide in me, and my words abide in you, ye shall ask what ye will, and it shall be done unto you."

This Sunday and the next devoted to prayer. Rogate—pray! It's very name suggests this is a season of prayer. Exaudi (name of next Sunday)—hear us! The Church is then supposed to be on her knees in fervent supplication. Why is this a time of prayer above all others? Because of the nearness of Pentecost. Then the Church was born by the coming of the Spirit. Without the Spirit the Church could never have performed its task. Nothing is more vital than the spirit of earnestness, faith, love. It came, and comes, by prayer. How de we learn to pray successfully? Answer in text.

Subject: *The Way to Successful Prayer: Abiding in Christ.*

1. Prayer has always been the practice of the godly, but so much of it is ineffectual.
2. The right kind of prayer is a fruit of the Christian life (of abiding in Christ)
3. Its promise is rich and sure.

1. Prayer is not only a pious habit by which we show reverence for God, His house, day, and sacred things. It is the natural expression of the religious life. We find it everywhere where there is faith. When first mentioned in the Bible? The offerings of Cain and Abel and of Noah might be cited, but the first distinct case is in life of Abraham. He built altars in the land of promise and "called upon the name of the Lord." He, the father of believers, is not only our leader in faith, he also leads us in prayer. And so on thru the history of God's people. See it for yourselves by taking down your Bible tonight and studying the life of Moses (his prayer when threatened by the pursuing Egyptians, and elsewhere): Elijah (for instance, on mount Carmel); Jeremiah, and other prophets. Above all in the life of him who was neither a prophet, nor a priest, nor a perfect saint, but a man of great spirituality and a great pray-er, David. The book of psalms, ascribed to him by tradition, has helped many generations to pray. So in New Testament, Paul and Peter (in their epistles).

If in the light of all this you feel your prayers have amounted to little, ask the Lord to teach you to pray better.

2. The disciples asked the Lord to do that. He did. He began to teach them already in the sermon on mount (chapters 6 and 7), and many times after. His own example taught them even more than His words. He kept on giving them such teaching even in His "farewell discourses." (John 14-16). He says, abide in me and ye will learn to pray. That means, lead a Christian life, and successful prayer will be its natural fruit. "Let my words abide in you." His words were in part commandments. Keep my commandments and you may expect your prayers to be heard. a) *A good conscience,* then, is the first requisite. The sense of sin will force the arrow of prayer down before it reaches the goal.

b) Strong prayer must be *fervent.* Our prayers are often cold and formal, and we feel they cannot accomplish much. If we learn to abide in Christ more and more steadily, we shall grow in earnestness. His spirit will kindle a holy fire of devotion, joy and persistence. This will change our prayer-life.

c) Our prayer must be one *of faith.* All things whatsoever ye ask, *believing,* ye will receive." The doubter receives nothing. Abiding in Jesus you learn to know the love of God, and faith grows. Let His words abide in you. They are words of promise. Do you *know* the promises of the Lord? If you don't, learn them. If you do, quote and plead them in your prayers, and they will stimulate your faith.

3. Then you will receive. Whatsoever you ask, for body as well as spirit. Bring all your needs, wishes, aspirations, burdens, hopes to Him. "Take it to the Lord in prayer." He will hear thus and answer in *His* own season. Quote the example of Monica praying for her wayward son, Augustine. "O woman, a son of such tears can never be finally lost." *After his own method.* Peter wanted to follow the Lord. He was allowed to do so: in crucifixion. Paul had long wanted to go to Rome (Rom. 1: 10): he got there finally, in chains.

Of all subjects of prayer, the one most certainly sure of fulfilment is that for the spirit.—So pray, then, and get ready for a new outpouring, and Pentecost will come.

6. **Ascension.** Text: John 14: 2-3. "In my father's house are many mansions" etc.

Christ's ascension is the day of His triumph. His work accomplished and He, by His resurrection, declared to be the Son of God (Rom. 1: 4), He returns to the "Father's house" as the conquering Saviour, to receive omnipotent power for the establishment of the Kingdom of grace. His victory is also the victory of His people. As heaven received Him, so it shall receive His own

after they have accomplished their work of faith. Heaven is not always first in our thoughts. But in sickness, on deathbed, in life's crises, amid the breakdown of earthly hopes, with approaching age, or at the bier of one of our beloved, heaven's world becomes of supreme importance. Happy he who then can view it as the house of the Saviour and his own. Let us see *What Christ's Ascension tells us about Heaven.*

1. That there are ("many mansions") mansions for many there
2. That he, going there, makes them ready for them
3. That His own may wait confidently till He calls them.

1. To an aged women in pain and agony from asthma and heart-trouble we said once to comfort her, "How fortunate that there is a better world after this." She, an unbeliever, replied, "How do you know? There has never any one come back to tell us." "No," we answered, "no one, except Christ." Without His word and testimony we do not know anything certain about it. There is indeed everywhere a hope of a future existence. Even heathens believe in the immortality of the soul. But it is only a groping in the dark. Even the Old Testament strikes no note of assurance. Flashes of light there are, such as Job 19: 25-27, psalm 16: 9-10 etc. But they do not illuminate the darkness permanently. Compare over against these: psalm 6: 5; 88: 10-12, and other passages. Only Christ gives the full light. He calls heaven "the Father's house." He was as sure of its existence as of His Father's. In this connection He knew three things about His Father and himself: a) that He came from the Father. Never did He think that He was only the son of Joseph and Mary. b) That He was here to do the Father's work, to make men ready for the Kingdom —that was His mission. c) That He was going again to the Father. And all these three things meant that heaven was the true home of man. His Father receiving Him now again into heaven, proved that His mission was fulfilled, and heaven ready to receive His believers also. Mansions will be there for many now—Jews and Gentiles, all nations, races, ages, sexes; young and old; those with many talents and with few; those called at 3rd hour, 6th, 9th, and 11th; etc.

2. There are mansions for many in heaven. We often have (with His disciples) a fear that only few will be saved (Luke 13: 23). But we cannot think that the many mansions provided will be unoccupied (cf. Rev. 7: 9). However, the places have to be "prepared by Him. Not every one who dies goes there; even if he died for his country. To listen to many funeral sermons one would think that a person only had to die to get to heaven. Many rituals (of lodges and churches) create the same impression. And it is a

general way of speaking when one dies after much suffering, "he is at rest now, he is in a better world," even if he was an unbeliever. The word of God affords no warrant for that. The door of repentance and faith only leads into the Kingdom. "Blessed are they who die *in the Lord.*"

Christ going to heaven prepares the places. As surely as the father receives Him, so surely will he open the door to His own. But only those who are His own by faith and obedience, by spirit and nature (new).

3. His people may wait in confidence until he calls them. It will be in His own *time.* It will be for some when they are full of years, like the patriarchs; when the allotted time (70, 80 years, psalm 90) has rolled by. Who would not want such a fate! But some are cut off in the tender bud, in the prime of manhood or womanhood. Do not call it "premature," if only they lived and died in the Lord. In *His own way.* Some die as martyrs; or after long sickness; some after decades of invalidism; or suddenly; or by accident or violence; some in unconsciousness, others with words of triumphant faith. Let the Lord do as seemeth him good. If you are only on the Lord's way and in His business.

For to wait confidently does not mean, to wait with hands folded. Continue the work of the Lord, as His first disciples did. Proclaim His gospel, serve Him in your station, work here as in His vineyard; and when your hour comes, as a faithful servant's, He will call you into the joy of the Lord.

7. **Exaudi.** Text: Acts 1: 4-8. "Wait for the promise of the Father . . . Ye shall receive power." . . . We are look-towards Pentecost. That festival can only be observed rightly by getting ready for a spiritual experience. All great days of the Church are preceded by a period of preparation: Christmas, by the four Advent Sundays; Easter, by the Lenten season; Pentecost, by the Rogate and Exaudi Sundays. The spirit on Pentecost came into hearts made ready by prayer, meditation, faith. Let us so prepare for Pentecost.

Subject: *Exaudi Sunday a Day of Preparation for Pentecost.* Three things we are asked to do for that, by our text:

1) Do not be concerned so much about things which God has reserved for himsef.
2) Wait for the promise of the Father.
3) Remember, especially, that our chief need, spiritual power, comes thru the Spirit only.

1. The first church will always be for us the model church. We shall never outgrow the church of the first chapters of the Book of Acts. It is true the world has changed much since then, but mostly in outward tings: age of machine, factories, railroads, tele-

graph, telephone. But sin is the same, the need of redemption the same, the divine spirit needed the same. We have great problems, the problem of the great city and of the country church for instance. But the apostles had the same. And the work was even harder then—a pagan civilization, idolatry, immorality. They had indeed a greater fulness of the divine gift, but God is willing to give us all the equipment we need.

Some say, yes, but the apostles lived the simple life, had only one interest, religion. Our life is complex, we have so much to occupy our minds. You see in our text, they also had other interests. "Wilt thou at this time—Israel?" They were patriots, they grieved over their people's bondage and dark national outlook. Had to learn to leave that in God's hands. So we worry over hard times, profit-sharks, public corruption, insincerity of politicians, lack of true leaders, the famine conditions of lands dear to us etc. These are all worthy of attention. But just now attend to your own heart, put it in readiness for God's gift, plans, work.

2. Wait for the promise, He says. You have had much: the privileges of God's people, godly training, the heart-searching experiences of contact with a prophet of God (John the Baptist), even the three years of the Son of man. Yet your experience is not complete. One may go thru all that without lasting benefit. John was a man of God, and still his baptism was to many only an outward ceremony. You had more, but you lack spiritual baptism for the great work before you.

How many of us have only been baptized with water. They have been instructed, confirmed; they have joined church, signed constitution, contribute. But they have had no Pentecost. Christian joy, peace, consecration, consistency has not become their portion.

Then wait for the promise. See how the prophets already have this element of promise, Joel 3; Hez. 36: 26-27; ch. 37, etc. And how large it looms in Christ's teaching, especially in farewell discourses, John 13: 26; 13 etc. Waiting implies three things: a) the sense of need. No one taking time to think can be without that. b) Taking the steps required: prayer, personal and together; removing stumbling blocks, setting your spiritual house in order. c) having faith in the word, in God's love, in Christ's truth, taking him at his word.

3. You shall receive power. The emphasis is on power. He might have said when going,study all my teachings, master the chief points. Or, organize! There is strength in organization. Or, become friends with the Roman government, it controls the earth. Or, see that you get the means. He did not. Education is good, system and organization, financial campaign, getting in

touch with the strong currents of the time, is all good. But spiritual power is best and greatest. In the pulpit; pray for a spirit-filled ministry, for powerful pulpit work, and in pew. "Whosoever has not spirit of Christ, is none of His." It is the privilege of all." Upon my servants and handmaidens—pour out my spirit." Then church will grow: Home and Foreign Mission. There will be the funds, the men and the success.

Pentecost. Text: Acts 2: 1-13. "And when the day of Pentecost was fully come" etc.

Pentecost an important day in the life of church: its beginning. There were Christians before but they had not received the baptism from on high. They were not equipped for the task entrusted to them: to evangelize the world. Were not empowered to go out for conquest. Only when Spirit had come did they receive impulse and courage to engage in the holy warfare. Then they were given the ammunition to batter down Satan's bulwarks and lay the foundations of Christ's kingdom. The spirit put in their hands the sword of the word, and then their preaching resulted in repentance and faith. If spiritual experience made church and preaching possible then, it is reasonable to expect it will do so now. The Pentecost gift is the vital need of the Church. Not all the outward signs of the first Pentecost may be expected, but its essence. Subject: *What* is, then, *the True Pentecost?*

1. Wind and fire, in our text, teach a good lesson but belong to first Pentecost only.
2. Needed is, however, Pentecostal preaching.
3. Needed is such hearing that will lead to believing.

1. The outward signs are very miraculous, wind and fire. Meaning is quite plain. The spirit often compared to wind. Both are mysterious in their origin, nature and operation. You don't know where wind comes from or where it goes (John 3), but you see and feel the effects. They may be good or bad, helpful or destructive, pleasant or unpleasant. So is the spirit a force hard to explain in origin and mode of action. But his effects are easy to notice. He fills heart and life. He is mighty in His power to convince, to change, to re-create. When hearts are receptice He fills to overflowing and invests with irresistible force. He sweeps all opposing powers away with the force of the elements.

Tongues of fire. When he enters, he kindles in heart the glow of life, love and consecration. With him comes the urging power to testify. Where he is, there is the burning heart and the persuasive tongue.

But we do not expect the *outward signs* now. They are absent even when later similar experiences are made (see book of Acts). Compare also the other Holy Days: on first Christmas there is the

angel and the multitude of heavenly hosts, but not later; on Good Friday the earthquake and eclipse, but not every time we commemorate it; on Easter the open tomb, angel, the risen One in person, but only once. So today we are not disappointed at absence of wind, fire, miracles. Still we look for the essentials.

2. Needed is Pentecostal Preaching. People have often had a low idea of preaching. The Athenians, when Paul preached resurrection, called him a babbler. The Greeks did not think him up to their speakers in oratory, his theology to their philosophy. Yet, it pleased God to "save the world by the foolishness of preaching." The preacher should think highly of his office: it is of divine institution, he is an "ambassador of Jesus Christ."

The history of Christian preaching is as honorable as that of any other great institution. Its history is the history of the development of the church. Where Christ's kingdom supplemented an old pagan civilization with its age-long customs, institutions, evils, preaching was the chief means by which it was done. Whether the missionary came to savages or cultured nations, preaching proved alike effective.

What was the *subject* of preaching? The "great works of God" (v.11.) Later we see, in Peter's preaching, that this refers to the resurrection and exaltation of Christ crucified: this is the *gospel* of Jesus Christ. The world might sneer or rage ("folly," "offense"), nothing else could take its place. The subject remains the same today. But it must be cast in the language of today; the appeal to be made to the needs, viewpoints, problems, difficulties, aspirations, sorrows of present day life. That requires thought, study, sympathy, acquaintance with times and people. Diamonds are not found on surface like pebbles. New, valuable, original, helpful thoughts only for him who meditates (psalm 1, 2 and Josh. 1, 8) on word of God day and night. It furthermore requires spiritual experience, growing faith, and stronger hold on Christian realities.

3. Then such hearing is needed that will lead to faith. Of them we hear, not just in our text, but later, after Peter's sermon. Do not put the whole task on the minister, put it on the pew, the hearer, also. Remember here, the miraculous signs did not convert the men at Pentecost, but Peter's earnest intelligible reasoning, spirit-filled preaching. Not the sensational, the striking, the highly emotional brought the result, but the plain but forceful preaching of the gospel. There must be receptivity and response from the pew. A spiritual atmosphere must be created; then the individual will more easily be awakened to faith. But don't wait till that has come. There is inter-action between church and individual member. Each individual breaking the bonds of indifference and

bursting into the life of faith will be a blessing to the others. Sooner or later there will be such a stirring in the mulberry trees that there can be no doubt about the new Pentecost.

What are the Aims and Conditions Governing the Highest Development of the Intellect?

BY R. STAVE, PH. D.

In bold and conscious contravention to the solemn warning uttered by no less an authority in psychology than Wm. James, that "a *superficial* consideration of the variety and complexity of the phenomena of mental life are apt to leave a chaotic impression," it is not the writer's intention to indulge in an exhaustive investigation of these phenomena from the standpoint of the psychologist, but rather to present a treatment of our subject along practical lines. Refreshing our memories regarding some of the fundamental doctrines of the science of the mental life may, therefore, be sufficient for our purpose.

In dealing with our subject we are concerning ourselves with that manifestation of man's animate, conscious existence which displays his power or faculty of knowing as distinguished from his power to feel or to will. We shall aim to show how the development of the intellect may result not only in the acquisition of concrete knowledge but also in gratifying man's deeper desire for that abstract knowledge by means of which he may ascertain the principles of truth for his guidance in life.

Before proceeding to consider the basic elements of conditions and influences which have a bearing on the process of developing the intellect we must realize that the functions of the intellect alone i. e., perception, memory, imagination, reasoning, judging, explaining etc., are not sufficient for obtaining the highest possible form of intellectual life; we need also the *emotional* powers of the soul, such as love and joy, and the *active* powers, such as self-control, choice etc.; all these must cooperate in harmonious adjustment. Fisk says: "Intellectual energies must be stimulated, and the stimulus does not reside in these energies, but is supplied by the sensibilities. For progress in knowledge, discipline of faculties and accumulating power of achievement, *the heart* must supply the inspiration. The world is today what the heart has made it to be, and its future history will be determined by the feelings which sway the life of individuals and nations." And again the same authority says. "As for the intellect there is no realized objective reality without the will; as the will is valueless without the *intellect* and neither can achieve full results without the *sensibilities,*

and as the sensibilities would have no field of operation without the intellect, and would utterly break down without the will, it is of the highest importance that these energies of mind be set in complete adjustment, each rendering service to the other. Together they constitute the trinity of power, and all their work is done in cooperation."

Conditions governing the proper development of the intellect must be observed as soon as the concrete processes of the mind become the conscious experience of the child. Hence, while there is no pronounced intellectual activity in the life of the child, yet with the gradual awakening of conscious living, feeling and acting the surroundings of home-life begin to assert themselves as the first determining factor in the initial growth of the intellect. The observing faculty of the child is very keen, impressions are received with eagerness; by the so-called "triple process" of memory he learns to retain, reproduce and recognize past impressions and experiences. By degrees the indestructible memory becomes a power which demands recognition at every subsequent stage of development; it is an unimpeachable witness to good and evil words and deeds; it pictures and re-pictures in never-fading colors, as by a magician's wand, the scenes at the fire-side; it reproduces the echo of the mother's voice and recalls with a feeling of reverence the words of the prayers she taught; it revives the recollection of the ennobling or degrading example of parents, of sisters and brothers; it brings back the sacred stories and the fables which were intended to stimulate attention and to fascinate imagination. John B. Gough used to say: "I would give my right hand to banish from memory the scenes of my earlier years." If all elders, entertaining respect for the majesty of the child, would conscientiously bear these facts in mind, they would not dare deprive the little ones of proper and congenial home-surroundings.

What is true of the fundamental conditions in the intellectual life of the *individual* must be said with equal truth and emphasis of the intellectual life of the *nation,* for if we allow the sinister forces of evil to destroy the God-given and sacred influences of the home the ruin of the nation would be the unavoidable, disastrous consequence.

In close alliance with the home stands the *school which* is an essential factor in the intellectual training of the young. The instruction of young people for useful activity, for intelligent and trained citizenship is a primary necessity, and without these the establishment and maintenance of free government would become an impossibility. To the *reasoning* processes must be added *aesthetics,* teaching the beautiful and the admirable, and *ethics,* determining the line of conduct in all that is good and desirable. In this

manner the school would become a potent factor in supplying a treasure of intellectual accomplishments which is sure to result in lasting benefits for the mature man and woman.

Since nothing is so important in effecting high intellectual attainments as the proper *method of teaching* in training the faculties of the intellect, the qualification of the teacher must be found in his ability to impart knowledge, not merely for the sake of storing it in memory as an idle capital, but rather for the sake of that mental discipline which will enable the student to use his elaborative powers in the great realm of thought. To demand satisfactory evidence of this accomplishment is the test of true scholarship.

There is still another element of utmost importance in the intellectual training of the youth of our country. To every professional and layman of Christian character, who has the welfare of our school-children and youth at heart, it must be clear that a *positive religious and moral* training would be a distinct advantage over the non-religious and (in a good many cases) non-moral training, for that refinement and culture of thought so essential and indispensable in the formation of character in the individual and the nation is pre-eminently the result of moral and religious training. In an article on "An Educational Emergency" E. O. Sisson, a recognized authority in matters pertaining to education says: "The place formerly belonging to moral training in our public schools, is now occupied by intellectual work. Moral education has not been deliberately rejected, nor recklessly thrown away, it has been crowded out. The intellectual content of the curriculum has grown to such vast proportions that it has usurped almost the whole attention and energy of the school. So far as we know history has no instance of a national character built up without the aid of religious instruction or of such character long surviving the decay of religion. We urge upon the consideration of every thoughtful American the suggestive fact that we have the only great school-system the world has ever seen, which does not include a definite and formal instruction in religion."

The writer is a sincere admirer of the general teaching efficiency in our public schools and institutions of learning and he readily acknowledges that splendid results have been attained within the past 25 to 30 years in a truly unequalled and complex situation, but, on the other hand, he feels impelled to charge that moral laxity among our youth is assuming alarming proportions, particularly in many of our High Schools and other higher institutions of learning. This assertion may arouse those to protest who are judging from surface conditions only, yet the facts are incontrovertible. Few individuals are better qualified to make these observations than those pastors who are in close touch with the homes and with the

young people of their congregations, for them it is not difficult to point to specific cases. We cannot afford to shut our eyes to the fact that intellectual training without positive moral and religious education will tend to produce a mental condition offering a fertile soil for a vicious and ingenious licentiousness.

It is not too late to make amends and to arouse the public conscience in this matter which so vitally affects the very life of our nation. For pastors and responsible leaders in Christian churches it is well to remember the injunctions contained in Ezekiel 33 and in Hebrews 13: 17. What timely and more practical subject could offer prospects of fruitful discussion in pastoral conferences than this?

There is yet another argument in favor of moral and religious training as indispensable to the highest development of intellectual life.

The absence of moral and religious forces is very apt to produce a *mental* attitude which finds its basis in the hypothesis that even the highest developed forms of life are nothing but the activities of the eternal and indestructible matter; in other words, it will produce *materialism* which denies the interposition of a first cause in the formation of the universe and the existence of a divine being. Materialism has been the declared enemy of the Christian church from the beginning. During the reign of Septimius Severus, Tertullian, the first of the Latin fathers, in his work "Adversus Hermogenem", states that his adversary "animam ex materia, non ex Dei flatu contendit" and makes this contention the reason for his severest condemnation. That materialism leads to atheism and is responsible for the downfall of nations as well as individuals, the history of the French revolution clearly proves. The leading master-minds of that time, Holbach, Diderot, Helvetius, Marmontel and others were Epicureans of the coarsest type. They formed a club for the purpose of spreading their materialistic doctrines among the people, and their notorious work "systeme de la nature ou des lois du monde physique et moral," published in 1770, was of such an offensive character that even Voltaire and his royal friend, Frederick the Great, endeavored to prevent the spreading of these doctrines among the people, because they feared the consequences. Eschenmayer, famous professor of Philosophy in Tübingen, says in his "Philosophy of Religion:" "It is thru the hostile principle of materialism, thru the efforts of connecting the soul with the material elements of nature that error pervades the system of truth and malice the plans and purposes of virtue." Even in this our much-vaunted age of enlightenment and of the undeniable influence of the Christian religion, the propagandists of materialism are bold to advance their conclusions ad libitum and ad absurdum,

as is plainly evident in the theories of Professor Häckel on "self-conscious matter."

As for the scope of moral and religious influence it is still a matter of debate among psychologists whether the roots of religion and of morals are planted in one and the same soil, but we may be safe in assuming that both overlap to a considerable extent in every day experience and that therefore both are needed.

When Alexander Pope says: "The appropriate study of mankind is man," he undoubtedly means what the wisest among men have always held to be the acme of human wisdom—to know one's self. We have reference to that self-knowledge which is acquired by a continued, and intensive, introspective consciousness and which leads to the realization of our dependence upon the super-human, the omnipotent, the omniscient, the infinite—God. Thus the religious sentiment enters into the life of the intellect and arouses the emotional act of according divine honor, of worshiping. In the pure worship of God is to be found the source of all that is best in cultivating feeling and in controlling action. Can there be any doubt then that both religious and moral training are necessary for the highest development of intellectual life?

To *social* surroundings as a condition for the development of the intellect we must add those of *nature*.

When we meet people who have no eye for the beauties of nature, for mountains and oceans, for faunal and floral wonders, for the masterpieces of painting, of sculpture of architecture, to whom the marvelous accomplishments of engineering and inventions do not appeal, we may assume that this is chiefly so because their natural surroundings during the formative period of their intellectual life have been such that their observing faculties have either been deprived of objects of perception or have not been stimulated to normal activity.

Another agency which we may term "an inherited disposition," must find its place in the enumeration of determining factors in the life of the intellect. It is traceable to an experience which the progenitor had gained thru persistent effort along special lines of intellectual activity in the course of his life. The value of such acquired, special experience being evident to others,the tendency, sometimes becomes a predominating and characteristic feature in the intellectual life of a family, community or even an entire race. This applies to every field of intellectual activity, to preaching and teaching, to law and medicine, to science and art, to discoveries and commerce.

Thus Johann Sebasfian Bach, the eminent composer, at a very early age, showed that marvelous disposition to master the science of music and to practice the art which had made his father famous.

So pronounced was the inherited disposition that more than fifty musical geniuses have proceeded from that family alone.

The ancient Phœnicians had succeeded in creating a race peculiarly adapted for the upbuilding of maritime commerce. For more than seven centuries they had ruled the sea, and not until Cato had pronounced his memorable verdict in the Roman senate, "Caeterum censeo Carthaginem esse delendam," not until the Romans under Scipio had destroyed Carthage in 146 B. C. did the Phœnicians cease to transmit their peculiar tendencies for seafaring and commerce from individual to individual, from generation to generation. It may well be asserted that the very extinction of the entire race dated from the annihiliation of their naval power and from their consequent inability to further perpetuate their tendencies by heredity.

Finally, *a rational care of the body* is of prime importance and a condition for the development of the intellect, as it is so aptly expressed in the words, "sana mens in corpore sano." Physical exercise and a knowledge of the fundamental principles of hygiene should form part of the curriculum in all our Public Schools and institutions of learning. An enforced training of the intellectual faculties of the youth, without proper care of the body, is seldom accomplished without serious impairing their physical well-being, and an impaired condition of the body, particularly of the nervous organism, is apt to interfere with a desirable growth of the intellect.

A practical study of the agencies herein mentioned and discussed—social, educational, religious, moral and natural—will surely help to bring to our appreciation the aims and conditions governing the development of the intellect.



Editorielle Aeußerungen

Zur Katechismusrevision.

Daß unser Katechismus der Revision bedarf, um modernen Ansprüchen an einen zweckentsprechenden Konfirmandenunterricht zu genügen, ist seit langer Zeit anerkannt und oft gefordert worden. Es ist aber bis jetzt nichts daraus geworden. Erst die von der letzten Generalsynode eingesetzte Kommission für das Erziehungswesen scheint das so lang hinausgeschobene Werk unternehmen zu wollen. Präsident S. Preß ist der Vorsitzende des Subkomitees, dem diese Arbeit überwiesen ist. Die Aufgabe ist keine leichte, und wir setzen voraus, daß das Komitee gern Winke und Andeutungen aus dem Synodalkreise entgegennehmen wird. Schreiber dieses würde eine ganze Reihe von Veränderungen im Einzelnen vorschlagen, aber im Rahmen dieses kurzen Artikels will er nur ein Desideratum der Beachtung unterbreiten. Es ist sehr wohl möglich, daß er einen Punkt hervorhebt, der vielen am allerwenigsten der Verbesserung zu bedürfen scheint.

Es handelt sich uns nämlich um die Stellung des **Gesetzes** im Katechismus. Es ist, wie jeder weiß, eins von den „fünf Hauptstükken.,“ und zwar steht es an erster Stelle. Der Grund, daß es hier angeführt wird, ist der, daß aus dem Gesetz nach Pauli Wort Erkenntnis der Sünde kommt und daher das Gefühl der Notwendigkeit eines Erlösers. Es ist der Zuchtmeister auf Christum. Selbstverständlich sind wir mit dieser Lehre und Anschauung durchaus einverstanden. Aber darauf folgt nicht, daß es nun sofort nach den Einleitungsfragen als separates Hauptstück abgehandelt werden muß.

Zu den allerunveräußerlichsten Katechismuslehren wurden in der alten und vorreformatorischen Kirche das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser gezählt. Erst später, im Mittelalter, kamen dazu in Verbindung mit der Beichteeinrichtung die 10 Gebote. Luther übernahm diese drei Stücke, fügte die Sakramente hinzu und gab den Geboten die Stelle als erstes Hauptstück. Die Katecheten haben von jeher Luthers Katechismus ein Meisterstück auf dem Gebiet der Jugend- und Volkserziehung genannt. Er ist im Laufe der Zeit ein „Noli me tangere“ geworden, und an irgend einem Punkte desselben zu rütteln gilt als ein Sakrilegium. Wir sind auch weit davon entfernt, Luthers Größe auf diesem Gebiet in Zweifel zu ziehen.

Doch das Gesetz sollte nicht stehen, wo es steht. Ohne jegliche Vorbereitung, wie aus der Pistole geschlossen, fliegen uns gewissermaßen die 10 Gebote an den Kopf. Es ist noch nichts von der Schöpfung gesagt, von der Erwählung Israels, dem Werke Mosis: ge-

schichtslos, vermittlungslos, „ohne Vater und Mutter“ (Hebr. 7, 3), d. i. ohne Zusammenhang mit irgend welcher Entwicklung, wie die gleichsam vom Himmel gefallene Gestalt des Melchisedeck, so tritt uns der Dekalog entgegen. Es sollte nicht so sein. Gott hat sich in die Geschichte der Menschheit hineinbegeben, daraus sollten wir für alle unsere menschliche Erziehungsarbeit lernen. Wir sollen an der Hand der geschichtlichen Entwicklung den Fortgang der göttlichen Offenbarungs- und Heilstaten aufweisen. Nirgends ist das wichtiger und nötiger als bei der Jugend, denn sie besonders lernt an der Geschichte und an Geschichten.

Diesen Grundsatz hat die Kirche befolgt in dem Hauptstück aller Glaubenslehre und Katechismusunterweisung, dem apostolischen Symbolum. Hier folgt sie genau dem geschichtlichen Verlauf, erst Schöpfung, dann Erlösung, dann Heiligung; erst Vater, dann Sohn, dann Hl. Geist. Danach sollten auch wir uns richten. Demnach sollten wir bei der Auslegung des 1. Artikels sagen: Der 1. Artikel handelt von der Schöpfung, aber nicht nur von der Schöpfung, auch von seiner **Offenbarung,** in Natur und Geist, in der Völkerwelt und besonders in Israel. Hier werden wir also alle die bekannten Stücke behandeln, Urzustand, Sünde, Erwählung Israels, Gesetz, Geschichte Israels, Propheten. Wir haben dann den Vorzug ohne Sprünge vorgehen zu können. Wir kehren nicht den historischen Zusammenhang um und reden im 1. Hauptstück vom Gesetz und im 2. von der Schöpfung! Wir begehen nicht den Fehler zu sagen, der Inhalt des Alten Testaments sei Gesetz (s. 1. Seite unseres Katechismus), obwohl sich das in gewisser Beziehung auf Paulus' Beispiel berufen kann. Wir brauchen den Kindern nicht zu erklären, wie es kommt, daß das Alte Testament 900 Seiten hat, trotzdem „sein Inhalt,“ die 10 Gebote, auf **einer** Seite gedruckt werden könnte! Also wir handeln den gesamten alttestamentlichen Stoff mit Schöpfung, Erwählung **Israels,** Gesetz und Propheten unter dem 1. Artikel ab, und mit dem 2. gehen wir dann, wie billig, in das Neue Testament über.

Wir fragen im 1. Artikel: Wovon handelt dasselbe? Von Gott dem Vater und dem Werke der Schöpfung. Dann folgt Sündenfall und Sündflut. Dann heißt es: Welchem Volk hat sich Gott als Schöpfer und Vater besonders geoffenbart? Dem Volke Israel. Darauf gehen wir zu den Patriarchen, Moses, Ausführung, Gesetz, Geschichte Israels, Propheten und messianische Weissagung über. Alles fällt in seinen natürlich, d. i. geschichtlich, geordneten Zusammenhang.

Es würde die Behandlung des 1. Artikels allerdings gewissermaßen beschwert werden durch die Belastung mit den 10 Geboten, d. h. sie würde eine Vermehrung von 12 Seiten erfahren; statt 6 (S. 23—29), also 18 umfassen. Doch könnte die Erklärung der Gebote ohne Schaden erheblich verkürzt und auf ca. 8 Seiten reduziert werden, das ergäbe dann 14 Seiten (gegen die 10 Seiten des 2. Art.).

Auch ließe sich die Lehre von den göttlichen Eigenschaften (S. 17—23) leicht auf 3—4 Seiten geben, statt auf 7. Auf diese Weise würden die einzelnen Artikel inbezug auf die Länge ziemlich gleichmäßige Behandlung erfahren.

Eins ist sicher, wer die alte, auf dogmatische Rücksichten basierte Ordnung aufgibt und es auf die vorgeschlagene Weise versucht, d. h. sich von der geschichtlichen Entwicklung leiten läßt, wird bald sehen, wie prächtig die Sache dann geht, und wie die Schwierigkeiten, die man früher hatte, mit einem Mal gänzlich verschwinden.

Die Kirche und die „Movies."

Daß die „Movies" unter den kommerziellen Unternehmungen unseres Landes die dritte Stelle einnehmen, haben wir kürzlich bei Gelegenheit einmal ausgesprochen. Es geht daraus hervor, welch eine ungeheure Bedeutung sie in dem Volksleben gewonnen haben. Ihr Einfluß für Gut oder Böse ist unberechenbar. Sie dienen in allererster Linie der Unterhaltung und dem Vergnügen, und es wäre töricht zu bestreiten, daß sie bei der aufreibenden Hast des Erwerbslebens einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommen. Die Frage ist nur, ob sie dies Bedürfnis in der richtigen Weise und ohne Schädigung höherer Interessen befriedigen.

Wir glauben keinem Widerspruch zu begegnen, wenn wir sagen, daß sie das nicht tun. Ersteres gibt es ihrer zu viele, und die Folge ist, daß sie nicht nur einem vorhandenen Bedürfnis entgegenkommen, sondern den Hunger nach Zerstreuung ins Ungemessene steigern. Zweitens bringt die Massenproduktion es mit sich, daß die Qualität der Stücke auf einem außerordentlich niedrigen Niveau steht. Die bekannte Schauspielerin Theda Bara (the principal "vamp" of the movie world) sagte kürzlich, „we turn them out after the model of the sausage factory." Sodann ist ihr sittlicher Charakter ganz besonders anfechtbar. Das durch die ganze Welt gehende Gesetz: „Was der Mensch säet, wird er ernten," wird durch sie täglich auf die gröbste Weise mit Füßen getreten. Das Hauptproblem ist das des Weibes und seiner Schwachheiten(sowie des Mannes), und dies wird gewöhnlich mit empörender Leichtfertigkeit behandelt. Daß das auf das sittliche Leben der Zuschauer, namentlich der Jugend, einen überaus schädlichen Einfluß ausüben muß, liegt auf der Hand.

Man sollte meinen, daß diejenigen, welchen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, dagegen Protest erheben würden. Aber wie steht in Wirklichkeit die Sache? Es geschieht nichts, soweit wir sehen! Die täglichen Blätter und Magazine nehmen sich der Sache nicht an, und, was noch schlimmer und unbegreiflicher ist, die Kirche, die Hüterin der Moral, die Wahrerin der höchsten Ideale, schweigt ebenfalls still. In der Vergangenheit hatten wir hochstehende und einflußreiche Geist-

liche, welche zu Zeiten in Sachen wichtiger sittlicher Fragen oder Uebelstände öffentlich das Wort ergriffen und zwar so, daß sie überall gehört wurden. Heute warten wir vergeblich auf solche Männer und solche Aeußerungen. Während des Krieges spielte die Kanzel eine hervorragende Rolle, und die Pastoren waren nicht selten, die das Feuer des Hasses noch heißer schürten. Aber angesichts solch offensichtlicher Gefahren fühlen sie sich nicht veranlaßt, den faulen Frieden zu stören. Das Federal Council, dem eine Führerstellung zukommen sollte, hat noch nichts in der Sache getan und bewährt damit wieder die bekannte Tatsache, daß es sich in nichts über den allgemeinen geistlichen Durchschnittsstand erhebt.

Das Einzige, was wir in diesem Zusammenhang wahrgenommen haben, ist der Versuch, die „Movies“ für die Kirche nutzbar zu machen, das heißt also, nicht so wohl gegen ihren Mißbrauch in den weltlichen Theatern zu protestieren, sondern von dem rechten und legitimen Gebrauch derselben in den Kirchen zu profitieren. Es hat sich in New York eine sog. „National Church Film Corporation“ organisiert, die den Kirchen Wandelbilder biblischen Charakters (gegen entsprechende Bezahlung) offeriert zum Gebrauch in Abend- und Wochengottesdiensten, sowie in den Sonntagschulen und Vereinen. Die Predigt soll dabei nicht ganz ausfallen, aber auf 10—15 Minuten beschränkt werden. In der betreffenden Versammlung hier in Cleveland wo dieser Plan von einem Pastor, der jetzt Agent der Film Corporation ist, vorgelegt wurde, bekundete sich seitens der anwesenden Pastoren ein lebhaftes Interesse für die Idee. Wir können uns mit derselben nicht befreunden. Ein gelegentlicher Gebrauch der Wandelbilder ist nicht zu verwerfen, aber als eine beständige Institution, wie sie in Aussicht genommen wurde, halten wir sie für sehr bedenklich. Die einfache Predigt des Wortes Gottes würde nach Herübernahme der Wandelbilder bald ihren Reiz verlieren.

So bleibt es also bislang dabei, daß die Kirche hinsichtlich der anerkannten Uebel, die dem Volk von den „Movies,“ so wie sie sind, drohen, sich stumm verhält. Alles was wir tun können, ist demnach persönlicher Verantwortung und Initiative anheimgestellt. Der einzelne Pastor muß den Kampf allein führen, so gut, so nachdrücklich und so planmäßig, als er kann. Vielleicht gelingt es ihm hie und da eine Stelle dafür in Dienst zu rufen, von der ein Einfluß auf weitere Kreise zu erwarten ist.

Die Sonntagsheiligungspläne der „Lord's Day Alliance.“

Der vollständige Sieg der Prohibitionsbewegung, der hauptsächlich der „Anti-Saloon League“ zu verdanken ist, hat den christlichen Reformelementen des Landes einen Sporn zu einem neuen Vorstoß gegeben. Er findet seinen Ausdruck in der offen angekündigten Ab-

sicht der „Lord's Day Alliance" (s. „Rundschau," S. 138), den puritanischen Sabbat durch Gesetz überall zu seiner Verwirklichung zu bringen. Der leitende Geist der Vereinigung ist ein Dr. Bowlby. Die Absicht ist, den Sabbat tatsächlich zu einem „Tag des Herrn" zu machen. Alle Arbeit, die nicht absolut nötig ist, soll verboten werden, alle Vergnügungen, die auf Geldgewinn ausgehen, desgleichen. Keine Straßenbahnen sollen laufen, keine Badeplätze offen sein, keine Sonntagszeitungen verkauft werden, kein Ice Cream, keine Cigarren etc. Die religiöse Beobachtung des Tages soll auf alle mögliche Weise befördert werden. Der private Gebrauch der Autos soll, wenn auch (vorläufig) nicht durch Gesetz untersagt, so doch mißbilligt werden. Das Volk soll nicht zur Religion gezwungen, aber doch der Sabbat so gestaltet werden, daß die Ausübung der Religion leicht und natürlich wird.

Es ist eine überraschende Tatsache, daß dieser weitgehende Plan von den weltlichen Zeitungen nicht einfach mit Achselzucken und Geringschätzung abgetan wird. Manche schreien zwar Zeter und Mordio, aber man sieht doch, sie fürchten, daß Dr. Bowlby ähnlich erfolgreich sein möchte, wie der Leiter der „Anti-Saloon League."

Welche Stellung nehmen nun wir zu der Angelegenheit ein? Es versteht sich von selbst, daß wir alle die Bemühungen billigen, welche den Sonntag mehr zu einem Ruhetag machen und die Pflege des religiösen Lebens erleichtern. Wir würden ja sonst den Ast absägen, auf dem wir selber sitzen.

Aber ebenso ist es auch klar, scheint uns, daß wir mit der „Lord's Day Alliance" und ihren Bestrebungen uns nicht ohne weiteres identifizieren können. Denn zunächst ist unsere Ansicht vom Sabbat nicht die puritanische. Wir glauben nicht, daß man am Sonntag bloß zur Kirche gehen und religiöse Bücher lesen darf. Wir haben nichts gegen einen Ausflug in die Natur und Aehnliches einzuwenden. Ferner, obwohl es eine gute Sache ist, die Sonntagsruhe des Arbeiters durchs Gesetz zu schützen, kann man darin doch auch zu weit gehen. Die Badeplätze am Sonntag zu schließen, weil deshalb einige Angestellte arbeiten müssen, halten wir für verkehrt. Dasselbe gilt von den Street Cars, obwohl ein beschränkter Verkehr am Morgen möglich und empfehlenswert ist. Wir empfehlen unseren Kindern, ihre Schularbeiten für den Montag nicht am Sonntag zu machen, aber das durch Gesetz festzulegen, halten wir für einen unbegreiflichen Unsinn.

Auch muß man bedenken, daß man in dieser unvollkommenen Welt nicht alles so haben kann wie man möchte. Man muß Konzessionen machen. Allzuscharf macht schartig, und Gesetz, namentlich allzuviel Gesetz, richtet Zorn an. Millionen schon sind durch die Prohibitionsgesetze in, wenn auch ohnmächtige, Wut versetzt worden. Ziehen wir die Zügel noch straffer, so mag der gequälte Gaul nach hinten ausschlagen, und statt daß die Leute mehr religiös werden, wer-

den sie irreligiös und religionsfeindlich. Sie sehen die Religion als die geschworene Feindin natürlicher Lebensfreude an. Sie sehen in ihr die geistliche Polizeimacht, die erst lästige Fesseln anlegt und dann nach geheimen Gesetzesübertretungen herumschnüffelt. Aufs Ganze gesehen können wir also in Dr. Bowlbys Plänen den Keim zu viel Unheil deutlich erblicken, und wir hoffen, daß auch in diesem Fall weise Mäßigung den Sieg behalten möge über dogmatische und fanatische Verbohrtheit.

Kirchliche Rundschau.

† Dr. theol. Abraham Kuyper. †

Am 8. November 1920 ist dieser gewaltige Streiter Jesu Christi eingegangen zu seiner Ruhe. Nach schweren, langen Leidenstagen, die eine Glaubensstärkung für alle Hausgenossen waren, wurde ihm der oft geäußerte Wunsch erfüllt, daheim zu sein bei dem Herrn. Schon in den festlichen Oktobertagen, als sein Lebenswerk, die Vrye Universiteit, ihres vierzigjährigen Bestehens gedachte, wären die Herzen der Festteilnehmer von Abschiedsweh erfüllt und bekannten ohne unwahren Menschenruhm, daß einer der Großen seines Volks sich anschicke, das irdische Teil mit dem himmlischen zu vertauschen.

Bis in das achtzigste Jahr hinein war es Kuyper vergönnt, seinen vollen Arbeitstag zu leisten. Er freute sich, daß sein Herr ihn auf seinem Posten finden möge bis zuletzt, aber in den letzten Wochen nahm die Leibesschwachheit überhand. Diese erzwungene Ruhe war dem unermüdlichen Arbeiter eine schmerzliche Prüfung. Seine Tochter schrieb aus der Krankenstube an den Freundeskreis im Lande: „Der Kampf zwischen Wollen und Vollbringen ist Gott Lob zu Ende. Vater hat sich gehorsam in Gottes Hand gelegt und wartet gelassen auf Gottes Ruf, der ihn auch von dem erlösen wird, was der Natur meines Vaters am schwersten fällt, von dem tatenlosen Warten in zunehmender Hilfsbedürftigkeit.“ Wer nur von den Freunden das Krankenzimmer betrat, stand unter dem tiefen Eindruck, daß Kuyper in der Gnade und Wahrheit ruhe, die sein beredter Mund und seine siegreiche Feder mehr als zwei Menschenalter hindurch gepriesen hatten.

Daß ganz Holland ihm nachtrauert, ist selbstverständlich. Auch seine bittersten Gegner, und deren Zahl war groß, konnten sich nicht der Einsicht entziehen, daß Denker und Staatsmänner wie Kuyper nur einmal im Jahrhundert einem Volk geschenkt werden. Daß er sie alle überragte, wußten seine Feinde, die er so oft zu Paaren getrieben, am allergenauesten. Und wie hing sein Christenvolk ihm an! Dieser Mann der feinsten Geisteskultur und des eindringlichsten Wissens war der Führer der Stillen im Lande, der sie zusammen brachte zu fruchtbarer Arbeit für Kirche und Volk. Nur wenige Männer in der Geschichte Hollands haben auf ihr Volk stärker eingewirkt, als sein nun vollendeter Vorkämpfer. Im Kampf um Kirche und Schule

ist Kuyper der unbestrittene Feldherr gewesen, der alle seine reichen Gaben in den Dienst des einen Zieles stellte, seinem Volk das Evangelium zu bewahren und im Volksleben die Macht des christlichen Glaubens spürbar zu machen. Als echter Calvinist wollte er nicht hie und da christliche Kreise pflegen, sondern ein mit christlicher Gesetzgebung, mit christlicher Schule, mit christlicher Kultur gesegnetes Volk haben. Kein Gebiet sollte der Leben schaffenden Macht des Namens Jesu verschlossen bleiben. Aus diesem Grund schied er aus dem Pfarramt, übernahm die Leitung des „Standaard," den er zu einem der führenden Tagesblätter seines Landes machte, gab Woche um Woche seine gedankenvollen, von feinstem Schriftverständnis zeugenden und in hinreißendem Stil geschriebenen Meditationen heraus, schrieb seine großen wissenschaftlichen Werke, sammelte in der Antirevolutionaire Party die Jahr für Jahr wachsende Zahl aller derer, die noch Begeisterung für Christus und hingebende Liebe zum Vaterland beseelte. Wo soll ich enden, um das Tagewerk dieses Manneslebens zu schildern! Als er vor bald fünfzig Jahren das von dem großen Christen und Staatsmann Groen van Prinsterer hinterlassene Erbe antrat, waren nur noch kümmerliche Reste vorhanden. Er hat das Erbe treu verwaltet und Groens Idealen zum Siege verholfen. Gehaßt, verleumdet, beschimpft ist er wie nur je einer. Liberale Toleranz, kirchliche Engherzigkeit, sozialistische Roheit, Dummheit und persönlicher Neid haben um die Wette sich bemüht, seinen Charakter zu bespritzen und seinen Namen in der ganzen Welt zu verunehren. Aber, ich sage das aus jahrzehntelangen Studien des Mannes, sein Schild ist blank geblieben. Der Schmutz konnte ihm nur nachgeworfen und hinter seinem Rücken verbreitet werden, er haftete nicht an ihm. Der bitterste Feind war bei Kuyper, ähnlich wie bei unserm Stöcker, ein von allen guten Geistern verlassenes Pfaffentum in den verschiedenen theologischen Lagern.

Weit über die Grenzen Hollands hinaus reichte und reicht Kuypers Einfluß. Die holländischen Kirchen Süd-Afrikas sandten gern ihre Studenten nach Amsterdam. In den holländischen reformierten Kirchen Nord-Amerikas werden seine Schriften nicht weniger studiert als in Holland selbst. In Ungarn vertritt eine besondere Wochenschrift seine theologischen und kirchlichen Gedanken. Sogar in Deutschland begegnet man hie und da Spuren seines Geistes. Besonders jüngere Theologen haben die in unsere Sprache übersetzten Vorlesungen Kuypers über den Calvinismus mit Begeisterung gelesen und gelegentlich in wissenschaftlichen Arbeiten verwertet. Im ganzen wurde er von unserer wissenschaftlichen Vertretung der Theologie abgelehnt. Ich erinnere mich, wie mich die Kühle befremdete, mit der die theologische Kritik seiner inhaltvollen, tief eindringenden Encyklopädie der Theologie gegenüber trat. Das Gerechtigkeitsgefühl, das damals Dr. Reischle in Halle das Werk lebhaft begrüßen ließ, war im übrigen Deutschland wenig ausgebildet. Der armseligste Ausländer, wenn er nur das Lob „freisinniger" Professoren sang, fand hier mehr Beachtung als eine so geschlossene Erscheinung wie die des Calvinisten Kuyper. Erst im Weltkrieg wurde er für die deutsche Presse vom Schlag der Kölnischen oder Frankfurter Zeitung, denen die deutsche „gebildete" Welt ihre Urteile zu verdanken pflegt, zu „dem so bedeutenden Theologen und Politiker." Damals machte er aus seiner Bewunderung für Deutschlands Verteidigung kein Hehl und schrieb den englisch-

französischen Vertretern der Menschlichkeit allerlei ernste Dinge ins Stammbuch. Kuyper liebte Deutschland und weilte gern auf unserm Boden; seinem umfassenden Geist und vorwärts dringenden Wesen machte die deutsche Art des Arbeitens Eindruck. Daß unser Nibelungenkampf enden würde in Erzbergerei, konnte auch er nicht ahnen. Gewarnt hat er uns während des Krieges oft genug vor uns selbst, die englische Politik mit ihrem Cant war ihm wohlbekannt, er hatte sie in der Zeit seines Ministerpräsidiums während des Burenkrieges durchschaut und war Mann genug geblieben, daran zu denken, als überall sonst die Staatslenker ihre Erfahrungen mit England vergaßen. Kuyper hatte sogar den Mut, in seinem „Standaard" unsern Marsch durch Belgien begreiflich zu finden, obwohl er ihn nicht billigte. Zu solcher Haltung im damaligen Neutralen gehörte eine Gradheit und Rechtlichkeit, wie sie nur ein wahrhaft großer Charakter aufbringt. Herzliche Freude hat es ihm gewährt, daß sein Volk uns mit Aerzten und Pflegerinnen half und tausenden unserer von dem englischen Hungertod bedrohten Kinder die rettende Hand reichte. Seine eigene Tochter, die als Schriftstellerin weit bekannte Frl. H. Kuyper, hat er zum Dienst an unsern Verwundeten ausziehen lassen.

Persönlich machte Kuyper einen überaus gewinnenden Eindruck. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, in Deutschland und Holland ihm zu begegnen. Er hat vom ersten Sehen an mein Herz gewonnen durch seine einfache, natürliche Art des Verkehrs, seine unverrückbare Festigkeit des Glaubens und sein staunenswertes Wissen, das ihm jeden Augenblick zur Verfügung stand. Wo der Mann mit dem mächtigen Schädel und den leuchtenden Augen erschien, zog er die Aufmerksamkeit auf sich und gewann die Herzen. Diese Feuerseele entflammte auch die bedächtigsten Holländer. Unvergeßlich bleibt mir, als ich ihn seinen Zeelander Fischern und Bauern begreiflich machen hörte, daß das wissenschaftliche Arbeiten ohne Bindung an Gottes Wort jeder Festigkeit und Zielsicherheit entbehren müsse. Daß nach dieser klaren Auseinandersetzung, hinter der ein ganzer Mann stand, jeder Zuhörer für die Sache der Vrye Universität gewonnen war, erschien mir selbstverständlich. Wie vieles hätte er unserm Volk, vor allem unsern reformierten Gemeinden zu sagen, wenn wir nur auf ihn hören und ihn besser kennen würden! Sein Lebensbild, unserm Volk erzählt, wäre uns eine Kraftquelle in den schweren Zeiten, denen unsere Kirche entgegen geht.

Unermüdet und unerbittert ist Abraham Kuyper durch seine Zeit gegangen als einer ihrer kundigsten und kraftvollsten Steuerleute. Nach einem Leben voll Kampf ein Scheiden im Frieden. Wenige Stunden vor seinem Sterben segnete er seine Kinder und nahm mit einem Kuß Abschied von allen. Dann war er daheim, und mit seinem Volk neigen auch wir deutschen Glaubensgenossen uns ehrfurchtsvoll vor dem Sterbelager und danken Gott, der dieses Werkzeug gab zum Bau seines Reiches.

Kolfhaus-Vlotho, „Ref. Kirchen-Zeitung."

The Church and the Movies

By J. Ray Johnson

Within the last few years, there has appeared a new factor in the world wide dissemination of ideas, knowledge and information, that for-

the most part has been developed along entirely wrong lines. Nevertheless it is a factor that may be turned into a powerful agency for good, and may be made to serve the high ideals of Christianity as certainly and effectively as that epoch making discovery of the fundamentals of printing by Johan Gutenberg in Mayence, nearly six hundred years ago.

I refer of course to the motion picture, without question the most popular form of amusement ever devised by man. Since the appearance of the first crude films about a generation ago, the moving picture has spread in favor around the world until now the screened drama and comedy are enjoyed by millions on every continent. The silent story-teller has taken the place of the wandering minstrel of other days upon a gigantic scale, appealing as insistently to the unlettered savage on the fringe of the African jungle, as to the cultured resident of continental and American cities.

It is natural, of course, that an amusement medium appealing so powerfully to the minds of men and having within it the possibilities of tremendous gain should be commercialized almost coincident with its appearance. This is exactly what happened to the motion picture. Small groups of men in this country and in Europe saw bright visions of great wealth in the development of the motion picture and lost very little time in gaining control of the screen. These pioneers in what was destined to be one of the greatest industries in the world's history,, were not moved by altruistic motives. They had no thought, nor did they care for the vast educational possibilities contained within the idea. They were not church men and so had no conception cf the great part the film might play one day in the glorious task of spreading the teachings of Christ to the nethermost ends of the earth. In a word—the moving picture did not come into being as a theatrical agency per se, but was made part of the theater by far-seeing financial minds who reccgnized in it an instrument that could be made to depict in the most graphic manner an idea or a story to men of all tongues, of all races, and of all degrees of intellect. Here, indeed, was an opportunity to reap immense fortunes and restore the rapidly failing glory of the theater. And, incidentally, here is a great step forward in civilization. The age-old barrier of language is now broken down and the widely divided people of the world are in a position at last to learn of each other's aims, ideals and customs.

Prostitution of the Screen

To the churchman, or the average citizen, imbued with high ideals, the history of the development of the screen has been a disgraceful story. The most sordid motives of mankind, sex stories of the most alluring type, the rewards of greed and avarice have been spread upon the screen for all the world to see—the young as well as the more mature. The vampire came into being and the thief in evening clothes was glorified. Thousands of young women copied the head dress, the mannerisms and the facial make-up of the most famous screen vampires, and hundreds of young men, brought to a court of justice, traced

their downfall to an attempt to copy the achievements of screen heroes of uncertain morals. Producers attempted to outstrip each other in a perfect orgy of filth. During all this period groups of men and women representing the better elements of society, protested vigorously and tried legislation and otherwise to control the screen, but the more sharply the protest was made the more luridly the producers advertised their wares and the greater the throngs that flocked to the pictures palaces. It became known that all that was necessary to insure great crowds was to obtain the condemnation of the newspapers and the clergymen and to have the picture publicly branded as immoral.

Disgraceful as the history of the film has been, the development was strictly along logical lines. Picture producers had their eyes on the pocketbooks of their prospective patrons and not upon their morals. These men, in business for profit and not for love of church, or love of education, could not be expected to produce anything beyond "box-office attractions" and they soon decided that "box-office attractions" meant sex with a capital S. But in making their huge fortunes the picture pioneers developed and perfected the machinery and appliances that go with the film and studio of today. In doing so they were building far better than they intended. The screen is slowly emerging from the ruck. It is being purified. Educators and Christian men everywhere are recognizing it as a powerful factor for good. The screen is entering upon a new era and it is certainly within the realm of the possible to say that within the next generation it will carry the message of the gospel to the four corners of the earth; that it will aid in restoring life to the thousands of Christian churches which have felt the baneful influences of the times, and that it will be used as a mighty weapon against the destructive forces of anarchy that are now abroad.

Educational Uses of the Screen

Who will say that the screen should be consigned to the theater and made to remain there? Who will say that it is destined to serve always as a purveyor of tawdry tales and slapstick comedies? No student who hast cast his eyes even in the most casual way over the history of the development of mankind can come to this conclusion. Even before the development of articulate speech our primitive ancestors scratched pictures on the walls of their cave dwellings. The alphabets cf modern times were developed from ancient picture writings. In the Middle Ages the most brilliantly illumined Testaments were the most popular. Thouout all history the picture has been recognized as the simplest and surest method of fixing attention. And times have not changed much, as the billbcards, magazines and street car advertisements will prove.

Educational possibilities of the film have been scarcely touched, but there are thousands who say that within a space of ten years every large school in the country will be equipped with motion picture apparatus using the screen more and the blackboard less.

Hundreds of clergymen are using the screen today to good effect, and the number is constantly increasing. In the motion picture field

clergymen have encountered an inability to obtain a constant supply of safe films for use in the churches. Producers, of course, have been concerned with the theatrical field and have had little time and less inclination to cater to the ministers. But recently it has been announced that regular programs for churches are available. These programs, made up of one religious picture, a drama, a comedy, a travelogue, a news weekly and educational films, are produced under the supervision of churchmen who know just what the church wants. Here we have a new note in motion picture production and the beginning of the development of a film along entirely new lines.

Latent Antagonism of Church

The church is seizing upon this idea with a great deal of enthusiasm, but it has taken hold slowly because of a latent antagonism to new things which still persists in widely scattered groups of churchmen. This leaning toward ultra-conservatism—for it may be that—is not peculiar to Christianity, but seems to have gone hand in hand with religious teaching for many centuries. However, it will seem that in the final analysis, religion has always been spread by taking full advantage of the best means available at the time for the general dissemination of ideas and truths.

Religion had a pretty hard time of it until the coming of the written word with a visible message. Before the Jews took upon themselves some of the culture and civilization of their Babylonian captors they were wandering tribes worshipping Jehovah and Baal at various times, but after the captivity they put their sacred books in concrete form, taking advantage of the first good publicity medium since the development of the spoken word. These written records conserved by the Jews formed the groundwork upon which Christianity was later to be built.

As early as 140 A. D. the New Testament was in written form and we learn from the "Shepherd of Hermas," a Roman layman, that many persons gathered often, probably daily, to study and discuss the sacred writings. Many Bibles were painfully copied by hand and distributed among the Christians, but we find, some centuries later, that the conservative element for spreading the gospel and in the twelfth century it was withdrawn from public use. We hear a great churchman proclaim that "if a layman touch the Bible he is guilty of a sacrilege and should be stoned or shot thru." In the later middle ages prohibition against the reading of the Bible was rigidly enforced.

Overcoming Conservatism

When Johan Gutenberg struck upon the happy idea of carving letters on a block of wood, thereby producing many copies of a book at one time, he took the Bible as the first book to be printed. An edition was run off, but Gutenberg did not receive the support to which he was entitled by the people of the church. Instead, his creditors seized his type and he found himself without money or support. Laboriously he made another set of type and printed a series of secular books in order to obtain the money necessary for operation. But he did not

lose faith, and soon afterwards we find Gutenberg printing a second edition of the Bible.

In our times and in fact within the memory of many who are not much beyond the mark of middle life, the sharp fight waged against the organ as an instrument for use in the church is a vivid memory. The organ was described as an instrument of the devil. It was unclean because it was part of theater and many of the more conservative within the church would have none of it. Even then, however, ministers were realizing that something must be done to make the church more attractive and the fight of the organ went merrily on. Congregations were split over it and I am not quite sure that the battle isn't being waged in some of the backwaters of our population even yet.

Advertising Religion

The question of church advertising in the newspapers is one of yesterday. Advocates of this new method to fill vacant pews maintained that if advertising could sell Battle Creek Breakfast Food and Detroit Motor Cars, it could certainly be a great help in realizing the greatest idea that ever dawned upon the world. In its early stages the fight was sharp but today there is scarcely a newspaper in the country that does not carry its share of church advertising.

The opposition to the motion picture in the church or the parish house is not as deep-rooted, but in some localities it exists, nevertheless. The conservative element declares that the use of the motion picture for the dissemination of ideas and stories is undignified and yet they watch the steady stream of their young people file past the doors of their churches and fill to capacity the picture theatres where they frequently witness spectacles that just scrape the edge of police ordinances.

I confidently look forward to the day when the church shall recognize the film as a necessary adjunct to the delivery of its message in a way to reach directly the hearts of millions who have missed the story as expressed in the spoken word.

Christian Century.

The Sunday Reformers and the Sun in Sunday

An air-tight Sabbath in a bone-dry land is the doleful picture conjured up by a lot of disconsolate folks as they "view with alarm" the present activity of the Lord's Day Alliance. "We have been deprived of our booze," gloom these mourners, "and now the sun is to be taken out of Sunday, with no more newspapers or picture shows or baseball games or nut sundaes or rides in the family flivver, on what promises to be the most indigo-hued of all days." The opponents of the proposed Puritanical Sunday see in the efforts of its advocates an attempt to finish the job of joy-killing begun by the Anti-Saloon League, all because, as these opponents feel, there are a few "hard-shell reformers" who hate to see anybody enjoying himself. As one commentator puts it, "There are some reformers so incrusted that if they found a person thoroly enjoying himself in silent prayer they would seek some plan

to restrain its indulgence." All these people are wrong, however, according to Rev. Harry L. Bowlby, General Secretary of the Lord's Day Alliance, who seems to be a leading spirit in the agitation for Sunday reform. The object of the Alliance, Dr. Bowlby says, is not to take the sun *out* of Sunday but to put it *in*. This it will accomplish by making Sunday in truth and in fact a day of rest for the toiling masses as well as a day of worship for everybody. "Sunday is altogether too blue as it is," says Dr. Bowlby. "It is too full of irritations and distractions and noise. It is too full of business worries for some and of plain drudgery for others. The day should be freed from all these influences which tend to make people blue, and once again become a day in which recreation, in its truest sense, is possible." The Rev. Mr. Bowlby admits that the plan of the Alliance involves making the day pretty tight. There will be no delicatessen shops or amusement places or sports grounds or bathing beaches open on Sunday, if Bowlby has his way. Even school-children are to be denied the privilege of studying their lessons for Monday morning classes, we are told.

The Rev. Dr. Bowlby is a young man who started his career by entering, as he says himself, "the whirl of business in New York City" at the age of nineteen. It appears that he was as strong a Sunday observer then as he is now, for he says he told his employers on Saturday night, "My work stops here," and stop it did until the following Monday morning. Bowlby told a representative of the New York *Globe* that he could have made "quite a bunch of money" if he had worked on Sunday in those days, but he wouldn't do it. Later he quit business and went into newspaper work, from which he rose to the ministry, accepting the pulpit of a Presbyterian church at Altoona, Pa. He closed up Altoona's Sunday tight, after a struggle. Seven years ago he became the head of the Lord's Alliance and his field since has been the entire United States. Dr. Bowlby is an aggressive fighter who knows that it takes more than an oratorical barrage to win a battle.

He goes right on and says and does all he thinks should be said and done no matter what happens. Since the present agitation began he has received several Black-Hand letters threatening him with dire things if he doesn't desist. But Bowlby is a poor desister, once he has started something, and all he did when he received these letters was to ask the police of East Orange, where he lives, to guard his home so his family wouldn't get hurt if the Black-Handers should try to carry out their threats. The organization of which he is the presiding genius maintains an office in New York City consisting of three large rooms packed with paraphernalia and humming with activity. Dr. Bowlby is a very busy man, as one would naturally expect to find the chief of such a hive of industry, and may be seen by appointment only. One reaches his office, we are told, "after a preliminary wearing-down bout of about three-quarters of an hour with an understudy in the outer office." If the visitor succeeds in getting by this argus-eyed and strenuous person, it seems that Mr. Bowlby is willing to discuss quite freely the aims of the Alliance. Thus he took the time to give a fairly

complete outline of the work to Charles W. Wood, of the New York *World*, whose account runs, in part:

"The thing that we are concerned with just now," said Dr. Bowlby, "is the guerrilla warfare which has succeeding in robbing this country of its holy day. The Sabbath has been recognized in the traditions and the laws of every State; but commercial interests from time to time have conspired to get those laws amended until, in many States, there is scarcely a trace of the old-time Sabbath left.

"Because somebody wanted to play baseball for fun, we let down the bars for the baseball business. And because some one talked of freedom to drive his motor-car, uncounted thousands of chauffeurs and garage employees are compelled to work on Sunday. We talk of freedom to play golf, and we do not only compel caddies and attendants to toil on Sunday, but let the business of running golf clubs continue seven days a week."

"Is it the plan of the Lord's Alliance," I asked, "to abolish all Sunday amusements?"

"Where Sunday amusements mean Sunday business, yes," said Dr. Bowlby. "We are determined to block that guerrilla warfare. I do not mean that we shall not do our utmost to discourage Sunday amusements which are not commercialized as well, but business masquerading as something else is our immediate concern. The real propaganda for Sunday amusements does not come from the public. And surely it does not come from the workingmen who have to work on Sunday. No, it comes from the commercial interests who have become so absorbed in dollar-chasing as to forget that one day of seven belongs to God."

In that sentence Dr. Bowlby began to make his position clear to me. "The Sabbath belongs to God," these people believe, in a distinctly different way from the other days of the week. They concede that the Sabbath was made for man, as Jesus said, but they deny that it was made for man to do anything he wanted with it. It is God's day, they say, to be set aside by man primarily for devotion; for only as it is celebrated in this spirit is genuine "rest" attainable.

The Lord's Day Alliance knows exactly what it wants. And what it wants is not at all illogical when its premises are once conceded. The Alliance, it must be remembered, is not only indorsed by Methodists, Baptists, Presbyterians, and the other so-called "evangelical" communions, but by the supposedly conservative Protestant Episcopal Church as well. All of these organizations are committed to the creed that the Sabbath is a holy day, and they are all apparently united in this determination to keep it holy.

The program is to secure the repeal of all legislation permitting theaters, ball games, and other commercial amusements to open on Sunday, and to carry on a public propaganda for a thoroly religious observance of the day. Dr. Bowlby and his associates deny that there will be any attempt, positive or negative, to drive people to church; but they will openly oppose all the forces which are now conspiring to drive them away.

"The motor-car," he told me, "has proved to be the church's most serious rival. We cannot and would not abolish it, but we are calling upon Christian people everywhere to dedicate their cars to God. They may be used to carry people to church and they may be employed in the works of mercy. As for additional uses, no one feels competent, I suppose, to lay down a general rule for all; but when the car-owners once agree in all sincerity to use their cars on Sunday only for holiness to the Lord we may depend upon it that present practices will not be continued.

"The Sabbath," he continued, "must be kept sacred or be lost entirely. If commercialism is allowed to encroach upon it here and there it will soon become entirely commercial and it will not even be a holiday. Keeping 10,000 traction employees busy in order to give the masses an outing, is not God's way of observing the Sabbath. It is Mammon's way of securing its annihilation.

"We are accused sometimes," he concluded, "of trying to take the sun out of Sunday. That is exactly what the Sabbath desecrators are doing, and we are trying to bring it back. We don't want any blue laws. We don't want to compel anybody to worship in our way or to worship in any way if he does not want to do so. But we insist that every American is entitled to a Sabbath; not merely to twenty-four hours off, but to one day out of seven which is obviously different from other days, to a day which is dedicated to the Lord, to a day in which he will not have to fight his way against a current of commercialism in order to worship at all, but a day in which he may normally expect to be lifted out of himself into real communion with his Creator. That would be a day of real recreation. America did have such a Sabbath once. Our Alliance is simply fighting for its restoration."

The leaders of the Sunday movement claim they are backed by anywhere from 15,000,000 to 20,000,000 good, Christian people. They appear to posses abundant funds, regarding whose origin, however, they are reported to be reluctant to furnish information. Thus, one of them is quoted as saying that it's none of the public's business where their money comes from. Whatever their support may be in other quarters, it does not appear to be particularly strong in the newspapers. Most editorial writers treat the subject more or less lightly, tho several suggest that if the public really do not want the sort of Sunday the Alliance advocates, it behooves them to take time by the forelock, as it were, before the thing is slipt over on them. Nobody thought prohibition would carry, say these writers, but just look what happened. Of course, blue laws are no new thing in this country, we are reminded, several attempts having been made heretofore to reform man's moral nature and impose "Godliness by statute," as one paper puts it. They tried it in Connecticut once, where is was enacted that "no one shall travel, cook victuals, make beds, sweep, cut hair, or shave on the Sabathl day;" and "no one shall run on the Sabbath day, or walk in his garden or elsewhere, except reverently to and from meeting." But these drastic laws failed to raise the morals of the Connecticut Yankee to a higher plane than those of other people, it is

argued, or, in any event, they didn't raise it high enough to prevent the Connecticut Yankee's manufacturing wooden nutmegs. Some papers think the sudden emergence of the Puritan Sunday into publicity is chiefly in the nature of a trial balloon. Among these is the New York *Evening Post*, which says:

"Popular opinion is being sounded. The leaders of the movement for a decommercialized Sabbath are seeking information. To such information they are entitled; and having received it, they should study it for their own good."

Much interest is manifested as to what relation there may be between the "drys" and the Sunday-law agitators. There seems to be much confusion on this point. "Are they for us or are they against us?" doubtfully inquire the "drys" as they listen to hints that forces may be at work boosting the new reform, for the sole purpose of creating a sentiment against reforms of all kinds, including that ostensibly brought about by the Eighteenth Amendment. At the same time, it is reported that the Anti-Saloon League in some States is doing all it can to help the Lord's Day Alliance. And in a statement issued soon after the present campaign of the Alliance began, William H. Anderson, State Superintendent of the Anti-Saloon League, of New York, said that while so far the mission of the League has only been the enforcement of prohibition, it may be that "if those influences which opposed prohibition make enough fuss about the Sunday question they may create a situation where even those friends of prohibition who are yet not interested in Sunday laws will become interested on the principle that anything which is sufficiently opposed by those who took the immoral end of the prohibition question must be a good thing merely because of the character of its opponents." The Sunday movement has furthermore received the sanction of Rev. Dr. David James Burrell, president of the Anti-Saloon League of New York, who recently came out with a formal defense of the aims of the Lord's Day Alliance. However, right on the heels of Dr. Burrell's statement Mr. Anderson issued another, with the implied purpose apparently to minimize the seeming affinity between the "drys" and the "blues." In this, among other things, he disclaimed all connection between Rev. Wilbur Crafts, prominent blue-law champion, and the Anti-Saloon League, tho it is said that Mr. Crafts helped draft the Eighteenth Amendment and is the superintendent of the International Reform Bureau, of Washington, an organization at one with the Anti-Saloon League in striving for stricter "dry" enforcement, and now backing a bill for Sunday observance in the District of Clumbia. Another indication of the "drys'" disposition to fight shy of the "blues" appeared in a recent speech of Wayne B. Wheeler, chief counsel of the Anti-Saloon League, in which he warned the International Reform Bureau "not to link prohibition enforcement with other reforms which the public might at least think were unreasonable." Whether the "drys" and the "blues" will finally get together and cooperate in fighting for the respective reforms remains to be seen, but in any event they have much in com-

mon, in the opinion of the New York *Tribune*, where we find this comparison:

"The Alliance, like the League, says it is none of the public's business who contributes to its apparently well-filled treasury.

"Both organizations bring pressure to bear on lawmakers by having their constituents flood them with letters and telegrams of protest if they falter in obeying the dictates of the reformers.

"Just as the 'drys' did, the 'blues' make it clear they will blacklist and endeavor to defeat for reelection any legislator who defies them.

"Both the Alliance and League strongly resent the suggestion that the issues they raise are proper ones for decision by popular referendum.

"Neither the Alliance nor the League hesitate to ascribe vicious motives to members of Congress or legislatures who oppose its program of uplift.

"The nucleus and sustaining force of both parties lies in permanent committees of certain evangelical churches, with branches in every State and subcommittees in every community of size.

"But perhaps the greatest point of similarity between the League and the Alliance is the strategy the one worked to such good advantage and the other is now following, of not revealing its ultimate aims in the beginning.

"The League moved step by step thru the various stages of local option and like regulations until the Volstead Act crowned its achievement. The Alliance lays emphasis on its immediate purpose of attempting only the prohibition cf commercialized Sunday sports and amusements."

Tho the questions involved in the establishment of an airtight Sabbath partake largely of a religious nature, it does not appear that the clergy are unanimous in favoring the proposals of the Lord's Day Alliance. Among those opposed to the program is Dr. William T. Manning, rector of Trinity Church, New York City, from whose recent sermon on the subject the New York *Tribune* quotes the following:

"This proposed campaign for stricter Sunday laws is one of those well-meant but misguided efforts which do harm, instead of good, to the cause they are intended to serve. It is impracticable, wrong in principle, and based on a narrow and imperfect conception of the Christian religion. It would do far more to drive religion out of the hearts of the people than to draw them toward it.

"We have no right to compel religious observance of Sunday by law. The law should forbid all unnecessary business on Sunday as a day of freedom from their ordinary occupations and of religious observance if they wish to use it. Further than this the law may not rightly go."

The Right Rev. Charles S. Burch, Bishop of New York, thinks the legislation proposed by the "blues" revolutionary in character and that the legislators should hesitate before passing it. Dr. Burch is quoted as follows:

"I do not believe that the people of this country are going back to the the New England 'blue' laws. If what little I have seen is correct, the reformers are going pretty far. I do not believe that we are going to have such a revolution as would occur if we prohibited interstate commerce on Sunday.

"This is a question which our legislators should consider long and carefully, and on which they should take the sanest possible counsel, before returning to the old, prohibitive type of legislation. You can not legislate people into moral or ethical positions. You can educate them into it, but you can not achieve morality by compelling them to give up what they believe are their constitutional rights.

"We all know that what we call the 'Lord's Day' is not observed as it was. We realize that people want bodily as well as spiritual refreshment on Sunday. It seems to me that sanity is what we want. I hope these men, who are undoubtedly good men, will hesitate before they do anything so extraordinary as trying to prevent interstate commerce on Sunday."

An opposite view is taken by Rev. John Roach Straton, pastor of Calvary Baptist Church of New York City, who has attracted considerable attention during the past year by wholesale charges of wickedness in New York. Mr. Straton thinks the "blues" are right and ably defends his position. He writes in the New York *American:*

"There is a manifest agitation all down the line in sporting circles, and especially in the ranks of the profiteers who are enriching themselves in the field of commercialized amusements. And this has all come to pass because of the suggestion that the laws against Sabbath desecration should be widened and strengthened.

"The old bogy of 'personal liberty,' which has been sleeping quietly in the grave with 'John Barleycorn' since the passage of the Eighteenth Amendment, has been suddenly dug up and dusted off, and he is now being paraded on all the streets, and his well-known features are leering at us again from the editorial columns of the metropolitan dailies.

"All of this agitation and those whole hue and cry about 'personal liberty' is entirely unnecessary, because the proposition for the strengthening of the Sabbath laws is a sane and reasonable one. No one has advocated or proposed anything that is not in line with the very best of American traditions. And do not these friends who are so disturbed realize that a reaction was inevitable from the lawlessness and licentiousness and the utter disregard of the higher things of life that have prevailed since the war closed?

"All that those of us who desire the reestablishment of the American Sabbath, as opposed to the 'Continental Sabbath,' which has already debauched Europe and plunged the nations there into moral wreck and ruin—all that we desire, I say, is a return to the path of safety and social sanity.

"For Sabbath observation is social sanity.

"History has conclusively proved that one day in seven for rest and worship is necessary to the health and happiness of the human race. God fixt the Sabbath period of rest, and wherever man has sought

to substitute some other plan for it, his efforts have proved folly. Because of the skepticism and worldliness of the French Revolution period, they tried one day in ten, but the results were disastrous. The physical health, the moral welfare, and the economic prosperity of the people require one day in seven for rest and worship.

"The race at all points is living too fast. We are wearing ourselves out, body, mind, and spirit. The moral decay of Europe began with her abandonment of Sabbath observance. In America we do not need the seventh day for so-called 'recreation.' We are already money-mad and pleasure-crazed. What we need is rest and quiet and meditation on the high things of time and eternity.

"The talk about the horrors of 'blue' law is idle. The American people will not allow themselves to be enslaved by absurd and tyrannical customs. But there is a wise and helpful observance of the one day in seven for rest and worship. The Sabbath is, in a very real sense, the foundation of the Church, the home, and all else that is valuable and beautiful in our Anglo-Saxion life.

Literary Digest.

Mortal Mind Bothers Mrs. Eddy's Followers

The affairs of the national organization of the Christian Scientists are still in the courts and perhaps will be for some time. A schism in the organization threatens to widen as time goes on, the prize being the enormous profits which are made annually from the publishing business. During the lifetime of Mrs. Mary Baker G. Eddy, her will was supreme. At her death she left the direction of the Mother Church to a Board of Directors. As all Christian Scientists are members of the Mother Church, a little group of men administered the affairs of the thousands of people who are members of the Christian Science church throughout the United States. These Directors found a fly in the ointment, however. In one particular their will was not supreme. Mrs. Eddy had left her publishing business in the hands of three Trustees. These Trustees refused to admit the supremacy of the directors of the mother church. The position of the trustees is particularly strong. They have the exclusive rights in the publication of Mrs. Eddy's writings. "Science and Health" may be issued only from their presses. The daily, weekly and monthly publications which have been immensely profitable, are in their hands.

Something over a year ago the directors undertook to remove one of the trustees. This action was resisted in court. A Massachusetts court has issued an order restraining the directors from interfering with the work of the trustees. This action has been appealed to the Massachusetts Supreme Court which in this instance is the court of last resort. It will be some time before a decision is secured from the court. Meanwhile the trustees continue the work of publication while a third of the Christian Science congregations refuse to carry the publications of the trustees in their reading rooms.

The effect of the schism upon the publications has been marked. The circulation of the Christian Science Monitor had been as high as

87,000. Very few religious journals in America equaled this record. It was cut in two in a single month. One-fourth of the employes of the Publishing Society resigned in a single day and threw the work of the publication into chaos. Since the court decision in favor of the publishing society, the circulation of the various journals is recovering somewhat, but they still face large losses as compared with former figures. The net profits of the publishing business is a half million dollars a year. These profits are the stake in the controversy.

Thus history seems to be repeating itself. The disintegration of Dowieism resulted not from poverty but from great affluence. Money proved the undoing of the "profit" and brought division and trouble. In Christian Science the care for temporal and material things has usually been denominated "mortal mind." The unbeliever was usually supposed to be afflicted with this malady, but it is curious to note that this spiritual disease has struck a deadly blow to the organization which first discovered the existence of "mortal mind."

Other divisive tendencies are showing themselves. Mrs. Augusta Stetson of New York, who was instrumental in assembling funds for a building that cost a million and a quarter of dollars, is operating disturbingly. By advertisements in the New York papers she is setting forth her claim to be Mrs. Eddy's successor, claiming to have seen the founder in a sort of resurrection appearance. She evidently would be glad to form an alliance in the event of further trouble within the movement.

Meanwhile the evangelical churches, which have been the recruiting ground of much of the proselyting activity of Christian Science, report a decrease in their losses. Many who have experimented with Christian Science in recent years have found it a vain hope in time of serious illness. Its failure to emphasize the ethical and social phases of Christianity have caused it to be a disappointing system to many. The evangelical churches will do well to ponder the rise and wondrous success of the movement, though it prove to be but short-lived. There have been defects in the evangelical preaching and practice. Parts of the gospel were not preached. These failures gave Christian Sciense its opportunity.

Aus Deutschlands Denken und Hoffen.

(**Vorbemerkung.** Ohne Furcht, falsch verstanden und gar als versteckter Monarchist verschrieen zu werden, gibt der Editor nachstehend einen Teil eines Privatbriefs an seine Leser weiter, der von großem Interesse ist. Er zeigt nämlich sehr klar und schlicht, daß die gebildete Mittelschicht des deutschen Volkes, vom Adel nicht zu reden, die Demokratie nicht will, und zeigt auch, warum nicht. Zu dieser Schicht gehört so ziemlich der ganze frühere Beamtenstand, das „bessere" Bürgertum, zu dem auch der Schreiber zählt, ein Nicht-Methodist und Angestellter der Basler Mission. Er ist so sehr mit ganzem Ernst auf das Reich Gottes gerichtet, daß ihm politische Leidenschaft fern ist. Es muß für uns Amerikaner von Interesse sein, was in Deutschland Leute seines Bildungsgrads und seiner Gesinnung denken, wenn auch

dabei eine unserer Hoffnungen für Deutschland einen Stoß erleidet. Wir wollen die Wahrheit wissen. Dem deutschen Volk aber muß es überlassen bleiben, seine innere Ordnung und Regierungsform selbst zu bestimmen. Es wird sich zeigen, ob sich der momentan herrschende soziale Demokratismus mit seiner Christentumsfeindschaft behaupten kann oder nicht. An einen gewaltsamen Umsturz der gegenwärtigen Regierungsform denken Leute wie der Verfasser des folgenden Briefes nicht im entferntesten. Sie ertragen sie in Ergebung, aber in der Hoffnung, daß ihre Fehler und Fehlschläge das Volk der Mehrheit nach vorbereiten werden auf einen Beschluß der Rückkehr zum monarchischen System — jedenfalls in gründlich revidierter, demokratisierter Form, wie ja etliche der alliierten Mächte es haben und nicht daran denken, es abzulegen. Wie stark diese Gedanken im deutschen Volk als Ganzem überwiegen, wissen wir nicht. Wir haben mit dem Abdruck des Briefes nichts mehr im Sinn, als zu zeigen, daß sie vorhanden sind. Ob sie sich überhaupt je durchsetzen werden, das wird der Herr der Geschichte entscheiden. Das Interesse, das wir amerikanische Christen an Deutschland haben, ist nicht politisch, sondern allgemein menschlich und Reichsgottesgeschichtlich. Es folgt der Brief. — Der Editor.)

„. . . Es ist nicht nur ein persönliches Interesse, das mir den ‚Apologeten' so wertvoll macht, sondern auch der Einblick, den er einem gibt in amerikanisches, auch deutsch-amerikanisches, Fühlen und Denken und die Erkenntnis, wie sich da eben doch zwei Welten gegenüber stehen, nicht nur verschieden im politischen Empfinden, sondern auch im religiösen Denken und der Stellung dieser beiden Lebensgebiete zueinander. Die Unterschiede scheinen mir manchmal bis auf den Grund zu reichen, nicht nur zwei verschiedene Ausprägungen, sondern zwei verschiedene Auffassungen des Christentums auszudrücken. Wir sind nun genötigt, uns um so fester auf den alten biblischen Boden zu stellen und die klare biblische Scheidung von Mission und Politik, Weltreich und Gottesreich, die in der deutschen Mission doch am schärfsten ausgeprägt war, um so bewußter zu erfassen und fest zu halten. So wird vielleicht unser jetziger Kreuzesweg noch ein Segen für die christliche Mission in der Welt.

Daß wir politisch verschieden empfinden, jedenfalls jetzt mehr als früher, trat mir aus Deinen Reiseschilderungen auch entgegen. Das ist begreiflich und auch nicht so wichtig. Daß der Amerikaner und Schweizer von Herzen Demokrat ist, ist sein gutes geschichtliches Recht, und ich würde es für eine unerhörte Vergewaltigung empfinden, wenn man den Amerikanern einen Kaiser und ein Kaisertum aufzwingen wollte, obwohl Amerika autokratischer regiert wird, als das ehemalige kaiserliche Deutschland, wie gerade die Geschichte der letzten Jahre zeigt. Es war mir fast amüsant, im ‚Apologeten' zu lesen, mit welchen Gründen man die Beschränkung der Macht der Bischöfe auf Eurer Generalkonferenz ablehnte. Es waren die gleichen Gründe, mit denen wir die Demokratie ablehnen, die man uns aufgezwungen hat, denn sie war die „conditio sine qua non" (die Grundbedingung) des Schmachfriedens. Auch China hat man die amerikanische Demokratie aufgenötigt, wenn auch in anderer Weise. China wird daran zugrunde gehen, wenn es sich nicht wieder auf seine Geschichte besinnt.

Ebenso wird Deutschland daran zugrunde gehen, wenn es sie nicht wie-

der abwirft. Sie ist unnatürlich für uns. Sie widerspricht unserer Geschichte, unserer deutschen Eigenart (wir leisten bei unserer berühmten ‚Gründlichkeit' nur Großes unter fester Führung) und wir sind zu arm, um uns eine teure Demokratie leisten zu können. Kaiser und Fürsten haben uns mitsamt ihrem Militarismus viel billiger regiert, als das die demokratische Staatsform kann, ganz abgesehen von der teuren Zeit und unsern Kriegsschulden. Und wir hatten damals etwas für unser Geld. Heute haben wir von der ganzen heillos kostspieligen Maschine nichts und noch weniger. Das wissen ja auch unsere Gegner ganz gut, daß uns die Demokratie zugrunde richtet, und deshalb müssen wir sie haben. Ich rechne hier Amerika nicht unter unsere Gegner. Dort ist's einfach ein starres Dogma, daß die Demokratie für alles gut sei, auch für uns, und daß wir früher Tyrannenknechte gewesen seien, während wir nie freier waren als in der Kaiserzeit. Vielleicht denkst Du daran, daß heute in Deutschland für die Freikirchen wenigstens mehr Freiheit sei. Es mag sein, wie ja meistens Revolutionen manche Wünsche schneller verwirklichen, als sie auf dem ordnungsmäßigen Weg erreicht worden wären. Ob's aber für die eigentliche Kirche Jesu wirklich segensreicher ist, weniger unter dem Kreuz zu stehen? Ob sie dadurch mehr Ewigkeitsfrüchte bringt? Um reicher ‚food-drafts' willen lassen schließlich auch atheistische Präsidenten und jüdische Minister den lieben Gott und die Christen gute Leute sein. Ich habe es draußen in der Chinamission immer als einen Segen empfunden, wenn wir unter dem Kreuze standen, und als eine Gefahr, als man uns Missionare mit den Kriegsmandarinen ebenbürtig machte.

Ich begrüße es, wenn unsere ‚Staatskirche' wieder mehr Knechtsgestalt bekommt. Hoffentlich erkauft sie sich den alten Schein nicht wieder durch neue Staatsketten. Die besten, vor allem die christlichen Kreise hangen in alter Treue an ihrem Kaiserhaus. Wir warten und hoffen auf die Monarchie. Die Einsicht, daß das für uns das Beste ist, geht auch andern Kreisen wieder auf. Vielleicht müssen wir aber erst durch Staatsbankerott und Bolschewismus hindurch. Unsere Feinde drinnen und draußen legen es darauf ab. Hilda (20 Jahre alt) hatte sich zum Geburtstag für ihr Stübchen ein Kaiserbild gewünscht. Ich lief vergeblich in vielen hiesigen Buchhandlungen herum. Ich dachte, sie wären jetzt billig zu haben. Aber alles ausverkauft. Gerade seit der Revolution seien sie besonders viel verlangt worden. Dazu sind wir im besetzten Gebiet, wo man besonders jede nationale Regung überwacht." „Apologete."



BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Ten Weeks. The Journal of a Missionary, by *Harvey Reeves Calkins.* The Abingdon Press, 1920. 96 pages, 50 cents

Here we have a diary kept by the author—at that time a missionary in India—during a ten-week revival period in Cawnpore, India. As the entries were made while the revival was on, and were not originally written for publication, they give a very vivid and intimate account of the whole experience. The revival came in answer to intense and continued prayer, while the use of human means, in the proper treatment of men and material, was not neglected. Hindus and Mohammedans were skillfully handled, disturbances reduced to a minimum, a high level of spirituality was maintained. One of the results was the adoption of the principle of *stewardship* and tithing, being made a condition of baptism. It is claimed that the modern stewardship movement had its birth in this revival, but the connecting links are not pointed out in this book. The story breaks off abruptly. One would like to know how far the results were permanent, something about the number of converts, etc.

Religion and the New Psychology. A Psychoanalytic Study of Religion by *W. S. Swisher, B. D.* Marshal Jones Company, Boston, 1920. 261 pages.

This is a book a person does not know whether to cry or laugh over. At first, when reading the main title, one's interest is aroused, for who should not like to know what additional light the new psychology has to throw on the problem of religion? But soon it becomes clear that the second title describes the subject of the book more adequately. It is an attempt to apply the psycho-analytic method, as worked out by Professor Freud of Vienna, an authority on the treatment of nervous disorders, to religion. Professor Freud is the originator of a new way of treating neurotics, which, by the way, has recently been adopted by the men of the "Immanuel Movement" in their mental healing methods. In most cases these neurotics seem to suffer from a repression of the sex-instinct. The treatment is chiefly mental. Skilful questioning brings out the facts, and the interpretation of dreams is made much of. By and by they are freed from the incubus of their wrong thought—"complexes," they come to see the normality of their natural impulses, and regain a state of freedom and health, at times almost marvelous.

At first glance it seems hard to see what religion has to do with this. But we soon understand as the writer explains his views. To him—mirabile et horrible dictu—nine-tenths of all men are religious neurotics. Religion had a "phallic" origin, that is, it expressed man's

worship for the generative powers of nature, often represented under the symbol of a phallus (the male organ of reproduction), even now quite common in certain religious centers of India. As man rose, his nature as well as his religion became sublimated. He adopted a code of morals as a protection of the group interests against those of the individual. Rising still higher, he became ashamed of the lusts of the flesh, and entered a stage of conflict between the higher and lower nature. The lusts of the flesh or the sex instinct, altho by no means extinct or much weakened, were sunk into his "subconscious" life. Man's conscious life condemned it, despised it, declared it sinful. This repression of a natural instinct takes its revenge by bringing on man myriads of mental and moral disturbances. If analyzed and treated after the Freudian method, the equilibrium is restored and normal life made possible, a "new freedom" (to speak in Wilsonian terms) is won. The sex instinct is, especially in the Christian religion, grossly sinned against. Jesus, indeed, was a liberal man, he made love the ruling principle (just imagine love *in this connection!*) But Paul was a neurotic ("thorn in the flesh"). He is "sadistic" (look up in dictionary!), looks on with "lustful" pleasure while Stephen is stoned. At Damascus he has an "anxiety-attack," he "falls" (epilepsy), hysterical blindness follows. To the end of his life he is opposed to normal love-life, and from him the Christian world inherits its ascetic ideals. Especially clergymen suffer from the suppression of their normal impulses ("lusts of the flesh")! they become a kind of sexless class. Modern ideas, and above all, psychoanalysis sets them free.

It can be imagined what, under these circumstances, becomes of such problems as conversion. People free from neurosis need no conversion. A divided self (flesh and spirit, old and new man) is always a sign of neurosis. A change can be brought about by religion, and also by other methods. "The repressed craving comes into consciousness and turns the energy, thus created, to social uses.

In speaking of education he dwells largely on the question of sex instinct again, that it ought to be recognized in its legitimate nature. Religious instruction ought to be progressive, abreast of the times, teaching the symbolism of all religion, and that the heart of religion is the love of man.

This will do to give us an idea, at least, of the author's remarkable performance. The preacher naturally, according to him, gives way to the psychoanalyst. We venture to throw out a suggestion, then: The writer is only a B. D., a bachelor of Divinity. Let him quit striving after higher theological honors. Nature never designed him for "Divinity." May he throw in his lot with psychoanalysis, it will be Freud for Professor Freud, and the liberation of his own repressed instincts would, in all probability be complete.

My Three Years in America by *Count Bernstorff.* Charles Scribner's Sons, 1920. 415 pages, $5.00.

Bernstorff's account of his activities and experiences during the last three years of his ambassadorship in America (he succeeded Speck

von Sternburg in 1908) will be read with absorbing interest. His chief contribution to the history of the war is the impression he creates that things might have been different had his policies prevailed with the Berlin government. It is generally known that Germany's adoption of the unrestricted submarine warfare caused the rupture with this country and thereby decided the defeat of Germany. But the opinion is held by a great many Americans of German descent that war would have come any way because American public opinion was violently anti-German from the beginning and, especially, because Mr. Wilson, an admirer of English ways and ideals, wanted the triumph of England and its allies. Wilson himself is introduced as a crown-witness in support of this view, for did he not say, when asked by Senator McCumber whether he believed that, if Germany had been guilty of no act of injustice against our own citizens, we should have come in this war? "he believed that we should?" His whole implacable attitude during the war and the harsh terms imposed on Germany at Versailles with his cooperation, are furthermore cited to show what was in Wilson's mind all along. Under these circumstances the election slogan "he kept us out of the war" is said to have been a mere campaign-device to capture votes. He had already decided on war, had appointed various committees for war-like preparation before he was elected, and, when elected, it took but a few months before he said the word and unleashed the dogs of war.

This is the general opinion among American Germans. To them Wilson played a double game, he was a hypocrite of the darkest dye, they cannot think of him without resentment and disgust. Bernstorff, on the contrary, takes an entirely opposite view. Of course, he knows that Wilson was never in any sense pro-German. His sympathies were from the start with the Entente. But he had no desire for war. He advised the country to be neutral in thought and action, and he meant it. It is true, there was no actual neutrality: Germany was sharply taken to task, often in menacing tones, for every breach of the laws, England was only mildly expostulated with for similar violations. But that was the natural result of the state of public opinion, and the president could not go against it, even if he had wanted. In spite of all this, Wilson was a pacifist at that time. His heart was set on becoming the mediator between the contending powers. After the first battle of the Marne he knew that neither side could hope for a military decision. A peace by agreement was all that could be looked for ("peace without conquest" was his own idea). Nor did he *want* either side to win a decisive victory. It would have made the winning side (England or Germany) too strong. A peace, however, brought about by the mediation of America would have made her the leading power and him the "arbiter mundi."

That is the view of Wilson Bernstorff held consistently, and he labored early and late to get the Berlin government to make it its own and to avail itself of his services. The submarine warfare threatened the success of this course right along, and when the Lusitania was torpedoed it seemed for a while as tho the end had come. If Wilson

had wanted war, he could have had it then more easily than in 1917. It was owing to Bernstorff's superhuman efforts (aided by Mr. Bryan) that the danger was then averted. Bu the possibility of a rupture, like a Damocles sword, kept hanging over them all the while. Nevertheless the storm was weathered every time, and Mr. Wilson's plans to step forth as the great peace maker of the world assumed more and more a tangible shape. Even when the die seemed to be cast and unrestricted U-boat warfare decided on, Wilson held his great speech in the Senate, Jan. 22nd, 1917, in which he proposed his idea of "a Peace without Conquest."

Bernstorff had good hopes that mediation by the U. S. would become a reality. Then the German government committed a false move. The Kaiser asked Wilson to approach the Entente with a peace proposal coming from the Central Powers. This was a mistake for it was sure to be taken as a confession of weakness. Besides, Wilson resented it because he wanted to be the mediator on his own account. The terms of the Allies were such that Germany was lashed into a fury. Then Ludendorff and the naval men had their way, they staked their all on the U-boat and—lost. It is hard to follow Bernstorff thru all those stages, to let him give one the inside view of the delicate situations and successful negotiations without being converted to his view of the case, namely, that up to January, 1917 it would have been possible to get Mr. Wilson's services as a mediator. He thinks that Wilson was ready to bring the warring parties to the conference table, and that the Allies could not have afforded to reject his proposal. The Germans allowed the military leaders to declare an unrestricted U-boat campaign, even at the risk of war with America, because they were promised the war would be over before America could give any material help. They underestimated this country's national spirit and powers and greatly overestimated the effectiveness of the U-boat. After Germany resorted to ruthless submarine war, Wilson became their bitterest and most dangerous enemy.

It is sad, in reading this book, to be again reminded of "what might have been." We are standing, as Bernstorff puts it, "at the tomb of Germany's national hopes." Dreaming about possible other courses would do not good. It seems that it was so ordained that Germany should drain the cup of defeat to the very dregs. It is better, like the prophets of Israel in its darkest hour, to cling to the faith that by patience and hope they shall have strength again.

Bernstorff himself is a fatalist. He says, "what happens must happen," i. e., fate decrees, and we must bow to it. Better it is to turn to God and believe that His ultimate designs are good, and that they shall be realized if we make it possible.

Those three years must have been years of agony to the ambassador. Yet his spirit never breaks; he never becomes emotional. Like an old Spartan he takes the blows of fate without a whimper. There is no pathos on the surface, and we miss this at times, but we admire his dauntless fortitude. There is no hate in him either. Only once, when he defends himself against Ludendorff's unjust incriminations, he becomes a little personal, otherwise he preserves his objective tone

thruout. It is the story of a tragedy in which the hero fights manfully to the end. He seems to deserve a better fate but the stars in their courses were fighting against him. Or again, Bernstorff is the experienced mountain climber who knows the danger of disturbing the light masses of snow upon the heights. The others, with him, do not, and show no concern, doing the very things they ought not to do, until the avalanche rushes upon them hurling them all to destruction.

Outdoor Men and Minds by *William L. Stidger.* The Abingdon Press, 1920. 184 pages. $1.50.

The author calls the Bible an out-of-doors book, that is, it was written by men who were in close contact with nature, and use, therefore, nature symbols freely in the expression of their thought and experiences. As he says, "the Book of books was not thought out, conceived, nurtured or given birth by men of "indor minds"; rather it was produced by men whose hearts and dreams and thoughts and hopes were washed by the cleansing rains, swept pure by the white winds, sanctified by the purifying sunshine, baptized by the holy dews of night and morning, lighted by starlight, perfumed by blossoming flowers and trees, made strong by the iron of mountain, and shot full of dreams by those who lived amid the stars."

This feature of the Bible has touched in him a sympathetic chord. There is today among us city-dwellers a growing sense of a need to get closer to nature. Some respond even to the "Call of the Wild;" many, at any rate, feel that some sort of a back-to-nature movement alone can counteract the artificiality and unwholesomeness of modern life. The writers of the Bible lived in a simpler age; so it offers, even from that side, an antidote to the jaded nerves of the 20th century American.

In this sense the author speaks to us of the trees, storms, mountains, rivers, sea, desert, stars, and birds of the Bible. In treating these subjects he does not confine himself strictly to the topic of the chapter but brings in matter that is often only loosely connected with it. For instance, in the chapter on the storms of the Bible, he gives a more or less lengthy description of the building of the bridge over Miles Glacier (Alaska), which is very interesting but extraneous to the matter in hand. The reader will find many fine passages in the book, also plenty of illustrations useful for various occasions. He who is less concerned about the criteria of logical unity in literary conception, but appreciates more freshness and brilliancy of treatment, and above all, has the "out-door mind" himself, is bound to enjoy this book.

A First Primary Book in Religion by *Elizabeth Colson.* The Abingdon Press, 1920. 260 pages. 1.75.

The Abingdon Press, which in the last years, has issued a considerable number of religious education text books, offers here a new book for the instruction of the first year primary class, in other words, for the child of six. It is intended for use in week-day classes, and provides 64 lessons for a course of two lessons a week for eight months.

We don't know whether there are many churches which can manage to get their primaries together two hours every week for eight months. But if they have them only one hour they can make a choice from the lessons offered. At any rate, the conviction is growing stronger every year that we need week-day instructions for our children and that in some way they must be related to the public school work.

The author of this book believes thoroly in the "psychologizing of the subject-matter" (Dr. John Dewey's expression), that is, in fitting the lesson to the age and understanding of the child, and the lessons are presented with that object always in mind. They are arranged under eight sub-divisions: The Children's Days; God's Garden; Thanksgiving; Our Churches; Homes and Families; Christian Soldiers; Picture Lessons; Springtime; The Children of America. It will be seen from this that the order in which the stories appear in the Bible is not followed. With very good reason, for neither the order nor many of the subjects of the Bible were intended for children of six. Each lesson, however conveys religious instruction. The atmosphere to be created, the personality of the teacher, the songs, the story pursue that aim. The approach is made in various ways, thru nature, or the environment and experiences of the child, special days, pictures, flags, etc. The positive emctions, such as love, joyfulness, admiration and good will are cultivated more, and the negative ones of fear, regret, anxiety are crowded out.

To give an illustration or two: In the first chapter on "The Children's Days," the aim is to show that God is sending every day the things we most need. In the first lesson a boy, Robert, is standing by the window enjoying the things he sees, especially the light of the sun on the cloud fringes. His mother who is standing by him makes use of the opportunity to tell him how God made the light. The next day he sees a rainbow, and the story of the Flood is told.

The book is the work of an expert. Any primary teacher who has at all the ability and loves children and work with children, will be greatly helped by the study of the book and carrying out the program, if local conditions permit it.

The Rules of the Game by *Floyd A. Lambertson.* The Abingdon Press., 1920. 208 pages, $1.25.

To become "all things to all men" was the rule of the great missionary of the Gentiles. It is also one of the leading principles in pedagogy, the principle of adaptation. The teacher has before him the task to adapt himself and his lesson to the pupil. While in former times the pupil was expected to think and feel, in some way, like an adult, now the roles are reversed and the teacher tries his level best to put himself in the place of the boy, to see with the pupil's eyes, and to feel with the pupil's interest. The book under review is written from that viewpoint. A boy or girl are interested in sports, in games. They know that in order to win you have to observe the rules of the game, to fill your place on the team, to subordinate your own interests to the interests of your fellows. Often these rules are not written down,

but they all center about one general rule: "Do what you know to be right." Boy Scouts and Campfire Girls have their laws which must be learned and followed. So there are laws and rules in God's universe and in the life of the race. The happiness and success of the individual depends on his obedience to the "rules of the game."

So then the author presents 32 stories, drawn from the Bible mostly, but also from history, missions, literature and even from legend, which each teach one of the rules of the game of Christian life. They are told in simple but vivid style, with many touches that make them more life-like, and in such a way that they must appeal to the love of adventure, the sense for fair play and justice, the inborn sense of the noble and heroic in boy and girl.

The book can be profitably used in week-day religious instruction classes, at scout and camp fire girls' meetings, in Junior Societies. Besides it is a good book to learn from how to tell a good story effectively. Eleven pictures from old masters or actual photographs from Palestine lend an added interest to the text.

The Rules of the Game. Teachers' Manual by *Floyd W. Lambertson.* Abingdon Press, 1920. 77 pages, 90 cents.

A little companion volume to the preceding book. It is to be used by the teacher to enable him to be a sucessful instructor on the main volume.

The Lesson Handbook for 1921 by *H. H. Meyer.* The Methodist Book Concern. 160 pages, 40 cents.

Is a concise commentary on the International Improved Uniform Lessons for 1921 (Gospel of Matthew, Social Teachings of the Bible, Life and Letters of Paul), in vest pocket size.

The Superintendent's Helper, 1921 by *H. H. Meyer.* The Methodist Book Concern. 192 pages, 40 cents.

Contains also the lessons for 1921 with short notes on them; besides other things of value to the superintendent, such as a "tabulated list of graded lessons for 1921;" "how to grade a Sunday school," suggestions on "teacher training," "departmental organization", "workers' conference", "special days", "singing", "use of blackboard," etc.

The Methodist Year Book, 1921 The Methodist Book Concern. 50 cents.

The Year Book, of which Oliver S. Baskell is the editor, gives, in the usual way, a complete record of the work of the Methodist Church, the activities of the various Boards, woman's work, and the doings of Benevolent Agencies of the Church. Among the obituaries we note, especially, that of Bishop Vincent, the Chautauqua man, and of Dr. Buckley, the editor of the New York Advocate and the acknowledged leader of the Methodist Church.

Physical Health and Recreation for Girls. A Handbook for Girls and Volunteer Leaders by *Mary E. Maxcey.* The Methodist Book Concern, 1920. 82 pages, 40 cents.

A very useful book for the girls of the teen age. Whatever may be said of the girls in the country, the city girl does not get enough exercise. How to supply the lack and how to induce her to make the effort, and keep it up, of carrying out a daily program, that is the question. Our book makes a happy contribution to the solution of the difficulty. It provides a series of setting-up and other exercises which the girl can take regularly in her room, without teacher, unless the mother acts as instructor. A picture with every exercise, illustrates the motions and makes explanations almost unnecessary. The exercises can be carried out without apparatus; the girls like to do them, and the value of the exercises is vouched for by the specialists from whom they were obtained. This feature of the book appealed to us most; besides it gives full information about "hikes," track and field sports, playground games, team games, and folk dancing. The rules of the book, if carried out, are bound to increase the physical "fitness," of the girl, and the development of body and mind will be beneficially affected by it.

Das Dogma vom Kreuz. Beitrag zu einer staurozentrischen Theologie von **Lic. theol. Bernhard Steffen.** Druck und Verlag von **C. Bertelsmann** in Gütersloh. 1920. 251 Seiten. Den Preis können wir nicht genau angeben, er ist aber wegen des niedrigen Standes der deutschen Mark nach unserm Geld ein ganz geringer.

Es ist wohl nicht zufällig, daß dies Werk gerade jetzt herauskommt. Wenn schwere Leiden über ein Volk ergehen, so richten sich die Blicke der Gläubigen auf das Kreuz Christi. In guten Tagen mag Christus als Prophet, d. i. als Offenbarer Gottes, oder als Vorbild und Lehrer des Gottvertrauens und der Menschenliebe viel Anhänger finden, in großer, allgemeiner Not dagegen wendet man sich instinktiv dem Geheimnis seines Kreuzes zu. Nicht allein, weil es eine Trostquelle ist, sondern weil es von Schuld redet und von Vergebung der Schuld und von einer Auferstehung zu einem neuen Leben. Große Gerichte Gottes rücken immer die Schuldfrage ins Bewußtsein. Zugleich aber auch macht sich das Problem von dem Leiden so vieler Unschuldiger geltend, sowie die Frage: Warum wehrt Gott nicht der Gewalttat derer, die als seine Werkzeuge sein Gericht vollziehen? Ja, warum geht das Gericht Gottes über die menschlich Unterlegenen allein, und warum triumphieren die Sieger? Aehnlich war die Sachlage im Israel des babylonischen Exils, und unter Gottes Führung war der geistliche Ertrag der Gerichtserfahrung das Evangelium von dem leidenden Gottesknecht. Es hieß nicht, daß Israel selbst leide als der Gottesknecht, denn es war ja im Exil wegen seines Abfalls von Gott. Aber doch sollte aus ihm der erstehen, der an seinem Leibe tragen werde die Sünde anderer. Er werde seine eigene Seele zum Schuldopfer geben und dadurch den vielen Gottes Gnade und heilschaffende Gerechtigkeit zuwenden. Offenbar lag darin die tröstliche Wahrheit, daß Israels — obwohl verdientes — Leiden eine Heilsfrucht bringen werde, wie auch dies, daß die Feinde weit über das gebührende

Maß gegangen seien (vgl. auch: „Sie hat zwiefältiges empfangen um alle ihre Sünde"). Ueber dem allen aber werde göttliche Weisheit und göttliche Macht triumphieren.

Der Gottesknecht von Jesaia 53 ist uns der Gekreuzigte, und das Ineinander im Kreuz von menschlicher Gewalttat und Gottes Fügung, von Zorn und Gnade, von Schuld und Versöhnung, von Leid und Leidesfrucht, von Gottverlassenheit und Gottesfriede, von Sterben und Leben, von Hoffnungslosigkeit und Siegeszuversicht macht es zur Zufluchtsstätte zu den Zeiten, wo Gottes und der Menschen Hand sich schwer der Volksseele auflegt.

So ist das vorliegende Buch eine zeitgemäße Frucht. Der Verfasser, Lizentiat B. Steffen, will in ihm nicht nur seine Anschauung von der Lehre vom Kreuz darlegen, sondern auch dartun, daß das Kreuz der Zentralgedanke sein sollte, der die ganze dogmatische Theologie beherrscht. Er beansprucht übrigens für seine Versöhungslehre nicht Originalität, sondern gibt im Wesentlichen die Ansichten des bekannten † Hallenser Theologen M. Kaehler wieder. Kaehler hat dieselben in seiner Schrift: „Zur Lehre von der Versöhnung," niedergelegt. Sie unterscheiden sich nicht wesentlich von denen anderer positiven Theologen. St. hebt einen Punkt hervor, der mehr Kaehler eigentümlich ist. Bei der Frage der Versöhnung fragt man billig: Wer wird versöhnt? Die alte Theologie sagte: Gott; die moderne Theologie: Der Mensch. K. sagt (nach 2. Kor. 5, 19): Die **Welt.** Natürlich kann es sich bei diesem Begriff der Versöhnung nicht um eine Veränderung der Gesinnung, um ein Freundlichstimmen handeln, denn die Welt, die versöhnt wird durch Christi Tod, weiß ja nichts davon. Es handelt sich bloß um eine Veränderung ihres Verhältnisses zu Gott. Gott setzt sie durch den Tod Christi zu sich in ein Verhältnis, wo er ihr seine Freundlichkeit, seine Gnade zuwendet. Auch wäre es falsch zu denken, daß Gott die Welt vorher gehaßt habe und sie nun liebe, denn nach Joh. 3, 16 ist ja die Sendung seines Sohnes gerade ein Ausfluß und Beweis seiner Liebe zur Welt. Was St. wichtig erscheint an dieser Formulierung des Versöhnungsverhältnisses ist dies, daß Gott durch seine Versöhnung der Welt, nicht einzelnen Individuen, der ganzen Menschheit eine andere Stellung gegeben, also in das geschichtliche Leben der Welt mit einer Tatsache eingetreten sei, die sie aufs tiefste und weiteste berühren, ja im Laufe der Entwicklung zu einer ganz andern Welt, nämlich einer christlichen, machen müsse. Wir werden die Bedeutsamkeit dieses Gedankens anerkennen, obwohl es ja, von Augustin und Calvin und ihren Gläubigen abgesehen, schon seit lange festgestanden, daß die Erlösung für die ganze Welt sei. Nur die Betonung, daß Gott die Heilstatsachen des Lebens Jesu in die Geschichte der Menschheit verankert habe und zwar so, daß sie nie mehr herausgerissen werden können, ist K.s Verdienst.

Der Verfasser behandelt nun die Kaehlerschen Gedanken unter den drei Gesichtspunkten: Das Kreuz als Strafleiden, als Opfer, als Siegestat. Er bekennt sich in der Tat zu der Lehre, die für viele ein grober Anstoß ist, daß Christus die Strafe und den Zorn Gottes getragen habe, aber natürlich nicht die Strafe für eigene Sünde, sondern als Stellvertreter für die anderen. Es wird von manchen behauptet, daß es unsittlich sei, einen Unschuldigen zu strafen für die Schuldigen. Doch wenn dieser Unschuldige freiwillig und

aus guten Gründen die Strafe auf sich nimmt, die andere nicht tragen können, ohne zu Grunde zu gehen, so ist nicht abzusehen, warum das unsittlich sein sollte. Stellvertretendes Leiden und Sterben hat es im letzten Krieg millionenfach gegeben, und zwar haben die verhältnismäßig Unschuldigen oder ganz Unschuldigen für die eigentlich Schuldigen gelitten. Und hätten sie vorher gewußt, daß ihre Staatslenker schuldig gewesen wären, so wären sie doch in Kampf und Tod gegangen — um der Sache ihres Vaterlandes willen. Um dieses, menschlich gesprochen, höchsten Gutes willen erlitten viele die Strafe, die andern, nämlich den meist Schuldigen, gebührt hätte.

Es fragt sich nur: Warum mußte Christus die Strafe für die Sünder leiden, warum konnte Gott nicht ohne das vergeben? Diese Frage hat die Theologie von Anfang an bewegt. Die alte Kirche gab die Antwort: Sein Tod ist das Lösegeld an Satan, dem die sündige Welt untergeben ist. Die Schrift sagt das nie. Wohl erlöste Christus uns von der Macht der Finsternis, aber nicht zahlt er dem Teufel das Lösegeld. Anselm in seiner Schrift: „Cur Deus homo," legte den Grund zu der orthodoxen Versöhnungstheorie. Durch die Sünde ist Gott in seiner Ehre geschädigt. Dafür muß Satisfaktion geleistet werden. Der Mensch kann es nicht, denn er ist sündig, schuldet Gott allen Gehorsam und kann nicht noch einen Ueberschuß für andere erwerben. Daher tut Christus es, indem er Mensch wird und durch seinen vollkommenen Gehorsam und sein Leiden und Sterben ein Ueberverdienst erwirbt, das den Menschen zugute kommt, indem es Gottes beleidigte Ehre wiederherstellt und so den Menschen einen gnädigen Gott verschafft.

Die protestantische Lehre fordert den Tod Christi in ähnlicher Weise, weil die Sünde als Uebertretung des göttlichen Willens Strafe erheischt. Der Mensch könnte dieselbe nur erleiden in ewiger Verdammnis. Daher tritt Christus für ihn ein. Durch seinen Tod erleidet er die Strafe, welche auf die Sünde gesetzt ist. Weil er selbst sündlos ist, leidet er für andere; weil er Gottes Sohn ist, ist er imstande, alle göttlichen Zornesfluten, sowie allen Anprall des bösen Feindes zu ertragen ohne zu versinken. Nun aber Gottes Gerechtigkeit Genüge getan ist, kann sich seine Liebe erweisen gegen die Menschen. Seinem gehorsamen Sohne schuldet er die Auferweckung und den Gläubigen Vergebung und neues Leben.

Es ist offenbar, daß die Grundlinien dieser altorthodoxen Lehre noch heute feststehen. Sie finden sich auch bei K. „Jesu sühnendes Strafleiden besteht in der Erleidung des Todes als der Sünde Sold, als von Gott geordneter Folge der Sünde" (d. i. in Folge göttlicher Gerechtigkeit). „Die bürgende Vertretung muß einen Ersatz (das „Aequivalent," bei Anselm) der für den Sünder unmöglichen Schuldabstattung leisten; aber nicht einen Ersatz, der die Hingabe des eigenen Willens an Gott überflüssig, sondern einen solchen, der sie möglich macht."

Der Beitrag, den die moderne Theologie zu diesem alten feststehenden Bestens macht, ist hauptsächlich darin zu suchen, wie sie den Gedanken der Stellvertretung anthropologisch begründet und dem sozialen Bewußtsein unserer Zeit annehmbar macht. Merkwürdig, daß schon Paulus in seiner Theorie vom ersten und zweiten Adam (Röm. 5) diese Lösung tiefsinnig erschaut und vorweg genommen hat. Ritschl folgt diesem Gedanken in seiner Idee von der „inklusiven" Vertretung Jesu (J. „identifiziert sich mit der sündi-

gen Menschheit"), von der St. viel hält, die er aber als bekannt voraussetzt und nicht genügend deutlich macht. Nach unserer Ansicht wäre der Begriff der „Solidarität" besser geeignet als der der inklusiven Vertretung, um die Stellung des Erlösers zu uns und die Möglichkeit seines Wirkens für uns anschaulich zu machen. Der Schrift und Christo ist die Menschheit ein Ganzes, ein Organismus. Wer in sie eintritt, tritt in ihren ganzen organischen Zusammenhang ein. Adam ist das Haupt der alten Menschheit. Mit ihm hängt sie durch Abstammung gliedlich zusammen. Was sein ist, vererbt sich auf sie. Christus wird auf besondere Weise in die alte Menschheit eingesenkt, um der Anfänger einer neuen Menschheit zu werden. Er begibt sich in ihre Sünde und Schuld, d. i. in organischen Zusammenhang mit derselben. Die Sünde der Menschheit, nicht Israels allein (s. Pontius Pilatus als Vertreter der Heiden), kommt an ihm zur Zusammenfassung und vollen Ausreifung. Sie wird gestraft an seinem Leibe („er ist für uns zur Sünde gemacht") mit dem Tod. Aber da der Vertreter selbst sündlos und ein Heiliger Gottes (Act. 2, 21) war, so kann er nicht im Tode bleiben. Er wird auferweckt und das Haupt einer erlösten Menschheit. Der Tod Jesu war nötig, um Gottes Gerechtigkeit willen, er war auch nötig um der Menschen willen, um den Ernst des göttlichen Gerichts über die Sünde, sowie die Größe seiner Liebe dauernd zu bezeugen.

Bei der Besprechung des Todes Christi als eines **Opfers** sagt der Verfasser, es sei nicht nur eine geschichtliche und eine sittliche Tat gewesen, sondern auch eine **kultische,** denn das Opfer sei eine kultische Handlung. Das ist freilich wahr, aber es empfiehlt sich doch nicht, diese Bezeichnung anzunehmen und sie mit den beiden andern auf eine Stufe zu setzen. Denn im Wesen der kultischen Handlung liegt es, daß sie wiederholt wird, das Opfer Jesu aber ist ein einmaliges. Auch hat die ganze Anschauung etwas Künstliches und Schematisches. Besser wäre es gewesen, den Tod Jesu als Opfer unter den Begriff der Stellvertretung zu subsumieren. Denn von den vielen Gesichtspunkten, unter welche das alttestamentliche Opfer gestellt wird, ist der der Stellvertretung, der besonders im Sünd- und Schuldopfer hervortritt, der wichtigste für das Opfer Jesu. Durch das stellvertretende Tragen der Sünde und ihrer Strafe wird die Sünde gesühnt und dadurch die Gemeinschaft mit Gott, das Bundesverhältnis, die „Tischgemeinschaft" mit Gott — welche Gedanken in den andern Opfern des Alten Testaments ausgedrückt werden — ermöglicht. Alle Gedanken und Zwecke, die im alttestamentlichen Opfer sinnbildlich dargestellt werden, finden im Opfer Jesu ihre Erfüllung und kommen damit zum Abschluß.

Hier hätte darauf hingewiesen werden können, daß an die Stelle des alttestamentlichen Opfers im kultischen Leben der Gemeinde im Neuen Testament das **Sakrament des Altars** tritt. Wie im Alten Testament nach dem Hebräerbrief im Versöhnungsopfer ein jährliches Gedächtnis an die Sünde und eine Vorwegnahme ihrer Vergebung im Hinblick auf die — noch kommende — Versöhnung geschieht, Hebr. 10, 3, so im Neuen Testament in jeder Abendmahlsfeier ein Gedächtnis der Vergebung der Sünde in dem vollendeten Opfer Christi. Das Kreuz Jesu kann selbst als ein Sakrament angesehen werden. Ist ein Sakrament der äußerlich sinnliche Akt oder Ausdruck einer geistlichen Gabe, so war das Kreuz die sinnenfällige Darstellung der großen Tatsache der göttlichen Sühne für menschliche Sünde. Im Abend-

mahl haben wir die in sinnliche Zeichen gesetzte Predigt und Darbietung der Erlösung in Christo.

Im dritten Hauptteil will der Verfasser „den Geist des Gekreuzigten zum Prinzip der Dogmatik“ machen. Er hätte besser sagen sollen „die Lehre vom Kreuz,“ denn des Geistes des Gekreuzigten kann man nicht so habhaft werden, daß er zum Prinzip der Dogmatik gemacht werden könnte. Auch selbst der Versuch, die Lehre vom Kreuz zum Grundgedanken zu machen, würde zu Einseitigkeiten führen. Sie führt zu gewaltsamen Vorstellungen und Folgerungen, wie z. B. wenn St. sagt: „Zu glauben, daß die **unversöhnte** Welt von Gott geschaffen sei, ist widersinnig. Niemals behauptet die Schrift diesen Widersinn.“ Und doch ist es Tatsache. Adam war noch nicht versöhnt, als er geschaffen war. Und wenn auch über der Menschheitsgeschichte sich der Bogen des Friedens wölbt, so war sie doch da, ehe der „Friede“ (Eph. 2, 14) da war. Jede zu scharf betonte These führt zu Uebertreibungen, wie z. B. auch der hartnäckig durchgeführte Versuch E. Schaeders in seiner „Theozentrischen Theologie“ (in unserm Buch öfters erwähnt), auf Gott alles und auf den Menschen nichts zurückzuführen. So völlig verrannt ist Sch. in diese Idee, daß er an einer Stelle sagt: „Der Christus der Schrift hat nicht unsere Rettung als letztes maßgebendes Ziel!“ Also es kam ihm hauptsächlich auf Gottes Ehre an; daß wir erlöst wurden, war nur ein „Byproduct.“ Man kann so etwas nur verstehen auf Grund des Hegelschen Gesetzes von der These und Antithese. In diesem Fall ist Schäders Theozentrische Theologie die Antithese zur anthropozentrischen Theologie der Modernen, und es läge uns ob, die Synthese, die Versöhnung der Gegensätze, zu suchen.

Aber abgesehen davon sollte der Grundgedanke der Theologie die „Gründung des Reiches Gottes auf Erden“ sein. Dazu ist das Kreuz das Mittel, es ist aber nicht der Zweck. Das Soziale, das unserer Zeit so wichtig ist, kommt bei St. gar nicht zu seinem Recht, obwohl er an der Kählerschen Idee der Versöhnung „der Welt“ eine so schöne Basis dazu haben würde. Weiter als bis zur Kirche zieht er seine Kreise nicht.

Das Buch schließt mit dem so wichtigen Schriftbeweis, namentlich aus dem Hebräerbrief, Petrus, Paulus und den Evangelien genommen.

Es ist eine treffliche Darlegung der Zentrallehre unsers christlichen Glaubens. Alle einschlägigen Schriften und Theorien werden angezogen und gewürdigt. Was in den letzten Jahren in Predigt und theologischen Erörterungen darüber veröffentlicht ist, wird in das rechte Licht gestellt. Nie drängt sich die Zeitgeschichte über Gebühr hervor, aber im Hintergrund liegt immer die große Tragödie des Weltkriegs, die mit ihrer Wucht die Seele belastet. Auch dies Gottesgericht wird unter das Licht des Kreuzes gerückt, und wie wir hinter Golgatha Gottes Gnadenwillen wissen, der aus Gericht Gnade und aus Tod Leben bringt, so liegt auch hinter dem Dunkel dieser Zeit der göttliche Erziehungsplan verborgen: „Alle Züchtigung, wenn sie da ist, ist sie nicht Freude, sondern Traurigkeit. Aber hernach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind.“

Das Buch wird allen Lesern aufs wärmste empfohlen. Die geringe Ausgabe wird dem aufmerksamen Leser sich reichlich lohnen. Zum Verständnis der Passion und zum Studium in der Passionszeit — dieser oder der nächstjährigen — wird man nicht leicht etwas Besseres finden.

᪥ Magazin ᪥
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 23. Band. St. Louis, Mo. Mai 1921.

Worüber soll ich predigen?

Referat von H. Kamphausen, verlesen vor der Lake Shore (Ohio)-Pastoralkonferenz.

Die Frage: Worüber soll ich predigen? wiederholt sich für den Pastor wenigstens 52mal das Jahr und für manche doppelt so viel. Sie ist also in der Tat eine brennende Frage für ihn, und man muß sich verwundern, daß sie in theologischen Blättern nicht öfter gestellt und eine Antwort für sie gesucht wird. Der Grund liegt zum Teil darin, daß die Kanzel viel von ihrer zentralen Stellung im Leben des Pastors eingebüßt hat. Spurgeon sagte seiner Zeit: „Die Kanzel ist der Thron des Predigers. Wenn er da nicht sein Allerbestes leistet, so sollte er abdanken." Aber so denken viele heutzutage nicht. Wenn das Maß ihrer Vorbereitung auf die Predigt zugleich der Maßstab ihrer Wertschätzung derselben ist, so darf man sagen, daß sie sehr gering von ihr denken. Ein Bruder, den wir am Samstagabend fragten, wie weit er mit seiner Predigt sei, antwortete, er sei sich noch nicht über den Text schlüssig geworden. Er war so sehr mit anderer Arbeit beschäftigt, daß die ganze Woche vergangen war, ehe er auch nur einen Gegenstand gefunden hatte. Er war ein Mann, dem die Vielgeschäftigkeit seines Amtes viel von der Tiefe und Kraft seines geistlichen Lebens genommen hatte. Wo es aber an geistlichem Leben fehlt, da wird es die Kanzel gar bald fühlen. Wiederum gibt es auch solche, die, vielleicht an kleinen Gemeinden stehend, nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit tun sollen und die ganze Woche planlos umherlaufen. Ihr zerfahrener Sinn ist dann nicht imstande, die zur Predigtarbeit nötige Sammlung und Konzentration zu gewinnen. Ohne Zweifel wird hier und da einer von ihnen durch das Wort des Herrn vom „faulen und unnützen Knecht" so getroffen, daß er in sich geht und sich bessert, ehe es zu spät ist.

Ein anderer Grund, warum viele Pastoren sich nicht über das: Worüber soll ich predigen? viel graue Haaren wachsen lassen, ist der, daß sie sich einfach an die **Perikopen** halten. Es ist vielleicht schwer

festzustellen, ein wie großer Prozentsatz unserer Amtsbrüder sich auf diesem Wege der Schwierigkeit der Textwahl entzieht. Es ist aber anzunehmen, daß die Zahl derselben nicht gering ist. Zwar kann man nicht alle Jahre an derselben Gemeinde über dasselbe Evangelium predigen. Auch werden nur wenige sich entschließen können, ein ganzes Jahr über die Epistel des jeweiligen Sonntags zu predigen. Wir würden wenigstens diejenigen Gemeinden bedauern, welche ein volles Jahr auf eine solche Speise gesetzt würden. Hieß doch im Volksmund das Jahr, wo die Episteln durchgenommen wurden, ein „Hungerjahr." Aber es gibt ja verschiedene Perikopenreihen, nicht nur die sog. „Eisenacher," sondern auch die der verschiedenen Landeskirchen (siehe die Listen in „Pfennigsdorffs' Perikopen"). Dieselben bieten auch Texte aus dem Alten Testament und aus der Apostelgeschichte. Es steht dem Prediger also eine ziemlich reiche Auswahl zur Verfügung, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sich herausstellte, daß die große Mehrzahl evangelischer Pastoren sich in ihrer Textwahl auf die eine oder andere Weise von den Perikopen leiten ließe. Zu irgend einer Zeit hat sich wohl jeder von uns willig und dankbar dieser natürlich darbietenden Hilfe bedient.

Beim Gebrauch der Perikopen kann man sich auf die Dauer der Frage nicht entziehen: Stehen die einzelnen Lektionen in einem **inneren Zusammenhang?** Ist ein Fortschritt der Gedanken in ihnen wahrnehmbar? Spiegeln sie in ihrem Verlauf das Ganze der christlichen Lehre zweckentsprechend wieder? Bei den Perikopen der festlichen Hälfte des Kirchenjahres kann man diese Frage im allgemeinen bejahen. Etwas anders ist es mit denen der festlosen Hälfte, also der Trinitatissonntage. Wir haben diesen Punkt schon einmal, allerdings vor langen Jahren (Novembernummer 1899), berührt. Dr. Nebe in seinem dreibändigen, empfehlenswerten Werk über die evangelischen Perikopen hat versucht, die planmäßige Anlage der Schriftlektionen auch der Trinitatiszeit darzutun. Er sagt, sie sind einzuteilen in dreimal neun Sonntage, von denen die ersten neun von den leiblichen Gaben handeln, die zweiten neun von den geistlichen Gaben und die letzten neun von der Zubereitung auf das letzte Ende. Es kann ein jeder die Perikopen daraufhin durchsehen, und er wird zu der Ueberzeugung kommen, glauben wir, daß Nebes Versuch mißglückt ist. Die meisten Neueren haben auch ganz anders geurteilt. Wer den Artikel „Perikopen" in Herzogs Realencyklopädie durchliest, der wird einsehen, daß bei der wechselvollen Geschichte der Perikopeneinrichtung ein einheitlicher Plan nicht wohl bewahrt werden konnte. Wir hatten seiner Zeit der Meinung Ausdruck gegeben, daß der heil. Hieronymus der Vater der Perikopensammlungen gewesen sei, weil ihm der sog. „Comes" (erste Perikopenreihe) zugeschrieben wurde. Neuerdings ist ihm aber dieser Ruhm genommen worden, und es gilt als fest-

stehend, daß der „Comes (von unbekannter Herkunft) zu Karls des Großen Zeit, mit Zusätzen versehen, in die Kirche eingeführt wurde. Luther hat an demselben dann später unbedeutende Veränderungen vorgenommmen, und so ist dies Perikopensystem bis auf unsere Zeiten gekommen. Schon sein hohes Alter nötigt uns, es mit Respekt zu behandeln. Wenn man auch nicht sagen kann, daß die darin enthaltenen Geschichten und Episteln ein allseitiges und ausreichendes Bild christlicher Lehre darbieten, so ist doch so viel treffliches Material darin, und ist es auch mit dem Leben und Glauben der Gemeinde so verwachsen, daß der Prediger nicht umhin kann, auch in seinen Texten darauf gebührende Rücksicht zu nehmen. Genügen lassen kann er sich daran nicht, noch weniger sich knechtisch daran binden, denn, weil es meist in der katholischen Kirche entstanden ist, tut es der protestantischen Lehre nicht volle Gerechtigkeit, noch kommen die vielfach anderen Bedürfnisse unserer modernen Zeit darin zur Geltung.

Wir haben vorhin die Meinung geäußert, daß bei der Mehrzahl unserer Pastoren die Perikope des Sonntags auf die Textwahl einen nicht geringen Einfluß ausübt. Das mag in vielen Fällen aus Bequemlichkeitsrücksichten geschehen. Es spielen dabei aber auch andere Gründe mit, wenn auch vielleicht vielfach unbewußter Weise. Man hat das begründete Gefühl, daß der Gottesdienst eine Einheit sein sollte. In der Mitte steht das Thema der Predigt, und Gesänge, Gebete und Schriftverlesung sollen dazu in harmonische Beziehung treten. Auf diese Weise erzielt man den größten Eindruck. Der Hauptgegenstand der Verkündigung (the "message" of the day) hebt sich von allen Nebensächlichkeiten ab und prägt sich auf mannigfache Weise dem Sinn und Gemüt ein.

Zu gleicher Zeit herrscht bei uns aber **kein Perikopenzwang.** Der Pastor hat volle Freiheit bezüglich des Gegenstandes, über den er predigen will. Weder die Gemeinde noch die Kirche legen ihm durch bestimmte Vorschriften oder feststehende Sitten irgend welche drückende Fesseln an. Fühlt er sich doch irgendwie gebunden, so liegt dies in den Umständen, auf die er als verständiger Mann vernünftige Rücksicht nimmt. In der festlichen Hälfte des Kirchenjahres ist diese Gebundenheit größer als in der festlosen. Es ist hier, vor Pastoren der Evangelischen Kirche, nicht nötig, die Nützlichkeit der Einrichtung und Beobachtung des Kirchenjahres zu beweisen. Insonderheit die erste Hälfte, von Advent bis Pfingsten, hat sich durch die Jahrhunderte hindurch so tief in das Bewußtsein der Kirche eingegraben, daß der ein Tor sein würde, der daran rütteln wollte. Sie ist durch die Rücksicht auf die Feste bestimmt, welche die großen Heilstatsachen aus dem Leben des Herrn immer wieder vor die Augen der Gemeinde rücken. In ihr wird das Fundament aufgezeigt, auf welchem das Gebäude der christlichen Kirche ruht. Ihre fortgesetzte Feier hat das Heilswerk

des Herrn von seiner Fleischwerdung bis zu seiner Thronbesteigung im Glaubensleben der Gemeinde so tief verankert, daß die Wogen des Zeitgeistes sich vergebens daran brechen. An ihr haben wir auch einen Schutzwall dagegen, daß die Predigt zur bloßen Morallehre werde, oder daß die Gemeinde von den subjektiven Einfällen und Gefühlen des Predigers allein abhängig sei.

In der Trinitatiszeit dagegen macht sich bei dem Pastor das Gefühl seiner evangelischen Freiheit und der Notwendigkeit eigenen Handelns bald stark geltend. Es fehlt hier die klare Gliederung der ersten Hälfte. Es fehlen die großen Höhepunkte, an denen man sich orientieren kann, und zu denen man die Gemeinde planvoll hinleitet. Wenn er die Reihe der Texte überschaut und nach dem Grunde ihrer Auswahl fragt, so ist derselbe oft nicht ersichtlich. Genaue Kenntnis der Perikopengeschichte möchte hier und da einen wertvollen Fingerzeig geben, aber im ganzen scheint die Willkür beträchtlichen Spielraum gehabt zu haben. Auch erwartet die Gemeinde an einem bestimmten Trinitatissonntage nicht einen bestimmten Text. Eine Ausnahme machen der Reformationssonntag und etwa die letzten Sonntage des Kirchenjahres, an welchen es Sitte und natürlich ist, sich mit den „letzten Dingen" zu beschäftigen.

Wie wird er nun zu Werke gehen? Nachdem er, sagen wir ein oder zwei Jahre, regelmäßig über die Perikopen gepredigt und seinen Flügeln Festigkeit gegeben hat, fühlt er vielleicht das Bedürfnis nach einem **eigenen Plan**. Er ist sich dessen bewußt, daß die Predigt und Textwahl nicht jedes Mal bloß ein Ausfluß seiner augenblicklichen Stimmung sein sollte, denn er weiß, er hat auf die Bedürfnisse seiner Gemeinde Rücksicht zu nehmen und zugleich das Ganze der christlichen Lehre allseitig zu beleuchten. Er sucht nach leitenden Gesichtspunkten und findet die Aufgabe nicht gering. Nach unserer eigenen Erfahrung würden wir ihm entschieden abraten, einen Predigtplan für die ganze Trinitatiszeit zu entwerfen. Denn erstens würde er in dem Falle auf die Perikopen des Sonntags überhaupt keine Rücksicht nehmen, was ein Mißbrauch der evangelischen Freiheit wäre, und zweitens würde er sich eine Zwangsjacke anlegen, von der er vielleicht schon nach wenig Sonntagen von Herzen gern los sein möchte. Machen wir doch zuweilen die Beobachtung, daß ein Pastor eine kürzere Serie von Predigten plant und **ankündigt** (immer mißlich) und dann die Sache leid wird, ehe er zu Ende gekommen ist. Unserer schnellebigen Zeit fehlt die Geduld unserer Väter, und unser zeitunglesendes Publikum verlangt oft in der Predigt einen Wiederhall der Zeitereignisse oder eine Beleuchtung derselben im Lichte des Wortes zu finden. Dies steht lang vorher bestimmten Predigtplänen im Wege und fordert selbst bei bescheidenen Plänen die nötige Dehnbarkeit und Anpassungsfähigkeit.

Darum wird es auch kaum ratsam sein, einen Kursus von Predigten über **ganze Bücher** der Bibel zu halten. Es ist das von deutschen Predigern oft getan worden (Besser, Koegel, K. Gerok etc.), aber wohl meist nur in Bibelstunden. Wir haben keine Bibelstunden (von Ausnahmen abgesehen). Im Morgengottesdienst könnten wir aber nicht Sonntag für Sonntag über dasselbe Buch predigen und im Abendgottesdienst noch weniger. Auch würde die Predigt in dem Falle mehr eine Homilie sein, eine einfache Auslegung der Stelle Vers für Vers, und dafür scheinen wenig Gemeinden Geschmack zu haben. Unsere Predigten sind zwar im allgemeinen immer noch mehr Bibelauslegung als die unserer englischen Brüder, welche den meist ganz kurzen Text nur als einen Haken gebrauchen, um ihre Aeußerungen daran zu hängen, aber für bloße populäre Bibelkommentare sind unsere Gemeinden auch nicht zu haben.

Unter obwaltenden Umständen scheint es das Ratsamste, sich durch einen Plan nur für eine beschränkte Anzahl von Sonntagen fest zu legen. So predigen denn manche über gewisse Abschnitte der Schrift, die in innerem Zusammenhang stehen, wie die Seligpreisungen, das Unser Vater, die Gleichnisse vom Reiche Gottes (Matth. 13), die Bergpredigt, die sieben Sendschreiben, die zehn Gebote. Ein anderer sehr empfehlenswerter Plan ist der, die einzelnen Teile des christlichen Lehrgebäudes in zusammenhängenden Predigten der Betrachtung zu unterziehen. Es ist ja ohne Zweifel richtig, daß unsere Zeit **lehrhaften Predigten** nicht so zugänglich ist wie eine frühere. Bei den Lutheranern ist die Lehrpredigt noch sehr gebräuchlich und bei manchen Sekten solche über die speziellen Glaubensartikel ihrer Gemeinschaft. Doch aufs Ganze gesehen ist sie fast ganz in Wegfall und Mißkredit gekommen. Damit ist die Kirche in ein falsches Extrem gefallen. Wir können der heilsamen Lehre nicht entraten. In der Festzeit läßt sie sich sowieso nicht beiseite schieben, doch erscheint sie dort im Gewande der historischen Tatsache. In der Trinitatiszeit wird sie sich an Kerntexte anschließen müssen. Was ihr da an Lebendigkeit durch das Fehlen des Geschichtlichen abgeht, muß durch die Lebendigkeit der Darstellung ersetzt werden. Trockene Darlegungen, die an eine theologische Dogmatik erinnern, würden wenig Eindruck machen. Abstrakte Spekulationen würden nicht verstanden noch gewürdigt werden. Wenn aber der Zusammenhang mit dem Leben gewahrt und gezeigt wird, wie jede Lehre nur ein Stück christlicher Erfahrung ist, und jeder einzelne den Weg solcher Erfahrung gehen muß und kann, so gestaltet sich die Sache wesentlich anders. Wer solche Materien in populärer Weise behandelt, aus persönlicher Ueberzeugung heraus und mit dem Bildwerk passender Illustration versehen, der wird sehen, daß sein Wort einschlägt und zündet.

Auf diese Weise lassen sich Predigten über den „Heilsweg" hal-

ten mit seinen sechs Stufen: Berufung, Erleuchtung, Buße, Glaube, Rechtfertigung, Heiligung. Oder man kann bei passender Gelegenheit über die Gnadenmittel reden. In einer Reihe von Predigten rede man über das Wort Gottes, seinen Ursprung, seine Kraft, seine Wirkung, seinen Einfluß in der Geschichte der Kirche, seinen Wert in der Trübsal, seine Auskunft über die höchsten und tiefsten Fragen dieses Lebens und des zukünftigen. Der Gegenstand ist beinah unerschöpflich. Predigten über die Sakramente sind zu Zeiten nützlich und erwünscht. Ueber das Gebet werden wir oft predigen, und es sollte leicht sein, darüber immer Gutes und Ermunterndes zu sagen.

Manche haben Predigten über das christliche Glaubensbekenntnis gehalten unter Zugrundelegung von Schrifttexten. So hat z. B. L. Schneller das getan und in seinem „Credo" dieselben veröffentlicht. Es ist das Beste, das wir darüber gelesen haben. Natürlich das ist ein ziemlich weitschichtiger Plan und verlangt viele Predigten. Vielleicht sollten die einzelnen Teile desselben zu verschiedenen Teilen des Kirchenjahres behandelt werden, der zweite in der Festzeit, der erste und dritte in der festlosen.

Beim Glaubensbekenntnis handelt es sich hauptsächlich um Heilsschaffung. Die Heilsaneignung kommt dort zu kurz. Zwar ist sie ausgesprochen in dem „Ich glaube," aber in ihren Einzelheiten kommt sie kaum zum Ausdruck. Besonders findet das neue Leben der tätigen Liebe und des Bauens des Reiches Christi hier auf Erden keine Berücksichtigung. Das ist aber heutiges Tages das große Thema.

Kein Pastor kann zu unserer Zeit ganz **ohne soziale** Predigten auskommen. Dafür geben die Perikopen wenig Anlaß und Handhabe. Zwar ist die Religion Christi ihrem Wesen nach sozialer Natur. Sie erstrebt und ermöglicht nicht nur die Rettung des Einzelnen, sondern auch des ganzen gesellschaftlichen Organismus, von welchem der einzelne ein Teil ist. Dennoch hat sich die Kirche in der Vergangenheit mehr mit individueller Seelenpflege befaßt. Der eine Punkt, wo sie stets soziale Arbeit getan hat, ist das **Familienleben.** Predigten über Eltern und Kinder, christliche Erziehung, Sonntagschule lassen sich über manche wohlbekannten Texte halten, wie z. B. die Hochzeit zu Cana, die sog. „Haustafeln" in den Briefen des Paulus und Petrus, das fünfte Gebot, Matth. 28, 20 etc. Passende Gelegenheiten dafür sind der Kindertag, „Rally Day," Anfang des Unterrichts u. a. Predigten über Hausandacht würden sich natürlich anschließen an Kol. 3, 15 und an viele Stellen aus den Psalmen.

Ein anderes Feld, wo die Kirche stets in eminentem Sinne soziale Ziele verfolgt hat, ist die **Mission.** Die Mission, die äußere und in neuerer Zeit auch die innere Mission (die letztere als Rettungsarbeit verstanden) erfahren in unseren Tagen eine Berücksichtigung wie kaum je zuvor. Die „Vorwärtsbewegung" unserer Kirche hat uns allen das

Gewissen für die Missionspflicht geschärft und höhere Ziele gesteckt. Und mit Recht, denn der Missionsgedanke durchzieht das Neue Testament vom ersten bis zum letzten Blatt. Es ist Warneck gewesen, der uns am nachdrücklichsten den Missionscharakter der Religion Christi dargetan hat. Von ihm lernt man am besten die passendsten Texte und die praktischsten Gesichtspunkte. Auch gewinnt man bei ihm die Ueberzeugung, wie ungenügend es ist, die Mission bloß bei Missionsfesten zu erwähnen, und wie nötig, sie das Jahr hindurch bei allen geeigneten Gelegenheiten zu pflegen.

Wenn wir aber an die im modernen Sinn sozialen Themata denken, den Gegensatz von **Kapital und Arbeit,** soziale Gesetzgebung zum Schutze der ökonomisch Schwachen, Gesetze über Frauen- und Kinderarbeit, Privateigentum, ob es unverletzlich sein soll oder seine Schranken hat, Millionär und Proletarier, Stadtverwaltung, Reinigung der Politik, internationale Beziehungen, so eröffnen sich uns Ausblicke über Dinge, die uns in der Vergangenheit fremd waren. Es wird hier wenig Pastoren geben, welche sich schon darüber klar sind, wie weit diese Materien von der Predigt berücksichtigt werden sollten und in welcher Weise. Es liegt uns auch fern den Anspruch zu machen, als wenn wir die Probleme gelöst hätten. Wir können nur im allgemeinen sagen, daß es uns falsch scheinen würde, wenn der Pastor sich auf ein ökonomisches System, etwa den Sozialismus, festlegen wollte und dafür von der Kanzel aus Propaganda machen. Es ist vielmehr seine Aufgabe, alle menschlichen Verhältnisse prinzipiell unter das Wort Gottes zu stellen und zu zeigen, wie alle Ordnungen auf Gerechtigkeit beruhen müssen, und wenn sie es nicht tun, einer Reform benötigen. Es ist ferner seine Aufgabe zu zeigen, daß, so notwendig auch eine Neuordnung unserer sozialen, politischen und ökonomischen Verhältnisse ist, wahre Besserung dennoch nur bei sittlicher und religiöser Neugeburt kommen kann. Seine Texte für solche Predigten wird er teils in den Reden Christi vom Reiche Gottes finden, teils in den Propheten des 8. Jahrhunderts v. Chr.: Hosea, Amos, Micha, Jesaia. Seine Sympathieen werden wie bei den Propheten auf Seite der Schwächeren sein, doch sollte er nicht zum blinden Parteimann werden. Unsere Gemeinden sind im ganzen für soziale Predigten noch wenig vorbereitet. Man sollte also langsam, mit Weisheit und Sachkunde vorgehen und seiner eigenen Schranken eingedenk sein. Wer besondere Gaben hat und einen besonderen Ruf in sich spürt, der mag ja weiter gehen und Größeres leisten. Wir machen dem Genie oder dem Propheten keine Vorschriften, wir haben nur das Gros unserer Pastoren im Auge.

Noch über manche andere Gegenstände wird der Diener des Wortes zu reden sich veranlaßt fühlen. Er wird zuweilen der Gemeinde einen Cyclus großer Männer des Alten oder Neuen Testa-

ments vorführen, indem er kritische Epochen in ihrem Leben der Betrachtung unterwirft. Er wird zu Zeiten „kräftige Irrtümer" (Irrlehren) zu bekämpfen haben; oder besondere Ereignisse in der Geschichte der Gemeinde erfordern würdige und eindringliche Behandlung. Das Leben ist mannigfaltig und vielgestaltet im 20. Jahrhundert. Es wäre nicht möglich und ist nicht nötig, hier alles Einzelne zu erwähnen. Lebt der Pastor ein volles Menschen- und insonderheit ein volles Christenleben, so braucht er nur hineinzugreifen, „und wo er's packt, da ist's interessant."

Wenn wir hier einhalten und zurückblicken, so hebt sich die Meinung heraus, die wir im Anfang aussprachen, daß es nicht weise sei, wenn sich der Pastor in seiner Textwahl ganz von dem Perikopensystem loslösen würde. Im Gegenteil halten wir dafür, daß er es als die Operations**basis** ansehen sollte, von welcher er von Zeit zu Zeit Exkursionen auf anderes Gebiet hinüber macht. Aber er sollte dann wieder zu ihr zurückkehren, denn sie ist sein Heimatland, ihm und seiner Gemeinde teuer, und er weiß dort am besten Bescheid. Er mag finden, daß es noch viel unentdeckte, dunkle Stellen in demselben gibt, und es wird ihm und seinen Hörern eine Freude sein, wenn er sie mit auf seine Entdeckungstouren nimmt und ihnen zeigt, wie groß der Reichtum und unerwartet ausgedehnt das Land des Volkes Gottes ist. Aber über dem Neuen vergißt er das Alte nicht, und es mag ihm begegnen, daß, wenn ihm der neue Wein vielleicht mal zu Kopfe steigt und ihn berauscht, die Gemeinde findet, daß „der alte besser ist." Im Zusammenhang mit den Traditionen der Väter und auf dem Mutterboden seiner eigenen Entwicklung stehend wird er nicht fehlgreifen, wenn er dem Trieb des Geistes folgend und nach dem Bedürfnis der Gemeinde hier und da ganz frische Produkte seiner Schrift- und Lebensforschung darbietet.

So kann es denn bei der Frage: Worüber soll ich predigen? nicht so schwer sein, Gegenstände in Fülle zu finden. Auch ist es möglich, sich bei der Auswahl und Anordnung derselben zurecht zu finden und nicht bloß Steckenpferdchen zu reiten und persönlichen Liebhabereien zu folgen, sondern dem überschwänglichen Inhalt christlichen Glaubens in all seinen Teilen gerecht zu werden.

Von großer Wichtigkeit ist dabei aber schließlich das Problem: Wie komme ich in die rechte Predigtstimmung, woher wird mir die so nötige Inspiration? Dafür läßt sich ein sehr gutes Mittel angeben. Wer unter dem Eindruck der gesteigerten Geistestätigkeit, wie sie die ebengehaltene Predigt hervorbringt, sich einen Text wählt, oder wenigstens im Anfang der Woche, und diesen Text als Gegenstand sinnend und brütend mit sich herumträgt, dem wird es nicht an Stimmung, noch an Gedanken, noch an Beispielen, noch an praktischen Anwendungen fehlen, am nächsten Sonntag der Gemeinde eine Predigt

zu halten, die ebenso aus dem Wort als aus dem Leben geschöpft ist, und die den Hörern für ihr eigenes Leben eine kräftige Handreichung darbietet.

Der baltische Zweig der Brüdergemeine.

Von T. Kugler.

Das eigenartige Auftreten Herrnhuts in den baltischen Landen bereitete seiner Zeit den dortigen lutherischen Pastoren neben nicht geringen Schwierigkeiten eine arge Enttäuschung, da man sich von der historischen Brüdergemeinde eine ganz andere Vorstellung gemacht hatte. In Ländern wie Deutschland, Amerika oder England bilden ja die Herrnhuter Gemeinden mit eigener Gnadenmittelverwaltung. Ihre große Diaspora wieder, ohne feste Organisation oder besondere Aufnahme in die Gemeinde, beschränkt sich auf Halten von Betstunden und Sammeln von Freunden. Dagegen das Herrnhut der Sozietäten, die in den Ostseeländern auftraten, unterschied sich von jenen Zweigen vor allem dadurch, daß seine Glieder nominell solche der lutherischen Gemeinden blieben, obwohl sie feierlich in den Brüderbund aufgenommen wurden.

Schon früher hatten Missionare der Baptisten dort Eingang gefunden und in den Städten, besonders Petersburg, hatten auch die Irvingianer Proselyten zu machen versucht. Genannte Gemeinschaften wiesen sämtlich donatistische Tendenzen auf. Sie wollten, im Gegensatz zur gemischten Landeskirche, eine Gemeinde der Heiligen bilden. Während aber von ihnen nur noch spärliche Reste sich finden, missioniert dort heute Missouri desto eifriger und bietet in seiner Lehre vom Soll und Muß des Seligwerdens der aus Gnaden Erwählten eine Art von Ersatz für jene versuchte Darstellung einer Gemeinde der Heiligen.

Bei knapp bemessenem Raum dürfen wir wohl die notwendige Bekanntschaft mit dem Ursprung der Brüdergemeinde voraussetzen. Doch erinnern wir an jene bedeutsame Versammlung ihrer Aeltesten, 1741 in London, wo man vermeinte, bei der Wahl eines neuen Vorsitzenden, durch doppelte Schriftlosung als richtig erkannt zu haben, Christus selbst wolle Spezialältester der Gemeinde sein, mit der er einen Sonderbund geschlossen. Bengel beurteilt die Brüdergemeinde gar unsanft. Nach ihm besteht sie aus einem Stück böhmischer Verfassungslehre, einem Stück Luthertums von Blut und Wunden und einer Erfindung, nämlich der auserwählten Gemeinde. Mochten aber auch bei Herrnhut die Gnadenmittel gegen die Bedeutung des Spezialbundes und des Loses zurücktreten, so sind doch schwerlich anderwärts solche Auswüchse seiner Eigenheiten zutage getreten, wie in den Ostseeprovinzen.

Dieser baltische Ableger

hatte eine eigentümliche Entwicklung. Unter den von Jena und Halle nach Livland gekommenen Geistlichen hatte nämlich einer, Pastor Grüner, Zinzendorf persönlich gekannt. Als er sich nun von dem Grafen etliche Brüder als Gemeindehelfer erbat, wurde Christian David mit zwei Gehilfen bereitwillig gesandt. Diese verheimlichten aber ihr Vorhaben und kamen bei Pastor Loder als vertriebene böhmische Brüder an. Erst als sie wegen heimlicher Zusammenkünfte und Betstunden wirklich verwiesen wurden, begaben sie sich zu Pastor Grüner. Aber auch er sah sich in ihnen getäuscht, da sie das Sammeln neuer Gemeinden dem Helferdienste vorzogen. So siedelten sie nach Wolmarshof, zur Generalin Haller, über, wo ihr Mittelpunkt blieb. Als angebliche Hauslehrer, Arbeiter oder Kinderauffeher folgten nun viele andere Emissäre nach.

Im September 1736 kam Zinzendorf selbst in Riga an, von wo er seine Bekanntschaft mit der Generalin Haller erneuerte und in Wolmar predigte. Als er in Reval predigte, war man so begeistert, daß ihm das Bischofsamt angeboten wurde. Auch auf dem Rückwege fand er und sein Plan solchen Beifall, daß noch etwa 45 Brüder nachkamen. Auf Wolmarshof wurde jetzt ein Diakonat und Lehrerseminar errichtet, sowie ein Bethaus. Es wurden auch unter Diakon Burlach so tüchtige Lehrer ausgebildet, daß die Pastoren rechte Stützen in diesen erhofften. Seit 1739 jedoch traten die Sonderabsichten stärker zutage. Den bestehenden Ordnungen zuwider, führte man an drei Orten die Herrnhuter Verfassung ein, und bald gab es zahlreiche Gemeinden, von bis zu 600 Seelen.

Neben dem Reiz des Geheimnisvollen, mit dem dort Herrnhut sich umgab, hat doch auch ein geistliches Bedürfnis die Leute zu ihm geführt. Leider aber weckten dessen Sendboten einen bedenklichen geistlichen Hochmut. Während sie ihre eigenen Anordnungen für fehlerlos hielten, erklärten sie die Kirche als ein Babel, deren Prediger für falsche Propheten und den Katechismus für schädlich, weil er den Dekalog enthalte, der dem Evangelium widerspreche. Als aber gar noch etliche sich besonderer Offenbarungen rühmten, gegen die natürlich alles übrige zurücktrat, traten immer krankhaftere Erscheinungen zutage, die gar in Zuchtlosigkeit und sittliche Ausschreitungen ausarteten. Als aber die Klagen von allen Seiten sich mehrten und gar Herrnhut wohlgesinnte Männer, wie Pastor Mickwitz in Reval, dagegen auftraten, mußte Generalsuperintendent Fischer dagegen einschreiten. Während aber die im Juni 1772 beauftragte Untersuchungskommission noch zusammentrat, kam schon eine Verordnung aus Petersburg, in der es hieß: Falls es sich so verhalte, wie dorthin berichtet sei, solle man die Bethäuser schließen. — Tatsächlich wurden dann aber zunächst nur die Versammlungen verboten, die nicht jedem offen standen. Diese Milderung hatte wohl

die Gräfin Zinzendorf erreicht, die damals gerade bei der Zarin Elisabeth weilte, um die Sache Herrnhuts zu fördern. Die Akten der tätig gewesenen Untersuchungskommission ergaben nun folgendes Resultat:

Was die Lehre der dortigen Herrnhuter betreffe, bekennen sie sich zur Augustana, nehmen aber, noch abgesehen von den andern „Tropen," eine in vielen Punkten abweichende Stellung ein, in Buße, Beichte, Glauben, Erbsünde und Gnadenmitteln. Sie verachten die zehn Gebote als ausgedroschenes Stroh, leugnen Christi Gegenwart im heil. Abendmahl und untergraben das kirchliche Lehramt, indem sie behaupten, jeder Christ habe das Recht zu lehren. Die lutherische Kirche erklärten sie darum für keine rechte Kirche, weil sie nicht aus lauter Gläubigen bestehe. — Was die Verfassung anlange, so hätten die Herrnhuter ihre eigenen Ordnungen und Zucht, auch besondere Stufen oder Klassen in ihren Gemeinden. Die erste bestehe aus solchen, die Gemeinschaft am Evangelium haben; zur zweiten gehören die im Anfang der Pflege stehen, und die dritte bilden die in die besondere Gemeinde Aufgenommenen. Die Aemter sind gegliedert in Aelteste, Prediger, Diener oder Diakonen und Arbeiter, die ihre besonderen Konferenzen halten, während die Klassen sogenannte Chorstunden haben. Ihre Gesangbücher und Liturgien sind nicht kirchlich approbiert, sie taufen die Kinder ohne Symbolum und verbinden das Abendmahl mit dem Liebesmahl und der Fußwaschung. Es sei klar, daß Herrnhut eine eigene, von der evang.-lutherischen ganz abweichende Lehre, Verfassung und Zucht habe, daß bei ihnen Religionsmengerei stattfinde und sie der lutherischen Kirche widrig gesinnt seien; sie daher als eine zu vermeidende Sekte zu behandeln seien.

Daraufhin wurde beantragt, die ausländischen Brüder des Landes zu verweisen und weitere Beziehungen zu ihnen zu versagen. In diesem Sinne wurde dann auch der Bericht abgefaßt, der im Namen der Zarin gefordert wurde, und Zinzendorf und seinen Anhängern wurde nun der Aufenthalt in Rußland versagt. Im Bemühen, für seine Person jeden Verdacht einer Teilnahme am Geschehenen abzuweisen, schrieb der Graf nach Petersburg, er habe drei Jahre keine Konnexion zu jenen Sendboten gehabt.

Hat aber die Kirche in dieser Sache gerecht gehandelt? Theodos. Harnack urteilt, die Haltung der kirchlichen Behörden sei eine ebenso milde, wie weise und feste gewesen. Auch Jul. v. Eckardt, der zugunsten Herrnhuts hervorhebt, es habe das Volk aus seiner Apathie geweckt, sagt bestätigend, das Kirchenregiment sei jenen Ausschreitungen mit Recht entgegengetreten; die Pastoren aber hätten die Sache nicht erst so weit sollen kommen lassen. Auch die Tagebücher von Pastor Mickwitz bestätigen in eigenartiger Weise diese Ansicht. Dem verkehrten Treiben der dortigen Brüder gegenüber fand weder Bitte noch Mah-

nung oder Drohung Gehör. Nachdem er aber den hitzigen Biefer vor polizeilicher Bestrafung bewahrt hatte, kamen die lieben Brüder zusammen, um ihren Freund Mickwitz tod zu beten, nur weil er ihnen geraten, Reval zeitweilig zu verlassen. Kein Wunder, wenn er schreibt: Ihr Anfang war heimlich, ihr Fortgang herrisch, das Ende Ach und Weh! — Auch dort wurden sie nämlich ausgewiesen, wie in Livland und anderwärts. Damit endet der erste Teil ihres dortigen Auftretens.

Trotz des Ukases von 1743 waren aber einzelne Sendboten im Lande geblieben, die dann 1764 von der Zarin Katharina Erlaubnis zur Ansiedlung erhielten. Während sie jetzt in Sarepta, an der Wolga, eine Kolonie gründeten, setzten sie im Gebiet der Ostsee ihre Wirksamkeit fort. In der Brüderhistorie von 1793 heißt es, hier habe das Werk Gottes schon viele Jahre gesegneten Erfolg gehabt, und im Jahre 1818: Schon über 80 Jahre werde das Werk des Herrn unter Letten und Esthen getrieben, das zur Zeit aus 144 Gemeinschaften, mit über 31,000 Personen bestehe. Von der Ostsee bis an die russische Grenze und von Narva bis zur Düna erstrecke sich das Netz ihrer Arbeit, an dem 44 Deutsche und 1000 nationale Arbeiter zögen.

Somit erfreute sich die Sozietät bereits eines ergiebigen Wachstums, als am 21. Oktober 1817 jenes Gnadenmanifest Alexanders 1. erschien, das die Wirksamkeit Herrnhuts sanktionierte. Speziell wurde darin bestimmt, daß die Brüder Versammlungen halten dürften, die aber durchaus offen und nicht zur Zeit kirchlicher Gottesdienste stattfinden sollten. Dadurch fühlten sich nun die Sendboten wieder sicher und gerieten leider wieder in ihr altes Fahrwasser und kirchenfeindliches Treiben hinein; wobei es notwendigerweise wieder zu Konflikten kommen mußte. Da aber die merkwürdige Einrichtung der dortigen Sozietäten die Wurzel dafür bildet, sei hier folgendes voraus geschickt über

Die Einrichtung der Gemeinden.

Dieselbe ist darin eigenartig, daß ihre Glieder zugleich solche in der Landeskirche bleiben, Herrnhut aber als ihre engere Gemeinschaft ansehen. Zunächst zwar gehören die Neueingetretenen, Wartende genannt, nur in den ersten Kreis und besuchen die allen offenen Stunden. Dabei werden kirchlich approbierte Bücher benutzt und an die verlesene Predigt Ermahnungen geknüpft. Die Bewährten werden dem Diakon vorgestellt, der über sie das Los befragt. Die Erkorenen werden dem Bethausvorsteher zugewiesen und unter dem Gesang: „Nun nimmt euch die Gemeinde ein,“ findet ein feierlicher Akt der Aufnahme statt, bei dem der Handschlag zu unbedingtem Gehorsam und Geheimhaltung verpflichtet. Während die öffentlichen Stunden das Netz zur Erlangung neuer Glieder bilden, hält der zweite, innere Kreis geschlossene Versammlungen, die zweite Stunde genannt. Hier haben nur Aufgenom-

mene Zutritt und nur der Brüder Liturgie und Gesangbuch werden benutzt. An die Predigt schließen sich freie Vorträge und Gebete an, denen allen, trotz spezieller Erwählung der Gemeinde, ein klagender, weinerlicher Ton anhaftete.

Als Hauptmittel spezieller Seelsorge dient besonders die Chorordnung. Es gibt einen solchen der Eheleute, der Verwitweten, sowie der ledigen Brüder und Schwestern. Auch diese Gruppen haben ihre besonderen Stunden und ihre besonderen Feste und Danktage; besonders dient der 13. Oktober zur Erinnerung jenes Ereignisses von 1741 in London.

Auch die Arbeiter haben ihre eigenen Stunden und werden das kleine Häuflein genannt. Eine noch höhere Klasse bildet das Kollegium der Helfer, über welchem der Bethausvorstand steht. Diese Vorbeter und Vorsteher zusammen bilden den kleinen Rat. Die Arbeiterstunden werden meist öffentlich, in Gegenwart der beiden höheren Stände gehalten; hier wird berichtet, sowie Auftrag und Instruktion erteilt. Die monatliche Helferstunde bildet endlich die leitende und beschließende Versammlung des kleinen Rates. Von hier aus erfolgen auch die Strafen und Zuchtmittel, die in Vermahnung, Vorladung, zeitweiliger oder gänzlicher Ausschließung aus diesem Kollegium bestehen.

An der Spitze eines ganzen Bezirks steht der Diakonus, als Oberaufseher von 12—20 Gemeinschaften. Seine Hände halten das Los für alle Sozietätsangelegenheiten. Er bildet den Schlußstein des ganzen Gemeinschaftsgebäudes; doch macht sein persönlicher Einfluß sich naturgemäß in einer eigenen Gemeinde ganz besonders geltend, wo er ja auch die Andachtsstunden hält. Zu seiner Pflicht gehört das regelmäßige Besuchen der Bethäuser, in denen er dann die Vorträge hält und die Beamten der Gemeinschaften versammelt, namentlich den kleinen Rat, sowie Anweisungen und Ermahnungen erteilt; wobei er sich aber, bei ausgedehnteren Gebieten, hauptsächlich auf die Angaben der Aeltesten verlassen muß.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß ein derartiges Gemeinschaftswesen den alten Gemeinden fremdartig gegenüber stand; am meisten wohl schon durch seinen Anspruch auf besondere Erwählung, aber auch durch eine eigenartige Sprache und Bücher, Einrichtungen, Gebräuche und Feste. Zu alledem kommt noch die durchgehende Leitung durch ein unfehlbares, weil als unmittelbare Offenbarung geltendes Los. Zur Zeit seiner Blüte hat dies Institut in den baltischen Ländern seine Glieder nicht nur der Kirche entfremdet, sondern auch eheliche und Familienbande gelockert und gelöst. Wollte die Kirche ihrer Aufgabe treu bleiben, so mußte, beim Ueberhandenehmen solcher Zustände, eine

Erneute Auseinandersetzung

mit diesen Sozietäten notwendigerweise erfolgen. Bestimmte Para-

graphen eines neuen Kirchengesetzes, das 1832 erfolgte, handelten nun von der Ueberwachung separater Versammlungen. Da fragte es sich für die Kirche, ob jene auch auf die Herrnhuter Sozietäten zu beziehen seien. Da die Kirche immer noch eine schiedlich friedliche Schlichtung erwünschte, wandte sie sich an die Obrigkeit, mit der doppelten Anfrage, ob jene Paragraphen sich auch auf die Herrnhuter bezögen, und zugleich, ob solche Glieder, die es mit jenen hielten, nicht aus der Kirche ausscheiden könnten.

Daraufhin traf folgende Erklärung vom 18. April 1834 ein: 1. Die Unordnungen der Bethäuser seien zu überwachen. 2. Nur in der Brüdergemeinde rechtmäßig Ordinierte dürfen freie Vorträge halten; die übrigen nur die Schrift und vom Konsistorium approbierte Erbauungsbücher vorlesen. 3. Die Pastoren und Pröpste haben nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, die betreffenden Versammlungen möglichst oft zu besuchen und für genaue Erfüllung des Angeordneten zu sorgen. 4. Der Vorschlag der Ausscheidung der betreffenden Glieder wird zurückgewiesen, da die Herrnhuter keine getrennte Gemeinde bildeten und die Rechte des Gnadenbriefes von 1817 sich nur auf eingewanderte Glieder bezögen.

Hierdurch wurde die Autorität des Kirchengesetzes bestärkt und das Brüderinstitut unter die Aufsicht der Kirche gestellt. Auf die nachträgliche Bitte der Sozietätsagenten hin, wurden dann noch 1839 diejenigen zwölf Bethäuser ausdrücklich genannt, wo die Diakonen wohnten; in den übrigen sollten die Pastoren die Leitung haben. Nach diesen neuen Bestimmungen mußte nun die von Herrnhut geübte Separation und auch die übliche Losbefragung wegfallen. Doch ihre Leiter behielten die altgewohnten Einrichtungen bei. Nur entzogen sie ihre eigentliche Tätigkeit, soviel als möglich, den Augen der Pastoren und ließen schließlich den letzteren nur noch die Wahl, entweder in jedem einzelnen Falle klagbar zu werden oder die ganze Sache weitergehen zu lassen. Da aber keiner der beiden Wege zu einem erwünschten Ziel führen konnte, mußte der Sachverhalt den Behörden mitgeteilt werden. Daraufhin erfolgte 1844 die ministerielle Verfügung, welche den Diakonen einen strengen Verweis zukommen ließ und von ihnen allen einen Revers forderte, sich nur in ihren eigenen Bethäusern des freien Wortes zu bedienen und nichts von der Kirchenlehre Abweichendes vorzubringen. Sie wurden nun vorsichtiger und nahmen eine Zeit lang keine neuen Glieder auf, bis sie merkten, daß die Pastoren sich zu einer polizeilichen Ueberwachung der Bethäuser nicht verstehen wollten. Dann aber suchten sie durch Einlosen neuer Glieder die Brüderschaften wieder zu vermehren.

Die Protokolle aller kirchlichen Versammlungen und Konferenzen der Pastoren, schon seit 1841, bewiesen, wie die Brüdersache nicht nur

wieder im Vordergrund des allgemeinen Interesses stand, sondern auch, wie noch immer alle Vorschläge auf gütige Vermittlung oder schließlich auch jene friedliche Scheidung hinzielen, die in einer von der Landeskirche unabhängigen, eigenen Brüdergemeinde zu finden gewesen wäre.

Auf ein erneuetes Ersuchen hin, sich doch der bestimmten Ordnung fügen zu wollen, erwiderte der Sozietätsvorstand, durch seinen Presbyter: Belasse man sie nicht in ihrer alten Ordnung, so würden sie ein neues Arbeitsfeld suchen. Doch begann gerade zu jener Zeit der bekannte Abfall der dortigen Landbevölkerung zur griechischen Kirche; vergl. „Magazin," Heft 2 und 3, 1914. Da nun, um des Lockvogels reicher Landschenkungen willen, Vorsteher und Vorbeter des dortigen Herrnhuter Instituts zu den ersten der Uebergetretenen gehörten, lag es nahe, vonseiten Herrnhuts, diesen Abfall als eine Folge des auf sie ausgeübten Druckes hinzustellen. Trotzdem hielten die Pastoren an der als richtig erkannten Stellung fest und bewogen dadurch auch richtig die Sozietätsleiter zum Nachgeben und nicht zum Auswandern. Um diese Zeit wurde in jener Gegend, namentlich durch Philippis Einfluß, das kirchliche Bewußtsein wieder lebendiger. Außer dem Genannten nahm auch Theodos. Harnack an jenen Synoden von 1849—53 teil, auf welchen festgestellt wurde, daß es sich Herrnhut gegenüber um prinzipielle Differenzen handle, an deren Schlichtung auch das Volk teilnehmen solle.

Durch Konferenzen mit ihren Aeltesten und Schulmeistern machten die livländischen Pastoren hierin den Anfang und deren, im Zusammenhang damit, stark vermehrte Arbeit hatte den gesegneten Erfolg, daß die Stellung der Gemeinden zu ihnen fortan eine geklärtere und viel bessere wurde. Doch die beste Rechtfertigung für das Verhalten der baltischen Pastoren lieferten die leitenden Organe Herrnhuts selbst, als sie endlich eine durchgreifende Aenderung des Sozietätswesens für dringend nötig erachteten. Damit betreten wir, zum Schluß,

Das neuere Stadium.

Auf der Aeltestensynode von 1857 hat Herrnhut die Art seiner Wirksamkeit selbst neugeregelt. Es ließ nun jene zwei anstößigen Punkte — Aufnahme durchs Los und Separation gegen die übrige Gemeinde — fallen. Freilich hatte die Einrichtung zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß nun mit einem Schlage alles klar und einwandfrei geworden wäre. Vielleicht noch weniger als die Diakonen selbst waren die nationalen Aeltesten als Vorsteher der einzelnen Bethäuser geneigt, die neue Ordnungen eifrig einzuführen. Vielfach begnügte man sich zunächst einmal mit solchen Aenderungen, die als Ersatz der früheren Einrichtung dienen konnten. Steht auch die zweite Stunde jetzt jedem offen, so findet doch darin noch immer eine Separation statt,

daß die regelmäßigen Besucher sich bei den Aeltesten anmelden. Die Gliedschaft aber, die jetzt mehr der freien Entscheidung der Kandidaten unterliegt, wird fortan bei der abnehmenden Anzahl jener schwerlich mehr beanstandet.

Damals wurde auch ein zweites Gemeinschaftsband verfertigt, das aus neunzehn kurzgehaltenen Schriftworten besteht, die als Glaubens- und Lebensregeln dienen und jährlich mehrmals verlesen werden. Diese, die einzelnen Glieder verpflichtende, besondere Grundlage der Verbindung bildet einen Teil der Bethausinstruktion, die gleichfalls damals verfaßt und auch den Pastoren bekannt wurde. Was an Separation nun noch besteht, ist nicht mehr von der früheren schriftwidrigen Art, wo schon die Aufnahme Gnadenwahl bedeutete. Infolge der Neuordnung haben sich mit der Zeit folgende vier Gruppen baltischer Kirchspiele herausgebildet:

1. Solche, in denen das besondere Herrnhuter Institut erloschen und die Bethäuser unter ausschließlicher Leitung der Pastoren stehen. 2. Andere, in denen die alte Separation im Geheimen unverändert fortbesteht, somit die zweite Stunde als geschlossene und auch die frühere feierliche Aufnahme noch stattfindet. 3. Noch andere, in denen das Los und die geschlossene Versammlung aufgehört, dagegen die Separation noch besucht und namentlich in den höheren Stufen zum Ausdruck kommt. 4. Endlich solche, wo die Bethäuser noch in Herrnhuter Händen sind, die neuen Instruktionen aber eingehalten werden.

Seitdem 1856 den evang. Gemeinden eigene Verwaltung und Gericht verliehen wurde, fand der berechtigte Wunsch nach nationaler Selbstverwaltung schon hierin sein Genüge. Auch der Nimbus des Geheimnisvollen ist nun so ziemlich erloschen, und statt der früher verachteten Welt sah sich Herrnhut den stolzen materialistischen Weltleuten gegenüber. Obwohl, trotz aller Aenderungen, noch immer ein Ueberwachen der betreffenden Versammlungen durchaus angezeigt blieb, namentlich durch unerwartetes Besuchen vonseiten der Pastoren, wollten dieselben doch das, was die Brüdergemeinde an Brauchbarem und Gutem mehr geboten, nun auch mit allen Mitteln gesunder Arbeitsweise den Gemeinden zugute kommen lassen; vor allem eine reichere Wortverkündigung. Zur Ergänzung aber sollte eine eingehendere Seelsorge, sowie vermehrte Gemeinschaftspflege dienen, was z. B. schon Luther in seiner Vorrede zur deutschen Messe hervorhebt, als ein wesentliches Stück zur Förderung des Gemeindelebens. Auf diesem Wege entsprechender Verkündigung des Worts, treuer Einzelseelsorge und wahrhaft evangelischer Gemeinschaftspflege, hoffte man die Gefahren abzuwenden, die das Gemeindeleben bedrohten und auch die lebendigen Glieder zu ausdauernder Beharrlichkeit erstarken zu sehen. So hatte also das eigenartige Auftreten Herrnhuts in den baltischen Landen, mindestens in-

direkt, zu treuer Arbeit der bestellten Pastoren beigetragen. Zu obigem vergl. Theodos. Harnack: Die luth. Kirche Livlands und die Herrnhutische Brüdergemeinde, Erlangen, 1860; und Jul. v. Eckardt: Livland im 18. Jahrhundert, Leipzig, 1870.

Die Elmhurst Summer Training School
und ihre Bedeutung für den evangelischen Pastor.

Aus Veranlassung der Sonntagschulbehörde für das „Magazin" geschrieben von C. Schaeffer.

Die Elmhurst Sommer-Uebungsschule hat sich zu einer ungeahnten Bedeutung entwickelt. Aus geringen Anfängen und Versuchen ist sie heute zu einem Institut geworden, das sich eines nationalen Rufes erfreut, und das andere, weit größere Kirchenkörper der Nachahmung wert finden und ihren Sonntagschul-Organisationen dringend empfehlen. Wohl werden bei allerlei Konventionen und Chautaquas höchst bedeutungsvolle, wertvolle Vorträge gehalten, aber die Zuhörerschaft besteht aus Leuten, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden wollen. Sie wollen ihre Vakanz genießen und dabei auch etwas lernen. Daß dabei mancher Vortrag versäumt wird, betrachtet man als ein notwendiges Uebel. Die Leiter der Elmhurst Sommerschule räumen wohl auch dem Sport seinen Platz ein, aber das Hauptgewicht legt man auf die Teilnahme an dem Kursus und die Einhändigung gewisser Arbeiten. Aus diesem Grunde hat man sich genötigt gesehen, sogenannte Erholungsreisende abzuweisen und nur solche zu berücksichtigen, die mit der bestimmten Absicht kommen, allen Forderungen der Sommerschule, soweit als möglich, Folge zu leisten. Unter 339 Studenten, die im letzten Sommer die Schule besuchten, waren nur fünf, die nicht den ganzen Kursus mitgenommen haben. — Professor Leslie E. Fuller, Professor alttestamentlicher Exegese am „Garret Biblical Institute," wie auch Herr C. W. Shinn, Sekretär der Chicago Sonntagschul-Vereinigung, erklärten beide, sie hätten noch niemals eine Studentenschaft unterrichtet, die mit solchem Eifer und solcher Energie ausnahmslos allen Vorträgen beigewohnt und die geforderten Arbeiten geliefert hätten.

Das Sommerschul-Komitee, bestehend aus dem Dean der Schule, Pastor Paul Pfeiffer, dem Schatzmeister, Pastor Paul Buchmueller, und dem Sekretär, Pastor Theodore Mayer, hat im Sommer 1920 eine Riesenarbeit bewältigt. Es war ihm gelungen, 23, zum Teil außerordentliche, Instruktoren und Redner heranzuziehen, und man hat nicht versäumt, vor allem dem Herrn der Kirche, Jesum Christum, von dem allein aller Segen kommt, als den zu betonen, zu dessen Füßen wir sitzen müssen, wenn wir wirklich in der Reichsgottesarbeit Erfolge erzielen wollen, die wirklich Bestand haben.

Dementsprechend ist denn auch ein großer Segen von der Elmhurster Sommerschule ausgegangen, der nicht als ein Strohfeuer erlöschen wird. Alle diese jungen und auch älteren Leute aus den verschiedensten Städten unseres weiten Landes, haben neue Ideen und neue Begeisterung gewonnen und werden imstande sein, daheim in ihrer Gemeinde- und Sonntagschularbeit gar manches Samenkorn für die Ewigkeit zu streuen.

Welcher Art war das Vortragsmaterial?

Pastor H. J. Schiek, der Präsident von Elmhurst College, hielt höchst interessante Vorträge über die Stiftshütte, die drei aufeinander folgenden Tempel, die Priesterschaft, Festtage, Festzeiten, Opfer und Synagoge. Sodann folgten Vorträge über Religion im allgemeinen und besonderen, Unterrichtsmethoden, Allgemeines über die Sonntagschule und ihre Führung. Sodann folgten eine ganze Reihe von Vorträgen über speziale Arbeit in den verschiedenen Graden der Sonntagschule, von den Erwachsenen bis zu den Anfängern. Die verschiedensten Schwierigkeiten, die besten Methoden wurden berührt und höchst wertvolle praktische Ratschläge erteilt. Sehr wertvoll war auch die Bearbeitung der Vakanzschule, wie sie in einer Elmhurster Schule mit Kindern fast aller Denominationen geführt wurde. Die großen Aufgaben unserer Evangelischen Synode in der Inneren und Heidenmission wurden täglich von Pastor Enders, sowie Missionar F. A. Goetsch und Gattin eingehend erörtert; ebenso fand auch die Vorwärtsbewegung ihre gebührende Berücksichtigung von Pastor F. Frankenfeld und seinen Mitarbeitern in der Bewegung. Nicht zu vergessen wären die Abendandachten im Freien als besondere Segensstunden. Ein Pageant, unter Leitung von Frl. Lydia Speidel, gab Aufschluß über die Vorführung biblischer Bilder, um sie Kindern wie Erwachsenen recht einzuprägen.

Was ist nun die Bedeutung der Elmhurster Sommerschule für den evangelischen Pastor?

Die Gemeinde- und Sonntagschularbeit, die Arbeit in den Vereinen ist heute eine sehr komplizierte geworden. Dabei ist nicht zu leugnen, daß die Gemeinden im Großen und Ganzen nicht mehr sind, was sie waren. Wo früher große blühende Gemeindeschulen bestanden, ist heute nur noch die Erinnerung daran vorhanden. Wo früher in manchen Gemeinden das Volk sich drängte zu den Missionsfesten, ist heute an vielen Orten ein Geschlecht herangewachsen, daß solchen Veranstaltungen apathisch gegenübersteht. Wir evangelischen Pastoren fühlen, wir müssen neue Methoden einschlagen. Der gewissenhafte, treue Konfirmandenunterricht wird auch weiterhin mit Gottes Hilfe reiche Früchte tragen. Aber wie, wenn uns die Kinder vorher schon verloren gehen? Da will nun die Elmhurster Sommerschule uns die Hilfskräfte heranbilden und zu ihrer Arbeit begeistern, und

darum möchten wir's jedem Amtsbruder dringend ans Herz legen: Sende nach der Sommerschule jeden Jüngling und jede Jungfrau, die irgendwie abkommen können, und du wirst fähige Mitarbeiter bekommen.

Vor allem aber, komme selbst. Berichterstatter hatte viel über die E. S. T. S. gehört, aber es ging ihm wie der Königin vom Reiche Arabien: Es war ihm nicht die Hälfte gesagt. Eine stattliche Reihe von Pastoren hat sich gewissenhaft an allen Vorlesungen beteiligt, und es ist uns kein Ausdruck des Mißvergnügens oder der Unzufriedenheit zu Ohren gekommen. Der Herr aber segne die E. S. T. S. auch fernerhin, daß sie unserer teuren Evangelischen Synode immer mehr eine Segensquelle werde.

Adam und Christus

nach Römer 5, 12—21.

Referat von Georg H. Sieveking.

I. Uebersetzung von Römer 5, 12—21.

Vers 12: Darum, ebenso wie durch **einen** Menschen die Sünde in die Welt eindrang, und durch die Sünde der Tod, und so zu allen Menschen der Tod durchdrang, auf Grund von dessen Herrschaft sie alle sündigten, — — —

Vers 13: Denn bis zum Gesetz war Sünde in der Welt vorhanden, Sünde wird aber nicht zugerechnet, wenn kein Gesetz vorhanden ist.

Vers 14: Nichtsdestoweniger herrschte der Tod mit Königsmacht von Adam bis Mose auch über die, die nicht gesündigt hatten nach Art (ἐν) einer Reproduktion (ὁμοιώματι) der Uebertretung Adams, **welcher ist ein Vorbild auf den Zukünftigen.**

Vers 15: Aber nicht verhält sich's mit der Gnadengabe wie mit dem Fehltritt. Denn wenn in Folge des **einen** Fehltritts die vielen starben, um so viel mehr hat die Gnade Gottes und die in der Gnade (χάριτι) des **einen** Menschen Jesu Christi geschenkte Gabe sich reichlich auf die vielen ergossen.

Vers 16: Und die Geschenk-Gabe ist nicht, wie wenn sie (nur) durch **einen** Gesündigt-Habenden (δί ἑνὸς ἁμαρτήσαντος; andere Lesart ἁμαρτήματος) entstanden sei. Denn das Urteil (entstand) allerdings von **einem** her zur Verurteilung. Die Gnade aber (bringt) aus **vielen** Fehltritten zum rechtfertigenden Urteilsspruch (δικαίωμα).

Vers 17: Denn wenn durch den Fehltritt des **einen** der Tod mit Kriegsmacht herrschte durch (jenen) **einen,** um so viel mehr wer-

den die die Fülle der Gnade und der geschenkten Gabe der Gerechtigkeit Ergreifenden im Leben mit königlicher Würde herrschen durch den einen, Jesum Christum.

Vers 18: Also, wie es nun durch **einen** Fehltritt bei allen Menschen zur Verurteilung kam, so ist es auch durch **einen** gerecht erklärenden Urteilsspruch (nämlich durch den von Gott über Jesum ausgesprochenen) bei allen Menschen zu der zum Leben führenden Rechtfertigung (εἰς δικαίωσιν ζωῆς) gekommen.

Vers 19: Denn ebenso, wie durch den Ungehorsam des **einen** Menschen die vielen als Sünder hingestellt wurden, so werden auch durch den Gehorsam des einen die vielen als gerecht hingestellt.

Vers 20: Das Gesetz aber kam daneben herein, damit der Fehltritt völliger wurde. Wo aber die Sünde völliger geworden, da ist die Gnade noch viel reichlicher geworden,

Vers 21: Damit, ebenso wie die Sünde mit Königsmacht geherrscht hat im Bereich des Todes (ἐν τῷ θανάτῳ), so auch die Gnade mit (gleicher) Königsmacht herrschte zum Ziel des ewigen Lebens durch Jesum Christum, unsern Herrn.

II. Die Stellung dieses Abschnitts im Römerbriefe.

Das Thema des Römerbriefes ist bekanntlich 1, 17: **Gottes** (gerecht machende) **Gerechtigkeit wird im Evangelium aus Glauben** (sofern derselbe, wie in Kap. 3, 21—5, 21 gezeigt wird, uns zur Rechtfertigung gereicht), **auf Glauben** (sofern er uns, wie in Kap. 6—8 gezeigt, zur Heiligung führt) **geoffenbart.**

Die δικαιοσύνη Θεοῦ ist nämlich nicht so sehr „die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“ (Luther), als die Gerechtigkeit, **die von Gott ausgeht und so intensiv ist, daß sie Menschen gerecht macht.**

In dieser Gerechtigkeit Gottes den Hauptbegriff des ganzen Römerbriefes erblickend, geben wir den Hauptteilen desselben die folgenden Ueberschriften:

1) Kap. 1, 1—17: Eingang in Briefform und Aufstellung des Themas des Briefes.

2) Kap. 1, 18—3, 20: Wie die Völkerwelt, aber auch das jüdische Volk der Gerechtigkeit ermangelt.

3) Kap. 3, 21—5, 21: Wie Gottes Gerechtigkeit den **einzelnen,** sowohl aus Israel, wie auch aus der Völkerwelt, rechtfertigt durch den Glauben (das „aus Glauben“ des Themas).

4) Kap. 6, 1—8, 39: Wie Gottes Gerechtigkeit den Gerechtfertigten heiligt durch den Geist (das „auf Glauben“ des Themas).

5) Kap. 9, 1—11, 36: Wie Gottes Gerechtigkeit sich in der Len-

kung der Geschicke des **ganzen** Israel und der **ganzen** Völkerwelt offenbart.

6) Kap. 12, 1—15, 13: Wie Gottes Gerechtigkeit von den Gerechtfertigten und Geheiligten wiedergespiegelt wird.

7) Kap. 15, 14—16, 27: Schluß in Briefform.

Der von Adam und Christo handelnde Abschnitt ist der Schlußabschnitt des von der Rechtfertigung handelnden Teils. Als solcher kennzeichnet er sich auf folgende Weise:

Paulus hat in diesem Teile (3, 21—5, 21) mehrere der gerade für **seine** Auffassung des Evangeliums charakteristische Ideen entwikkelt, so vor allem die Idee von der **Universalität des Heils** — es ist gleicherweise für Heiden und Juden vorhanden; die Idee von der **Verdienstlosigkeit** des Heils — es wird nicht durch des Gesetzes Werke erworben; und die Idee von der **Unzulänglichkeit des Gesetzes** — es bringt Erkenntnis, aber nicht Vergebung der Sünde. Gerade diese Ideen bringt der Apostel in dem von Adam und Christo handelndem Abschnitt auf den denkbar höchsten Ausdruck, und die Idee der **Intensität** des Heils fügt er hinzu.

Auf hoher Warte stehend und das ganze Menschengeschlecht überschauend, vergleicht er Christum nicht etwa mit Moses, sondern mit Adam und führt etwa Folgendes aus: So weit die Folgen von Adams Fall reichen, so weit reichen auch die von Christo ausgehenden Gnadenwirkungen — Universalität des Heils. So tief der Schade ist, den uns Adams Fall gebracht, Knechtung unter Tod und Sünde, so herrlich ist das von Christo gebrachte Heil, Freisprechung, Gerechtigkeit, Leben, Intensität des Heils. So aussichtslos es ist, die Herrschaft des Todes und der Sünde durch Gesetzeswerke abschütteln zu wollen, so sicher führt uns Christi Gnade und Gabe zum Leben — Verdienstlosigkeit des Heils. Und das Gesetz? — Nun, es ist wohl wert, als eine Station in der Entwicklung von Adam zu Christo erwähnt zu werden. Schließlich aber ist es nur „neben hereingekommen, auf daß die Sünde mächtiger würde.“ Nicht höher hätte der Apostel die Universalität, Intensität und Gratuität des Heils in Christo preisen können. Er hätte aber auch Ohr und Gemüt des jüdischen Pharisäers nicht ärger beleidigen können, als durch diese Beurteilung des hochgefeierten mosaischen Gesetzes: Neben hereingekommen, auf daß die Sünde mächtiger würde!

Der Apostel Paulus hat auch noch andere Teile seines Römerbriefes mit großartigen Schlußabschnitten versehen. Wir erinnern an den Endabsatz desjenigen Teiles, der von den Wegen handelt, die Gott mit Israel und mit der Völkerwelt in der Weltgeschichte gegangen ist, und noch gehen wird: O welch eine Tiefe des Reichtums, beide der Weisheit und der Erkenntnis Gotttes! Wie gar unbegreiflich

sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! . . . . . Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge! Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen! (Römer 11, 33—36). — Die Krone aber aller Teilschlußabschnitte und Briefe ist der Endabsatz des von der Heiligung handelnden Teils, Römer 8, 31—39: Ist Gottt für uns, wer mag wider uns sein? . . . . Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? . . . . . Wer will verdammen? . . . . . In dem allen überwinden wir weit . . . . Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum, noch Gewalt . . . . uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn!

III. Der innere Aufbau des Abschnittes Römer 5, 12—21.

Vor allem stellen wir fest, daß nach unserem und vieler anderer Schriftforscher Dafürhalten **Vers 12 und Vers 18 zusammengehören.** Vers 12 enthält das erste Glied eines Vergleichs, dessen zweites Glied endlich in Vers 18 folgt. Wenn ein Lehrer im Unterricht einen Vergleich gebraucht, so redet er im ersten Glied desselben von Dingen, die den Schülern bekannt sind: So wie diese und diese euch bekannten Dinge sind, — erstes Glied des Vergleichs — so etwa wird der Lehrer sprechen, so sind, wie ich jetzt im Begriff bin, euch zu lehren, diese und diese euch bis jetzt noch unbekannten Dinge — zweites Glied des Vergleichs. Das erste Glied des hier vorliegenden Vergleichs, welches also Dinge enthält, die der Apostel (vorerst) als bekannt voraussetzt, lautet: Wie durch **einen** Menschen die Sünde in die Welt eindrang, und durch die Sünde der Tod, und so zu allen Menschen der Tod durchdrang, auf Grund von dessen Herrschaft sie alle sündigten (und man erwartet jetzt einen Nachsatz). Kaum aber hat der Apostel dies geschrieben, da kommen ihm Bedenken, ob er diese Dinge, bezw. seine Anschauung von diesen Dingen auch wirklich bei den Lesern seines Briefes als bekannt voraussetzen dürfe. Darum schiebt er jetzt in Vers 13—17 eine ganze Reihe von Erläuterungen zu dem im ersten Vergleichgliede Gesagten ein. Dann endlich kommt er in Vers 18 dazu, den Vergleich durch Aufstellung des zweiten Gliedes zu vollenden. Selbstverständlich muß er nun in Vers 18 der Deutlichkeit halber das erste Vergleichsglied wiederholen. So kommt es, daß Vers 18 also lautet: Also, wie es nun durch **einen** Fehltritt bei allen Menschen zur Verurteilung kam, so ist es auch durch **ein** gerecht erklärendes Urteil, δικαίωμα, (nämlich das von Gott über „den Menschen Christum Jesum" [V. 15] ausgesprochene) bei allen Menschen zu dem zum Leben führenden Rechtfertigungsakt (Gottes), εἰς δικαίωσιν ζωῆς, gekommen. — Die Erläuterungen, die Paulus zum ersten Vergleichsgliede glaubte hinzufügen zu müssen, betreffen: a) Die Verbreitung der Todesherrschaft und das mosaische Gesetz, Vers 13—14a; b) die Bezeichnung Adams als eines **Vorbildes auf den Zukünftigen,** Vers 14b; hierdurch ganz besonders wird die Parallele zwischen Adam und

Christus vorbereitet; c) die Hervorhebung gewisser Verschiedenheiten, besonders der mächtigeren Kraft Christi, gegenüber der Tat Adams, durch welche die Parallelität von Adam und Christus bis zu einem gewissen Grade eingeschränkt wird.

Vers 19 ist eine Erläuterung des ganzen Vergleichs, so wie Vers 15—17 nur das erste Glied erläutert hatten. — Vers 20 weist dem Gesetz den ihm gebührenden bescheidenen Platz zwischen Adam und Christus an. Vers 21 ist eine letzte Wiederholung und Aufsummierung des Vergleichs.

Anmerkung: Ein Seitenstück zu dem in Vers 12 und Vers 18 weit von einander getrennt stehenden Hälften eines und desselben Vergleichs findet sich im Epheserbriefe. Epheser 3, 1 beginnt Paulus einen Satz mit τοὺτου χάριν; deßwegen. Ehe er den Satz vollendet, drängt eine überströmende Fülle von Gedanken auf ihn ein. Er schreibt sie alle nieder. Erst in Vers 14 nimmt er mit einem erneuten τοὺτου χάριν, den in Vers 1 begonnenen Satz wieder auf, um ihn diesmal zu Ende zu führen.

IV. Zu den einzelnen Teilen unseres Abschnitts.

1) Das erste Glied des zwischen Adam und Christus aufgestellten Vergleichs.

Vers 12: Darum, ebenso wie durch einen Menschen die Sünde in die Welt eindrang, und durch die Sünde der Tod, und so zu allen Menschen der Tod durchdrang, auf Grund von dessen Herrschaft sie alle sündigten. —

Das **Darum** an der Spitze unseres Verses geht auf den Inhalt der beiden vorhergehenden Verse. Wir waren Feinde Gottes, hatte Paulus in diesem gesagt; aber wir sind mit ihm durch den Tod seines Sohnes versöhnt; wir werden gerettet, ja, wir rühmen uns Gottes. **Darum,** so fährt er fort, sind wir berechtigt, den folgenden Vergleich zwischen Christus und Adam aufzustellen. Vers 12 ist, wie wir schon sagten, das erste Glied dieses Vergleichs, dessen zweites Glied erst nach einem langen Zwischenraum in Vers 18 folgt.

Vers 12 gibt uns die Auffassung, die der Apostel von der Genesis 3 erzählten Geschichte des Sündenfalls hat. Weder Jesus noch Paulus haben, nach den einschlägigen Schriftworten zu urteilen, diese Geschichte für eine „Einkleidung“ gehalten, wie es die moderne Wissenschaft so gern tut.

Mit den Einzelheiten von Adams Tat befaßt sich der Apostel nicht. Er hebt aber hervor, wie überaus **verhängnisvoll** sie war. In Vers 14 schreibt er, die späteren Geschlechter der Menschen bis zu Mose hätten nicht nach der Art der Uebertretung Adams gesündigt. Er

legt also Gewicht darauf, daß Adam ein ihm ausdrücklich gegebenes, und mit einer Todesandrohung versehenes, göttliches Gebot übertreten hat. Das haben die späteren Geschlechter bis Moses nicht getan, denn erst nach der sinaitischen Gesetzgebung konnte wieder von Uebertretung eines ausdrücklich göttlichen Gebotes die Rede sein. Was waren nun nach Vers 12 die Folgen von Adams Tat? 1) Die Sünde drang in die Welt ein; 2) durch die Sünde drang der Tod ein; 3) der Tod drang zu allen Menschen durch; 4) alle sündigten nun.

1) **Die Sünde kam in die Welt.** Der **Sünde,** die in 1000 verschiedenen Gestalten auftritt, als Tatsünde, Wortsünde, Begehungssünde, Unterlassungssünde u. s. w., u. s. w., die aber im Prinzip immer dasselbe ist, nämlich Ungehorsam gegen Gott, — dieser Sünde wurde durch Adams Tat Tor und Tür geöffnet. Sie kam in die **Welt** *κόσμος* nicht ins Universum überhaupt, denn bei den gefallenen Engeln der unsichtbaren Welt war sie schon vorhanden; aber ins **Menschengeschlecht,** welches damals allein durch Adam und Eva repräsentiert war. Das Wort *κόσμος* ist ja in der Bibel sehr oft gleichbedeutend mit **Menschheit,** z. B. Joh. 3, 17: Also hat Gott die Welt geliebet . . . . . !

2) **Durch die Sünde kam der Tod.** Die Bibel unterscheidet den **geistlichen,** den **leiblichen** und den **ewigen** Tod. Der **geistliche** Tod ist der Zustand der Menschenseele in diesem Leibesleben, sofern sie durch die Sünde von Gott getrennt ist (Röm. 7, 10. 24, Eph. 4, 22, Joh. 5, 24, 1. Joh. 3, 14; vgl. Luk. 15, 24. 32, Eph. 2, 1. 5). Dieser geistliche Tod vollendet sich im **leiblichen** Tod, wenn das Auge bricht und das Herz aufhört zu schlagen, kurz, wenn die Seele ihre Leibeshütte verläßt. Auf den leiblichen Tod folgt, wofern der Mensch sich nicht im Leben die Erlösung durch Christum angeeignet hat, der **ewige** Tod, d. h. die ewige Trennung von Gott in der Verdammnis (2. Kor. 2, 16; 7, 10).

Anmerkung: Der Vollständigkeit halber fügen wir hinzu, daß die Bibel **noch** zwei Arten von Tod kennt: a) den geheimnisvollen und unheimlichen **„anderen Tod,"** von welchem in der Apokalypse die Rede ist (Ap. 3, 11; 20, 6. 14). Nach Ap. 20, 14 scheint der „andere Tod" eine finstere Macht zu sein, welche von der Macht desjenigen Todes, unter den wir Menschen seit Adams Fall geknechtet sind, gänzlich unabhängig ist; auch scheint es nach Ap. 20, 14, daß der Tod, dem wir verfallen sind, von jenem „anderen Tod" vernichtet werden wird. b) Den seligen „Tod," von welchem Röm. 6 und Kol. 4 die Rede ist, nämlich das „Der-Sünde-gestorben-sein," welches nichts anderes ist als geistliches Leben und das Gegenteil vom geistlichen Tod.

Für das richtige Verständnis sowohl von Genesis 2 und 3, als auch das uns jetzt beschäftigenden Abschnitts des Römerbriefes, ist es wichtig, festzuhalten, daß Gott nicht den leiblichen Tod allein, son-

dern den geistigen und leiblichen Tod in unzertrennbarer Verbindung im Auge hatte, als er zu Adam sprach: Welches Tages du von jenem Baume issest, wirst du des Todes sterben (Gen. 2, 17). Denn den geistlichen Tod erlitt Adam in der Tat unmittelbar nach seiner Sünde, indem seine Seele in einem Zustand des „Von-Gott-getrennt-seins" versetzt wurde. Und dem leiblichen Tode war er vom Tage seiner Sünde an verfallen.

Ebensowichtig aber ist es, im Auge zu behalten, daß der **ewige** Tod **nicht** mit zum Urteil gehörte, welches Gott dem Adam erst androhte und nachher auch an ihm vollstreckte. Denn sonst hätte Adam keinerlei Hoffnung mehr auf Erlösung gehabt — und wir auch nicht. Wie so aber Adam durch seine Tat dem geistlichen und leiblichen Tode in untrennbarer Verbindung verfiel, und wie so er sich dies Schicksal gerade durch das **Essen** einer verbotenen Frucht zuzog, das kann man sich durch folgenden Vergleich deutlich machen:

Man stelle sich den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen als die Lockspeise eines Angelhakens vor. Der Angler ist der Tod. Der Fisch, der sehr törichterweise nach der Lockspeise schnappte, obwohl er vor den unvermeidlichen Folgen gewarnt war, ist Adam. Der Angler ließ den Fisch noch eine Zeit lang umherschwimmen, hatte ihn aber natürlich immer in seiner Gewalt; aber endlich zog er ihn aus dem Wasser heraus. So hat Adam nach seinem Fall noch gelebt — nach dem Bericht der Genesis sogar noch 930 Jahre. Aber er lebte **im geistlichen Tode,** in der Gewalt des Todes, gleichsam den Angelhaken des Todes fortwährend in sich tragend, bis er auch den leiblichen Tod erlitt, d. h. in der Sprache des Gleichnisses, bis der Angler ihn herauszog. — In weiterer Vervollständigung dieses Vergleichs wird man sagen: Der Baum des Lebens war gleichsam die Lockspeise eines anderen Anglers, nämlich Gottes. Dieser würde Adam aus dem Paradiese in eine höhere Herrlichkeit versetzt haben, hätte letzterer dem Baum des Lebens den Vorzug gegeben vor dem Baum der Erkenntnis.

„Durch die Sünde kam der Tod," schreibt Paulus. Wir legen dies also aus: Durch die Sünde kam der geistliche, und mit notwendiger Folgerichtigkeit auch der leibliche Tod. Und so ist, so behaupten wir, das Wort „Tod" jedesmal in unserem Abschnitt aufzufassen, und zwar so, daß wir das Hauptgewicht auf den leiblichen Tod legen müssen, den geistlichen Tod aber doch nicht aus dem Auge verlieren dürfen, besonders nicht in dem uns gerade jetzt beschäftigenden zwölften Verses.

3) **Und so drang der Tod zu allen Menschen hindurch.** Im Zustand des geistlichen Todes haben Adam und Eva Kinder gezeugt. Kann aus einer verunreinigten Quelle ein reiner Strom entspringen? Oder kann aus verdorbenem Samen eine vollkommene Pflanze erwachsen? Wenn also die Stammeltern mit Sünde behaftet und dem

Tode verfallen waren, wie hätten ihre Nachkommen anders sein können? Nein, der Tod, der geistliche und der leibliche in untrennbarer Verbindung, drang zu allen Menschen durch. Auf alle paßt das trostlose Gleichnis vom Angler.

4) **Und nun sündigten sie alle.** Konnte es anders sein bei Menschen, die getrennt von Gott im geistlichen Tod lebten?

Indessen, wir stehen hier bei einer vielumstrittenen Bibelstelle. Vielen Schriftforschern zufolge ist es Pauli Meinung, daß die Menschen alle sündigten, weil der Tod, der geistliche wie der leibliche, mit seiner Herrschaft zu ihnen allen durchgedrungen war. Und diese Anschauung hat sich auch der Verfasser dieser Arbeit angeeignet. — Viele andere Schriftforscher aber behaupten, Pauli Meinung sei, daß der Tod (der leibliche) zu allen durchgedrungen, weil sie alle gesündigt hätten. Nach der einen Auffassung ist die allgemeine Herrschaft des Todes die Ursache und das allgemeine Sündigen der Menschen die Wirkung. Nach der anderen ist das allgemeine Sündigen der Menschen die Ursache und ihr allgemeines Sterben die Wirkung.

Es handelt sich um die Uebersetzung und Auslegung der vielumstrittenen Worte ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον. Der Verfasser dieser Arbeit ist zur Ueberzeugung gekommen, a) daß der Text des Römerbriefes beide Auffassungen zuläßt; b) daß aber diejenige Auffassung, die in der Herrschaft des Todes die Ursache und im Sündigen der Adamskinder die Wirkung sieht, am besten in den Gedankengang unseres Abschnittes hineinpaßt.

a) **Inwiefern der Text des Römerbriefes beide Auffassungen zuläßt.** Nach der einen Auffassung ist ᾧ ein pronomen relativum, welches sich auf ὁ θάνατος bezieht. Dann sind die Worte ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον gleichbedeutend mit ἐπὶ τῷ θανάτῳ πάντες ἥμαρτον. Das heißt auf deutsch: Auf Grund des Todes, auf Grund der Autorität des Todes, auf Grund der Herrschaft des Todes sündigten sie alle.

Nach der anderen Auffassung trägt man dem Umstand Rechnung, daß ἐφ' ᾧ im Griechischen sehr oft eine Einheit bildet, und die Bedeutung von „deswegen, weil" hat (= propterea quod, aber **nicht** = quam ob rem!). Dann heißt ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον deswegen, weil alle sündigten; also: Der Tod drang zu allen Menschen durch, **weil** alle sündigten.

Anmerkung: Augustin richtete sich bekanntlich nach der lateinischen Bibelübersetzung des Hieronymus. Diese gibt die in Rede stehende Stelle in quo omnes peccaverunt wieder. Indem nun Augustin das Relativpronomen quo auf Adam bezog, legte er in diese Stelle den übertriebenen Sinn: **In Adam haben sie alle gesündigt.** Was wir alle von Adam geerbt haben, ist nicht die persönliche **Verschuldung,** sondern die persönliche **Knechtung unter die Macht des**

Todes, denn in der von Adam ererbten bösen Lust tragen wir alle den Angelhaken des Todes in uns. Die persönliche Verschuldung kommt erst hinzu, sobald wir uns zum ersten Male von der bösen Lust zur bösen Tat haben hinreißen lassen.

Also je nachdem man ᾧ **auf** θάνατος **bezieht**, oder ἐφ' ᾧ mit **weil** übersetzt, wird man aus dem Urtext herauslesen entweder: „Und so drang zu allen Menschen der Tod hindurch, **auf Grund von dessen Herrschaft** sie alle sündigten,“ oder: „Und so drang zu allen Menschen der Tod hindurch, **weil** sie alle sündigten.“ Von rein grammatischem Standpunkt aus sind also beide Auffassungen zulässig.

b) **Inwiefern die eine Auffassung besser in den Gedankengang des ganzen Abschnittes hineinpaßt, als die andere.**

Unserer Auffassung nach will der Apostel gar nicht hervorheben, daß alle den leiblichen Tod verdient haben, **sondern** daß alle von Adam her unter den geistlichen und leiblichen Tod geknechtet sind, einerlei, ob sie schwer oder weniger schwer, mit Kenntnis oder ohne Kenntnis des Gesetzes sündigen. Zu diesem Zweck stellt er in Vers 12—14 den folgenden Gedankengang auf:

Vers 12.

a. Durch **einen** Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen;

b. und durch die Sünde der Tod;

c. und so ist der Tod zu allen durchgedrungen;

d. woraufhin sie alle sündigten.

Vers 13.

e. Die persönliche Verschuldung war freilich bei den Menschen von Adam bis Mose weniger groß, weil sie das Gesetz noch nicht kannten.

Vers 14.

f. Dennoch (ἀλλά) starben auch sie, obgleich sie nicht wie Adam ein ausdrückliches Gebot übertreten hatten,

g. woraus das folgt, was der Apostel in den folgenden Versen immer wiederholt, daß nämlich die Folge von Adams Tat eine ganz unerbittliche Herrschaft des Todes war. —

Das ist eine folgerichtige und lückenlose Argumentation, zu welcher allerdings stillschweigend noch zu ergänzen ist, daß Gott in der Ewigkeit Nachsicht gegen jene üben wird, welche in Unkenntnis des Gesetzes sündigten, ohne ein ausdrücklich ihnen gegebenes Gebot zu übertreten. (Vergleiche übrigens 1. Petri 3, 19. 20.)

Wenn wir aber ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον übersetzen „**weil** sie alle sündigten,“ so paßt dies viel weniger gut in den Zusammenhang hinein. **Unmöglich** kann der Apostel die individuellen Sünden der einzelnen

als die Hauptursache oder gar als die einzige Ursache ihres Sterbenmüssens angesehen haben. Denn sonst ist schlechterdings nicht einzusehen, weshalb er Adam das aufbürdet, was die einzelnen verschuldet haben. Wenn er aber die individuellen Sünden der einzelnen als eine mit Adams Tat **zusammenwirkende** Ursache dieses Todes betrachtet, dann hätte er in Vers 12—14 folgenden uns unbefriedigt lassenden Gedankengang aufgestellt:

Vers 12.

a. Durch Adam kam die Sünde in die Welt;

b. und dadurch der Tod;

c. und weil alle Nachkommen Adams sich auch durch Sündigen verschuldeten, drang der Tod zu ihnen allen durch.

Vers 13.

d. Die persönliche Verschuldung der zwischen Adam und Mose lebenden Menschen war freilich weniger schwer als diejenige Adams, weil ihnen kein ausdrückliches, göttliches Gebot gegeben war.

Weil nun dieser Gedankengang nicht von der Macht des Todes, sondern von der Verschuldung der Menschen ausgeht, so erwartet man nun bestimmt die Fortsetzung: Sie hatten aber das allgemeine Gesetz des Gewissens übertreten, darum mußten sie sterben. Oder man erwartete die Fortsetzung: Darum dürfen sie in der Ewigkeit Nachsicht erwarten. Aber keins von beiden; der Apostel fährt fort:

Vers 14.

Sie starben aber doch. Ja, er wiederholt noch einmal mit großem Nachdruck: Obgleich sie nicht nach der Weise Adams ein ausdrückliches Gebot übertreten hatten.

Und als letzte Schlußforderung würden wir erwarten: Hieraus kann man sehen, daß die Macht des Todes, welche teils auf der Sünde Adams, teils auf derjenigen seiner Nachkommen beruht, eine ganz fürchterliche ist. Aber nein, in allen folgenden Versen ist nur von **Adams** Sünde als von einer verhängnisvollen Ursächlichkeit die Rede.

Wir halten es für unwahrscheinlich, daß der Apostel so holperig argumentiert haben sollte. Und darum halten wir es für wahrscheinlich, daß nach des Apostels Meinung die Worte ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον gleichbedeutend sind mit ἐπὶ τῷ θανάτῳ πάντες ἥμαρτον, auf Grund des Todes, auf Grund der Herrschaft des Todes haben sie alle gesündigt.

Ist es nun so zu verstehen, daß der Tod, der geistliche und leibliche, in Folge von Adams Sünde in der Lage ist, zu jedem Menschen sprechen zu können: Sündige, denn ich, dein Herr und Gebieter, verlang es so!, Wir antworten: Ja, so ist's zu verstehen; man denke an das Gleichnis vom Angler. Das ist freilich ein ganz entsetzlicher Ge-

danke, aber gerade um seiner Entsetzlichkeit willen **treibt er uns dem Erlöser in die Arme!** Hier gilt in Wahrheit, was wir Matthäi im 19. Kapitel lesen: Da das die Jünger hörten, entsetzten sie sich und sprachen: Ja, wer kann denn selig werden? Jesus aber sah sie an und sprach zu ihnen: Bei den Menschen ist's unmöglich; aber bei Gott sind alle Dinge möglich (Matth. 19, 25—26). — Uebrigens bedarf diese Anschauung von der Uebermachtstellung des Todes doch einer Modifizierung: Der Satz: „Sündige, denn ich, dein Herr und Gebieter, verlange es so!" beschreibt zwar die brutale Gesinnung des Todes sehr gut. Die Art und Weise aber, wie der die Herrschaft führende (geistliche) Tod tatsächlich gegen den Menschen vorgeht, gleicht mehr derjenigen der Schlange, welche das erste Menschenpaar durch Erregung der bösen Lust und durch gleißende Worte der Verführung zu Fall brachte. Weil aber die Stammeltern sich verführen ließen, hat der Tod bei allen ihren Nachkommen von vorn herein gewonnenes Spiel. (Schluß folgt.)

Dispositionen zu Leichenreden.

Pastor D. Fr. Schütze.

Vorwort: Leichenreden sind keine leichten Reden. Wenn ich darum auf den Wunsch etlicher Brüder hier einige Dispositionen und Entwürfe zu solchen Reden darbiete, so weiß ich sehr wohl, daß sie nicht den Gipfel der Vollkommenheit in diesem schwierigen Gebiet darstellen. Auch können sie nicht ohne weiteres, so wie sie gegeben sind, in jedem Falle verwandt werden, weil jeder Sterbefall seine besondere Eigentümlichkeit hat. Sie wollen nur Andeutungen und Winke geben, nach denen sich vielleicht der eine oder andere richten mag.

Apostelgeschichte 4, 12.

(Für eine nach sehr langem Leiden Entschlafene.)

A. Der Text, einst der Konfirmationstext, dann der Trautext der Entschlafenen, nach dem eigenen, ausgesprochenen Wunsche nun auch ihr Leichentext, mit dem ich euch trösten soll. Wer gibt Trost?

B. **Jesus allein!**

I. Dies ist ein Wort, gut zum Sterben.

a) Was heißt sterben?

1) Für den natürlichen Menschen der Schrecken aller Schrecken,
2) Für den Wiedergeborenen der Eingang zum ewigen Leben,
3) Für unsere Entschlafene die ersehnte Vereinigung mit Christo.

b) Was gibt uns Kraft zum Sterben? Jesus alleine; denn

1) er macht aller Qual ein Ende,

2) er lebt, und so sollen auch wir leben,
3) er ist bei uns alle Tage, bis an der Welt, nicht nur unser, Ende.
II. Ein Wort, auch gut zum Leben.
a) Es gibt uns Trost über
1) Unsere Toten.
aa) daß sie ruhen,
bb) daß es nur ist über ein kleines,
cc) daß einst folgt ein Wiedersehen.
2) unsere Tote,
aa) daß sie erlöst ist,
bb) daß nun ihr Sehnen gestillt ist.
b) Es gibt uns Kraft,
1) klug zu werden und an unseren Tod zu denken,
2) uns auf denselben zu rüsten.
C. Rüstet euch, ihr Christenleute!

Evang. Johannes, 13, 7.

(Am Tage nach einem großen Feste.)

A. Röm. 11, 33. Wunderbar und unerforschlich Gottes Wege. Gestern und heute, welch ein Unterschied!

B. **Wie gar unbegreiflich sind Gottes Gerichte!**

I. Des Herrn Rat ist wunderbarlich (Jes. 28, 29). Jetzt verstehen wir es nicht.
a) Alles leibliche Sterben ein Wunder voll Schrecken,
b) Alles christliche Sterben ein viel größeres Wunder,
c) Am wunderbarsten der Ratschluß des Herrn
1) In der Zulassung des Todes,
2) in der Besiegung des Todes,
3) in der Führung durch den Tod.
II. Und doch: Er führet es herrlich hinaus. Wir werden es hernach erfahren,
a) Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird,
1) der Herr über Leben und Tod,
aa) Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben,
bb) Darum denke an deinen Tod!
2) Zion,
aa) Bist du ein Bürger von Zion, nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist?
bb) Trachtet nach dem, was oben ist.
3) erlösen wird. Der Tod ist eine Erlösung von allem Elende.
b) dann werden wir es schauen, nicht mehr glauben: Der Herr führt alles herrlich hinaus.
C. O wohl auch diesem Kinde. Fahr hin, du liebes Kind.

Hiob 42, 17.

(Der Verstorbene hinterließ keinerlei Verwandten irgend welcher Art.)

A. Hiob starb lebenssatt. So auch unser Entschlafener. Das ist ein schöner Tod.

B. **Wer stirbt einen schönen Tod?**

I. Wer da lebenssatt ist.

a) Was heißt lebenssatt sein?

1) nicht lebensüberdrüssig sein, wie die, welche

aa) keine Hoffnung haben,

bb) deren Leben keinen Inhalt für die Ewigkeit hätte,

2) sondern

aa) dankbar erkennen, was uns Gott Schönes und Gutes gegeben,

bb) freudig die Arbeit tun, die Gott uns auflegt,

cc) und doch erkennen, daß alles ganz eitel und der Seele keine Befriedigung verleiht, und darum

dd) sich nach dem besseren Leben sehnen und deshalb zu Gott kommen.

II. Wer da lebenshungrig ist.

a) Was heißt lebenshungrig sein?

1) hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit (Matth. 5) mit der Verheißung des Sattwerdens.

2) nach dem ewigen Leben Verlangen tragen.

b) Wie wird man lebenshungrig?

1) Wenn man in Christo Stillung des Seelenhüngers sucht,

2) und neugeboren wird aus Wasser und Geist.

c) Wird diese Hoffnung auch versagen? Gewiß nicht; denn

1) das ewige Leben fängt schon hier an (Joh. 17, 3), und dazu

2) haben wir noch Jesu Verheißungen (Joh. 11, 26; 8, 24).

C. Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Lukas 23, 56.

(Die Verstorbene war am Tag vor Ostern verschieden.)

A. Karfreitagstrauer der Weiber unter dem Kreuz. So soll auch unser Herz still werden.

B. **Wie wird unser Herz wieder stille?**

I. Wenn wir stille sind nach dem Gesetz.

a) Das Gesetz des Todes,

1) verursacht durch die Sünde (1. Mose 2, 16),

2) vererbt durch die Menschen (Röm. 5, 12),

3) getilgt durch Christum (Röm. 6, 23).

b) Das Gesetz des Stilleseins,

1) weil das Klagen doch nicht hilft,

2) weil das Leben 70 Jahre währt, und die Tote das Alter überschritten,

3) weil ihr Leben nach Psalm 90 köstlich gewesen, und ihre Werke ihr folgen.

c) Das Gesetz des Lebens,

1) Die Liebe, die sich zeigt

aa) im leeren Ostergrabe,

bb) in voller Osterhoffnung,

cc) im beständigen Osterfrieden.

II. Wenn unser Leben ein beständiger Sabbat wird.

a) Der Sabbat ist Ruhetag,

b) Auch unser Leben sei ein Ruhen in Gott. Das macht

1) das Leben erträglich,

2) den Tod so süß,

3) das Auferstehen so herrlich.

c) Auch unser großer Sabbat bricht einmal an; bist du bereit?

C. Meine Zeit in Unruhe, mein Hoffen in Gott: durch Hoffen und Stillesein werden wir stark sein.

Johannes 11, 25—26.

A. Der Trost an Sterbebetten hängt ab von dem einen Wörtchen: Glaubst **du** das?

B. **Der Trost des Glaubens.**

I. Ich bin das Leben. (Joh. 14, 6.)

a) Der so spricht, ist nicht der Toten, sondern der Lebendigen Gott.

b) Der so spricht, ist der Allmächtige (Matth. 28).

c) Der so spricht, ist die Wahrheit.

II. Ich bin die Auferstehung.

a) Die Toten werden auferstehen zum Gericht und zum Leben;

b) Wozu wirst du auferstehen?

III. Du sollst leben und nimmermehr sterben!

a) Wir sehen es am Heilande verwirklicht,

b) Wir hoffen es von dieser Toten,

c) Wir streben darnach für unseren eigenen Tod.

C. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt und auch den Tod überwunden hat.

Psalm 126, 5—6.

(Das Begräbnis fiel auf den Totensonntag.)

A. Totenfest, Begräbnis, nun fehlt noch der dritte Klang, um den Akkord voll zu machen, nämlich Ostern. Der Todestag bei den alten Christen der ewige Geburtstag genannt. Der Tod ist der Anfang des Lebens. So säen wir mit Tränen und ernten einst mit Freuden.

B. **Tränensaat und Freudenernte.**

I. Die Liebe darf wohl weinen, wenn sie ihr Fleisch begräbt.

a) Was weinst du? Jesu Frage an Maria. Der Heiland lebt. Hiob spricht: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Das weißt du wohl, und doch weinst du, weil Tränen die Brust erleichtern, wenn sie fließen um die Toten. Sind aber unsere Verstorbenen wirklich tot? Sie ruhen, aber sie leben. Also, was weinst du?

b) Weinst du Tränen ohnmächtigen Zornes, wie die Emmausjünger? Wir aber dachten. Ja, du Mensch, wir Menschen gedachten es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. Es ist der Herr, er tue, was ihm wohlgefällt.

c) Oder weinst du über dich selbst, über versäumte Gelegenheiten zum Lieben. O nimm die Mahnung: O lieb, so lang du lieben kannst.

d) Oder weinst du aus Furcht vor dem eigenen Tode! Denke an Simeon (Luk. 2, 29), an Paulus (Phil. 1, 21).

e) Oder endlich um deine eigene Sünde. Das ist recht. Darüber weine, über dieses Kindlein weine nicht. Die Liebe darf wohl weinen, wenn sie ihr Fleisch begräbt. Begrabe nicht dieses Kleine; denn die Toten sollen ihre Toten begraben, begrabe dein Sündenfleisch unter Jesu Kreuz und laß den Regen der Bußtränen darauf fallen.

II. Einst wird unser Mund voll Rühmens sein.

a) Wann?

1) Wenn die Freudenernte anfängt für unsere Entschlafenen. Wenn sie eingehen in die selige Ewigkeit (nicht die ewige Seligkeit, die fängt schon hier auf Erden an). Selig die Toten, die in dem Herrn sterben. Selig auch dies Kind, das noch die Nottaufe erhielt zur Vereinigung mit Christo. Nun haben wir die Gewißheit, es lebt, und wenn einst die Posaune erklingen wird, so steht es wieder auf.

2) Auch wir sollen selig werden. Dazu gehört, daß wir unsere Lieben wieder sehen. Tröste dich, Mutter, du sollst dein Kind wieder haben.

3) Die Hauptsache aber ist, daß wir bei dem Herrn sein sollen alle Zeit. Darin liegt der geheimnisvolle Grund allen Trostes.

b) Dann — wirst du auch da sein? Bedenke, auch dein Tod kommt. Hast du schon mit Tränen gesät, um auch einst mit Freuden ernten zu können?

C. Als du geboren wurdest, da weintest du, es freuten sich die Deinen. Lebe so, daß wenn du stirbst, du dich freuen kannst und die Deinen weinen.

Johannes 6, 68.

(Bei einem plötzlichen Todesfall.)

A. Die Frage: Warum hat Gott das getan? beantwortet der Herr mit der Gegenfrage: Wollt ihr auch weggehen?

B. **Wollt ihr auch weggehen?**

I. Herr, wohin sollen wir gehen?

a) Wohin gehen ohne die Mutter? Die fehlt euch jetzt und wird am schwersten entbehrt. Findet die Antwort: Zu Jesu will ich gehen, der uns nicht Waisen lassen will.

b) Wo gehen wir hin?

1) In den Tod, aber auch durchs Leben,
2) In die Ruhe durch viel Not,
3) Zur Erlösung, aber durch große Sünde,
4) Zur Krone, aber nur durch schweres Kreuz.

c) Wo wollen wir hingehen?

1) Willst du gesund werden?
2) Willst du auf Jesum nur in diesem Leben hoffen?
3) Willst du den Himmel oder die Hölle?

d) Wir haben geglaubt und erkannt, daß Christus ist der Sohn Gottes.

II. Er hat Worte des ewigen Lebens.

a) Für unsere Verschiedenen, von der Krone, dem Leben, dem frommen und getreuen Knecht.

b) Für die Hinterbliebenen,

1) zum Trost an unseren Gräbern,
   aa) daß der Tod verschlungen in den Sieg,
   bb) daß selig sind, die in dem Herrn sterben,
   cc) daß es ein Wiedersehen gibt.
2) Zur Stärkung im Kampf, der uns bevorsteht, daß wir sollen
   aa) getreu sein bis in den Tod,
   bb) suchen, was droben ist.

C. Bewahre uns vor einem bösen, schnellen Ende.

Hiob 1, 21.

(Ein Kindchen von elf Tagen, lebensunfähig geboren.)

A. Leicht trösten. Das Kind stand vom ersten Atemzug unter dem Schatten des Todesengels. Da nicht schwer zu sprechen mit Hiob:

B. **Der Name des Herrn sei gelobet!**

I. Es war des Herrn Wille.

a) Wer darf sagen, daß der Heimgang dieses Kindes ohne des Herrn Willen geschehen sei?

b) Ohne des Herrn Willen, das hieße eine Macht annehmen, die stärker ist als Gott. Dann wäre Christus nicht der Sieger über alles, dann auch unsere Toten in Christo verloren.

c) Nein, wir sprechen mit Maria (Lukas 2, 1, 38) und mit Eli (1. Sam. 3, 18), da wir wissen Jes. 49, 15; 55, 8. Vater und Mutter verlassen heute das Kind, aber der Herr hat es aufgenommen in der Taufe und nun heimgeholt.

II. Es ist euch gut.

a) Wir können das zwar jetzt nicht verstehen, wollen aber doch mit Hiob reden 2, 10.

b) Jetzt erscheint diese Züchtigung Gottes Traurigkeit, aber sie soll in euch wirken eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit. Je mehr Kinder man zum Schlaf legt, desto mehr Stricke hat Gott angespannt, uns zu sich zu ziehn.

c) Gut auch für das Kind. Wo es doch nie zu einem starken Menschen hätte heranwachsen können, wollen wir Gott danken, daß er es gleich aller Qual entnommen.

d) Jetzt wissen wir unser Kind selig; aber wer weiß, was der Teufel, die Welt und das Fleisch aus diesem Kinde gemacht hätten?

III. Dein Wille geschehe!

a) Wir beten täglich,

b) Jetzt sollen wir es mit der Tat beten,

1) nicht murren,

2) sondern Gott preisen.

C. Auch mit blutendem Herzen: Der Name des Herrn sei gelobt.

Jes. 55, 8—9.

A. Der Trautext der Verstorbenen, auf Wunsch des Witwers unser Leichentext. Er sagt uns:

B. **Gott hat Gedanken des Friedens und nicht des Leides über uns** (Jer. 29, 11).

I. Unsere menschlichen Gedanken sind voll Leides.

a) Gedanken der Trauer,

b) der Sorge,

c) des Auflehnens wider das Schicksal,

d) der stumpfen Verzweiflung;

e) aber zu allen diesen Gedanken sagt Gott: Ihr gedachtet es böse zu machen.

II. Aber Gottes Gedanken sind voll Friedens.
a) Zwar der Tod ist der Sünde Sold,
b) Aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben,
c) Und darum der Tod nur der Eingang in das Leben.
d) In diesem Glauben werden wir selig,
e) Und einst gibt es ein Wiedersehen.

C. Gottes Gedanken höher denn unsere Gedanken. Sein Wille geschehe!

Johannes 11, 28.

(Für ein Mädchen, das lange gelitten.)

A. Jer. 9, 20 doch nicht ganz unsere Klage. Wir heben unsere Augen auf zu den Bergen, von welchen uns Trost kommt. Und den finden wir heute in dem Textwort:

B. **Der Meister ist da!**

I. Wer ist der Meister?

a) Mors imperator? Doch nicht! Himmelfahrt haben wir Christen es gelernt, einen Abschied auf Nimmerwiedersehen zu halten ohne Geschrei und Tränen (Luk. 24, 52).

b) Seither der Tod nicht der Fürst des Schreckens, sondern

1) der ernste Zwillingsbruder des Schlafes,
2) der Bote Jesu,
3) der Engel des Friedens, der den müden Wanderer zum Frieden ruft.

c) Nicht der Tod ist der Meister, sondern das Leben (Joh. 14, 6). Und der das Leben ist, der ist heute unter uns mit der Botschaft: Das Mägdlein schläft.

II. Wen ruft der Meister?

a) Zunächst die Entschlafene. In langer Krankheit hat sie gelernt auf seine Stimme hören und im Hl. Abendmahl sich bereitet seinem Ruf zu folgen. Als dann die Botschaft gekommen, da war sie bereit und sprach: So nimm denn meine Hände!

b) Alle unsere Toten hat der Meister gerufen in die vielen Wohnungen in des Vaters Hause, wenn sie nur die Stimme gehört und die Tür aufgetan haben.

c) Welche Seligkeit, daß wir glauben dürfen: Wenn der Meister ruft, dann eilen die im Herrn Entschlafenen in seine Arme.

d) Der Meister ruft allen Trauernden zu: Selig sind,

die da Leid tragen. Gott ist nicht der Toten Gott, in ihm leben sie alle.

e) Der Meister ruft allen, die sein Wort hören wollen: Bedenke das Ende und komm zu ihm, der du mühselig und beladen bist.

III. Was ruft der Meister?

a) Tod, wo ist dein Stachel? Das Blut Jesu Christi macht uns rein.

b) Durch einen Menschen ist der Tod gekommen, aber auch durch einen Menschen ist Leben und unvergängliches Wesen wiedergebracht. Die Sünde trennt, das Kreuz vereinigt. Zwei Plätze, wo die Sünde ruhen kann, auf deinem Herzen oder auf Jesu Kreuz; wo liegt deine Sünde?

c) Es gibt ein Wiedersehen. Wirst du bereit sein, die Deinen im Himmel zu treffen?

d) Mache dich bereit: Jesus von Nazareth geht vorbei. Rufe ihn an: Jesu, lieber Meister, erbarme dich, damit er dich zu sich rufen kann!

e) Auch du mußt sterben. Gott sendet manche Todesboten voraus. Es kann vor Nacht leicht anders werden. Wenn der Tod selber dann kommt, kannst du dann sprechen: O schöner Tag!

C. Seine Schafe hören seine Stimme und folgen ihm. Laßt uns hören, ehe es zu spät. Leben wir, so leben wir dem Herrn etc.

The Alliance between Labor and Religion

By Prof. H. R. Niebuhr

Since the days of Christ there have been frequent connections between Christian history and that other movement, whose origin lies in the inequalities of social life. We may call it the labor movement, if by that term we imply no restriction to those efforts only which seek to affect the situation of men as workers. Labor movements are not today, nor have they ever been, purely economic in origin or purpose. Socialism, anarchism, and syndicalism, trade unionism for that matter, as well as the peasant wars, the French Revolution and the Utopianism of the Nineteenth century are to be traced to deeper fountains within the human heart and to be followed to vaster ends than can be described in economic terms. There is much that is akin to religion in them. It must be so, tho our only evidence were the historic connection.

The religious renaissance of Israelitic prophecy was in the closest connection with the social movement that is reflected in revolutions of the period both against despots and against the for-

eign faiths imported to bolster up their despotism. The time of Jesus was a time of social ferment and few but the poor in the land were open to the voice of the Carpenter of Nazareth. Paul's message was sown in the hearts of the workers, the poor and the ignoble, who had begun to stir restlessly under the oppression of a false Pax Romana. Luther's effort to dissociate the Reformation from the peasants' uprisings did not avail to cover up the close connection between the two movements nor the Reformer's debt to the social conscience, while it has made evident the evil resulting to church and peasant-worker alike from the divorce of their related enterprises. Nor we do lack lesser parallels: Huss and the Taborites, Wycliff and Wat Tyler, Hans Boehm, the reformer-revolutionist, Wesleyanism and the English social evolution of the eighteenth century, the religious movement in the United States, of which Charles G. Finney was the main representative, and the labor movement which found its leader in Robert Owen. These are but a few of the multitudinous connections between labor and religious history which present themselves. The evidence becomes too formidable to permit any ascription of the connections to the category of accident.

It is apparent that in almost every one of the religious movements mentioned there was a deep social enthusiasm for the rights of the workers; and that the social revolutions were impregnated with some sentiment of enthusiastic religion blended with confused dreams of the establishment of the kingdom of God on earth. The contemporary movements were kin to each other and partook of each other's natures. In our own day we are well enough aware what vitality and energy has come to some sections of the Christian church thru recognition of the social meaning of the faith. What is less patent to most of us is that the progress of the labor movement today is inspired by a religious sentiment, that it is an ally of religion by reason of origin within the same stirrings of the human heart and because of the similarity of its aim to that of Christianity. While it may be evident that in the past labor movements have frequently been of such a character as is claimed for them, it is more difficult to recognize these characteristics in a contemporary movement, whose deeper meanings are obscured by the limitations of some of its leaders, by the passions of the movement and by popular prejudices.

That the present phase of the labor movement bears an *implicit religious character* is a conclusion based upon its inspiring hope for a better world and its faith in the ideal, upon its bitter discontent with the sins of the present order, its insistence on the worth of personality, its sense for realities, and its underlying con-

viction of the solidarity of men. That these characteristics are often inarticulate in the expression of labor thru organization and organized movements is plain; that they are present beneath the surface and are underlying motives of action becomes equally evident upon closer scrutiny of the psychology of labor. As generalizations they are perhaps only half-true of a movement so complex as the labor movement, as they would be only half-true of the complex religion of the church. But the truth that is in them is sufficient justification for their emphasis.

The basis of any Christian attitude toward life is found in the Baptist's and Jesus' early message: "Repent for the Kingdom of the heavens is at hand." If we think of repentance as a state of regret for personal sins it is true that we shall look in vain for such an attitude on the part of the labor movement. But there is *repentance* in that state of bitter *discontent with* the *present order* and in that sense of need for succor, which characterizes its every expression; and such repentance is also religious. However diverse may be elements which make up the complex state which is the fore-runner of the religious experience, this element of discontent, this sense of need, this realization of the sin of society is one of great importance. It is basic in the religious experience of Moses; its overtones are clearly distinguishable in the prophetic call; such social repentance paved the way for the Reformation. Dissatisfaction with and distress over the injustice and immorality of the world is a primary element in the religion of labor.

The counterpart of repentance is the *outreaching* of the human heart *after the better world.* Where repentance is purely personal that desire remains also purely personal and the penitent craves only to know that he has made his peace with God. Where the social conscience is involved the hope of the distressed is for a better social order, for a kingdom of God and the salvation of humanity as a whole. Insofar as the labor movement shares this type of hope it is surely religious. Of course that hope may be very materialistic in form, but there is frequently less materialism and more ethical idealism in the socialist's and anarchist's and laborer's desire than in the crass dreams of heaven, which still play so large a part in the recognized religious life of our own day. The disinction is not to be made between the hope of the social movement and the hope of organized Christianity, but between desires of a materialistic and of an ethical order. The pronunciamentos of labor parties of every shade of radicalism and conservatism, the evident idealism of many of their leaders, the longings which fill the breasts of the poor in their land, coming to expression in simple and unobtrusive forms, give evidence of the power of that hope for a better world, which makes labor movements so akin to religion.

The *idealism* of *labor* reflects itself in still other forms than this. The gullibility of the rank and file, so frequently exploited by their false prophets, is not as much an indication of ignorance as it is of faith in the moral quality of others. It is true that labor movements have more frequently been characterized by hatred than by love. At least hatred has been a more apparent characteristic. But the hatred of the labor movement is not dominantly of a personal kind. It is hatred against those systems and typical persons that have been made representatives, by slogan and suggestion, of all the injustice of the present world. As such it can often be compared to the holy wrath of religion. Such hatred as this, harmful tho it be to the hater, is nevertheless a counterpart of idealism. The idealism of the labor movement is evident, as well in the support which it has lent to the idealistic reformers. Internationalism is nowhere so powerful as in the labor movement. Labor more than any other agency perhaps was responsible for the universal school system in the United States; its part in the overthrow of slavery seems to be far greater than historians as a rule assign to it; imprisonment for debt was abolished largely thru the efforts of labor; and in more recent times it was this group which responded most whole-heartedly to the idealism of such movements as the extension of suffrage to women, pacifism, disarmament, free speech, democratization of education and the protection of womanhood and childhood in industry.

In all of this idealism of the worker there is one outstanding characteristic which the labor movement shares with Christianity: *respect for individuality.* We are wont to boast that the church established the sanctity of all personality, that it gave to the child, to the woman, to the stranger within the gates, to the poor, to the outcast an equal standing before God, and consequently established their position in the world on the basis of equality. We are liable to forget that the labor movement has been in our own time equally responsible with, if not more responsible than, the church for those reforms. It is perhaps because of this fact more than any other that we have a right to speak of the religion of labor. Here it stands on common ground with Christianity. As the "Old Testament stakes its idea of God on the possibility of making the commonest Israelite a native within the things of eternity" and the New Testament on the possibility of regenerating the meanest of all men thru the spirit of Christ, so the labor movement is staking everything upon the possibility of carrying the principle of individuality into every department of society.

In its *appreciation of the solidarity of men* the faith of labor is no less akin to ours than in its sponsorship of the principle of

personality. The solidarity of Christ with men made the Christian religion; the solidarity of believers in him continued it; faith in that solidarity and loyalty to its embodiment in Christ is the Christian religion. Perhaps the labor movement does not share that loyalty to the Christ, but it is animated by a loyalty to humanity,—it has the feeling of belonging together with others,—it has a capacity for sacrifice in the interests of the body which give it a definitely religious if not yet a Christian character. For is not the foundation of religion to be sought just in this capacity of man to identify himself with another and with humanity, to lose his life within the larger life? Where this spirit of loyalty and solidarity is lacking religion cannot enter in; where it has established itself there religion has been born.

The religious spirit of the labor movement, finally, shows itself in the *sense* for *realities* and *scorn* of *hypocrisy.* Christ penetrating the hypocrisy and conventionalism of Pharisaism to the heart of the moral relationships in His Sermon on the Mount is the typical example. This penetration is characteristic of all true religion. In a measure it is also characteristic of labor. "To balance the hardships of a laborer's life there are real compensations. There is at least a suggestion of Antaeus' contact with Mother Earth. A thousand conventions, harmless in themselves, but distorting to the mental vision when unconsciously regarded as vital, drop away. A thousand preoccupations that worry the soul of the well-to-do are as meaningless to the workingmen as heraldic terms to the Hottentot." (From "The Diary of a Laborer".) It is easy to see why that should be so. Its effect is also apparent. The conventions that hide realities are the bane of all social and of organized religious life. The laborer's lack of them may go far to explain why it has been just he who responded most quickly to the message of the true prophets of religion.

So akin by nature, so closely connected in history, Christianity and the labor movement might have been allies and seed-plots for each other's truth. That this has not been the case is the tragedy of both labor and the church. For the connection has rather been the occasion for frequent misunderstandings and for many feuds. So Luther disowned the peasants, radical Puritanism early lost its faith in the French Revolution, socialism and the Church discovered in each other bitter animosities. The church has lost not only the social enthusiasm and the energy of the labor class movement, but has failed also to appropriate for itself the spiritual qualities which labor could give to it; on the other hand it received from its connection with the leisure class qualities which stand often enough in direct contrast with spiritual realities: worldliness

and satisfaction with the things that are; customs, habits of thought, conventions of every kind, that obscure the real things in life; a practical belief in the class-division of mankind into upper and lower groups and a spirit of narrow nationalism and racial prejudice.

The dividing force has not been only the worldliness of the church in these respects. Often enough it has seemed that the Church came to a real appreciation of the spirit of labor and made common cause with it for a while, just as we are seeking to do in our own time. But the division always came and we need to learn a lesson from history if we would adjust relations so as to prevent a similar disjunction of the two movements which are just beginning to arrive at a mutual understanding of each other.

The *dividing element* has been *labor's method* of *gaining its ends by force* and the *Church's interest* in the *preservation* of *law and order.* Certainly that seems to have been the cause of the momentous and irreparable break between Luther and the peasants, as it was of those other divisions mentioned. There are two considerations which need to be taken into account for a correct appreciation of the situation. The first is that the Church's opposition to force, justified as it surely is by the ethics of Christ, has not as a rule sought its basis there but rather has been founded upon interests of a far different nature. Interest in its own salvation, when the force used by labor called forth the use of force by labor's enemy, interest in the material possessions of the Church and in the mere stability of a worldly society, wherein the Church had made itself at home, seem to have dictated the opposition. It is one thing to preach the bearing of the cross and to identify that cross with the lot assigned to one by social conditions, but quite another thing to preach the bearing of the cross which the injustice of society lays upon the man who fights that injustice. It is one thing to preach forgiveness as meaning condoning of the sin of the social order and resignation to its unalterable power, it is quite another thing to preach forgiveness to the enemy against whose sin relentless warfare is to continue that he may be saved along with his victims. Has not the Church's preaching been too often of the former kind? It has not preached warfare against sin without hate of the sinner, but rather peace and law and order and condoning of sin that the sinner and his system might not be harmed. Not until the church is ready to fight the same battle that labor is fighting, but by the better method of aggressive suffering, will it be in a position to declare against labor's method in the fight. Because the Church has rejected the war together with the methods of labor's warfare, because it has sought to preserve

false peace rather than to establish a real peace, because it has had greater interest in law and order than in righteousness, it has alienated labor again and again and will continue to do so until it follows the suffering Christ.

The second consideration which presents itself when we survey the history of the Church's connection with labor, is this,—that the *Church* has *not dared* to *stand alone*. Whenever it rejected labor because of labor's method of warfare, it also made common cause with labor's enemies. Thus Luther joined the princes and the nobles. At once the inconsistency of the position becomes apparent. The Church countenances those methods on the part of capital which it decried when labor used them, and because of which it forsook labor,—war, force and bloodshed. Such an inconsistency is a necessary result of a confusion between the actual and selfish interest in the preservation of law and order and the ostensible, confessed interest in the methods of non-resistance and suffering to gain a just end. If the church is in reality interested in the establishment of justice, and in the establishment of that justice by the methods of spiritual warfare, it could never, tho forsaking labor, battle against labor. Is there not always a third choice? Is not the Church strong enough in the strength of Christ to stand alone? Because labor's method is not our method, our cause is not one whit the more akin to the cause of capital, of narrow nationalism or aristocracy. The kingdom of God may suffer violence, and the violent may seek to take it by force, but it remains the kingdom of God, and their violence is no disparagement of it and never can be a reason for rejecting that kingdom, tho only for a time being, in favor of a kingdom of this world.

The Church of Jesus Christ may soon need to make a decision weightier in import even than that which was forced upon Luther. Now it feels its kinship with the poor in the land and pronounces them blessed. Whether it will deny that kinship later and engage again in war against the movement with which it shares so much that is real in a world of shams,—or whether it will strive, while there is yet time, to lead the way to the goal by way of the cross, —or whether, not succeeding in that, it will forfeit its rights to all consideration as an agency of righteousness and as a carrier of the prophetic spirit, by making common cause with unrighteousness, will be soon determined. The lessons of history and the life of the Master are our only guides. But they are sufficient, if we will but heed.

The Pastor in His Field

By E. Kockritz

A pastor, be he who he may, usually lives, if not in the limelight of publicity, then at least under the gaze of public scrutiny. Of all men, professional or otherwise, he is perhaps most discussed, measured, estimated and analyzed. Of course, his influence does not almost immediately reach as far as that of other men in public or semi-public life, but, considering the extent, or rather the limitations of his field, he is probably the most criticized and the most lauded servant of humanity. After all, it is human nature to test out human nature and to compare the relative merits and demerits that exist between, let us say, ourselves and others; and there is perhaps no other task that is undertaken with such religious devotion, especially when we assign to ourselves the task of being not only the mentor, but also the judge of the virtues of others. The pastor, in this particular regard, is a target that appears attractive always, and it cannot be said that his position, on this account, is always an enviable one. Still, there is much to be said in favor of the ability that he displays in countering the shafts that may be hurled either at his person or his calling, especially if he himself be thoroly convinced of the complete harmony of his mind and conscience with the ideals of his calling. And while he may not always find it possible to demonstrate his viewpoint respecting that calling to the complete satisfaction of others, there will nevertheless flow from that conception a compelling influence that will lend not only dignity, but also authority to it.

To begin with, however, a pastor may take himself either too seriously or too lightly. In the effort to establish his influence upon a solid and abiding basis both extremes may be equally fatal. Granted, of course, that the matters with which he deals are of vital and eternal import, it is nevertheless always to be remembered that his contact is with men who might have a far less exalted opinion concerning his calling and office than he himself happens to possess. His authority in matters spiritual will be readily conceded, but in spite of this concession the question as to what is and what is not to be spiritually interpreted and applied may furnish much debatable ground. It will be seen, therefore, that if a pastor desires to establish his leadership in a field he must have recourse to moral suasion and establish his claims not only on the ground of his authority, but also on that of his personality.

Such a view of the demands of his office will, in itself, preclude any tendency to treat lightly or underestimate his holy call-

ing. It is a lamentable fact that this is often done in the interest of socalled goodfellowship or sociability. A pastor, strange as it may seem to some, craves popularity; it seems so indissolubly related to the success of his work, and if he can gain the good will of his people by his amiability, open-mindedness, magnetism and charm, he reckons these as an asset in his work. On the other hand, however, these qualities, desirable tho they be in many respects, may contravene the ultimate and more worthy objects that he may have in mind and so dull the sharp edge of respect that his people owe him as to make him utterly unfit for leadership that is bold and controlling. Thus while the people should look up to their pastor, they should not be compelled to look too high, and while the pastor may feel inclined to humble himself, he should not permit the people to look too low.

Coming now to a consideration of the field in which the pastor labors, it may not be amiss to give a little thought to the question as to just what constitutes his field. In a general way, one may answer, his congregation, of course. It is upon this that he concentrates his attention and his energies; it is to this that he is to give his thought and time, it is in this that he looks for growth and expansion, and it is from this that he expects a harvest and reward. And yet there is a danger the pastor will devote himself with such exclusiveness to his congregation and limit the confines of his activities to such an extent that the result will be detrimental in the very objects that he seeks to achieve.

Every congregation is, in a real sense, the product of the community in which it happens to exist, and it is an axiom that it is hard not only for the individual, but also for an aggregation of individuals to rise above the level of their environments. This being true, the community must either rise with the church, or the church will fall with the community. The belief that the church can exist separate and apart from the community without any reacting influence is only a flimsy theory; anybody who will take the trouble to investigate the matter will find himself disillusioned before he gets around the corner. An activity that is to be productive must take acccount of the soil with which it is to work, and if this soil is not calculated to produce results, it must be made so. This is the whole logic of the situation against which no pastor is privileged to close his eyes.

It follows, then, that anything that is good for the church is good for the community, and anything that is good for the community is good for the church. The obverse fact is also true. This fact will indicate to the pastor a sphere not additional to, but incorporated in his field. He will feel himself morally compelled

to take an interest in and support those enterprises which make for the welfare of the community. In a larger sense, the whole community is his field, and as a common servant of all he will recognize his duty to bring his message to bear upon it with pragmatic force and to assume a leadership to which, by reason of his office, he is both eminently fitted and justly entitled.

It is, of course, always a question as to how far he may venture in imposing his views upon those of others, but this question may arise in relation to his congregation as well as in relation to the community. There is a tendency among some pastors to largely overestimate their authority and to appear as the oracle of God upon any and all occasions. Such excesses are to be deprecated, especially when they sink to the level of political exhortation and partisan propaganda. But there is also the other extreme, when the voice of the preacher is not heard at all, when perhaps the public is ready to hear and willing to follow the sane advice and counsel offered by a sober thinking pastor, but the said pastor is either too modest or too timorous to inject his views into the discussion. There is little doubt that the sins of omission thus committed by pastors have caused quite as much mischief as have the sins of commission, at the other extreme. If and when pastors of the first type go to extremes, and their course is consequently condemned, there could be no better way to exalt the dignity of the ministerial office and give prestige to the pulpit utterances of the church than by a sane interpretation of its function, an interpretation that avoids bombastic supererogation on the one hand and an apologetic silence on the other.

We now come to certain practical conclusions. These may best be stated by answering the query, "What should be the field of a pastor's activity?"

The first and most important activity will always be to preach the gospel. But for this he would have no right to be at all. In a peculiar sense and by a special decree he is called to be a voice in the wilderness of sin, and with a prophet's passion he is to interpret the message of eternal truth to a wild and reckless sin-swept world. This message, however, let it be remembered, is not intended merely for the saints who to a greater or lesser extent constitute his congregation. To confine the message thus and thereby limit it in its beneficent operations were selfishness indeed. The very fact that sinners need it and should have it gives answer to the question as to what constitutes the pastor's field.

But is it not a fact that the church—the pastors—have been woefully derelict in bearing the good tidings to just those who most sadly need them? The average pastor is satisfied to preach

to his own people, usually amid pleasant surroundings and congenial environments. His thought perhaps is to preach *thru* his people to those beyond the pale, but perhaps his people are as little in touch with these unfortunates as he himself. The consequence is that they are not reached at all, at least not thru his efforts and ministrations. If they are touched at all, this miracle is accomplished thru the medium of street preaching, rescue mission work or the efforts of volunteer armies. By common consent this work has been delegated to these agencies, but this act is not the Lord's doing. Jesus taught in the highways and byways; He preached on street corners and market places. That was His field. Have we risen above Him? Of what noble clay is your modern preacher that he will not condescend to do what admittedly was done without loss of dignity or of character by the Master Man?

A return to first principles in the methods of gospel preaching might prove most salutary to the present-day church. The church has lost much of her power for no other reason than that she has lost her touch with the masses; restore that touch and there will spring into being immediately a recrudescence of her power with the masses. A touch of sacrificial fire from off the altar of immolating service will give to Christianity a heart burning with the passion of love, a possession once its most priceless virtue.

Sane evangelistic efforts distinctly belong into a pastor's field. There is an inane antipathy to adoption of this means of building the kingdom in certain quarters, but none of the objectors are able to offer an effective substitute for them in reaching the teeming masses of unchurched men and women in the land. Either they are satisfied with certain desirables, the pick of the unchurched, who can be reached by a much less laborious route, or else they consider these same teeming masses unpromising material, the loss of which will in no wise inure to the disadvantage of the church. But this conception is wrong from the ground up. The question should be approached from the other end; it is not a question of what they are able to offer the church, but rather of what the church is able to offer them. It is the business of the church to gather them in—no matter what derelicts or outcasts they may be—to gather them in, and then by patient effort to build over these wrecks of humanity into the likeness of the children of God.

It is an exercise of wisdom to remove obstructions in the pathway of progress. Every congregation very naturally desires to thrive and prosper. Just in the degree that a congregation will, therefore, absorb the forces that oppose it, just in that degree will its task be made easier and more successful. The pastor cannot devote his energies and talents to better purposes than to harness

his church to his whole community and utilize the potential good within its confines for the purpose of breaking up all that which is evil by pointing out "the more excellent way." The highest good for the largest number will thus be established and his labor will become a task of love.

Shall a Minister have an Education?

By R. Niebuhr

The cause of higher education seems well nigh hopeless in our denomination. Four years ago it was decided that we should have a junior colloge. Efforts have been made in that direction, but our goal has not yet been reached. Elmhurst is not yet a first rate junior college. We have been making progress slowly; but evidently our progress has been too swift for some of the brethren. Not long since one of the Elmhurst professors distributed among all pastors of the church a pamphlet containing an address of which he had unburdened himself at a district conference and which had been evidently received with such marks of approval as to warrant its publication. The burden of the address was that we ought not to give our ministers a college education. If a college is absolutely wanted we ought to confer its doubtful benefits upon future doctors and lawyers while we jealously guard our future ministers from the baneful influences of modern science by immersing them in the classical antiquities of Rome and Greece. In the March number of the Theological Magazine another voice of authority is added to support this attitude, curiously enough coming from another professor. Our cause does seem hopeless when our academic leaders, from whom we ought to expect the most enthusiastic support for the cause of higher education, are the very ones who discourage it.

We need not concern ourselves with the charge that Elmhurst is growing too English under the Junior college regime. The language question is being decided by the relentless forces of time, and if anyone wishes to exercise his voice by crying "Back Tides," we can not gainsay him.

What is discouraging is that both professors think that a high school education (for old Elmhurst was little better than a high school) will fit men for the ministry better than a college education. In the one case the physical sciences are ridiculed by pointing out that the dissection of a frog (biological laboratory work) works no benefit upon the mind of a future minister. In the other case not only the physical sciences, but the social sciences and even psychology and philosophy are either ridiculed or damned with

faint praise. The answer to this obscurantism is a simple one. Biology is not particularly needed by the minister, but its knowledge is something that belongs to the equipment of every educated man.

We are living in an age of science. Nothing is so outstanding in modern civilization as the tremendous progress which all sciences and particularly the physical sciences have made. They have reshaped all of modern thought, and their achievements enter consciously and unconsciously into the whole woof and warp of our thinking. If our colleges have made any mistakes more glaring than another, it has been to send us into a world which takes evolution for granted, knowing nothing about it except what we have gathered from a few professorial class room jests. Hundreds of our young people are graduating from the colleges of the country having absorbed the scientific viewpoint of the world and with their faith imperiled. The study of science with its necessarily impersonal attitude is bound to imperil those spiritual values which religion conserves, and these values can be saved only if we are wise enough to reinterpret spiritual affirmations in the light of scientific discovery. No one can do this who is blissfully ignorant of the indisputable achievements of science. Many young people are being lost to the church for this very lack.

Even were this not true and if we were willing to rigorously exclude the study of modern science from our colleges for fear that it might imperil the too tender faith of our budding clergymen the need of a college would still be pressing. For a college teaches other things beside science. One of the professors thinks that the study of psychology and sociology is wanted chiefly to give the future minister a little more prestige in his club and civic relationships, and he is afraid that the study of philosophy will dampen the moral ardor so necessary to the prophet. And this same professor waxes eloquent in the defense of a classical against a scientific education! Is not the study of philosophy one of the prime requisites in a classical education? Or does a classical education consist only in the study of Greek and Latin, as the learned professor of Greek and Latin seems to think? It is a rather sorry commentary on the state of our culture that a professor should seriously advance the theory that everything but the study of languages, and perhaps a little history, should be detrimental to future ministers.

We are living in a world of great complexity. Its social and economic relationships are complex, and if the spirit of the gospel is going to exert any influence upon those relationships it will have to be interpreted by men who do not only understand the gospel,

but who understand the civilization which they are trying to influence. We are living in a world that has absorbed scientific facts so quickly as to leave many perplexities in regard to the destiny of man and the worth of human personality. To such a world the comfort of the great affirmations of faith can be presented only if we understand what the world is perplexed about. There are altogether too many ministers who are so busy asserting that the gospel is a panacea for all the world's ills that they have no time and no capacity to analyse the ills and apply the balm accordingly.

The real question which we are confronting is whether our ministers shall have an adequate education or not. The good brethren who criticize Elmhurst do so under the guise of a defense of a classical against a scientific education, but they are really afraid of education in general. We are told on the one hand that it will dampen spiritual enthusiasm and cause men to bring matters extraneous to the gospel on the pulpit, and on the other hand the fear is expressed that many young men will decide to enter other callings once they are subjected to the broadening influence of a college education. If there is nothing in the ministry that will appeal to educated young men and if we can force the choice of this profession upon them only by withholding other possible choices from them the church is in a more sorry state than most of us thought.

Perhaps the most impossible of all arguments against the development of our colleges is the charge that we were "aping the Yankees." Since when is a good college education an exclusively American achievement? Is the good professor not aware that it is not long since that we had an almost abject respect for any man among us who came from Germany with an "Universitaetsbildung?" and picked our professors only from among those who had such an education? It is a sorry testimony for the hybrid nature of German-American culture that German-American denominations in America should be the only ones who do not offer their future ministers a college education before sending them to a theological seminary (not all American ministers have a college education, but all denominations offer the opportunity of securing one), while Germany is noted for her educational institutions. The German educational system has no exact equivalent for our four year college between high school and professional school, but it is folly to assert that the German student hasn't more than our junior college education when he takes up his professional studies. At any rate our complacency with our sublimated mission schools (for our two seminaries still bear traces of their mission school origin) is very discouraging, and the attempt to defeat the cause

of higher education by appealing to war born prejudices against American institutions is conceived in ignorance and is more than discouraging. If it prevails we will always play a negligible part in American religious life.





Editorielle Aeußerungen.

Gebetserhörung.

Daß das Gebet auf biblischem Boden eine zentrale Stellung in den geistlichen Lebensfunktionen des Christen einnimmt, bedarf keines weiteren Beweises. Ebenso klar ist es aber auch, daß in der modernen Theologie seine Bedeutung ganz erheblich reduziert worden ist. In den meisten Fällen kann man den biblischen Charakter eines theologischen Systems danach beurteilen, wie es den Wert des Gebets einschätzt. Ritschl z. B. will das Bittgebet überhaupt ganz wegfallen lassen. Rechtfertigung und Versöhnung der Welt ist eine vollendete Tatsache geworden, seitdem Christus uns von der Liebe des Vaters überzeugt hat, die den Zustand der Gottesferne des Sünders aufhebt. Alles, was wir noch zu tun haben, ist es anzunehmen und dafür zu danken. Das Dankgebet tritt an die Stelle des Bittgebets. Selbst das Vaterunser mit seinen sechs Bitten ist weniger Bittgebet als Ausdruck unsers kindlichen Vertrauens zu Gott.

Wir sehen, das Bittgebet, das von Gott etwas erwartet, ist der Stein des Anstoßes. Manche, die noch nicht ganz mit ihm aufräumen wollen, wollen nur eine psychologische Wirkung desselben zugeben. Es beruhigt, tröstet, macht gefaßt und erweckt Vertrauen. Aber es macht keinen Eindruck auf das Wirken Gottes. Es stimmt ihn nicht um, noch greift es in den Verlauf des Weltgeschehens ein. Die moderne Naturwissenschaft lehrt uns ja, daß alles nach unabänderlichen Gesetzen geschieht. Auch sieht die Weisheit Gottes weiter als unsere Kurzsichtigkeit, und seine Liebe bedarf keines Bittflehens, um sich zu betätigen.

Der gläubige Christ läßt sich aber durch diese Einwendungen und Argumente nicht beirren. Er hat das Beispiel seines Herrn und der Apostel vor Augen. Die Verheißungen, die dem Bittgebet gelten, sind zu klar, und außerdem muß er es üben, weil er nicht anders kann. Jedoch gerade der eifrige Beter hat in den letzten Jahren schwere Anfechtungen und Enttäuschungen erlebt. Es hat unter uns viele gegeben, die für das alte Vaterland inbrünstig gebetet haben. Ja, man hat zuweilen Leute sagen hören: „Wenn Deutschland schutzlos seinen Feinden unterliegt, so geht mein Glaube in die göttliche Vorsehung in Stücke."

Und doch ist gerade das, was sie so sehr fürchteten, buchstäblich und tatsächlich eingetreten. Was soll man aber von dem viel schwereren Schicksal derer sagen, die in den kriegführenden Ländern bloß um das tägliche Brot für sich und ihre Kinder beteten und es nicht erhalten haben? Sie beriefen sich auf das Wort des Psalmisten: „Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brot gehen" (Ps. 37, 25), oder das andere: „Siehe, des Herrn Auge siehet auf die, die ihn fürchten . . . daß er ihre Seele errette vom Tode und ernähre sie in der Teurung" (Ps. 33, 18. 19) — und doch sahen sie ihre Kinder dahinsiechen und des Todes sterben! Da muß der Glaube an das Wort Gottes und seine Vatergüte in vielen in Nacht und Verzweiflung versunken sein. Denn es ist nur wenigen gegeben mit dem verhungernden Allen Gardiner zu sagen: "Though He slay me, yet I will trust in Him!"

Und die Jahre, die nach dem Kriege gefolgt sind, haben den Glauben des betenden Christen auf keine geringere Probe gestellt. Die seelischen und geistlichen Leiden, die solch furchtbare Perioden über Millionen bringen, werden die Verantwortlichkeit der Schuldigen nicht weniger verschärfen als die unsäglichen leiblichen Nöte, die ihre Blindheit oder ihre Bosheit verursacht haben.

Angesichts alles dessen werden wir in der Tat sagen müssen, daß das Bittgebet in seiner Erhörlichkeit Schranken hat. Freilich wußten wir schon längst, daß es stets nötig sei hinzuzusetzen: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Aber daß das sich selbst auf die vierte Bitte des Vaterunsers beziehe, dafür hat die Welt eine erschütternde, aller Orten spürbare Bezeugung erlebt. Wenn die Sünden der Völker reifen und zum Austrag kommen, so ist die Folge Leiden und Tod für viele, auch für die Gerechten und die unschuldige Kinderwelt. Das ist bedingt durch den organischen Zusammenhang der einzelnen mit ihrem Volkskörper und der Völker mit der ganzen Welt. Das Gebet aber dann aufgeben zu wollen, hieße den einzigen inneren Halt fahren zu lassen, der uns noch bleibt. Die unsagbare Not der Zeit muß vielmehr mehr als je zuvor zu Gott und seinem Wort hintreiben. Die Triebe barmherziger und tatkräftiger Samariterliebe sollen in denen sich mächtig regen, die eine gütige Führung günstiger gestellt. Der Glaube, daß Gott der Weltregente ist und seiner Zeit alles recht machen wird, soll unser Leuchtstern sein. Freilich Gott rechnet nicht mit Jahr und Tag, sondern mit Jahrzehnten und Jahrhunderten. Oft rufen wir mit jenen Seelen in der Offenbarung: Wie lange noch? Doch wer wie Propheten und Apostel in Gott sich gründet und nicht nur bittet um das Kommen des Reiches, sondern Reichsarbeit tut, wird nicht zu schanden werden.

Redefreiheit.

Es gibt wenig Dinge, auf die unser Volk früher mit so viel Stolz, und mit berechtigtem Stolz, sah, als die Redefreiheit. Dies Land fühlte sich als ein freies Land und rühmte sich seiner freien Institutionen. Andere Völker mochten es in diesem oder jenem, z. B. in der Städteverwaltung, der Justizpflege, der säuberlichen Ordnung des bürgerlichen Lebens, übertreffen, Amerika hatte Rede- und Preßfreiheit und die höhere Wertschätzung des Individuums und seiner persönlichen Meinung und Aeußerung derselben. Mit gutem Grund wurde dies Vorrecht als ein Palladium unsrer Freiheit angesehen.

Während des letzten Kriegs erlitt das Recht der freien Meinung und ihres Ausdrucks eine ganz erhebliche Einschränkung. Es konnte dies, so lange der Kampf währte, als eine notwendige Kriegsmaßregel verteidigt werden. Das Unglück war, daß die Gesetze, auf die sie sich stützte, auch nach dem Krieg in Kraft blieben. Und das noch größere Unglück war, daß die öffentliche Meinung, die durch eine im Dienst gewisser Interessen stehende Presse beeinflußt war, im Großen und Ganzen die Knebelung der Rede- und Preßfreiheit billigte. Es war vielerorts die Meinung, daß das Privilegium der Redefreiheit von radikalen oder unloyalen Elementen benutzt werde, um die Grundlagen unsers Regierungssystems zu untergraben. Wie viel begründet war an dieser Befürchtung, bleibe dahingestellt. Tatsache ist, daß dieser Zustand des öffentlichen Empfindens sich wie ein Alpdruck auf freiere Regungen gelegt hat und für viel gewaltsame Unterdrückung berechtigter Aeußerung und Betätigung verantwortlich gewesen ist.

Noch kürzlich hörten wir hier in Cleveland einen Vortrag von Oswald Garrison Villard, dem Redakteur der „Nation,“ über die Gefahren, die uns von einer im Dienst der Geldmacht stehenden Presse drohen. Der Redner kam gerade von Cincinnati, wo eine gewisse Organisation von früheren Soldaten, von der täglichen Presse aufgestachelt, eine Versammlung, wo er sprechen sollte, mit Gewalt gesprengt hatte. Mr. Villard zeigte noch in seinem Auftreten die niederdrückenden Spuren, die diese Erfahrung auf seinen physischen und geistigen Menschen gehabt hatte. Der Leiter der Versammlung hier hob mit begreiflichem Stolz hervor, daß unter dem Schutz des hier bestehenden „Lincoln Club“ (dessen Kardinalprinzip die Redefreiheit ist) in Cleveland das möglich war, was in Cincinnati und andern Städten nicht möglich sei. Mr. Villard entfaltete im Laufe seiner Rede ein Exemplar des „Liberator,“ des Blattes, das einst von seinem mütterlichen Vorfahren, Lloyd Garrison, zur Bekämpfung der Sklaverei gegründet war. Jedes Schulkind weiß, was für einen Heldenkampf dieser einzelne Mann mit diesem Blatte gegen eine mächtige Institution geführt hat, und was für Gefahren damit verbunden waren. Die Legislatur von Georgia, so

sagte uns Mr. Villard, setzte einen Preis von 5000 Dollars auf seinen Kopf, „tot oder lebendig.“ Man kann sich denken, was für einen Eindruck diese Bemerkung auf die Versammlung machte.

Die Redefreiheit verdankt ihren Ursprung nicht unserm Volk und nicht politischen Entwicklungen. Sie trat ins Leben als Gewissensfreiheit. Ihre Vorkämpfer waren die Propheten des Alten Bundes. Es hat keiner mehr für sie getan als jene von Gottes Geist berührten Männer. Kein Name glänzt heller auf ihrer Ruhmestafel als der des Propheten Jeremia. Griechenland stellt ihnen zur Seite den Philosophen Sokrates, der für das Recht der Aeußerung seiner Ueberzeugungen den Giftbecher trank. In der christlichen Welt sind die Apostel die klassischen Zeugen für die Pflicht und das Recht der Verkündigung religiöser Ueberzeugungen. „Wir können es ja nicht lassen, zu reden und zu zeugen von dem, was wir gehört und gesehen haben.“

An der Schwelle der modernen Zeit steht der Reformator Luther, wie er zu Wittenberg vor Kaiser und Reich für die Freiheit seines in Gottes Wort gebundenen Gewissens eintritt.

Aus der Gewissensfreiheit erwuchs zu seiner Zeit politische Freiheit und ihr Grunderfordernis, Freiheit der Rede in Wort und Schrift. Diese großen Errungenschaften können zeitweilig in Gefahr kommen, doch verloren werden können sie nimmer. Es geziemt uns jedoch, für sie zu aller Zeit und an jedem Ort mannhaft einzutreten.

Unsere evangelische Kirche hat zu jeder Zeit das Prinzip der Freiheit stark betont. Das will nicht sagen, daß sie nicht auch zu Zeiten von Menschenfurcht und den Wogen des Zeitstroms beeinflußt worden ist. Aber als Prinzip hat es ihr stets hoch gestanden. Zuweilen ist die evangelische Freiheit auch in zügellosen Individualismus ausgeartet. Es fehlt uns die straffe Organisation, die Autorität von Amt und Lehre, die auf Einheitlichkeit drängende kristallisierte Tradition anderer Kirchenkörper. Lernen wir von ihnen, wo sie etwas vor uns voraus haben. Doch halten wir fest an dem Recht der persönlichen Meinung und ihrer Aeußerung, wo es die Grundtatsachen des Glaubens und die Interessen des Ganzen nicht antastet. Achten wir das Recht des einzelnen auf Redefreiheit auf den Konferenzen. Kein Präses hat das Recht, den Redner zu behindern, es sei denn er redet nicht zur Sache oder macht sich groben Bruches der parlamentarischen Ordnung schuldig. In unsern Statuten findet sich von Anfang bis zu Ende kein Buchstabe über Wortentziehung.

Doch alle Freiheit hat ihre Grundlage in den Tatsachen des Heils. Ihr Gebrauch und ihre Aeußerung muß vom Gewissen geleitet, in Liebe geübt, von Aufrichtigkeit beseelt werden, und über dem Recht des einzelnen steht noch höher das Wohl und Recht der Gesamtheit.

Das Problem des „Open Shop."

Der neue Kongreß wird sich mit wichtigen Fragen der äußeren Politik zu beschäftigen haben, insonderheit mit dem Friedensschluß mit Deutschland. Nicht minder wichtig aber sind die Aufgaben der inneren Politik, die seiner warten. Voran steht das Verhältnis von Kapital und Arbeit. Das Kapital hat die Losung des „Open Shop" ausgegeben. Die „National Association of Manufacturers," zahlreiche Handelskammern und andere haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie gesonnen sind, aufs entschiedenste für dies Prinzip zu kämpfen. Die Arbeiterwelt ist ebenso fest entschlossen, ihm zu opponieren, denn sie weiß recht wohl, daß in der Praxis die offene Arbeitsstätte nicht bloß heißt eine offene Stätte für Union- und Nicht-Unionarbeiter, sondern eine solche, die die Union ausschließt. Es ist demnach klar, daß wir schweren inneren Kämpfen entgegengehen und das Unsere tun müssen, um die Gegensätze nach Möglichkeit auszugleichen.

Das „Federal Council" hat sich klar und deutlich gegen den offenen Shop ausgesprochen. Es sieht darin einen Versuch, die Arbeiterorganisationen zu sprengen, und es ist den Arbeitern von beiden politischen Parteien das Recht geschlossenen Vorgehens („collective bargaining") zugesprochen worden. Das „Federal Council" verdient u. E. für diesen Schritt Anerkennung. In Sachen der äußeren Politik erwarten wir von ihm nicht viel. Unsere Vertreter haben bei seiner letzten Sitzung einen Protest gegen die „schwarze Schmach" bei ihm eingelegt, sowie um Schutz gegen die Vergewaltigung der Evangelischen in den an Polen abgetretenen Gebieten gebeten. Diese Eingaben sind wohlwollend aufgenommen worden, und es heißt, dem Konzil liege die Versöhnung der Völker am Herzen. Aber einerseits hat das Konzil mit dem tiefen Haß gegen Deutschland zu rechnen, der auch in den von ihm vertretenen Kirchen noch lodert, anderseits reicht sein Arm kaum bis nach Europa.

In der inneren Politik hingegen ist sein Einfluß nicht zu unterschätzen. Man erinnere sich, daß die „United States Steel Corporation" kürzlich veröffentlichen ließ, daß sie die Frage erwäge, wie die sechstägige Arbeitswoche und der Achtstundentag in der Stahlindustrie eingeführt werden können. Das ist eine direkte Folge der „Steel Industry Investigation" der „Interchurch"-Kommission. Man sieht also, daß selbst die mächtigsten Korporationen des Landes vor der Kirche Respekt haben, sobald sie mit Autorität und Sachkenntnis sich öffentlich geltend macht.

Daraus ergibt sich die Verpflichtung für die Kirche, ihrerseits den Weg der Verständigung auf gerechter Basis und mit Berücksichtigung der beiderseitigen Interessen anzubahnen. Sie muß auf ihren offiziellen Konferenzen zu der Frage deutlich Stellung nehmen. Sie kann

nicht einseitig Partei ergreifen, denn bedenken wir wohl, daß an manchen Orten unsere eigenen Leute aus dem Arbeiterstand der Sache der Unions nicht ohne weiteres zugetan sind. Aber das Recht der Organisation muß ihnen kräftig und unverklauselt zugestanden werden, sowie die daraus folgende Forderung, daß niemand um seiner Zugehörigkeit zu einem Arbeiterverband wegen von einer Arbeitsstätte ausgeschlossen werde. Anderseits dürfen die Arbeiter selber nicht das Verlangen stellen, Nichtunionleute von der Arbeitsgelegenheit auszuschließen. Sie müssen gewaltsame Methoden fahren lassen und sich auf Aufklärung und Ueberredung, auf die langsamere, aber bessere Weise der allmählichen Gewinnung durch friedliche Agitation beschränken.

Auf diesem Wege sollte eine Lösung der schwierigen Frage nicht unmöglich sein, und der Kirche, die über beiden Parteien steht, liegt es ob, die Vermittlerrolle zu übernehmen.



The Church and the Community

It is increasingly apparent that the denominational order of things is failing to meet the needs either of large cities or of smaller areas. It is at best a survival from a time when its competitive character did not shock and disturb. Sectarianism was sufficiently in the blood of the nation before the war to find a sort of an apologetic for itself. Today it is increasingly difficult to justify denominationalism to sensible and sensitive people. Its wastage and discord are too apparent to be concealed under any camouflage of diversified convictions.

Particularly is this true in new communities which are taking form in all parts of the country, either as fresh settlements or as the suburbs of cities. Into every such locality it is the impulse of aggressive denominational officials to push with a church of their own faith and order. But the rivalry occasioned by this policy is easily foreseen, and the more constructive spirits find themselves reacting against the policy, and in favor of some unified expression of the religious life.

Where there is a cooperative body, like a federation or council of churches covering the area, it is sometimes practicable to adjust the matter so that some one denomination shall be permitted to foster a community church, while the others observe that self-restraint and courtesy which the situation demands. In other cases the community itself takes the initiative and forms a neighborhood church, based not upon any of the denominational distinctions which have now become obsolete and fictitious, but upon the principle of neighborly fellowship in worship and brotherly cooperation in the practical service of Christ.

This is taking place thruout the nation, and is one of the most

hopeful signs of the active and constructive impulse in Christianity today. It is the best answer to the criticisms that find mordant expression against the church. The fact remains that this new impulse is shaping the life of scores of rapidly forming communities, with the promise of real effectiveness in Christian service. When undertaken by a denomination in the true spirit of community service it proves that some of these Christian bodies are capable of sinking their sectarian aims in devotion to the larger good of the Kingdom of God. When projected by a community on its own initiative it is a sign of the vitality of religion at the broad human base of cummunity life, whatever may be the fact as to the waxing or waning of ecclesiastical Christianity.

A visitor in the west recently had occasion to make a hasty study in a single evening of four different forms of community service in connection with churches in a typical city. His report is illuminating. The first church visited was in a locality closely approaching slum conditions. The church had saved itself by changing its program from that of the conventional or denominational church attempting to secure a membership for itself out of the local area, and had boldly gone after the community as a whole, making nothing of its denominational connection, but everything of its desire to meet as fully as possible all the needs of all the people of its district.

It was a Saturday night, perhaps the least favorable in the week for a display of activities. But in three or four sections of the very modest plant boys and girls, young men and women, and people of older years, were busy with work or recreation suited to their tastes. Not far away there was a store building which had been converted into a perpetual rummage salesroom, where clothing and other material was on sale at small cost, after being repaired by the willing hands of church workers of that same congregation. The denominational leaders had made a small investment from their forward movement fund, and the rest of the money for the fine experiment had come from the friends of the work as they saw its value.

The next place visited was in a somewhat more resourceful district, but in a distinctly industrial part of the city. A church that had once a great name had come to grips with a changing population, and was on the verge of failure. A young man came in as pastor who had a community rather than a denominational mind. Two years had made an astonishing change in the place which that church holds in the regard of its neighborhood. The old church building was flanked by a community house which was put to many different uses. In the basement gymnasium a basketball game was in progress. Weekday classes of various sorts, from the kindergarten to many kinds of evening class work, were in evidence. A staff of four workers carried on a seven-day-a-week program of activities in which apparently the whole community took interest, for people of all social conditions and of many religions were coming and going. A Sunday afternoon forum gathers an audience of seven hundred. These many sorts of work are done in the name of the church, but not of a denomination. Yet this church is the product of denomonational solicitude, and was helped to its present

equipment in part by denominational funds. The church, however, belongs to the community and not to the denomination.

A third church of similar spirit but of very different environment was situated in a boarding house district, from which nearly all the well-to-do residents of former days had retreated to the "park section." Here on a still more extensive scale the community program was in operation seven days in the week. As the visitor went in a crowd of several hundred was coming away from the Saturday night moving picture showing, for which a charge of fifteen cents was made. All the other forms of physical, social, educational and religious work were provided. It was said that under the enlarged regime which made the community feel that the church really belonged to it, the Sunday school had grown from three hundred to a thousand. On that particular Sunday the attendance was over eleven hundred, while the services of worship and preaching were crowded.

In this church alone of the four visited the denominational note was struck, but that was almost unconsciously done. When the question was asked whether the congregation and the rest of the church's constituency was made up of people from all denominations or of that particular body, the answer of one of the church officials was that since they were not the only church in the community, they tried not to proselyte in any way, but to reach primarily their own members within reasonable distance. But further conversation revealed the fact that the church is really seeking the welfare of the entire district, quite without reference to denominational advantage.

The final visit of the evening was made at a late hour to a strictly community church in an exclusive residence section. Here again a denomination had backed the enterprise, but one looked in vain for any token of its claim upon the property or the program. On the tower and in two places on the side of the beautiful structure were the words, "Community Church," without a hint of denomonational connection. Here again the plant provided for the four types of essential church activity— physical, educational, social and worshipful. Every day in the week and at all hours of the day the church is open and its equipment is in use. It is the only church in the locality, and it is making good in the effort to meet all the needs of all the people.

This traveler's experience discloses what is taking place in more than one locality, and what may be the program in any place. To be sure it takes a high order of Christian statesmanship on the part of church officials to conceive and foster community churches without asking for denominational exclusiveness in return. But these four community churches are proof of the fact that it can be done, and that a few consecrated and far-sighted Christian laymen, who have the ears and the confidence of the right sort of denominational officials, are doing this sort of thing with a sense of immense enthusiasm and satisfaction; and that not alone in the city of Denver, where the observations here recorded were taken, but in every other city and town the community church can make the same unselfish response to the needs of the locality.—*Christian Century.*

Furchtbare Not der Juden in den russischen Randstaaten.

Ich möchte unsern lieben Missionsfreunden einige Bilder von den jüngsten Judenverfolgungen vorführen. Meine Hand und alles, was in mir ist, sträubt sich all das Furchtbare niederzuschreiben, wenn ich es aber doch tue, so möchte ich damit unserm deutschen Volk und den christlichen Gemeinden insbesondere vor Augen führen, was für eine furchtbare Macht der Haß über Menschen haben kann, und wie schrecklich es ist, in die Gewalt dieses Feindes zu kommen. Gott der Herr selbst wolle dieses Uebel, wenn es noch in unserm Herzen sein sollte, mit der Wurzel aus unserm Herzen reißen, damit wir aufbauen und nicht mehr zerstören.

Im zehnten „Bulletin der jüdischen Delegation zur Friedenskonferenz" werden einige Urkunden über die Pogrome in der Ukraine mitgeteilt, die durch zahlreiche Zeugen bestätigt werden. — In der Besprechung dieser Feststellung heißt es in dem erwähnten Bulletin:

„In allen Südbezirken Rußlands bangen seit einem Jahr Millionen Juden von Tag zu Tag um ihr Leben: überall müssen sie stets der entsetzlichsten Folterqual gewärtig sein. Nur in den dunkelsten Tagen spanischer Inquisition waren Juden so grausamem Leid ausgesetzt wie heute in der Ukraine. Schon die offiziellen, deshalb vorsichtig abgewogenen Berichte der Ausschüsse des Roten Kreuzes bezeugen, daß Zehntausende jüdischer Menschen hingemetzelt, Hunderttausende verwundet, mißhandelt, geschändet, ihres letzten Hemdes beraubt, daß jüdische Frauen zu Tausenden dem viehischen Trieb wilder Horden geopfert wurden.

Greise sind in Massen verstümmelt, Hunderte unschuldiger Kinder in Stücke zerhackt und so erst getötet worden. Der Blutrausch der Soldateska schwelgt in Erfindung unerschauter Marter. Die einzige Hoffnung derer, die diese Panik erleben, ist die Kugel, die ihnen schnellen Tod gönnt."

Auf der Karlsbader Welthilfskonferenz berichtete der Ingenieur Temkin über das, was er selbst in der Ukraine gesehen hat:

„Jeder Machtwechsel bewirkte neues Gemetzel. Das Aergste taten die Banden Peljuras und andrer Generäle. In Strömen floß Judenblut, und in allen irgend ersinnlichen Formen wütete Grausamkeit. Oft wurden die Pogrome von den Behörden angeordnet und geleitet; sie währten meistens bis in die sechste Abendstunde und waren manchmal von Musik begleitet. Die gräßlichsten Seelenmarter bewirkte das Verbot, die gemordeten Juden in die Erde zu bestatten. Da allen Juden die Waffen abgenommen worden waren, konnte niemand an Wehr denken. Viele Kleinstädte wurden völlig ausgeschlachtet. Die Gesamtzahl der gemordeten Juden beträgt bis heute 138,000; ebenso groß ist die Zahl der hilflos hinterbliebenen Waisen. Ein Drittel der ukrainischen Judenheit, die drei Millionen Seelen umfaßt, ist ins tiefste Elend gesunken."

Ein selbst den Greueln Entronnener schreibt in Hardens „Zukunft":

„Unzählige Juden sind lebendig begraben worden. Man zwingt Frauen ihre eignen Kinder zu henken, zu zerstückeln, das Blut der Kleinen zu trinken, lebende Kinder zu begraben und versagt ihnen die Wohltat gleichzeitigen Todes. Vor dem Auge des Bräutigams wird die Braut, vor dem der Tochter die Mutter von ganzen Rotten geiler Männer mißbraucht. In einem ausgeschlachteten Ort blieben nur der Rabbi und achtzig Kinder am Leben. Der

Führer der Metzlerbande schien dem Gnadengesuch des Predigers willfährig. Nach einer Stunde schickte er ihm achtzig blutige Kinderköpfe ins Haus. Der Rabbi ist wahnsinnig geworden."

Man würde diese Schilderungen für die Ausgeburt eines krankhaften Gehirns halten, wenn nicht einmütig von allen, welche die Pogromgreuel miterlebt haben, übereinstimmend das gleiche berichtet würde.

Vor kurzer Zeit kam eine gut gekleidete junge jüdische Frau mit einem etwa fünf Jahre alten Knaben in unser Missionshaus. Sie ist mit ihrem alten 83jährigen Vater und drei Kindern aus Russisch-Polen aus der Gegend von Lodz geflüchtet. Sie bestätigte wörtlich das oben Angeführte. Sie berichtete, jüdisches Blut fließe dort heute noch durch die Straßen. In der Nacht werden die Juden in ihren Häusern überfallen, getötet und gänzlich ausgeraubt. Wenn es Kindern gelang vor ihren Häschern sich zu verbergen, sind sie gerettet, und viele solche Kinder laufen jetzt elternlos, dem sicheren Hungertod preisgegeben, in Russisch-Polen herum. Die alte Mutter wurde von den Augen des alten Vaters getötet. Es gelang dieser armen Frau mit ihrem alten Vater und den drei Kindern zu entfliehen, sie waren wohlhabend, hatten eine Fabrik, nun sind sie hier mittellos. Mitleidige Menschen haben ihnen ein leeres Zimmer überlassen, dort liegen sie auf dem nackten Boden, sie weinte jämmerlich und bat aus Barmherzigkeit, daß wir ihr mit etwas helfen möchten. Leider habe ich dazu keine Mittel und konnte dieser armen Frau darum nicht so helfen, wie ich es gern gewollt hätte.

Das Flüchtlingselend unter den Juden ist auch hier in Köln groß, und ich wäre von Herzen dankbar, wenn mir wohlhabende Geschwister zu diesem Zweck etwas Mittel senden würden. Ich könnte solchen schwer geprüften Juden damit bezeugen, daß es auch noch andere Christen gibt, die mit ihrem Schmerz Mitleid haben und um des Messias willen sie lieb hätten.

Natürlich möchte ich dabei die Bitte aussprechen, auch unsere Mission nicht zu vergessen, sondern durch Fürbitte und durch Zuweisung von Gaben uns weiter freundlichst bedenken zu wollen, daß wir zur Evangelisierung des Volkes Israel das Unsere beitragen. Wenn es je notwendig gewesen ist, den Juden das Evangelium zu verkünden, so ist es unsere Zeit, denn nur durch das Evangelium können wir den schwer geprüften Juden Trost bringen.

Der treue Gott aber, der in das Verborgene sieht, er wird ein öffentlicher Vergelter sein, nach Matth. 25, 40. D. A. Löwy, Köln.

(„Freund Israels.")

Why Labor Insists on the Closed Shop

JOHN LUTHRINGER

To understand the closed shop it is necessary to know the history of organized labor. Organized labor is a modern development. In 1758 the bakers organized in Philadelphia, but the movement did not become stable until about 1860. Organized labor as known today is the outgrowth of modern industry. The labor movement began with the steam engine. The handicraft system existed before that time. Today hundreds, and sometimes many thousands, of men work together under the same roof. It becomes necessary, therefore, that if the workingman obtain an equitable standard of living, he must act together with other men, and as a consequence we have the labor movement.

This problem is the same old struggle which we heard about so much during the war. Labor rose nobly to the call during the war. We were promised that we would have a greater opportunity and a larger measure of justice for the workingman. But we have emerged from the war and none of those promises have reached fulfilment. In stead we have the most reactionary program since the inception of this Republic.

A conference was held recently in the city of Indianapolis at which 100 or more employers' organizations were represented. There was a great difference of opinion on many questions, but the one fundamental idea as expressed in the Open Shop Movement, or the American Plan, was unanimously agreed upon.

In my opinion there can be no such thing as an Open Shop in America. The term "open shop" means a shop where all elements, regardless of race, color or creed, are permitted to work side by side. Union men and non-union men cannot and will not work side by side permanently. Sooner or later one of the groups will disappear. The open shop movement really means what many employers have wanted for many years—a shop that is open only to non-union men and is closed to union men.

The closed shop means nothing more nor less than a union shop. A union shop means a shop where the employes—those who have nothing invested but their own labor power—have some voice in determining the conditions under which they labor. Many people believe that unless capital invests its money labor could not work; that is not true. What constitutes wealth? The real wealth of any nation lies primarily in its natural resources and in the strong arm of labor. If labor constitutes the primary force in industry, is it unreasonable for it to dictate conditions under which it should labor? A non-union man who comes into a union shop is forced either to stay out of the shop or join the union. Is it not right to expect that those who enjoy the conditions we have gained should contribute toward maintaining them?

The American Labor Movement played a dominant part in securing the establishment of our public school system. It did much for the progress of the nation. It has placed laws on the statute books making it impossible for children in Ohio under 16 years of age to go into industry. The Workmen's Compensation Law and many others were put on the books primarily by the labor unions for the benefit of the workingmen.

The Open Shop means that the American wage earner will not be much better off than was the black man in slavery days. It will mean that a small group of employers will have an absolute voice in determining the conditions under which men shall labor. The Open Shop advocates want to subjugate the American working people. Organized labor cannot be destroyed, but if the present form of organization is destroyed, the one that follows may demand not only better working conditions, but the full product of its labor. They accuse us of laying down on the job. The American workingman produces three times as much as any other worker in the world. It the workers produce the

wealth of the world, they must insist upon having some voice in determining the conditions under which they work and the methods of distribution of that product.—"Open Forum."

Who Was the "Diamond T" of the Packers?

In an interesting speech in Congress Senator Geo. W.. Norris (from Nebraska) spoke of some methods of the Packers to influence public opinion and legislation. He tells of a newspaper man, Mr. Logan, in the pay of the packers, who, he says was an intimate friend of the private secretary of President Wilson. Then he goes on to speak of a mysterious character, never designated by name in the correspondence of Mr. Swift (of the Packers), but represented by the letter "T" inclosed in a figure in the shape of a diamond. The man gave the packers advance notice of coming legislation. Norris says in part:

The investigation by the Senate Committee on Agriculture disclosed the existence of a mysterious character who was very valuable to the packers in giving them advance information of possible legislation in Washington. This character was never designated by name. Wherever reference was made to him in the packers' memoranda it was a character drawn with pen and ink. This character was represented by the letter "T" inclosed in a rectangular figure in the shape of a diamond, but because the printer does not have any character that properly represents it I refer to the character as "Diamond T."

It is quite evident that "Diamond T" was a very important person. Nothing was developed in the evidence that ever disclosed anything that he had written or anything to which his signature was attached Reference to this character only appears where information is given from one official to another that certain information had just been received from "Diamond T". It was from "Diamond T" that information was given of the beginning of the movement to fix maximun prices. In other instances reference is made to information from "Diamond T" which is not plain, and which is not explained by any other evidence. It is quite evident that the investigation only disclosed a small part of the information that was thus received. In one memorandum prepared by one of the officials reference is made to receiving valuable information, without disclosing what it was, with the statement that the matter referred to would be looked after at once. Another memorandum written by an assistant of one of the packers refers to a note from "Diamond T" in regard to the investigation about to take place before the Federal Trade Commission, and it is stated in this memorandum that "Diamond T" would be glad to have any suggestions that the packers desired to make. This memorandum likewise disclosed the fact that Mr. Veeder, the attorney for Swift & Co., was to see "Diamond T" the following Monday.

Another memorandum disclosed that on the 20th day of June, 1917, information was received by Mr. Veeder from "Diamond T" telling what had happened at a meeting of the Federal Trade Commission. The packers are told in this information from "Diamond T" that there will be enough delay to give plenty of time for readiness, and he sug-

gests that they have everything ready in regard to high prices and their causes. This memorandum also suggests that Mr. McManus (another packer attorney) would be helpful at the Washington end "immediately." "Diamond T" at this time advised that even the exchange of telegrams would not be abvisable, and so important was it to conceal the identity of "Diamond T" that the official who prepared the memorandum of information received from him asked that even the memorandum be destroyed "immediately."

Didn't Know Who He Was

Mr. Swift, who handled some of this memoranda, on the witness stand denied all knowledge of the identity of the person of "Diamond T". Mr. Veeder, general attorney for Swift & Co., when on the witness stand, likewise denied any recollections whatever of "Diamond T," altho some of the memoranda referring to information received from "Diamond T" was prepared by Mr. Swift, and at least one of the memorandums disclosed the fact that Mr. Veeder was to meet in consultation with "Diamond T." There is no one who heard the testimony of Mr. Swift and Mr. Veeder but must have been impressed with an irresistible conclusion that neither was telling the truth.

A day or two after Mr. Veeder had emphatically and persistently denied on the witness stand that he had any recollection or knowledge whatever of the identity of "Diamond T", he returned to the witness stand and stated that Mr. Logan had told him that he (Logan) had sent in the newspaper information referred to in at least one of the "Diamond T" memorandums. To me it looks as tho this secondary evidence was given for the purpose of shouldering the identity of "Diamond T" upon a person already identified, and thus prevent, if possible, any further investigation as to his identity. It is quite evident that "Damond T" had no reference to Mr. Logan, because where information was received from Logan, there was no disposition to conceal that fact.

How much "Diamond T" received in the way of compensation, or who he was, will perhaps always remain a mystery. That he was some one high in official councils, and therefore a very expensive character, and that he was able to give the packers exceedingly valuable and inside information will not for a moment he questioned. That the men who were dealing directly with him in such important matters, where many millions of dollars were involved, should completely forget his identity, when they had taken such great pains to conceal it, is completely beyond comprehension; and when these men go upon the witness stand and deny any knowledge of the identity of this mysterious individual they not only convince the honest man that they are guilty of falsehood, but they make themselves ridiculous in the eyes of all honest people. Such testimony, if given by the ordinary person, would be at once branded as false, but when testified to by those who represent hundreds of millions of dollars, it escapes notice in the news items of the day.—*La Follette's Magazine.*

Demands Pay of War Interest

Interest Due from Foreign Countries on Loan is $500,000,000 Annually, England Defaults on Interest

The following is a statement of our war loans to foreign govern ments:

Countries:	Credits Established; Net
Belgium	$ 349,214,467.89
Cuba	10,000,000.00
Czechoslovakia	67,329,041.10
France	3,147,974,777.24
Great Britain	4,277,000,000.00
Greece	48,236,629.05
Italy	1,666,260,179,72
Liberia	5,000,000.00
Roumania	25,000,000.00
Russia	187,729,750.00
Serbia	26,780,465.56
	$9,710,525,310.56

Of the foregoing advances there have been repaid up to November 15, 1920, by—

British Government	$ 80,181,641.56
French Government	31,449,357.55
Roumanian Government	1,794,180.48
Serbian Government	605,326.34
Cuban Government	500,000.00
Belgian Government	10,000.00

Leaving a balance due the United States of $9,595,984,804.69

To the above must be added interest now over due as follows:

Belgium	$ 10,907,281.55
Cuba	1,136,865.47
Czechoslovakia Republic	304,178.09
France	128,140,816.48
Great Britain	233,357,185.50
Greece	409,153.34
Italy	57,598,852.62
Liberia	161.10
Roumania	263,313.74
Russia	4,595,564.15
Serbia	636,059.14
	$ 437,349,431.18

The interest due and unpaid is as follows:

Countries	Total Oct. 15, 1919 Nov, 18, 1920
Belgian	$ 25,339,095.40
Czechoslovakia	3,996,890.13
France	211,524,703.02
Great Britain	314,582,824.97
Italy	120,258,713.68
Liberia	1,618.85
Roumania	1,605,121.04
Russia	14,092,609.30
Serbia	1,998,000.73
	$ 693,399,577.12
Add balance (in excess of special funds above mentioned) of interest accrued and remaining unpaid on Russian obligations for half year ending Nov. 15, 1918, and half year ending April 15, 1919, and May 15, 1919	7,095,132.60
	$ 700,494,709.12

The Secretary of the Treasury having failed to collect this interest on Dec. 23, 1920, Senator McKeller introduced a resolution in the U. S. Senate directing the Secretary to collect such interest. Speaking on this resolution he said:

"This interest will amount, annually, to not less than $500,000,000. The Secretary of the Treasury should not be given authority to defer these payments. The law requires him to collect them. Apparently he has made no efforts to collect interest on these obligations. If he has made such efforts he does not say so in his report. It is not within his power to disregard the law and make an appeal to Congress to change it to accord to his views or to give him power to suspend it at will. I do not understand why these long term bonds have not been secured before. I surely do not understand why the Secretary of the Treasury has failed to collect interest on the loans. He does not state by what arrangements it was suspended, if any, or whether it was just a clear case of default. That information should be given to Congress.

"Mr. President, our tax burdens are heavy. We need this $500,000,000 per year. If it were collected, we could raise the exemptions on incomes from $1,000 on single persons and $2,000 on married persons to $3,000 on single persons and $4,000 on married persons, and have a surplus of $300,000,000, or we could reduce the excess-profits tax nearly one-half, or we could remove all of the petty, annoying sales taxes and other small taxes that are trying upon the people and still have a surplus.

"Again, it is claimed that these nations are not able to pay the interest. I call attention to the fact that after the war was over the United States sold surplus war supplies to Belgium in round numbers $27,000,000; to Czechoslovakia, $20,000,000; Esthonia, $12,000,000; France, $400,000,000; Lativia, $2,500,000; Lithuania, $4,000,000; Poland, $57,000,000; Roumania, $12,000,000; Russia, $406,000; Serbs, Croats, and Slovenes, $25,000,000; in all, $563,000,000. Interest has been very generally paid on these sums according to the Secretary's reports. But on the war loans it has been suspended.indicating apparently that there is some belief on their part that it will not be collected.

"That England is able to pay the interest on her obligations there can be no doubt. It has not been long since she advanced $50,000,000 to Argentina, of course, with a view of better commercial and trade relations with Argentina; and I have been informed that she has advanced Germany large sums with a like view. She is spending an enormous sum in building and maintaining her merchant marine and building and maintaining her navy, and surely under such circumstances there can be no question about her ability and willingness to pay. For the fiscal year ending March 31, 1920, she spent on her navy $765,586,080 and on her army the stupendous sum of $1,968,3000,000, and yet she ignores her debt of $200,000,000 per year to us.

'The Senator from New Jersey (Mr. Frelinghuysen) was talking a while ago about disarming. I noticed in the papers yesterday that Lloyd-George was talking about disarmament. These figures do not sound much like disarmament. Seven hundred and sixty-five million dollars for a navy. That is half as much again as America spent on her Navy during the present year. Talk about our out-stripping England in naval building by 1923! How can it be thought of for a moment in view of these figures? Seven hundred and sixty-five million dollars for her navy last year and about $2,000,000,000 for her army. It is a subterfuge when they talk about disarmament, when the appropriations reach the enormous sums that are here shown.

"It is a most surprising thing that a great nation like England has defaulted on her interest for loans that have been made to protect her empire. It is almost unbelievable that she had let her interest go by default. The same is relatively true of France. In any event, an annual income from this source of $500,000,000 would lessen the tax burdens of the American people to a very great extent.

"That does not look to me like disarmament; and I will say that any nation that can spend $765,000,000 for a navy just after the war thru which England has gone is able to pay the interest on her debts due us for the protection of her empire." *La Follette's Magazine*

American Responsibility in Europe

In all these affairs the United States has a peculiar interest. We are responding generously (tho less generously than we ought) to the appeal for the starving children of Central Europe. Yet while we send condensed milk to Germany, France demands the delivery of the milk cows fixed upon in the peace treaty. We are trying to save the

Austrian people alive, yet so onerous are the terms of the peace that the Austrian government is seriously considering handing the affairs of the country over to the Allies for administration. There is no apparent way out of Austria's plight so long as France refuses to let her become one of the states of the German republic. Yet one cannot be too hard on France. Her sufferings in the war were peculiarly great and her need of capital to get on her feet, whether derived from a German indemnity or otherwise, is obvious. In view of these facts, would it not be the simple and direct course for the United States to cancel the French debt in return for a promise (1) that France will come to an immediate understanding with Germany on the terms of a moderate indemnity which will not strangle the economic life of the German nation, and with it of all Europe; (2) that France will withdraw her opposition to Austria's union with Germany, and (3) that she will cease her program of rampant imperialism upon the continent. Such measures could not dispose of the need for relief, but they would make relief sem a little less like pouring money into an almost bottomless pit.

Mr. Keynes, it may be remembered, proposed that the United States should cancel not only the French but the British indebtedness, Britain on her side agreeing to do likewise with the amount owed her by her Allies in the late war. There are now conference proposals in more or less advanced stages of discussions looking for the funding of the British debt to the United States on terms which will relieve England of some of her enormous post-war financial burdens. This matter has been discussed by Mr. Pierpont B. Noyes, former commissioner in the Rhineland. In an article in *The Nation* entitled "Justice to Germany and France," he favors the cancellation of the French debt, but not of the British, and points out the obvious fact that in some respects at least England was the principal beneficiary in the war. She got most of the German colonies; German mercantile and naval rivalry were utterly crushed. But there is an even better reason why lovers of justice, British no less than Amercian, should urge not the cancellation, but the collection of the British debt to the United States. It is to be found in the fact that at a time when the United States is organizing relief for Ireland, Irish want is solely the product of British oppression. Whatever we may think of the exact way in which the Irish issue ought to be solved, it is intolerable that the chief effect of American complacence in forgiving the interest on the British debt should be to aid the British government in financing its program of ruthless coercion in Ireland.—*World Tomorrow.*

Unity Conference at St. Louis

More successful than even its promoters dared to expect, the Midwest Conference on Christian Unity, held last week in St. Louis, opened new channels for the freer flowing of sentiments of fellowship among churchmen of widely separated ideals. It was planned for the sessions to be held in the chapel of Second Baptist church, but at the first session the room overflowed and the assembly was moved to the capacious auditorium, which it came near filling. At the night sessions

the house was well filled. Between eight hundred and a thousand persons were in attendance. For three days the various movements for Christian unity were interpreted by authoritative spokesmen and discussed with great freedom from the floor. There was the Lambeth proposal interpreted by Bishop Ethelbert Talbot, of the diocese of Bethehem, Pa., who was a member of the Lambeth committee which formulated the now famous Appeal. There was the World Conference on Faith and Order interpreted by its patient and far-visioned secretary, Mr. Robert Gardiner, of Boston. There was the American Council on Organic Unity of Evangelical Churches, interpreted by Mr. Henry W. Jessup, of New York, who framed the "Philadelphia Plan." There was the Federal Council of Churches of Christ in America, interpreted by its General Secretary, Dr. Charles S. Macfarland. And there was the Universal Conference of the Church of Christ on Life and Work, a new movement launched at Geneva last summer by that dynamic personality, the Bishop of Upsala, interpreted at St. Louis by Rev. Frederick Lynch, editor of The Christian Work. Besides these organized agencies dealing directly with the problem of church unity, there was the World Alliance for the Promotion of International Friendship Thru the Evangelical Churches, represented in the absence of its secretary, Dr. H. A. Atkinson, whom illness detained, by Dr. Nehemiah Boynton, of Brooklyn. Dr. Arthur Judson Brown, of the Presbyterian Board of Foreign Missions, spoke on "Christian Unity in the Mission Fields." Rev. Samuel McComb, of Baltimore, Canon of the Cathedral of Maryland, spoke on "Causes of Disunion and the Path to Reconciliation." A picturesque and charming figure in the conference was Bishop Velimirovic, of Serbia, who wields an influence in the Eastern Orthodox church said to be second only to that of the metropolitan of Athens. His two addresses, spoken in beautiful English, were memorable in their impressiveness and their refinement of spiritual understanding. The bishop's prayer and benediction, which closed the Thursday evening session, will linger always with those into whose hearts his exquisitely gracious words fell.

This was the first time in American church history that a common platform has been provided for those who from different angles of approach are working at the task of Christian unity, to come together for comparative testimony and discussion. In providing such a platform the Disciples Association for the Promotion of Christian Unity, headed by Dr. Peter Ainslie and Rev. H. C. Armstrong, has rendered a distinct service to the cause of unity and reflected credit upon the communion which the Association represents. The temper of all the discussions lifted the great theme far above the sectarian levels of controversy and denominational dogma. Each man came as if saying: "This is my conviction; I bear testimony to what seems to me true. What have you to say to it? And what testimony have you to bear to the conviction which you cherish?" A wider and more sympathetic mind was bound to be created in such an atmosphere. Fellowship was discovered where without such candor in conference none would have seemed possible.

This Midwest Conference is the first of a ceries of similar assemblies to be undertaken by the Association for the Promotion of Christian Unity. A second is being held this week in Dallas, Tex., and it is hoped a third may be found practicable at Cleveland, Ohio, before the end of spring.—*Christian Century.*

French Imperialism Means European Ruin

Men who differ about almost everything else agree that restoration of prosperity in Europe is dependent upon the restoration of industry in Central Europe, particularly in Germany and Austria. Most of them agree further that it is absurd to look for any such restoration of industry so long as the German indemnity is unfixed and the militant French party, whose spokesmen are General Fosh and ex-President Poincaré, threaten further dismemberment of Germany and the invasion of the Ruhr Valley and oppose a union of Austria with Germany. One Cabinet has already fallen because it was considered too lenient to Germany. Just now that shrewd politician, M. Briand, has formed a Cabinet which has already received one vote of confidence. His announcement of policy is somewhat obscure, but comparatively pacific. He opposes fixing the German Indemnity, but he has at last come to the point of saying definitely France will not intervene in Soviet Russia, tho [illegible] will protect Russia's neighbors from attack.

—*World Tomorrow.*



BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Reformation und Methodismus. Vortrag gehalten am Reformationsfest *im Vereinshaus der Methodistenkirche zu Zurich.* Von Bischof Dr. theol. J. L. NUELSEN, Zurich: Druck and Verlag: Christliche Vereinsbuchhandlung.

APOLOGY is due the learned and able author and to the readers of this Review for failure to notice this admirable treatment, due to the fact that the pamphlet got mislaid. This reviewer has read it twice with deep appreciation, and has seldom gotten hold of a discussion which pleased him better. It is to be devoutly hoped that Lutheran leaders everywhere will read it or have read it, as it ought to mean a new era of more intelligent understanding of our cause, which means higher regard for it. The author well emphasizes the eternal debt we owe to the Reformation. "Without Luther there would have been no Wesley. For the central point of his life of faith, the clear certainty of salvation as the result of personal conscious appropriation of salvation, Wesley had to thank, besides the instructions of the Herrnhuters (Moravians), the light that dawned in his soul as he heard read Luther's Preface to the Epistle to the Romans. German Reformation piety stood at the cradle of Methodism. 'As a branch from the bough, so Methodism went forth out of the Reformation,' judges one of the recent writers of our national (Swiss) Church. Yes, we confess with joy and thankfulness that we are a branch of the stock, members of the same family in the household of God" (p. 3). The author speaks of the defects of the Reformation, however, and quotes the eminent Church historian Brieger as saying: "It is a fact which is clear before the eyes of everyone who knows the inner development of Protestanism that today after 400 years we have taken possession of only the smallest part of the great inheritance." And he makes this interesting quotation from the Swedish church historian Lehmann: "Lutheran churches do not concern themselves as much as formerly with dogmatic theoretic questions; they have become more practical inasmuch as they emphasize more individual renewal and social betterments, and are more busy and strive after an exemplifying activity in the world. In temperament they are much more the children of John Wesley than any other followers of Luther. The founder of Methodism carried thru a Reformation of the previous Lutheran Reformation, in that he awakened to life the Lutheran *Individualprinzip* within the Calvinist communities, and united it with the practical morals and world-wide mission-aims of Calvinism."

The lecture is divided into main divisions: I. The Religious Question, the Relation of Man to God. II. The Social Question, the Rela-

tion of Man to Man. III. The Legal Question, the Relation of Church and State. The discussion is everywhere strong, suggestive, interesting, and the eight pages of notes are as interesting as the text. Our accomplished Bishop has here rendered an eminent service to his Church in Europe, and English-speaking readers would find an hour of delight in a pamphlet so illuminating and edifying. A translation ought to appear.—*John Alfred Faulkner* (*Meth. Review*).

The Lutheran Quarterly, October 1920, January 1921. The Union Movements between Lutherans and Reformed. By *Professor J. L. Neve, D. D.*

Chapter VI. *The German Evangelical Synod of North America.* In his paper on the Union Movements between Lutherans and Reformed Dr. Neve, in the two issues of the "Lutheran Quarterly" mentioned above, takes up, in Chapter VI., the development and position of our own Synod. He shows himself well acquainted with our Synodical literature. *Schory,* Geschichte der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika (1889), *Muecke,* Geschichte . . . (1915), *Bruening,* The Evangelical Church, *Kockritz,* The Evangelical Church in America (both of these English discourses published together by *J. H. Horstmann* as "Evangelical Fundamentals, Part One"), "Evangelical Fundamentals, Part Two, the *Evangelical Catechism,* and many other sources have been made use of. Our standpoint is fairly and correctly presented, as far as we can see; the condemnatory tone indulged in by many Lutherans has been avoided, altho the writer naturally finds our Union attitude and our teachings on the distinctive points untenable.

In sketching the history of our body he points out three reasons for our comparatively rapid growth: 1) the support from the Union circles in the Fatherland, 2) the Reaction against Lutheranism in America. "The laymen only too often prefer confessional peace where a contending for the faith would be the need of the hour. But by appealing to the layman's aversion to doctrinal controversy the G. E. S. was bound to win many followers." 3) Our "liberal attitude in matters of doctrine and practice." "The Union principle of the G. E. S. with the flexibility of its confessional paragraph, inviting diversity of theological views, appealed more to the Liberal elements ("48ers" and others) of the Fatherland than did either the Lutheran or Reformed Church." At the same time N. does not fail to record that as a body the G. E. S. has stood opposed to rationalism. Our liberal position on the Temperance question, Sabbath observance, the Lodge problem, and our general "Broad-churchism," by which the door was kept open to worldly elements and to those under church discipline in the Lutheran churches, are all held by N. to have been contributing factors to our growth.

When he comes to the confessional teachings of our Church N. claims that we have underestimated the differences between the Lutheran and Reformed churches. These differences, he thinks, do not only manifest themselves in the views on the Lord's Supper, but run thru

our whole system. Nevertheless it soon appears that the real crux is to be found here. Now according to N. the Lutheran and the Reformed teachings on the L. S. are mutually exclusive. They won't mingle any more than will fire and water. At this point we concede to him readily that a theological formula satisfying both sides on this sacrament has never been found and probably never will be. For this very reason our Synod has refused to commit herself to any confessional statement on the kind of "presence" of the Lord's body in the Sacrament. But we cannot see why a man holding Calvin's view "that in the Lord's Supper we appropriate Christ's life and suffering thru faith for our salvation" and a man holding Luther's view "that we receive Christ's glorified humanity" cannot commune together. What kind of a clear conception anyhow would an ordinary Christian or, for that matter, a minister form of the Lutheran formula? Neve's whole teaching of the sacraments is unacceptable to us. He says, "they work differently from the Word. The Word works by an appeal to the faculties of the soul, but in the sacrament the Lord communicates the gift in a special way, *not thru actions of our soul,* but rather in the way the Holy Ghost was poured out on the disciples at Pentecost." So then the gift received in the Sacrament, according to N., is not psychologically mediated. In that case there is no escape from calling it a magical operation. No, says N., the "condition for receiving the blessing is repentance and faith worked thru the Word, and this Word is inseparable from the Sacrament." All right, but repentance and faith are actions of the soul, altho worked by the Word, and the gift of grace, therefore, comes to us after all thru the mediation of the faculties of our soul. The professor has involved himself in contradictions, showing that even a theological expert's logic suffers shipwreck when trying to define clearly what Luther's view on the Lord's Supper really amounts to. A better corroboration for our Synod's attitude it would be hard to find.

We are sure the article will be read with interest by our pastors. Our "Book of Worship" in its bearing on the subject will be considered in the March number of the Lutheran Quarterly, which has not come out as yet at this writing.

The Future Life: Fact and Fancies by *F. B. Stockdale.* The Abingdon Press. 1921. 111 pages. $1.00.

The belief in a future life is as old as humanity. That in itself is a strong argument for its validity; yet we find ourselves assailed by doubt and harassed by doubters, and there is no end to the discussion. The Christian, in his search for proof, can go to no higher court of appeal than his Master's authority. The testimony of Jesus on the future life, and His own resurrection are to him conclusive evidence.

The author, however, does not follow this course. The objections to the reality of the future life come from the materialistic scientist. According to the scientist no proof reaches beyond the world of sense. So the writer meets him on his own ground. The fundamental doctrine of science is that this world is subject to law. It shows that this is

exactly the view point of Jesus Christ. When He finds a universal law in the realm below, He lifts that law and applies it to the heavenly world. This line of reasoning would seem to suggest Henry Drummond's "Natural law in the spiritual world." He is not mentioned, however. There is a difference, too, in Drummond's and Stockdale's argument. Drummond moves entirely in biological terms. He discusses life ("adaptation to one's environment"), growth, deterioration, regeneration, new types, and so forth. Stockdale starts from the simple parables of Jesus. He shows how Jesus takes the natural world, where every legitimate need is made provision for, and the moral world, grounded in feelings of love, justice, responsibility, and makes it a textbook for the relations and laws of the unseen world. "He applies the law of the natural world to the spiritual with which he deals: that is to say, he gives birth to Christian thinking." "Christ is the first great scientist, and his conclusions are as dependable as anything else that you build on the laws of the universe of God."

Passing then to the belief in the future life more particularly, he aims to show that in the life-and-death struggle in nature and human life life is ever the master; that the lower forms are discarded to give place to the higher. He adduces many interesting illustrations to make this clear, and finally, when arriving at the apparent extinction of human life, he asks the very pertinent question, "Is it likely that the progress should come to an abrupt break here, or is it not more likely that life should be continued in a higher sphere?" Analogy points that way, and the "eternal habit of the evolutionary law of spending the present in preparation for the future" seems to require it.

It is true that no direct communication with the spirit world is possible. Spiritualism, ouija boards, automatic writings are treated with deserved scorn. But life has many such "leaps" from the lower sphere to a higher (comp., for instance, the birth of consciousness), where it is impossible to bridge over the gap, and "silence is the only answer" to the questioner. Such a leap we have to take, no doubt, from what seems death to the postulating of a higher life. Only faith is equal to the task, but he who has come to see that Jesus is trustworthy and his way of thinking the action of a rational mind does not find it hard to believe in the endless life.

The book is well written, the author is a Christian evolutionist and seems well versed in the field of natural science.

Communism and Christianism. Analyzed and Contrasted from the View-point of Darwinism by *Will Montgomery Brown.* Bradford Brown Education Comp. Gallion, O. 184 pages. 1920.

Here the author, a former bishop (Episcopalian) of Arkansas, now calling himself "Episcopus in partibus Bolshevikium et Infidelium," shows how the world can be made safe for democracy only by "banishing gods from the skies and capitalists from the earth." His conversion to Darwinian naturalism in his world view and to Marxian

Socialism in politics and economics is complete. "Religion is the opium of the people. The suppression of religion as the happiness of the people is the re-vindication of its real happiness. Criticism of religion is therefore the germ of a criticism of the vale of tears, of which religion is the holy aspect." With this quotation from Marx the book opens. The writer comes out as a thorogoing advocate of the Communistic system over against its two arch-enemies, Capitalism and Religion. We are all more or less acquainted with the principles of Socialism, some of us even hold that it is possible for a Christian minister to be a Socialist. Brown tells us that "no man can be consistently both a Socialist and a Christian." A Christian Socialist is, according to him, a contradiction in terms, for a Socialist takes his stand on positive science, explaining all things by purely natural causation; Socialism being not merely a politco-economic creed, but also an integral part of a consistent world philosophy.

He claims that the idea of a self-caused personal God is an impossibility, that the persistence of energy (force) and the indestructibility of matter preclude the belief in a personal creator. Matter, force and motion are his Trinity. To learn the laws of nature and conform to them is the way to morality; to be a student of truth, i. e. of facts, is the way to freedom. The current objections to Theism, especially in the light of the evil in the world (the late war e. g.), are ably presented. "To assert that all things occur for the best, for a wise and beneficent end, is the most utter falsehood, and a crime against the human race."

He is well read in the scientific literature of the times. He culls his arguments from the fields of biology, physiology and psychology. "Modern psychology teaches that no spirit, divine, human or otherwise, is a personality. Spirit and soul are synonyms for the subjective content of a conscious life," etc

The introduction of the Russian Soviet system he considers the greatest event in modern history.

We have no fault to find with his arraignment of the Capitalistic System, but if the Communist mind views Religion with equal hostility, the outlook for a better world order is discouraging.

Vocations within the Church, by *L. W. Crawford*. The Abingdon Press. 1920. 211 pages. $1.25.

This book is a forcible presentation of the appeals of Life Enlistment Day.

The task of the Church of today is gigantic. It calls for a greater number of trained workers. "And never was the challenge which the Church flings out to its consecrated youth so inviting. Its doors to vocations open upon opportunities of the magnitude and quality which strong men and women always crave." The ministry of preaching, education, medicine (in heathen lands), publication, and of social service are discussed more particularly (the ministry of the deaconess has been omitted). In the matter of entering upon a vocation

economic necessity and chance considerations often play a greater role than deliberate choice. The latter is, however, the better road to a satisfactory solution. The author supplies a standard of measurement which would be of value in the choice of a career. Is the vocation such a one that challenges my best qualities and calls for the fullest exercise of my powers? Am I adapted for it by natural gifts? Can I serve God and humanity better in this calling? Are the financial returns adequate? Such and similar questions should be asked. In the writer's opinion raising the question of money does not savor of the hireling. Yet money should be a minor consideration. The financial returns of a position are often no indication of its real value. "College athletic coaches make more than college professors; those who make us laugh get more than those who make us think. Major Leaguers are paid more in four months than Major-Generals in twelve. *Charlie Chaplin probably makes more than a hundred chaplains.*" Nevertheless the real important work of the world is done by many men and women in a modest, unassuming fashion. They receive therefore comparatively small incomes, live, however, contentedly and simply, on the corner of Sunshine Avenue and Economy Street, making thru their work life sweeter, better and happier.

The five lines of useful ministry in the Church, mentioned above, are treated in the most persuasive and attractive manner in the book. It furnishes the minister with splendid material and arguments for his appeal from the pulpit. If used in the older Sunday school classes or in week-day courses, it would seem to have the promise of a ready response from young and receptive minds.

The Boy Who Lost His Name, by *Christine Ware.* The Abingdon Press. 1921. 122 pages. $1.00.

We have here a little story constructed to illustrate the pedagogical principle that an appeal to a boy's sense of honor is often more effective than the use of the rod. Richard Ellison Gardner comes home one day with a note from the teacher charging him with cheating, "dirty" baseball etc. The father, instead of giving him one of his rare "lickings," tells him that he has disgraced the name that was borne before him by seven generations of honorable men. His punishment is to be "that he is not to use—or let others use—that name until his father addresses him by it again." This strange verdict is carried out now in the story. Not only in the home, but in school, by the teachers and fellow pupils, who are made acquainted with the paternal judgment by the boy himself, substitutes are used for his real name. This works in time a complete reformation of the boy, and his name is restored to him. The whole scheme partakes too much of artificiality to make it possible for the author to tell a natural, likely and convincing story.

Evangelism, by *F. Watson Hannan.* The Methodist Book Concern. 1921. 251 pages. $1.50.

The recent output of books on Evangelism has been quite considerable, but this volume by Professor Watson Hannan of Drew Theological Seminary seems to us the most satisfactory we have seen. We have read it with genuine appreciation. He considers the subject from every angle, and his suggestions are so practical that we can well believe what he says in the foreword, "that the principles and plans of the book were practiced before they were written, and they worked well." He speaks of personal evangelism, but he emphasizes clearly that man must be saved in his entirety, i. e., that society must be saved as well as the individual.

The church that is conscious of its task to save mankind must have a specific evangelistic program. It must know that its business is to get people to accept Christ and hence must so reorganize all of its activities that results are accomplished. If old methods won't work any longer, it must adopt new ones. In all its evangelistic work it can learn much from business and will do well to study and apply the policies of the successful merchant or salesman. The object should no longer be to save man from hell for heaven, but to see that conversion results in the building of Christian character and consecrated service here on earth.

The author is not opposed to the employment of special evangelists, because it is still true that "God has given some, evangelists," Eph. 4: 11, but he believes still more in pastoral evangelism, and gives minute directions as to how to conduct a pastoral evangelistic campaign.

The opportunities and responsibilities of the Sunday school for Evangelism are discussed in a separate chapter.

Special attention is given to "Conserving the Results of Practical Evangelism." This is the point where many churches fail. People are brought into the church and left to themselves. The author explains how these new converts should be instructed in the nature of the Christian life, in the chief doctrines, and in Christian service.

A particularly interesting chapter is that on "the Art of Soul-winning." The soul-winner must have goodness, tact and faith. Again, like the salesman, he must believe in a market (in the need of the gospel); believe in himself; in the genuineness of his goods (they are what they are represented to be; they are "up to standard); believe in his firm (Christ is behind his great commission).

Even those who believe more in educational than evangelistic efforts will receive much benefit from the perusal of the book.

Handbook of Church Advertising, by *Francis H. Case.* Abingdon Press. 1921. 186 pages. $1.25.

Another volume of the Abingdon Religious Education Texts. In 1916, at the Philadelphia Convention, the Church Department of the Associated Advertising Clubs was organized under the direction of Dr. Christian F. Reisner. At the Indianapolis convention in 1920 it was proposed that the addresses given in the Church Department be

preserved and made the basis of a handbook for the nonprofessional church advertiser. This was done in this book; so we have in it a compilation of twelve addresses by various experts, ministers and laymen, on the subject of church advertising. The addresses are very suggestive and stimulating. Even if a minister or church were not in a situation just now to engage in special advertising, they would find in the book so many new view points, such emphasis on a clear and many-sided program of church work, such new ways of stating old truths, such practical hints on how to reach the unchurched that the study of it would bring its rich reward. The general principles of church advertising, who shall have charge of it, what to advertise, the different channels of publicity, the right kind of type, how to obtain funds, the goal of advertising, and many more subjects are ably and convincingly treated. The book is to the advertising church a real source of practical suggestion.

Primary Method in the Church School, by *Alberta Munkres* (Professor of Religious Education, Boston University). The Abingdon Press. 1921. 242 pages. $1.50.

The project with which this volume is concerned is, how to teach religion to children 6, 7 and 8 years old. Its more general problem is: what religious knowledge will expand their intellectual horizon? How can their normal, everyday life be purified and sweetened by their Sunday school experience. How can the child be helped to live a child's religious life? To the solution of this problem the author brings a sympathetic understanding of child life, a close study of the subject, and rich practical experience of the usual methods of instruction (expository, conversational, discussion etc.); she considers the story the one of widest appeal and greatest influence. She explains how to tell a story effectively, where to get the right kind, and how to get out the moral and religious value.

But since the goal desired in religion is expression in terms of life and activity, the expressional side is given full attention. Handwork and construction work (for week-day instruction. Rev.) are discussed. She shows the teacher how the children can learn to make things; the use of the sand table is explained. Music, worship, equipment, organization, the teacher and her training are each given a special chapter.

Whenever we shall get primary teachers who are willing to train for their task by the aid of such a textbook as this, a new era for the Primary Department will have commenced.

Reinhold Seeberg. Die Grundwahrheiten der christlichen Religion. 7. Auflage. 1921. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Leipzig. 182 Seiten, geb. 10 Mark.

Dies Buch, welches jetzt in der 7. Auflage erscheint, enthält Vorlesungen, die von S. schon im Jahre 1903 gehalten worden sind. Die Aelteren unter uns werden sich erinnern, daß damals die Vorlesungen von A. Harnack über

„Das Wesen des Christentums," die kurze Zeit vorher im Druck erschienen waren, nicht geringes Aufsehen erregten. Er hatte darin den charakteristischen Ausdruck geprägt, daß „der Sohn nicht ins Evangelium gehöre, sondern nur der Vater." Kein Wunder, daß Harnacks Standpunkt starke Opposition verursachte. Eine der schärfsten Gegenschriften war die von H. Cremer (Verfasser des Wörterbuchs über Neutestamentliche Gräzität). Auch dies Buch von Seeberg verdankt jener Situation seine Entstehung. Wie Harnack hielt er seine Vorlesungen über die „Grundwahrheiten" u. s. w., vor Studenten aller Fakultäten. Das erklärt, so sei beiläufig bemerkt, auch die populäre und von allem Technischen sich freihaltende Sprache. Seeberg tritt Harnack nicht mit Cremers ätzender Schärfe gegenüber, sondern mehr als maßvoller Theologe der Vermittlung.

Er redet in den zwei Teilen des Buches erst von der Wahrheit der christlichen Religion und dann von den Wahrheiten der christlichen Religion. Im ersten Teil will er den Anspruch begründen, daß die christliche die absolute Religion sei. Dies ergibt sich ihm daraus, daß sie die befriedigendste Weltanschauung bietet und den geistlichen und sittlichen Bedürfnissen der Menschen am besten gerecht werde. Der einzelne komme zu dieser Ueberzeugung durch persönliche Erfahrung, wenn er nämlich glauben und lieben lerne. Die Notwendigkeit einer Fixierung göttlicher Offenbarung in der Schrift und des Glaubens der Kirche im Bekenntnis ließe sich auch leicht einsehen.

Im zweiten Teil handelt Seeberg von den einzelnen Wahrheiten des christlichen Glaubens. In Jesus ist ihm der Heilswille Gottes Person geworden. Gott schafft sich in ihm das Organ, das er zur Ausführung des Heilswerkes bedarf. Von einer eigentlichen Präexistenz Christi kann also nicht die Rede sein, auch nicht von einer Trinität göttlicher Personen im gewöhnlichen Sinn. Der Mensch Jesus wird in seinem Willen vollkommen eins mit dem Willen Gottes (es ist also keine Wesenseinheit, sondern eine sittliche). Als vollkommener Offenbarer Gottes und Ausführer seines Willens erhält er für uns göttliche Autorität. Er ist oder wird das vollkommene Idealbild der Menschheit. Als solches erreicht er seinen Höhepunkt am Kreuz, wo er den Gehorsam gegen Gott und die Liebe gegen die Menschen siegreich behauptet. Wer mit ihm durch den Glauben eins wird, der wird ein Glied der neuen Menschheit, deren Haupt Christus ist. Das Kreuz vermittelt die Vergebung und macht sie möglich, weil nur durch den hier gezeigten heiligen Ernst Gotes der Bruch mit der Sünde gesichert ist. Seeberg nennt diese Heilsanschauung selbst eine Hypothese. So viel wir sehen, lehnt sie sich an Schleiermacher und Ritschl an. Sie enthält richtige Gedanken, stellt aber nicht den vollen biblischen Gedankengehalt dar. Nach seinem Kreuzestod weckt ihn der Vater auf. An der Auferstehung Jesus hält also Seeberg fest.

Der Heilswille Gottes besteht vor und nach Christi Weggang, darum kann man sagen, „er — nämlich Christus, das Organ des göttlichen Heilswillens — lebet und regieret in Ewigkeit." Er dringt in die Herzen der Menschen ein als Heiliger Geist und schafft die Kirche. In ihr arbeiten ihre Glieder an der Erreichung eines christlichen Lebensideals. Die Vollendung kommt, wenn der Vorhang der Diesseitigkeit fällt.

Das Buch wird den aufmerksamen Leser fesseln, und da, wo es zum Widerspruch auffordert, wird es besonders anregend wirken.

System der Ethik von Reinhold Seeberg. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Leipzig. 1920. 295 Seiten. Preis in amerikanischem Geld nicht anzugeben.

Diese zweite Auflage von Seebergs Ethik ist eine Neubearbeitung und Erweiterung der ersten. Wie schon aus dem vorstehend besprochenen Werk hervorgeht, muß man Seeberg dem rechten Flügel der Vermittlungstheologen zuweisen. Wir konnten, wie gesagt, seiner dogmatischen Auffassung nicht in allen Dingen zustimmen. In seiner uns hier vorliegenden Ethik hingegen finden wir uns mit ihm, soweit wir sehen, in prinzipieller Uebereinstimmung. Es ist ein Werk, das uns in unserer praktisch gerichteten Welt besonders anspricht, und das niemand ohne Nutzen und Anregung lesen kann.

Nachdem der Verfasser in der „Grundlegung" den Begriff des sittlichen Lebens und das Sittengesetz besprochen und den Ursprung des letzteren in dem absoluten Geist gefunden hat, der es der Welt freier Einzelgeister als Norm gegeben, nachdem er sodann das Verhältnis von Sittlichkeit und Religion behandelt, gibt er einen interessanten Ueberblick über die Geschichte der Ethik von der alten Kirche bis auf die Gegenwart.

Das System der christlichen Ethik wird alsdann in drei Hauptteilen dargestellt. Der erste Teil handelt von der Entstehung und dem Inhalt der christlichen Sittlichkeit. Seeberg redet hier von der Sünde der Menschen und der Menschheit, von der erlösenden Gnade und ihren Mitteln, von dem Ursprung und Inhalt des neuen sittlichen Lebens (Wiedergeburt, Glaube, Liebe) und von den Formen desselben (gute Werke, Pflicht, Seligkeit). Im zweiten Teil spricht er von der Entwicklung und Erhaltung der christlichen Sittlichkeit (der individuellen), von Charakter und Gewohnheit, von der Sünde des Christen und von der Askese; endlich von der ewigen Vollendung der christlichen Sittlichkeit. Es folgt dann im dritten Teil die Durchführung der christlichen Sittlichkeit in Kirche, Familie, Kulturleben und Staat. Dieser letzte Teil ist mit besonderer Ausführlichkeit behandelt. Er umfaßt beinahe zwei Drittel des ganzen Buches.

Was die Einteilung des ersten Teiles anbetrifft, so ist anzuerkennen, daß dieselbe genetischer Natur ist, d. i. daß sie der Entwicklung des sittlichen Lebens in dem einzelnen nach seinen verschiedenen Stadien folgt. Denn was für einer Methode man auch immer in der philosophischen Ethik folgt, in der christlichen sollte man sich an die Tatsachen der persönlichen Erfahrung halten. Das Schleiermachersche Schema der Güter-, Pflichten-, Tugendlehre, zwar noch von Martensen im allgemeinen Teil seiner Ethik innegehalten, führt zu Wiederholungen und willkürlicher Verteilung des Stoffes und ist mit Recht von den meisten Ethikern aufgegeben.

Es ist uns nicht möglich, hier auf die Besprechung des Buches im einzelnen einzugehen. Der Pastor wird in demselben bezüglich Fragen der individuellen wie der sozialen Sittlichkeit eine willkommene Handreichung finden. Er wird nicht immer beistimmen. Z. B. verteidigt Seeberg den Krieg nicht bloß im Falle eines feindlichen Angriffs, oder um einem solchen zuvorzukommen. Darin sind wir ja natürlich mit ihm einverstanden. Er hält ihn aber auch dann für berechtigt, „wenn der starkgewordene Staat mehr Raum und Einfluß in der Welt gebraucht als einst, und er dies nur gewinnen kann auf Kosten anderer, die einst stärker waren als er. Wenn seine

Kraft und ihre Wirkung größer geworden als die ihm von der Geschichte zugewiesene Stellung und Geltung, so ist es eine geschichtliche Notwendigkeit, daß er letztere umzugestalten trachtet." Also wenn er bessere Grenzen, mehr Territorium, Eisengruben, Seehäfen, Angliederung völklich verwandter Gruppen, neue Kolonien oder Märkte bedarf, so darf er zu den Waffen greifen. Daß ein evangelischer Theologe sich im Jahre 1920 zum Verteidiger solcher Macht- und Gewaltpolitik aufwirft, ist uns doch sehr erstaunlich.

Von solchen Entgleisungen abgesehen, ist das Buch ein trefflicher Führer im Gebiet des sittlichen Lebens.

Die Gegenwart und das Ende der Dinge. Von Prof. theol. und phil. Paul Feine. 3. Auflage. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1919. 40 Seiten. 1 Mark (ursprünglicher Preis).

Der große Weltkrieg hat wie hier so auch in Deutschland eschatalogische Hoffnungen stark erregt. Wie in jeder großen Weltkrise so haben auch diesmal gläubige Christen gefragt: Ist das Ende der Dinge nahe, steht das Kommen des Herrn unmittelbar bevor? Andere mehr der Welt und ihrem Geschehen zugewandte Kreise glaubten in dem gewaltigen Krieg das letzte Aufzucken des Militarismus zu sehen, welchem dann der große Völkerfriede folgen würde. Seit dem „Frieden" von Versailles sind diese schönen Träume allerdings in eitel Dunst verflogen, aber doch bleibt der Gegensatz der beiden Weltanschauungen. Nach der einen reift die Welt allmählich dem Gericht entgegen, dann kommt der Herr, und für die Gläubigen beginnt das Leben auf einer neuen Erde, in einem neuen Geistessphäre. Nach der andern baut der Herr sein Reich auf dieser Erde, in allmählichem Fortschritt wirkt das Evangelium als ein Sauerteig, „bis daß alles durchsäuert ist." Prof. Feine von der Universität Halle (a. d. Saale) ist ein Anhänger der ersten Anschauung. Nach ihm ist es nicht die Aufgabe des Christentums, die Menschheit auf dieser Erde zu erneuern und so auf ihr den Zustand der Vollendung darzustellen. Eine wirkliche Christianisierung ganzer Völker wird es hier nicht geben. Das Evangelium wird einen Kampf zwischen Gut und Böse entfachen und beides zu seiner Ausreifung bringen. Dann wird der Herr kommen und durch eine große wunderbare Katastrophe das Reich der neuen, geistigen Leiblichkeit bringen. Diese Zeit ist nahe. Das lehrt der einzig dastehende Krieg, sowie der Fortschritt der Missionsarbeit unter den Heiden.

Der Professor ist also kein Mann des Entwicklungsgedankens im Sinne der Sozialtheologen, sondern er erhofft alles von dem wunderbaren Kommen des Herrn. Alles, was wir tun können, ist, daß wir Glauben halten und andere zum Glauben führen. Schreiber dieses hält es mit dem Evangelium vom Sauerteig. Er glaubt, daß die zweite Bitte an die allmähliche Ausbreitung des Gottesreiches auf dieser Erde denken und dafür arbeiten lehrt. Trotzdem was in Paris, in Deutschland und in Amerika vorgeht, glauben wir, daß dem menschlichen Streben nicht die Hoffnung des Fortschritts genommen werden darf. Die endgültige Vollendung freilich erwarten auch wir von oben.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 23. Band. **St. Louis, Mo.** **Juli 1921.**

Die Würde und Bedeutung des evang. Predigtamts.

Von D. Irion.

Da die Leser des „Theol. Magazins" wohl fast ausschließlich Geistliche sind, wird es kaum möglich sein, ihnen über das oben genannte Thema überhaupt etwas Neues zu sagen. Wenn ich es dennoch wage, mit diesen Ausführungen an die Oeffentlichkeit zu treten, so mag die Erklärung für diesen Schritt einerseits darin bestehen, daß der Schreiber in einer Unterredung mit einem jungen Pastor aufgefordert worden ist, über dies Thema zu schreiben. Er hat es versprochen und will sein Versprechen halten. Außerdem dürfen ja auch alte Wahrheiten und Erkenntnisse gelegentlich einmal aufgefrischt werden.

Daß das Amt eines evangelischen Geistlichen ein sehr hohes und verantwortungsvolles Amt ist, wird jedenfalls von allen Seiten ohne Widerspruch zugestanden werden. Wir wissen das seit unserer Ordination, und sicherlich trägt jeder Geistliche seit dem Tage seiner Ordination das Bewußtsein in seiner Brust, daß er damals sehr schwere Pflichten auf sich genommen hat, als er auf die Ordinationsfragen vor der Handauflegung sein „Ja" aussprach. Oft kommt es vor, daß der ernste Pastor innerlich erschauert bei dem Gedanken an das, was er damals vor Gott und Menschen versprochen hat.

Es dürfte nur wenige Pastoren geben, die nicht schon über 1. Kor. 4, 1. 2 gepredigt haben. Ist das doch der Anfang der Epistel des dritten Adventssonntags: „Dafür halte uns jedermann, für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden." Paulus bezeichnet den Geistlichen mit dem erhabensten Titel: „Er ist **Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse,**" und betont das, was am meisten von ihm gefordert wird: **Die Treue.** Das Wort findet auch seine volle Anwendung auf die Prediger unserer Zeit, und die Schwierigkeiten, mit denen Paulus zu kämpfen hatte, machen auch unseren Predigern genug zu schaffen.

Aus dem Zusammenhang, in dem sich die oben zitierte Korintherstelle findet, geht hervor, daß in der von Parteiungen zerrissenen

korinthischen Gemeinde Elemente in den Vordergrund getreten waren, die sich dem Apostel und seinen Mitarbeitern gegenüber als ebenbürtig, wenn nicht als überlegen, ausgaben und auf allerlei Geistesgaben pochten, die ihnen den von Gott berufenen Apostel als überflüssig erscheinen ließen. Neben allerlei welt. Treiben und auffälligen Sünden, welche in der Gemeinde vorkamen, machte sich ein unnüchternes, aufgeblasenes Geistlichtun bereit, durch das auf Nebendinge — Zungenreden und dergl. — ein Nachdruck gelegt wurde, der Heilstatsachen, wie die Versöhnung durch den Tod Christi, in den Hintergrund drängte, dagegen das eigene Tun in übermäßiger Weise betonte.

Auch in unserer Zeit sind die Gemeinden am schwersten zu behandeln, in denen sich eine selbstgefällige, gespreizte Geistlichkeit breit macht. Es ist gut, fromme Leute in der Gemeinde zu haben; sie wirken als ein Salz in ihrer Umgebung, aber nur dann, wenn sie demütig und nicht selbstgerecht sind.

Dem unnüchternen korinthischen Treiben gegenüber, wodurch das schlichte, aufrichtige Glaubensleben gefährdet wurde, hebt Paulus die hohe Bedeutung des geistlichen Amtes hervor: „Dafür halte uns jedermann, für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse." Bei aller Demut weiß er sich als ein **besonderer Diener Christi.** Das ist das **rechte Amtsbewußtsein,** bei welchem nicht die damit verknüpfte **Ehre,** sondern die große **Verantwortung** in den Vordergrund tritt.

In unseren Tagen findet sich der Geistliche oft genug seiner Gemeinde oder einem Teil derselben gegenüber in einer ähnlichen Lage wie die, auf welche sich Paulus in den beiden Korintherbriefen bezieht. Man achtet den Pastor als einen mehr oder weniger gelehrten, meist etwas einseitigen Mann, dessen Geschäft es ist, eine ernste Miene aufzusetzen und am Sonntag mehr oder weniger langweilig zu predigen über Sachen, die man schon so oft gehört hat, daß sie einen nicht mehr interessieren. Manche glauben auch viel mehr zu wissen als der Pastor und denken jedenfalls, daß das, was er sagt, lange nicht so ernst zu nehmen sei, als er einen glauben machen will, wenn er predigt von dem einen was not ist, von dem Glauben an Christum, von Sünde und Versöhnung.

Auch Pauli **Predigtweise** wurde in Korinth viel kritisiert, obgleich dazu kaum ein Grund vorhanden war. Denn die Reden des Apostels, wie sie uns in der Apostelgeschichte aufbewahrt sind, zeugen von einem bedeutenden rhetorischen Talent und großer Anpassungsfähigkeit an die jeweiligen Umstände und Verhältnisse. In der Darlegung des Evangeliums aber bediente er sich einer so einfachen, schlichten Redeweise, daß er auch von Ungebildeten verstanden werden konnte. Aber ein Teil der korinthischen Gemeinde wollte hohe Rede, philosophische Auseinandersetzungen hören, und diesem Druck hat Paulus aus guten Gründen nicht nachgegeben. Die Gemeinde bestand ursprünglich aus

ganz einfachen, ungelehrten Leuten, Handwerkern, Arbeitern und Sklaven. Solchen Hörern gegenüber war eine schlichte Predigt geboten. Hohe Rede wäre über die Köpfe hinweggegangen. Aber auch **Juden** waren in der Gemeinde, Aquila, Priscilla, Crispus u. a. Diese Leute hatten wenigstens vom Alten Testament her eine gewisse religiöse Vorbildung. Trotz solcher Hörer änderte Paulus seine Predigtweise nicht, sondern blieb schlicht und einfach. 1. Kor. 2, 1 f.

Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Korinth hatte Paulus die junge Gemeinde verlassen und war über Jerusalem nach Antiochien zurückgegangen. Dann begab er sich nach Ephesus, wo er während der nächsten drei Jahre ununterbrochen wirkte und fast das ganze westliche Kleinasien unter den Einfluß des Evangeliums brachte. Inzwischen war der gelehrte, eifrige, mit bedeutender Rednergabe ausgerüstete Apollos nach Korinth gekommen und hatte dort in paulinischem Sinne gewirkt. Zu dieser Zeit scheinen auch gebildetere Griechen in die Gemeinde gekommen zu sein, sowie Juden, die ein besonderes Gewicht auf ihre althergebrachten Gebräuche legten. Unter diesen Leuten hatte sich die Ansicht festgesetzt, daß Paulus ihnen an Bildung nicht gewachsen wäre, und daß sie eine andere Art der Predigt haben sollten. Man wollte philosophische Reden hören, das Christentum nicht so wörtlich nehmen, es mehr spiritualisieren. Vieles in der Lehre Pauli kam ihnen töricht vor, z. B. die Auferstehung der Toten und ähnliches. Kein wirklich Gebildeter konnte doch solche Dinge wörtlich nehmen.

Hand in Hand mit der Verflüchtigung der christlichen Wahrheit riß ein liederliches, libertinisches Wesen ein, und Sünden, die in Korinth von den Heiden als etwas ganz Natürliches begangen wurden, kamen auch in der Gemeinde vor und wurden geduldet. In den Augen dieser Leute war Paulus ein rückständiger Finsterling, dessen apostolischer Beruf von ihnen sehr in Zweifel gezogen wurde.

Allen diesen Leuten gegenüber trat Paulus mit dem Anspruch auf, daß er von Gott zum Apostel berufen worden sei, und er wußte seinem Amte den nötigen Nachdruck zu verschaffen. Er verlangt den Ausschluß derer, die Aergernis anrichteten und betont, daß dies sein Vorgehen ein Ausfluß der Treue sei, die Gott bei einem Diener Christi und einem Haushalter über Gottes Geheimnisse sucht.

Der evangelische Geistliche findet sich seinen Hörern gegenüber zu Zeiten in der Lage des Paulus. Auch er will an der schlichten Predigt des Evangeliums festhalten. Dabei stößt er aber auf das Verlangen: Predigt praktisch, besprecht die Tagesfragen, nehmt Stellung von der Kanzel aus zu den Bewegungen der gegenwärtigen Zeit. Kein Wunder, wenn die Leute nicht mehr in die Kirche gehen, solange immer wieder der alte Kram von Buße, Versöhnung, Glauben durchgedroschen wird. Auf solches Verlangen kann sich ein evangelischer Geistlicher, wenn er treu sein will, nicht einlassen. Andere Denomi-

nationen tun es gelegentlich, wie uns aus der jüngsten Vergangenheit sehr wohl in Erinnerung ist. Der rechte Pastor weiß, was er seinem Herrn schuldig ist, auch weiß er gut genug, daß die Besprechung der sogenannten Tagesfragen auf der Kanzel die Kirchen nicht füllt, sondern entleert. Wir gehen in die Kirche, Gottes Wort zu hören, und der evangelische Geistliche ist gebunden, das Wort zu predigen. Jesus sagt Joh. 10, 1: „Ich bin **die Tür** zu den Schafen." Ein Pastor ist nur dann ein rechter Hirte seiner Gemeinde, wenn er durch Jesum zu ihnen kommt, d. h. wenn er mit Paulus Jesum, den Gekreuzigten, predigt. **Wenn er das nicht tut, tut er seine Pflicht nicht,** er findet auch nie den **inneren Anschluß, das Herz** seiner Hörer, außer er kommt durch Jesum, die Tür zu den Schafen, zu ihnen.

Warum muß der Geistliche diesen Standpunkt festhalten? Warum ist es nichts geringeres als Untreue auf seiner Seite, wenn er dem Drucke nach einer Predigt, „die zieht," nachgibt? Nicht bloß der ausdrückliche Befehl seines himmlischen Herrn, sondern auch der **prinzipielle Charakter** seines Amtes zwingt ihn in diese Stellung.

Der evangelische Geistliche vereinigt in seiner Person zwei Aemter: er ist **Priester** und ist **Prediger,** d. h. er ist einerseits der **Stellvertreter, der Repräsentant seiner Gemeinde vor Gott, andererseits der Stellvertreter und Repräsentant Gottes, oder Christi, vor der Gemeinde.**

Die römisch-katholische Kirche nennt ihre Geistlichen **Priester,** d. h. in diesem Falle **die Mittler zwischen Gott und Mensch.** Sie geht in der Betonung des **priesterlichen Charakters** ihrer Geistlichen sogar über die Auffassung des Priestertums, wie sie im Alten Bunde statt hatte, hinaus. Die protestantische Kirche vermeidet im öffentlichen Leben den Ausdruck Priester schon deswegen, weil sie an der Lehre von dem **allgemeinen Priestertum** festhält, gemäß welchem jeder Christ Recht und Pflicht hat, zu Gott zu gehen ohne einen anderen Vermittler als **Jesum Christum.** Dennoch eignen auch dem evangelischen Predigtamt unverkennbare **priesterliche Züge.**

Das eigentlich Charakteristische des Priestertums läßt sich am besten aus den **Kultuseinrichtungen des Alten Bundes** ersehen.

Der alttestamentliche Priester war der Mittler zwischen Gott und dem Volke im ganzen wie auch zwischen Gott und dem einzelnen Israeliten, besonders in Bezug auf Sündenvergebung und die Wiederherstellung des Gnadenstandes vor Gott. Zum **Gebet zu Gott** brauchte der Fromme des Alten Bundes keinen Priester. Wenn er aber in eine **Sünde** geraten war, eine **Schuld** auf sich geladen hatte, dann war der Priester zur Wiederherstellung des Gnadenstandes nötig. Der Priester war der Stellvertreter des Volkes vor Gott. Das zeigt sich besonders im **Opferdienst** und in der Bedeutung und Stellung des **Hohenpriesters,** dessen Ornat schon in symbolischer Weise seine Stel-

lung als **Mittler** zwischen Gott und Menschen zum Ausdruck brachte. Nach 2. Mose 28, 6 f. war auf der rechten und linken Schulter des hohepriesterlichen Obergewandes (Ephod) je ein Onyxstein befestigt. Der Onyx der rechten Schulter hatte eingegraben die Namen der sechs ersten Stämme Israels, und der auf der linken Schulter trug die Namen der übrigen Stämme. Damit kommt zum Ausdruck, daß der Hohepriester **die Last der zwölf Stämme Israels als ihr Stellvertreter vor dem Herrn tragen sollte.**

Eine ähnliche Symbolik spricht sich in dem 2. Mose 28, 15 f. erwähnten **Amts- oder Brustschild** aus, das der Hohepriester auf der Brust trug. Dies Brustschild war mit zwölf Edelsteinen besetzt, auf jedem der Name eines der zwölf Stämme Israels. So sollte der Hohepriester die Stämme Israels mit ihren Leiden und Freuden, ihrer Sünde und Schuld auf dem Herzen tragen vor dem Herrn. Denn er ist der Stellvertreter Israels und der Repräsentant seines Volkes vor Gott.

Am großen Versöhnungstage, dem 10. des Monats Tisri, war der Hohepriester in noch hervorragenderer Weise der Vertreter Israels vor Gott, wenn er mit dem Blute des Sündenbocks ins Allerheiligste ging, nachdem er selbst dem Opfertier die Sünden des Volkes aufs Haupt bekannt hatte. 3. Mose 16.

Dieses Amt der Stellvertretung beschränkte sich nicht auf den Hohenpriester allein, sondern kam **dem gesamten Priesterstand zu,** was besonders ersichtlich ist aus den Verpflichtungen, die ihnen für den Opferdienst auferlegt waren. Wir weisen nur hin auf die **Sünd- und Schuldopfer,** deren Blut an die Hörner des Altars im Vorhofe gestrichen werden mußte, und deren Fett auf dem Altar verbrannt wurde. Das Fleisch der Opfertiere wurde zu einer Opfermahlzeit verwendet, sollte gegessen werden. Während aber bei den anderen Schlachtopfern die **opfernden Israeliten** das Fleisch aßen, war es im Falle solcher Sühnopfer nur **geweihten Priestern** gestattet, das Fleisch zu essen, ja, sie **mußten** es essen. Niemand sonst durfte es berühren als sie. Dieser symbolische Akt bedeutete, daß die Priester **die Schuld des Israeliten,** der das Opfer dargebracht hatte, ihm **ab und auf sich nahmen,** um sie dadurch zu tilgen. 3. Mose 1, 26, 29; 7, 6; 10, 16 bis 20.

Eine ähnliche Anschauung kommt im sog. **aaronitischen Segen** zum Ausdruck, 4. Mose 6, 24 f., wo Gott sagt: „Sie (die Priester) sollen meinen Namen auf die Kinder Israel legen, **daß ich sie segne.**" Die Priester selbst können nicht segnen, aber sie legen den Namen des Herrrn auf die Kinder Israel, sie sind die **Vermittler** des Segens, stehen zwischen dem sündigen Menschen und seinem Gott.

Wir können in diesem Zusammenhang nur beiläufig auf die vorbildliche und religiös erzieherische Bedeutung der oben angeführten Anordnungen über das alttestamentliche Priestertum hinweisen. Pau-

lus sagt auch mit Bezug auf die Opferordnung, daß das Gesetz ein Zuchtmeister sei auf Christum, und aus dem Hebräerbrief lernen wir, daß das alttestamentliche Priestertum nur ein sehr unvollkommenes Vorbild Christi ist, der in Wirklichkeit alles erfüllt hat und nun unser **Hoherpriester** ist, der das in Wirklichkeit vollbracht hat, was das alte Priestertum vorbildete. Er hat eine **ewige Erlösung** erfunden und eine wirkliche Sündenvergebung durch sein Blutvergießen und sein Eingehen in das obere Heiligtum. Weil er **ein- für allemal** sich selbst geopfert hat für die Sünder, ist ein weiteres Opfer nicht mehr nötig, noch auch recht. Und wenn die römische Kirche lehrt, daß ihre Priester täglich Messe lesen und dabei die Hostie in unblutiger Weise täglich neu opfern müßten, so ist das zum mindesten eine Herabsetzung und Abschwächung des vollkommenen Opfers Christi. Das Abendmahl kann nicht eine Wiederholung des Opfers Christi sein, sondern nur ein Mittel zur **persönlichen Aneignung** der Wirkung dieses Opfers. Doch, wie gesagt, wir können in diesem Zusammenhang darauf nur hinweisen. Eine erschöpfende Darstellung dieser Lehre bedarf einer besonderer Abhandlung, für die hier kein Platz ist.

Wenn nun der **Opfergedanke** das einzig Bezeichnende des Priestertums wäre, dann müßten wir dem evangelischen Geistlichen alles Priesterliche absprechen. Denn ein evangelischer Pastor kann keine Sündenvergebung bewirken. Wenn aber, wie es tatsächlich der Fall ist, auch die **Vermittlung** zwischen Gott und Menschen sowie die **Fürbitte** für die anvertrauten Seelen ein Stück priesterlicher Betätigung bedeuten, dann trägt auch das Amt eines evangelischen Geistlichen **entschieden priesterliche Züge.** Und so ist es. Denn wenn er vor der Gemeinde steht im Gottesdienst und im Namen derselben das Gebet zu Gott emporsendet, wenn er die hl. Sakramente und den Namen des Herrn auf die Gemeinde legt; wenn er in seinem Gebete fürbittend der Kranken gedenkt, der Irrenden, der Jugend und der Alten, dann handelt er als **Priester,** als Stellvertreter der Gemeinde vor Gott. Er ist aber auch ein **Verkündiger des Wortes Gottes und ein Lehrer zur Gerechtigkeit** für jung und alt, nimmt also die Stellung ein, die im Alten Bunde den **Propheten** zukam. Daher nennt ihn die Kirche **nicht Priester,** weil damit nur **eine** Seite seiner Tätigkeit bezeichnet wäre, noch auch **Prediger,** weil auch das einseitig wäre, sondern er heißt **Pastor,** d. h. Hirte. Dieser schöne Name des Geistlichen ist **neutestamentlichen Ursprungs** und umfaßt alles, was zum Berufe eines evangelischen Geistlichen gehört, sowohl seine priesterliche als auch seine belehrende Betätigung.

Der alttestamentliche Priester scheint sich in seiner Tätigkeit auf die Ausübung seines Kultus beschränkt zu haben. Jedenfalls war er erst in zweiter Linie Lehrer und Prediger. Aber die **religiöse Belehrung** ist ein so wichtiges Stück der geistlichen Versorgung einer Gemeinde, daß sie auf keinen Fall vernachlässigt werden darf. Was hilft

alle Stellvertretung vor Gott, wenn die Seelen unwissentlich weiter sündigen und höchstens in dem Glauben dahinleben, daß die kirchlichen Funktionen eine **magische Wirkung** ausüben und den Sünder bei Gott in Gnaden setzen, sodaß er ruhig im alten Wandel weitergehen kann. Diesen Fehler beging das alttestamentliche Priestertum zu den Zeiten der Richter, und die römische Kirche im Mittelalter und auch heute noch in solchen Gebieten, wo sie keine Konkurrenz seitens der protestantischen Kirche zu befürchten hat. Das Volk wird in Unwissenheit gehalten, und die religiösen Betätigungen der Kirche führen in Aberglauben oder zum krassen Unglauben.

Um der Verwilderung des Volkes zu steuern, erweckte Gott seit den Zeiten **Samuels das Prophetentum** in Israel. Diese Propheten wurden die **Prediger und Seelsorger** des Volkes. Oft zeigten sie sich als geistesmächtige Bußprediger, die mit unerschütterlichem Mut dem Volk und seinen Königen ihre Sünden vorhielten und sie zu Jehova zurückführten. Tatsächlich bewirkten sie durch ihre geduldige, konsequente Belehrung den Aufschwung des Volkes, wie wir ihn unter David und Salomo sich vollziehen sehen. Dieses Prophetentum blieb in Wirksamkeit bis in die nachexilischen Zeiten und wurde erst unter Esra durch die sog. **Schriftgelehrten** abgelöst. Daß mit dem Zurücktreten der Propheten gegenüber den Schriftgelehrten in gewissem Sinne ein Rückschritt zu verzeichnen ist, liegt hauptsächlich darin begründet, daß auf die **Gesetzlichkeit** zu viel Nachdruck gelegt wurde.

Der große Prediger Israels wurde in der Fülle der Zeit **Jesus**. Jesus, der große Hohepriester, der eine ewige Versöhnung gestiftet hat, ist zugleich der größte Prediger der Welt geworden. Er predigte mit Autorität und nicht wie die Schriftgelehrten, Matth. 7, 29. Er nennt sich den **guten Hirten,** Joh. 10, 12. Er ist **der große Hirte der Schafe,** Hebr. 13, 20. Er ist **der Erzhirte,** 1. Petri 5, 4. **Ihm muß sich der evangelische Pastor anschließen,** nach ihm seine Wirksamkeit richten, Apg. 20, 28. Darum ist der Pastor ein **Hirte seiner Gemeinde,** sorgt für ihre geistliche Nahrung, trägt sie und die einzelnen Seelen auf fürbittendem Herzen, geht den Verlorenen nach. Das ist seine **priesterliche Tätigkeit.** Er ist zu gleicher Zeit ein **Prediger,** d. h. er verkündigt sonntäglich Gottes Wort, sucht die christliche Erkenntnis durch Darlegung der biblischen Wahrheit bei seinen Pflegebefohlenen zu erweitern, belehrt die Jugend, bringt den Kranken Trost und Mahnung. Oft muß er auch als Bußprediger auftreten, wie die Propheten des Alten Bundes. Er kann mit demselben Anspruch auftreten wie jene alten Zeugen der Wahrheit. Er kann sagen: „Höret des Herrn Wort," „So spricht der Herr," denn er ist der Bote Gottes an seine Gemeinde.

Es ist klar, daß ein so umfassendes Amt große Ansprüche an die geistigen und geistlichen Fähigkeiten seines Trägers stellt. Die Zeiten sind auch in unserem Lande vorüber, da man glaubte, es sei nur

nötig, daß ein Mensch bekehrt sei, um ein erfolgreicher Prediger zu sein. Der Vergleich mit dem alten **Amos von Thekoa,** der nur ein Hirte in Juda war, „der Maulbeeren abliest," läßt sich nicht anführen, um zu beweisen, daß man auch ohne umfassende Vorbildung ein guter Prediger sein kann. Man lese nur das Buch Amos, und man wird erkennen, daß dieser Mann unendlich mehr Bildung hatte als ganze Dutzende sogenannter Lokalprediger, die mit ihrer grammatikscheuen Rhetorik auf ihr Publikum herabdonnern.

Jedermann weiß, daß ein Pastor eine **schulgemäße Ausbildung** haben muß, wenn er sein Amt recht führen will. Weil er die Sprache als sein hauptsächliches Arbeitsgerät braucht, muß er auch die Befähigung haben, sich korrekt und präzise auszudrücken.

Daher legen alle Kirchen ein großes Gewicht auf die **Ausbildung** ihrer Prediger. Unsere Synode will und darf in diesem Bestreben anderen Kirchenkörper gegenüber nicht zurückstehen. Daher sind wir daran, unsere Lehranstalten weiter auszubauen, um unseren künftigen Pastoren eine solche Ausbildung zu verschaffen, daß sie befähigt sind, die große Verantwortung auf sich zu nehmen, die heutzutage mit dem Seelsorgeramt verbunden ist. Die Verantwortung eines Seelsorgers ist freilich immer groß gewesen, aber es will mir scheinen, daß die gegenwärtige Zeit das Amt so viel schwerer gemacht hat als früher, daß ein Pastor eine möglichst gute geistige Ausrüstung gebraucht, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Ich kann es darum auch nicht recht verstehen, warum so viele Schüler unserer Anstalt aus College I so eifrig bestrebt sind, mit Umgehung der obersten Collegeklasse ans Predigerseminar überwiesen zu werden, um möglichst schnell ins Amt zu kommen. Eine solche abgekürzte Ausbildung hat doch immer ihre Nachteile. Das Studium auf den Schulen ist doch nicht bloß ein Ansammeln von Wissen, es ist gewiß auch eine Erziehung zu gründlicher, intensiver Arbeit. Wenn nun ein Student seinen Lehrgang abkürzt, ist die Gefahr vorhanden, daß er selbst in den Studien, die er wirklich noch mitnimmt, so oberflächlich als möglich arbeitet. Wer gibt dann die Garantie, daß ein solcher geistiger Schnelläufer einmal als Prediger einer Gemeinde gründliche Arbeit tun wird? Doch das nur nebenbei.

Es ist kaum denkbar, daß ein Mann, der kein systematisches Studium des Wortes Gottes durchgemacht hat und auch auf anderen Gebieten des Wissens nicht beschlagen ist, im Stande sein sollte, Jahr für Jahr derselben Gemeinde zu predigen, ohne sich in einen bestimmten Gedankenkreis hineinzuarbeiten, über den er nicht hinweg kann. Die Aufgabe der sonntäglichen Predigt, vielfach zweimal, morgens und abends, ist durchaus nicht so leicht, wie es sich manche Leute vorstellen. Es gibt Leute, die eine außergewöhnliche Zungenfertigkeit besitzen und bei jeder Gelegenheit etwas zu sagen wissen. Aber als Prediger würden sie deswegen doch nicht taugen, weil ihnen die Vor-

bildung fehlt. Der Prediger muß eine bestimmte Botschaft bringen, die er gewissenhaft nach der Schrift abgewogen und geprüft hat. Geschieht das nicht, dann könnte er in die Gefahr kommen, auf der Kanzel Behauptungen aufzustellen, für die er nachher die Verantwortung nicht übernehmen kann. Seine Botschaft muß wahr sein, und er muß von ihrer Wahrheit innerlich überzeugt sein. Es ist nicht wohlgetan, wenn er in der Predigt eine gewisse Unsicherheit offenbart und zu Redensarten sich herbeiläßt, die seine innere Unsicherheit offenbaren. Ich höre es nicht gerne, wenn ein Prediger Ausdrücke gebraucht wie: „Ich meine, ich glaube, ich denke mir, daß dieser Passus der Bibel so oder so ausgelegt werden muß," und ähnlich. Der Pastor muß bestimmt und mit klarer Ueberzeugung reden können. Darum muß seine Ausbildung umfassend sein, um ihn instand zu setzen, die verschiedenen Meinungen gegeneinander abzuwägen, sodaß er für sich eine klare Ueberzeugung gewinnen kann.

Dabei ist es natürlich unerläßlich, daß der Prediger „anhält mit Lesen," d. h. daß er sein Privatstudium nicht vernachlässigt und sich auf der Kanzel nicht auf seine Zungenfertigkeit verläßt; denn damit würde er sich bald in einen gewissen Gedankenkreislauf hineinarbeiten, der sonntäglich auf der Kanzel abgehaspelt würde, ohne einen neuen Gedanken oder eine größere Vertiefung der Wahrheit zu Tage zu fördern. Solche Predigten ermüden die Hörer nur zu bald und machen keinen Eindruck.

Wir wünschen, daß die Gemeinde recht zahlreich und regelmäßig die Gottesdienste besucht. Darum muß der Pastor eine klare, wohl durchdachte, wichtige Botschaft bringen mit neuen Gesichtspunkten und Anwendungen, die geeignet sind, den Redner selbst immer aufs neue zu begeistern und seinen Vortrag zu beleben. Darum ist es auch das Bestreben des Geistlichen, so zu predigen, daß seine Gemeinde echte religiöse Anregung und Erbauung aus der Rede gewinnt und dadurch innerlich gehoben wird. Aber es ist dies eine äußerst schwierige Aufgabe; denn auch der beste Prediger ist nur ein Mensch und daher den verschiedensten seelischen Stimmungen unterworfen. Zu Zeiten fließt ihm das Wort von den Lippen begeistert und begeisternd, und zu anderen Zeiten kann man die seelische Erhebung nicht finden für eine begeisternde Rede trotz aller vorherigen Vorbereitungsarbeit. Aber **das** kann man jedesmal, man kann sich mit Treue vorbereiten und wird dann auch etwas bieten, was erbauend auf den Hörer wirken kann.

Darum muß der Pastor Gottes Wort alle Tage studieren und versuchen, mit seiner ganzen Geistesrichtung und Seelenverfassung in der Atmosphäre des Lebens aus Gott zu stehen. Er muß **Ewigkeitsluft atmen, geistlich gesinnt sein.** Aus einer solchen Geistesverfassung heraus kann er immer etwas **Gutes** vor die Gemeinde bringen, wenn

es auch nicht jedesmal den Stempel der Wissenschaft trägt. "Pectus est, quod disertos facit."

In mancher modernen Gemeinde ist der Pastor ein geplagter Mann. Die vielen Vereine mit ihren Versammlungen, Banketten, „Outings" u. dergl., bei denen die Atmosphäre oft wenig von Ewigkeitsluft an sich hat, nehmen ihm vielfach die Abende und füllen seine Zeit in einer Weise aus, daß er fühlt, er könnte die Zeit besser und nutzbringender verwenden. Aber er muß dabei sein, und wenn es nur geschieht, um allzu Ungehöriges zu verhüten. Trotzdem sollte er für sein Studium Zeit suchen, nicht bloß zur Vorbereitung auf die Predigt, sondern auch für mehr allgemeines Studium, sodaß er in seiner Geistesrichtung nicht einseitig wird. Er muß mit den modernen Bewegungen Fühlung behalten und mit verständnisvollem Blick in das Geistesleben der Vergangenheit und der Gegenwart schauen; er muß das Interesse für wissenschaftliches Streben behalten. Das wird ihm helfen, gut zu predigen. Je besser er auf der Schule vorbereitet wurde, je umfassender sein Lehrgang war, desto besser wird es ihm gelingen, ein guter Prediger zu sein und der Gemeinde Gutes zu bieten. Alles Wissen kann dem Reich Gottes und dem Wort vom Kreuz dienstbar gemacht werden.

Zum Schluß noch ein Wort über **den kirchlichen Ornat des Geistlichen, den Talar.** Man findet und braucht ihn in manchen Denominationen unseres Landes gar nicht, vielleicht weniger aus prinzipiellen Gründen, als vielmehr aus Gründen eines Protestes gegen die Formalität der Hochkirche Englands. Das ist wohl auch die Ursache, weshalb in gewissen kirchlichen Kreisen eine förmliche Antipathie gegen den Gebrauch des Talars vorhanden ist. In anderen Kirchen wird er bei jeder kirchlichen Handlung getragen. Wie sollen wir uns zu dieser Frage stellen?

Der Talar als Amtsgewand des Geistlichen hat sich herausgebildet aus den Vorschriften, die Gott im Alten Bunde über die Amtskleidung der Priester aufgestellt hat. Diese war im Falle der gewöhnlichen Priester ein langer, weißer Talar von Leinwand, nur der Ornat des Hohenpriesters hatte auch farbige Stücke. Stoff und Farbe des alttestamentlichen Priestertalars hing natürlich mit ihrem Dienst eng zusammen. Er mußte täglich gewaschen werden. Aber daß ein so langes, die Körperformen völlig deckendes Gewand vorgeschrieben war, hing jedenfalls damit zusammen, daß der Priester schon durch sein Gewand kenntlich gemacht werden sollte. Das Gewand war also eine Art Uniform. Aber auch das andere Moment fällt ins Gewicht: **Der Talar deckt den ganzen Körper.** Der Priester sollte bei seinem Dienst nicht erscheinen wie irgend ein anderer Mann, dessen Kleidung mehr oder weniger den Veränderungen durch die Mode unterworfen ist, sondern er sollte erscheinen als **Diener Gottes** in dem Kleide seines Gottes.

So steht auch der **evangelische Pastor,** wenn er in seinem Ornat amtiert, nicht sowohl als Mensch und Mann vor seiner Gemeinde, sondern als **der berufene Diener Gottes.** Sein Gewand erhöht die Feierlichkeit des Gottesdienstes, übt also einen psychologischen Einfluß aus auf die Anwesenden und macht sie empfänglicher für die Botschaft, die er zu bringen hat. Er selbst steht unter diesem Einfluß, und das Gefühl der Verantwortung und der Wichtigkeit seines Amtes drängt sich ihm unwillkürlich auf. Der Volksredner steht in gewöhnlichem Kleide vor seinen Hörern, aber der Geistliche im Ornat kann sagen: „Höret des Herrn Wort." Denn seine Hörer erkennen an seinem Amtskleid den berufenen Diener ihres Gottes.

Hängt darum euren Talar nicht in den Kleiderschrank als ein überholtes Stück aus alter Zeit, sondern haltet ihn in Ehren und braucht ihn, besonders bei jenen feierlichen Gelgenheiten am Sonntagmorgen, wo der Geistliche zugleich als Priester und als Prediger zu amtieren hat. In den Abendgottesdiensten, in denen die **Rede** die Hauptsache ist, die belehrende Betätigung seines Amtes, mag er auch ohne Talar erscheinen, wenn er dafür eine andere, seiner Stellung würdige Gewandung wählt.

Wie sollen wir unsere künftigen Pastoren ausbilden?

Von Prof. W. Baur.

I.

Der Verfasser fühlte sich zunächst versucht, die Frage an die Spitze zu stellen: Soll ein Pastor Glauben haben? Er mußte sich aber sofort sagen, daß das ja eine ebenso sonderbare und überflüssige Frage sei, wie die neulich im „Magazin" aufgeworfene: "Shall a Minister have an Education?" Denn es ist doch gar keine Frage: Ein Pastor braucht beides, und das eine schließt das andere nicht aus, sondern ein. Eine Besprechung dieser Dinge kann nur dann fruchtbar sein und sich über kleinliche Nörgeleien erheben, wenn wir uns darüber klar werden, warum es eigentlich ein Pfarramt gibt, und welche Bedürfnisse der Pastor stillen soll und muß, wenn er ein wirklicher Pastor sein soll.

1. Warum gibt es eigentlich Pastoren? Um die Sache nicht ungebührlich in die Länge zu ziehen, müssen wir uns auf das nötigste beschränken. Ohne behaupten zu wollen, daß jeder Pastor ein echter Jünger Jesu oder gar ein Apostel sei, darf man doch ganz allgemein sagen: Ohne den Heiland gibt es keine Pastoren; denn ohne ihn gibt es überhaupt keine Christen. Das ist natürlich ganz selbstverständlich; aber die selbstverständlichsten Dinge verliert man praktisch gar oft aus dem Auge und formuliert die Probleme aus der Luft und in der Luft.

Es gibt also, ganz allgemein gesprochen, Pastoren, weil es einmal einen gegeben hat, der den Befehl erteilte: „Gehet hin und lehret alle Völker!" Das nennt man auch den Missionsbefehl, und man

muß nachdrücklichst darauf hinweisen, daß bis zum heutigen Tag, auch in unserem sogenannten christlichen Lande, allen Pastoren etwas Missionarisches anhaftet. Das darf man bei der Beurteilung eines modernen Predigerseminars nicht vergessen, wenn man nicht Luftstreiche tun will.

Wieder als etwas ganz Selbstverständliches muß man zugeben, daß ein Unterschied besteht zwischen heute und der Zeit des ersten Missionsbefehles. Eins hat sich aber nicht verändert: die helfende und erbarmende Liebe unseres Herrn und ihre Notwendigkeit für uns Menschen. Er ist es auch, nach seiner Gnade und Weisheit, der sich heute noch seine Diener beruft. Da nun schon oben zugegeben ist, daß sich die Begriffe „Pastor" und „Apostel" nicht notwendig decken, so müssen wir den Begriff „Diener Jesu Christi" zunächst recht allgemein verstehen. Jeder, der von seinem Geiste ergriffen ist, darf den Missionsbefehl auf sich beziehen; er ist, wie man sich auch ausdrücken kann, in den Aposteln der ganzen Kirche gegeben. Oder sagen wir: der ganzen Christenheit. Daß nun in falscher Anwendung des Begriffes „Apostel" und „Geistlichkeit" sich ein hierarchisches System entwickelt hat, steht auch unter Gott, ist aber als eine Fehlentwicklung zu bezeichnen, der die Reformation ein Halt zugerufen hat. Und seitdem gibt es Pastoren. Sie wurden damals ministri verbi Dei genannt, Diener des Wortes Gottes. Warum diese längst bekannten Dinge erwähnen? Weil wir heute drauf und dran sind, sie zu vergessen, oder gar absichtlich über Bord zu werfen. Es ist katholische Ueberzeugung, daß keine Ketzerei länger als 400 Jahre daure. Im Jahre des Heils 1917 feierten wir die 400jährige Wiederkehr des Tages, da Luther seine Thesen anschlug. Damals kämpften England und Amerika gegen Deutschland. Nun wäre es falsch zu behaupten, daß der Kampf religiösen Dingen gegolten hätte. Man hat freilich auch die religiösen Vorurteile benützt, um die Völker zu diesem Kriege willig zu machen; aber auf beiden Seiten kämpften Protestanten, Katholiken und Juden zusammen mit Türken und Sikhs. Und doch! Indem Deutschland seinen evangelischen Kaiser verlor, ist der Sache der Reformation ein schwerer Schlag versetzt worden. Ist der Weltkrieg ein Zeichen davon, daß die in deutschen Landen begonnene Reformation sich ausgelebt hat?

England hat mit Hilfe Amerikas den gefährlichen Rivalen besiegt. Ist England ein protestantisches Land? Steht die englische Staatskirche auf der Höhe der reformatorischen Gedanken, wie sie Luthers gewaltige Rede auf dem Reichstag zu Worms klassisch formuliert hat? Zwar wird heute noch das englische Volk, wenn es darauf ankommt, in den alten Ruf: „No Popery" ausbrechen; aber das Festhalten an der apostolischen Sukzession stellt die Hochkirche heute noch unter das Verdammungsurteil jener Rede, die aller „gestohlenen Autorität" den Krieg bis aufs Messer erklärt hat. In eine

andere Kategorie fallen freilich die Dissenters. Das sind, wird man sagen, doch echte Protestanten? Wir werden später darauf zurückkommen. Soviel steht fest: der Priester der Episkopalkirche ist kein Pastor in dem von uns festgehaltenen Sinn. Er ist kein Produkt der Reformation, sofern man darunter mehr versteht als den bloßen Abfall von Rom.

Blicken wir auf unser eigenes Land. Ist es eine Hochburg des Protestantismus? Wenn es wahr ist, daß die Majorität der Bewohner unseres Landes kirchenlos ist, so scheiden viele Millionen von vornherein aus der Betrachtung aus. Und die anderen? Hier müssen wir nun die Katholiken abziehen, ebenso einen Teil der Episkopalen, beim Lichte betrachtet, auch die Ultraprotestanten, die Antitrinitarier und andere. Bleiben in der Hauptsache die Methodisten, Lutheraner, Presbyterianer, Kongregationalisten, die Reformierten und wir. Es wäre interessant, einmal die Frage zu untersuchen: Welche Stellung nimmt in diesen Denominationen der Pastor heute ein? In wie weit nimmt er an dem Geiste teil, den Luthers große Rede zu Worms ausatmete? Hat ihm die Reformation das Auge dafür geöffnet, daß nun die objektive Grundlage, die subjektive Kraft und die soziale Form aller Religion wieder sichergestellt ist? Die Grundlage: Christus mit Geist und Wort; die Kraft: aus Gnaden selig durch den Glauben; die Form: das allgemeine Priestertum der Gläubigen. Von hier aus müssen wir die Frage beantworten: Warum gibt es Pastoren? Diese Dinge müssen wir vor allem anderen in Anschlag bringen, wenn wir das Pfarramt verstehen wollen. Hier entscheidet es sich auch, ob wir wirklich noch Protestanten sind, besser gesagt, ob wir evangelisch sind.

Die Reformation brachte dem germanischen Christentum die Mündigkeit, nachdem es beinahe vom romanischen Geiste erdrückt worden war; das Christentum überhaupt stand in Gefahr, noch unter gewisse Formen der heidnischen Religion herabzusinken. Somit stand die Sache der Religion überhaupt auf dem Spiele. Eben darum brachte uns die Reformation Klarheit über jene drei Prinzipien aller Religion. Sie entfalten eigentlich nur das eine ihnen gemeinsam zugrunde liegende Prinzip: Christus, der Logos. An ihn ist nun der Pastor nicht anders gebunden, als irgend ein Christ: durch Wort und Geist des Herrn. Der Unterschied zwischen ihm und den andern liegt nicht in irgend welcher Mittlerstellung, als ob er das Bindeglied zwischen dem heiligen Gott und den unheiligen Menschen wäre, sondern darin, daß ihm von den anderen und für deren Dienst das Wort des Herrn anvertraut ist. Er ist der von den Christen dazu berufene minister verbi divini. Das soll und braucht nicht seine Berufung durch den Herrn auszuschließen. Denn der Herr benützt zu seiner Wirksamkeit Menschen. Das Mittel, wodurch der Herr seine Diener beruft, seine Jünger sich sammelt, ist das gepredigte Wort. Der Pa-

stor ist also in erster Linie Prediger, Missionar, Seelsorger, Lehrer. „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Diese Einsicht führt uns dann auch zur rechten Antwort auf unsere zweite Frage:

2. Wozu gibt es Pastoren?

Muß sich nicht heute mancher Pastor (besonders solche an größeren Stadtgemeinden) in einer stillen Stunde, wenn er je einmal dazu Zeit hat, an die Stirne greifen und fragen: Wozu bin ich eigentlich da? Er läuft Gefahr, unter der Masse von Obliegenheiten sich nicht mehr aus noch ein zu kennen, den Sinn für die Proportion zu verlieren, leeres Stroh zu dreschen und Luftstreiche zu tun. Manchmal will es dem Fernerstehenden scheinen, als ob unsere heutigen Pastoren und Kirchen zum Teil gar nicht mehr recht wissen, was sie eigentlich alles unternehmen müßten, um sich obenauf zu halten, Eindruck zu machen und die Sache des Herrn zu fördern. Wie anders steht da doch ein Missionar in der Heidenwelt da! Sind wir am Ende? Gewiß nicht, aber sollten wir vielleicht den Zusammenhang mit dem Anfang verloren haben? Wir zerarbeiten uns in der Menge unserer Wege und der Erfolg? Kein noch so großer Enthusiasmus, kein noch so liebenswürdiger Optimismus, keine noch so energische Treiberei kann uns darüber hinweghelfen, daß all den kolossalen Anstrengungen gegenüber der Ertrag unserer Arbeit für das Reich Gottes eigentlich recht gering ist. Das Wunderbare dabei ist dann dieses: die mehr als 50 Prozent unseres Volkes, die sich zu gar keiner Kirche bekennen, sind nicht in dem Maße irreligiös, wie man denken könnte. Es ist unter ihnen mehr Abneigung gegen die Kirche da, als gegen die Religion. Darin liegt doch eine Anklage gegen die Christenheit. Sie hat ihre Werbekraft zu einem guten Teil verloren. Wieder fragen wir: ist die reformatorische Periode zum Abschluß gekommen? Will sich ein Neues bilden? Mag sein; aber das ist klar: was die Reformation an Prinzipien herausgestellt hat: die Grundlage aller Religion (Christus mit Wort und Geist), die subjektive Kraft aller Religion (aus Gnaden selig durch den Glauben) und ihre allein normative Gestaltung (das allgemeine Priestertum der Gläubigen): diese Dinge sind nicht veraltet, sind durch nichts überboten, durch nichts ersetzt worden. Im Gegenteil, man hat sie nicht gehörig zu ihrem Recht kommen lassen. Man hat sie wieder von bloß Vergänglichem überwuchern lassen. Man ist wieder in ein katholisches Fahrwasser gekommen, man hat wieder „gestohlene Autorität“ auf den Thron erhoben.

Das scheint wenigstens ein Blick auf unsere protestantischen Hauptdenominationen zu beweisen. Die Gewissen werden geknechtet durch die „reine Lehre,“ durch die Art der Taufe, der Bekehrung, durch die Prohibition, durch den „Amerikanismus,“ durch allerlei eigensinniges Festhalten an Dingen, die gar nichts mit jenen drei Prinzipien

zu tun haben, ohne die allerdings die Christenheit zusammenbrechen muß. Diese drei Prinzipien entsprechen genau den menschlichen Bedürfnissen betreffs Gottes, der eigenen Person und der Welt. Im Menschen steckt das Verlangen nach Gott, der Trieb zur Persönlichkeitsbildung und der Zug zur Welt. Auf der Fläche unseres Bewußtseins spiegelt sich die Gottesvorstellung, das eigene Ich und die Welt (Gottesbewußtsein, Selbstbewußtsein und Weltbewußtsein). Diese Vorstellungen sind von entsprechenden Gefühlen begleitet (angenehmen und unangenehmen; sinnlichen, sinnlich-geistigen und geistigen) und diese Vorstellungen mitsamt den Gefühlen bilden die Willensmotive. Diese hinwiederum treiben den Willen an zu Akten des Vorziehens oder Lieberwollens, d. h. sie nötigen ihn zur Entscheidung.

Die weitreichendsten Entscheidungen sind auf religiösem Gebiet zu treffen. Alle anderen treten ihnen gegenüber an tiefgründiger, umfassender und grundlegender Bedeutung zurück. Erst in der Religion und mit der Religion und durch dieselbe wird der Mensch wahrhaftig ein solcher. Hier liegt die ungeheure Bedeutung Christi offen am Tage. Er legt den Grund für alle Religion. Ja, er ist selbst die Grundlage, er mit Wort und Geist. Von hier aus gewinnt die Bibel, die Heilige Schrift, das Wort Gottes eigenartige Bedeutung. Dieses Wort ist dem Pastor anvertraut, damit er die religiösen Bedürfnisse seiner Pflegebefohlenen stille. Sie umfassen das Verhältnis zu Gott, der eigenen Person und der Welt. Sie sind nicht gestillt, ehe Gott verherrlicht, die Persönlichkeit vollendet, die Welt verklärt ist: darauf arbeitet Christus hin mit Wort und Geist durch alle Christen, deren Führer die Pastoren sind und sein sollen. Keine andere Religion kann sich hierin mit der christlichen messen. Auf der Grundlage der Verherrlichung Gottes erhebt sich die Vollendung der menschlichen Persönlichkeit und die Verklärung der Welt zum Reiche Gottes. Die innere Kraft dieser Dinge ist die Rechtfertigung des Sünders durch den hl. Gott, oder subjektiv gewandt: das Bewußtsein der Gotteskindschaft aufgrund des Glaubens an Jesum Christum, und die gesellschaftliche Form ist und bleibt das allgemeine Priestertum der Gläubigen, der Gotteskinder. Darin liegt die Vollendung alles Menschentums, daraufhin ist die Menschenseele, das ganze Menschenwesen, angelegt; darum entsprechen diese Dinge seinem innersten Bedürfnis. Irgend ein Priestertum, Prophetentum, Aposteltum, Pastorentum, Kirchentum, das hier nicht zureicht, steht wahrhaftig nicht auf der Höhe der Zeit!

Nach diesen Andeutungen sind wir nun imstande, uns eine grundlegende Antwort auf die Frage zu geben: Wie sollen wir unsere Pastoren ausbilden?

II.

Messen wir die Anforderungen, die wir an die Ausbildung unserer künftigen Pastoren zu stellen haben, zunächst an der lebendigen

Grundlage aller Religion, an Christus mit Wort und Geist. Hier ist vorauszusetzen, daß Heimatgemeinde und Elternhaus bereits ihre Pflicht getan haben. Wenn ein junges Menschenkind sich entschließt, all die langen Jahre zu studieren, um ein Pastor zu werden, so darf man doch darin schon die leitende Hand Gottes ersehen. Das Elternhaus, die Heimatgemeinde sind die Stätten, da das christliche Leben fortgepflanzt wird. Etwas anderes liegt die Sache, wenn der Jüngling eine gewöhnliche Hochschule absolviert hat. Die schlecht zu umgehende Forderung der Religionslosigkeit muß zwar nicht notwendigerweise von der christlichen Religion abführen, hat aber vielfach doch diesen bedauerlichen Erfolg. Die häusliche und kirchliche Erziehung wird auf eine schwere Probe gestellt, wenn auf unseren Hochschulen gewisse Schlüsse der Wissenschaft betreffs des Wohers der Welt und der Menschen als selbstverständliche Wahrheiten behandelt werden. Ohne es kritisch betrachten zu können, nehmen die jugendlichen Schüler die Grundlagen zu einem durchaus mechanistischen Weltbild in ihren Vorstellungskreis auf. Aus Ansprachen, die bei Schlußfeiern gehalten wurden, nahm der Verfasser den Eindruck mit nachhause, daß das Hauptziel unserer Hochschulen die Erwerbung einer überlegenen Fertigkeit im Gelderwerb sei. Ob wir auf großen Nachschub aus dieser Quelle rechnen können? Wer, ein mechanistisches Weltbild im Kopfe, nur an die Anhäufung und den Erwerb von großen Geldsummen denkt, der kann ja den Ruf des Herrn ins Predigtamt nicht vernehmen. Entweder müssen wir christliche Hochschulen bekommen, oder wir bleiben eben auf jene Jünglinge angewiesen, die möglichst bald nach der Konfirmation sich für den pastoralen Beruf entscheiden.

Auf dem in dem Konfirmandenunterricht, in Sonntagschule und Familie gelegten Grund müssen wir weiterbauen. Bekanntschaft mit dem Worte Gottes (in der dem Volke bekannten Sprache) samt Aneignung der Sprachen, in denen die Hl. Schrift ursprünglich abgefaßt ist, als Grundlage für ein ersprießliches (später zu gewinnendes) exegetisches Verständnis derselben, ist eine Anforderung allerersten Ranges. Kein noch so wünschenswertes Studium anderer Dinge darf hievon ein Jota abschneiden! Wir wollen und müssen diesen Jünglingen ja später das Wort des Herrn anvertrauen! Darum ist dies für jeden, der sich evangelisch nennt, eine Gewissenssache. Kein noch so trefflicher Kommentar kann und darf das eigene Studium ersetzen.

Zum Sprachstudium tritt das der Geschichte. Wer die Weltgeschichte vom biblischen Gesichtspunkt aus zu begreifen sucht, hat gegründete Aussicht den Sinn der Geschichte zu verstehen. Denn Gott ist auch der Herr der Weltgeschichte; Christus hat eine Bedeutung für alle Völker. Dieser Standpunkt lehrt uns den Dingen auf die Wurzel zu schauen; er scheint einseitig zu sein und ist es gerade nicht. Dagegen tritt der mit ganz ungenügenden Voraussetzungen an das Geschichtsstudium heran, der sie von evolutionistischem, mechanistischem

oder rein ökonomischem Standpunkt aus zu verstehen strebt. Er bleibt an Aeußerlichkeiten hängen und verfehlt den Kern der Sache. Als Grundlage für das Verständnis der Kirchengeschichte ist ein von biblischen Gesichtspunkten ausgehendes Studium der Weltgeschichte unerläßlich. Wer dem zukünftigen evangelischen Pastor diese Gelegenheit verkümmert, begeht ein Unrecht an der Gemeinde des Herrn.

Gott im Wort, in der Geschichte, Gott im Gewissen des Menschen. Hier liegt der Schwerpunkt der gesamten Anthropologie. Gewiß gehört der Mensch in die Natur hinein; aber sein Maß ist nicht die Natur, sondern Gott. Darum ist er zum Herrscher über die Natur berufen. Auch das Naturstudium des künftigen evangelischen Pastors muß von dem Bewußtsein getragen und erfüllt sein: die Natur ist Gottes Werk! Sonst heißt es von ihm:

> Die Teile habt ihr in der Hand,
> Fehlt leider nur das geist'ge Band!

Da nun das geistige Band nur im Worte Gottes, in der Menschheitsgeschichte und im Gewissen gefunden wird, so folgt daraus, auf welche Dinge man im Stundenplan des werdenden Pastors das größte Gewicht zu legen hat, worauf die meiste Zeit angewendet werden muß. Von seinen Lehrern ist durchaus ein nach diesen Richtlinien verlaufender Unterricht zu verlangen. Wir haben uns dafür nicht zu entschuldigen; wir begehen vielmehr an der uns anvertrauten Christenheit ein Unrecht, wenn wir ihr Pastoren ausbilden, die daran zweifeln, ob die Religion eine derartig überragende Stelle einnehme, weil sie noch nie so recht davon überzeugt wurden, daß Christus mit Wort und Geist die Grundlage aller Religion ist. In ihm wurzelt unser Gottesbewußtsein, in ihm auch unser Selbstbewußtsein mit dem damit verbundenen Gefühl unserer Menschenwürde und dem Trieb nach Vervollkommnung und Vollendung unserer Persönlichkeit.

Messen wir die Anforderungen, die wir an die Ausbildung unserer künftigen Pastoren zu stellen haben, an diesem zweiten Punkte, an der Auswirkung der Persönlichkeit. Wir sind durch die Reformation wieder der Wahrheit betreffs der menschlichen Persönlichkeit sicher geworden. Die Sünde ist nicht etwa einfach ein Mindergutes oder Nochnichtgutes, sondern ein störendes und zehrendes Element, das die personbildende Kraft unseres Geistes hindert, lähmt und neutralisiert. Der Homo sapiens ist dies nicht auf dem Weg einer langen Entwicklung geworden, in deren Verlauf er das Tierische immer mehr abstreifte: sondern der Mensch ist von Anfang an ein Mensch gewesen, berufen zur und angelegt auf die Gotteskindschaft. Hier steht Behauptung gegen Behauptung. Wir werden uns keinen Augenblick besinnen, welcher Behauptung wir zustimmen sollen, wenn wir uns überlegen, daß die subjektive Kraft aller Religion in der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden durch den Glauben besteht. Man be-

denke: dies haben unsere zukünftigen Pastoren zu predigen; diesen Ertrag der Reformation darf man nicht fahren lassen und dann noch für protestantisch, für evangelisch gelten wollen. Darin muß ein künftiger Pastor die Möglichkeit erblicken, selbst ein Gotteskind zu werden, d. h. seine eigene Persönlichkeit auf die ihr mögliche höchste Höhe zu bringen, und dies anderen überzeugend ans Herz zu legen. Auf diesen Punkt muß die Erziehungstätigkeit von Anfang an und fortgehends eingestellt sein. Das in den Lehranstalten gepredigte Wort, die Hausandachten, die Pflege eines echten evangelischen Sinnes durch Belehrung, Mahnung, Zucht und Strafe: alles hat dem Zwecke zu dienen, die Bahn zu eröffnen und freizuhalten für die personbildende Kraft, die in der Tatsache liegt, daß wir zu Gottes Kindern berufen sind. Ja, wir sind das durch den Glauben an Jesum Christum bereits geworden, und dürfen diesen Umstand bei der Erziehung nicht außer Acht lassen. Das behütet den Erzieher vor vielen Mißgriffen, gibt der Erziehung den festen Punkt, um den sich alles dreht, und behütet ihn vor Cynismus und Skeptizismus. Er sieht im Schüler, im Studenten das gegenwärtige Gotteskind und den künftigen Pastor. Wenn ihm das nicht den Schlüssel zum Herzen des Zöglings in die Hand gibt, dann zeige man doch dem christlichen Erzieher, der es mit christlichen Jünglingen zu tun hat, einen besseren. Man überlege es sich dabei nur, daß es sich uns (und jeder wahren Erziehungsmethode) nicht um Abrichtung und Dressur handelt, sondern um Heranziehung von Persönlichkeiten, die imstande sein sollen, in den Kampf mit einer gottfeindlichen Welt, einer immer mehr antichristlich sich färbenden Kultur einzutreten. Dazu kommt, daß dieser Kampf um das Beste unseres Volkes geht, um seine Seele. Es ist nicht so, als ob der Christenglaube der Welt nur abwehrend und verneinend gegenüberstehe. Unser Volk gehört, wie alle anderen Völker, nicht dem Teufel, sondern Gott. Er hat uns bestimmte Gaben und Anlagen gegeben, die wir zu entwickeln haben: dazu sollen unsere künftigen Pastoren erzogen werden.

Messen wir also die Anforderungen hinsichtlich ihrer Erziehung noch an dem dritten Punkt, den die Reformation ein für allemal wieder ans Licht gezogen hat: die soziale Form aller Religion ist das allgemeine Priestertum der Gläubigen.

In dieser Aussage ist die Wahrheit alles menschlichen Beisammenseins ausgesprochen. Es liegt in ihr eine Anerkennung dessen, was an dem Begriff „Demokratie" wirklich wahr ist. Es ist die Gleichheit der Würde aller ausgesprochen, nämlich aller reifen Persönlichkeiten; daneben besagt unser Leitsatz aber viel mehr als den Politikern je in den Kopf gekommen ist. Die Demokratie scheitert an der Unheiligkeit der Selbstsucht. Die Demokraten, von denen wir hier sprechen, sind Priester Gottes, des Allerhöchsten. Verschiedentlich beruft sich Luther in seinem offenen Brief an den deutschen Kaiser

und Adel auf das allgemeine Priestertum der Gläubigen; er führt damit einen vernichtenden Schlag gegen die römische Hierarchie und legt das Wort Gottes in die Hand der Gemeinde, wo es hingehört. Der Papst hat nicht allein das Recht der Auslegung der Hl. Schrift. Tatsächlich kann man aber weiter gehen und sagen: Je mehr die Idee des allgemeinen Priestertums der Gläubigen verwirklicht wird, um so vollkommener gestalten sich die Beziehungen von Menschen zu Mensch; m. a. W.: so nur wird das Reich Gottes verwirklicht. Wir sind noch weit davon entfernt; aber wenn es jemandes Sache ist, diese Wahrheit in sein Leben aufzunehmen und anderen zu helfen, sie sich lebendig anzueignen, so ist es die des evangelischen Pastors. Seine ganze Beziehung zur Umwelt hat sich unter diesem Gesichtspunkt zu vollziehen. Seine ganz Erziehung hat darauf Rücksicht zu nehmen.

Seine Umwelt ist unser Amerika. An der Gestaltung dieses Amerikas haben sich die Abkömmlinge vieler Nationen beteiligt. Die ganze Art, wie man heute den Satz beweisen will: Amerika ein angelsächsisches Land (will heißen: ein englisches Land!), ist nur eine Bekräftigung der Wahrheit des Gegenteils. Der Eifer, mit dem man insbesondere allem Deutschen zuleibe rückt, verdeckt nur leicht die Furcht vor seinem Einfluß. In Wirklichkeit hat das Deutsche bereits seine Spuren unserem Volkscharakter tief eingeprägt. Es würde z. B. unserem kirchlichen Wesen doch ein wertvoller Faktor fehlen, wenn heute sämtliche Kirchen, die ihre Art dem Deutschen verdanken, verschwinden würden. Der Verfasser ist der Ueberzeugung, daß die wahre Größe unseres Landes durch seine Anglisierung verkümmert würde. Alle Achtung vor dem, was im Engländer Gutes steckt; aber seine Geringschätzung alles Nichtenglischen ist unamerikanisch und steht im Widerspruch zu unserem gut evangelischen Leitsatz vom Priestertum aller Gläubigen. Mit ihrer apostolischen Sukzession steckt die Hochkirche noch im römischen Wesen, und in seiner Selbstgenügsamkeit schleppt der Angelsache noch ein uraltes Stück Heidentum mit sich herum, wie wir es beim antiken Griechen und Römer wahrnehmen. Darüber hat ihn die Reformation nicht hinausgeführt. Diese hebt uns wirklich über die nationalen Schranken hinweg, indem sie die soziale Form aller Religion sicherstellt.

So gewinnen wir dem Deutschen und dem Englischen gegenüber den rechten Standpunkt, und das muß sich in der Erziehung unserer künftigen Pastoren geltend machen. Wir werden so vor Einseitigkeiten bewahrt und finden den Weg zum wahren Amerikanismus. Dieser besteht, unserer Ueberzeugung nach, in der Hauptsache darin, das Gute, das mit all den verschiedenen Rassen in unser Land gekommen ist, aufzuspüren, zu pflegen und zur Herausbildung einer Nation zu verwenden, die dann vor anderen ein Werkzeug in Gottes Händen werden mag, um seinem Reiche den Weg zu bahnen.

In unserer Umwelt stoßen wir aber noch auf andere Gegensätze

und Probleme, und unsere künftigen Pastoren haben damit zu rechnen. Es ist der alte Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, sowie der zwischen Reich und Arm.

Der Gläubige ist ein Priester Gottes; sein Opferfeuer loht nicht auf dem Altare eines Götzen, sei es das eigene Ich, sei es die eigene Nation; auch nicht auf dem Altar der vergötterten Wissenschaft. Unser Wissen ist Stückwerk. Der Gläubige, der auf Wahrheitsgrund, d. h. dem lebendigen Christus, steht und sich seiner Rechtfertigung, d. h. seiner Gotteskindschaft gewiß ist, weil Gottes Leben ihn durchflutet, lebt im Vollen und aus dem Vollen: als Wissender nagt er an den Brocken und ist immer auf der Suche! So ist der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen zu formulieren. An und für sich sind beides gleichberechtigte Formen unseres geistigen Lebens. Wirklicher Glaube und wirkliches Wissen stehen nicht im Kampfe mit einander. Wir Menschen gehören zusammen: das glauben wir und das wissen wir. Wir können die Aufgaben des Lebens nur gemeinschaftlich lösen. Ob Pastor oder Naturforscher: beide sollen Diener und Priester Gottes sein; ob Arzt oder Seelsorger: beiden liegt der Dienst an den Mitmenschen ob; ob Generalpräses oder Rektor magnificus: beide haben eine Seele zu gewinnen oder zu verlieren.

Darum steht der Theologe oder angehende Theologe der Wissenschaft nicht ablehnend gegenüber; wohl aber jeder Sorte von Götzendienst, den nicht das Wissen, sondern der Wahn mit der Wissenschaft treibt. Dabei leitet ihn um seiner Umwelt willen der feste Wille, hinter das moderne Weltbild zu kommen, nicht weil es ein wahres Abbild der Wirklichkeit ist, sondern weil es modern ist, d. h. weil es von vielen unserer Zeitgenossen für zutreffend gehalten wird.

Eine ähnliche Erwägung führt uns auch mit einem anderen Problem zusammen, wie es aus dem Unterschied und Gegensatz zwischen Reich und Arm sich ergibt. Die Lösung ist auch hier prinzipiell in dem Satz enthalten: der Gläubige ein Priester Gottes. Nach irdischem Maßstabe gemessen, kommt freilich zunächst der Leib mit seinen verschiedenen Bedürfnissen. Die Bitte ums tägliche Brot steht sogar mitten im Vaterunser. Aber das Ewige, auf das wir alle angelegt sind, ist das Bleibende und darum das Wertvollere: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Die soziale Frage ist letzten Endes doch eine religiöse. Der Mensch ist eben nicht nur ein Naturobjekt, wie z. B. das Tier. Rechnet man ihn, allgemein gesprochen, zum großen Ganzen der Welt oder Natur, so ist er doch der Teil davon, der vermöge einer einzigartigen Bestimmung so beschaffen ist, daß er die Wahrheit des Seins und seinen eigentlichen Sinn lebendig erfahren, d. h. Gottes sicher werden kann. Irgend eine ökonomische oder soziologische oder physiologische Theorie, die mit diesem Faktor nicht rechnet, ist von vornherein dazu verurteilt, Luftstreiche zu tun und den gegenwärtigen

Wirrwarr in der Welt zu vermehren. Nur die lebendige Erfahrung Gottes durch Christum schafft solche Individuen, die nicht nur zusammengehören, sondern auch zusammenstehen: Nur in Christo ist die Einheit des Menschengeschlechts garantiert und nur im Zusammenschluß mit ihm auch praktisch zu verwirklichen.

Aus diesen prinzipiellen Erwägungen heraus hat sich der Stundenplan eines künftigen evangelischen Pastors zu gestalten. Finden sich dann solche Schüler, die besondere Gaben und Neigungen für etwas gründlichere Ausbildung aufseite der Wissenschaft verraten, dann schaffe man für sie besondere Gelegenheiten. Eine ähnliche Berücksichtigung bedarf das Studium der Sprachen, wenigstens so lange, als wir es im praktischen Amte mit zwei Sprachen zu tun haben. Was wir brauchen, sind mehr Pastoren: Machen wir den Weg ins Amt nicht zu beschwerlich! Was wir brauchen, sind solche Pastoren, die den in unserer Synode herrschenden Verhältnissen gemäß ausgebildet sind: Nehmen wir also darauf Rücksicht; was wir brauchen, sind Männer, die mit Paulus sprechen gelernt haben: Ich weiß, an wen ich gläubig geworden bin: Helfen wir ihnen dazu mit unseren Gebeten!

Proseminar oder Proseminare?

Prof. F. Mayer, Ph. D.

Die Frage: Wie gewinnen wir mehr Pastoren zum Dienst am Evangelium für unsere Kirche? ist in letzter Zeit bei uns in den Vordergrund getreten, und sie ist ohne Zweifel von größter Wichtigkeit. Mit Recht darf erwartet werden, daß die kommende Generalsynode sich mit ihr eingehend beschäftigt, und eine erfolgreiche Beantwortung derselben muß unser Gebetsanliegen sein besonders in dieser Zeit. Herr Pastor Bruening, der Vorsitzende der Seminarbehörde, hat in seinem Bericht an die Synode auf die Notlage unserer Kirche in dieser Beziehung hingewiesen. Von dem Sekretär der Behörde für Innere Mission wurde auf der Konferenz des Missouri-Distrikts der Wunsch geäußert, wir sollten mit der Arbeit beginnen unter den Indianern und den Negern in unserem Lande. Niemand wird sagen wollen, diese Leute gehören nicht zu unseren Nächsten, oder stehen außerhalb unseres Arbeitsgebiets, sondern wir können nur fragen: Wen wollen wir senden, da wir nicht einmal imstande sind, unsere eigenen Gemeinden zu besetzen? Mehr Pastoren sind nötig! Wo sollen wir diese aber finden?

Ein kurzer Rückblick in die Entwicklung unserer Synode dürfte hier am Platze sein. Bald nach Eröffnung des neuen Predigerseminars in St. Louis befanden sich daselbst über hundert Studenten der Theologie, in 1887 konnte eine Klasse von 40 Kandidaten dem Synodalpräses zur Ordination empfohlen werden, im nächsten Jahr waren

es 33, Zahlen, die seither nicht mehr erreicht worden sind. Woher kamen die jungen Männer damals? In der Klasse von 1888 waren, wenn ich mich recht erinnere, 11 Graduierte des Proseminars, die übrigen, also zwei Drittel, hatten ihre Vorbildung in Deutschland erhalten; viele unter ihnen standen an Vorbildung den Elmhurstern höchstens in der Kenntnis der englischen Sprache nach. Die meisten dieser aus Deutschland Hinzugekommenen haben später als treue Diener des Evangeliums in unserer Kirche gewirkt und wetteiferten in ihrer Loyalität zu unserer Synode, in ihrem Eifer um den Aufbau des synodalen Werkes und in ihrer Liebe zu Christo und den uns anvertrauten Seelen mit ihren Kameraden, den Abiturienten unseres Proseminars in Elmhurst. Dieser Zuzug zu unserer Studentenschaft aus Elmhurst hat bald nach jeder Zeit nachgelassen und besteht gegenwärtig fast gar nicht mehr. Sollten wir auf die Anfragen aus Basel, die gegenwärtig vorliegt, auch eingehen und eine Anzahl Studenten von dort bekommen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß schon ganz abgesehen von der Schwierigkeit der Sprachenfrage für die aus Deutschland, eine Kirche, welche lebensfähig ist, sich **aus sich selbst** reproduzieren muß. Es soll voll und ganz anerkannt werden, daß unter unseren treuesten und tüchtigsten Pastoren Männer sich befinden, die aus deutschen Missionsanstalten und von christlichen Vereinen Deutschlands zu uns gekommen sind. Trotz alledem ist das im besten Sinn ein Notbehelf. Wir haben es nicht verstanden in den letzten 30 Jahren genügend Pastoren aus unseren eigenen Gemeinden heranzubilden; es soll alte Gemeinden geben in unserer Mitte, aus denen nicht nur kein einziger junger Mann in das Pfarramt eingetreten ist, sondern in welchen auch nicht einmal bekannt ist, daß wir Pro- und Predigerseminar besitzen.

Im Jahre 1888 war unsere Synode an Gemeinden und Pastoren etwa gleich stark mit der Missouri-Synode. Missouri besaß damals **ein** Proseminar in Fort Wayne, Ind. Sie hat es aber nicht dabei bewenden lassen, sondern gründete Proseminar auf Proseminar, so daß in allen Teilen unseres großen, weiten Landes sie solche besitzt. Die Gemeinden nehmen lebhaft Anteil zunächst an dem Seminar in ihrer Nähe; es fehlt nie an Studenten, ebenso fließen die Unterhaltungsmittel reichlich; alle diese Anstalten sind „Feeders“ für das Concordia Seminar in St. Louis, wo sich in dem letzten Jahre gegen 400 Studenten auf das Predigtamt vorbereiten, lauter Leute, welche fähig sind, in beiden bei uns notwendigen Sprachen das Evangelium zu predigen. Das Concordia Seminar ist tatsächlich das größte theologische Seminar in Amerika. Das verdankt es ausschließlich dem Umstand, daß ein Kranz von Proseminarien errichtet wurde als Vorbereitungsschulen für dasselbe.

Was haben wir in dieser Zeit getan? Gewiß, es ist auch bei uns gearbeitet worden, die Ausbildung unseres christlichen Erzie-

hungswesens in der Sonntagschule, Organisation der Evangelischen Liga, der Männervereine und anderes mehr. Aber ist es nicht Tatsache, daß wir auf unseren Distrikts- und Generalkonferenzen uns abgegeben haben mit Fragen wie: Soll ein Lehrerseminar gebaut werden? Dann haben wir uns zehn Jahre lang mit der Rechtsfrage in unseren Statuten beschäftigt, ein anderes Quadriennium mit dem Logenparagraphen und nun seit einem halben Dutzend Jahre mit der Frage unserer Zugehörigkeit zum Federal Council!

Im Lichte der Ewigkeit besehen sind doch das alles untergeordnete Dinge. Mittlerweilen warten die Gemeinden auf Pastoren. Ein Bruder aus F. County sagt mir dieser Tage: „Wir könnten wenigstens zwei Gemeinden gerade hier anfangen in unserer Nähe, aber wir können keinen Pastor bekommen, die Missourier haben einen Pastor geschickt, aber die Leute sind evangelisch, und nur wenn sie absolut keinen evangelischen Pastor erhalten können, gehen sie mit schwerem Herzen zu Missouri." Aehnliche Klagen laufen häufig bei uns ein. —

Wie denkst du dir ein solches neues Proseminar? fragt man. Ich halte dafür, daß wir einmal **anfangen** und uns dann nach den Umständen richten. Sind genug Studenten da, dann ist es möglich, daß wir von vornherein einen vollen Vorbereitungskurs einrichten können ähnlich wie in Elmhurst. Voraussichtlich wird das zunächst nicht der Fall sein. Dann beschränke man sich, sagen wir einmal, auf drei Jahre des Kursus, und schicke die Abiturienten zur Vollendung ihrer Studien nach Elmhurst. Die Hauptsache ist, daß man nicht länger zögere, denn die Sache unseres Königs Jesu Christi hat Eile. Man fange einmal nur an einem Platze an, und übers Jahr vielleicht an einem zweiten. Nur nicht von einem Extrem in das andere gehen! Im Glauben angefangen, im Gebet dem Herrn vorgetragen, dann wird es nicht an Gottes Segen fehlen. Wir haben in diesem Fall die Verheißungen des Herrn für uns, der hält, was er verspricht.

Noch eine andere Frage bewegt die Pastoren in unserer Synode. Sie möchten gerne eine **höhere Ausbildung** erlangen, als bisher Elmhurst geben konnte. Das ist ein durchaus berechtigter Wunsch. In einem Lande, in welchem ohne einen College-Degree in vielen Berufskreisen nicht anzukommen ist, hat gewiß jede Kirche auch diesem Wunsch gerecht zu werden. Doch halte ich es für verkehrt, wenn einfach in Elmhurst noch zwei Jahre oben angesetzt werden und dekretiert wird: „Diese habt ihr zu absolvieren, wenn ihr das Reifezeugnis zum Eintritt ins Predigerseminar erlangen wollt." Wir können auch am Ende nicht von den Anglo-Amerikanern lernen, aber von Leuten unserer eigenen Rasse. So hat man in W. seit Jahren folgende Regel: „Zur Erlangung des Reifezeugnisses für Eintritt in das theologische Seminar ist ein fünfjähriger Kursus zu absolvieren oder ein Equivalent eines solchen. Wer jedoch den B. A. Grad sich erwerben

will, hat noch zwei weitere Jahre im Proseminare zu studieren." Also **freiwillig** seine Studienzeit auszudehnen. Von diesem Privilegium machen lange nicht alle Gebrauch, aber doch etliche, und zwar die Strebsamsten und Begabteren. — Für uns möchte ich auch hier sagen: Nur nicht gleich von einem Extrem in das andere fallen. Die Evolution auch im Reiche Gottes geht langsam schrittweise voran. Wollen wir das einführen, so sind nicht gleich Hunderttausende notwendig, um neue Gebäude aufzuführen, sondern im Anfang genügt, was wir haben. Kommen erst die Studenten zahlreich genug, dann ist bald gebaut. Das Concordia-Seminar hat seit Jahren einen Teil seiner Studenten in Privathäusern untergebracht. Man bleibe auf dem festen Boden der Realität, dann werden unsere Gemeinden die Seminarbehörde nicht im Stiche lassen.

Vielleicht wäre noch ein Wort am Platz in Beziehung zu dieser höheren Ausbildung zwecks Erlangung eines Grades. Dieselbe muß eine **christliche** sein, der Student soll nicht nur lernen von seinem Professor in den Stunden, sondern zur Heranziehung christlicher Persönlichkeiten ist es notwendig, daß die Lehrer christliche Persönlichkeiten sind, nicht nur im Wort, sondern im Leben. „Mehr als von dem Lehrer Tholuck habe ich empfangen von Tholuck dem Christen," hat mehr wie ein Theologe bekannt. Es müssen christliche Lehrer sein, die frei sind von Egoismus, welche zur Losung ihres Lebens machen: Habe caritatem et fac quidquid vis; Männer, die für die Studenten leben, welche **immer** Zeit haben für dieselben und ihnen etwas von der Achtung erweisen, welche sie selber von ihnen erwarten.

Gesetzt nun, es fehle uns nicht an Vorbereitungsschulen, wir hätten ein Proseminar im Osten des Landes, ein anderes im Süden, ein drittes in Iowa u. s. w., wie erhalten wir Studenten für dieselben? Hat man da nicht die Hauptquelle in den letzten Jahren übersehen? Viel wurde geredet von der Agitation unter den Schülern der Hochschulen, den Studenten auf den Universitäten und auf Konventionen der jungen Leute. Gewiß, auf diese Weise werden manche gewonnen, aber die Hauptquelle muß in einer evangelischen Gemeinde der **Konfirmandenunterricht** bilden. Die „Methodisten des Südens" klagen in diesen Tagen, daß 800 ihrer Gemeinden ohne Pastoren seien. Dabei sind ihre Collegepräsidenten fleißig an der Arbeit auf Hochschulen und Universitäten Studenten für die theologischen Seminare anzuwerben. Die Lutheraner, welche den Konfirmandenunterricht ausnützen, haben keinen Pastorenmangel. Wo der Pastor am rechten Platz steht in dem Konfirmandenunterricht, und er die rechte Stellung zu seinem Heilande einnimmt, da muß der Knabe etwas empfinden von dem: „Brannte nicht unser Herz, da er mit uns redete auf dem Weg und uns die Schrift öffnete?" Die Bestimmung für das Leben, die Wahl des Berufs wird unter der evangelischen Jugend in dieser Lebensperiode am häufigsten getroffen. Darum hat

der Jesuit Bellarmin gesagt: „Gebt mir den Knaben bis zu seinem zwölften Lebensjahr, und ich mache einen solchen treuen Katholiken aus ihm, daß auch der Teufel ihn nicht zum Abfall verführen kann."

Es sind das einige Wünsche und Gedanken bezüglich der Frage, mit welcher sich die kommende Generalsynode wird beschäftigen müssen: Wie erhalten wir mehr Pastoren zum Dienst für unsere Gemeinden? Es ist zum Teil eine Antwort auf allerlei briefliche und mündliche Anfragen aus dem Synodalkreise, seit mein Artikel über das Proseminar im Märzheft des „Magazins" erschienen ist.

Adam und Christus.

Nach Römer 5, 12—21.

Referat von G. H. Sieveking.

(Schluß.)

2. Die zwischen die beiden Gliedern des Vergleiches (Vers 12 und 18) eingefügten Erläuterungen zum ersten Glied desselben, Vers 13—17.

1. **Die erste Erläuterung.** Sie betrifft die Mosaische Gesetzgebung, durch welche die allgemeine Herrschaft des Todes nicht im mindesten erschüttert wurde. Sie lautet: Denn bis zum Gesetz war Sünde in der Welt vorhanden; Sünde wird aber nicht zugerechnet, wenn kein Gesetz vorhanden ist. Nichtsdestoweniger (ἀλλά) herrschte der Tod mit Königsmacht auch über die, die nicht nach Art (ἐν) einer Reproduktion (ὁμοιώματι) der Uebertretung Adams gesündigt hatten (Vers 13—14a).

Gedankengang. Den gesetzes-eifrigen Juden, mit welchen der Apostel sich in den Jahren, als er die Briefe an die Galater und an die Römer schrieb, viel auseinandersetzen mußte, macht der Apostel das Zugeständnis, daß, wenn man zwischen Adam und Christus ein Ereignis, und zwar **nur** eins erwähnen wolle, das die Stellung des Menschen zu Gott irgendwie beeinflußt habe, — daß dies die Mosaische Gesetzgebung sein müßte.

Wenn aber die Juden im Gesetz **das Mittel ihrer Erlösung sahen,** so erklärt ihnen Paulus: Das Gesetz ist in keiner Weise im Stande gewesen, die allgemeine Todesherrschaft zu brechen. Im Gegenteil, das Gesetz hat die Sache der Menschen eigentlich nur noch verzweifelter gemacht. Denn wo **kein** Gesetz ist, wird die Sünde nicht zugerechnet, Wenn man aber das Gesetz kennt und doch sündigt, so ist das um so schlimmer. Hierdurch bereitet der Apostel den vernichtenden Schlag vor, den er einige Verse weiter unten gegen die Gesetzeseiferer zu füh-

ren gedenkt: Das Gesetz ist neben hereingekommen, **auf daß die Sünde mächtiger würde** (V. 20).

Dieselbe Anschauung vom Gesetz kleidet der Apostel anderswo in die Worte: Der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz (1. Kor. 15, 56).

Einzelheiten: a) Die Sünde, schreibt Paulus, war zwar von Adam bis Mose in der Welt; wo aber kein Gesetz ist, wird sie nicht angerechnet. — Als Sünde **gegen das Gewissen** wird Gott die Uebertretungen jenes Geschlechtes sicherlich angerechnet haben (vgl. Röm. 1, 18—32), nicht aber als Uebertretung eines ausdrücklichen göttlichen Gebotes oder Verbots. Diese schwerere Art der Versündigung lag bei Adam vor und trat seit der Gesetzgebung wieder auf.

b) Aus den Worten: „Die Sünde wird nicht zugerechnet, wo kein Gesetz ist," dürfen wir den Schluß ziehen, daß Gott mit allen Heiden, die Christi Namen nie gehört haben, ebenso mit allen schon im Kindesalter Verstorbenen in der Ewigkeit Nachsicht haben wird. Der Gedanke, daß diese alle rettungslos der Verdammnis verfallen seien, ist unbiblisch. Inhaltsverwandt mit dem paulinischen Satz: „Wo kein Gesetz ist, wird die Sünde nicht zugerechnet," ist das johanneische Jesuswort: „Wäret ihr blind, so hättet ihr keine Sünde" (Joh. 9, 41). Die Heiden sind sicherlich „blind."

c) Die Herrschaft des Todes, welche durch die mosaische Gesetzgebung nicht im mindesten erschüttert wurde, beschreibt der Apostel mit dem Verbum βασιλεύειν, herrschen wie ein König, ein βασιλεύς; also herrschen mit unumschränkter, überlegener Gewalt, sodaß jede Auflehnung von vornherein aussichtslos ist. Wir erinnern wieder an das Gleichnis vom Angler.

2. **Die zweite Erläuterung zum ersten Glied des Vergleiches: Adam war ein Vorbild auf den Zukünftigen** (Vers 14b).

Diese Worte enthalten die erste Andeutung, daß der Apostel Adam mit keinem Geringeren als Christus vergleichen will. Den „Zukünftigen" nennt er Christum vom Standpunkte Adams aus.

Also ein **weissagendes Vorbild** auf Christum ist Adam, ein τύπος. Hieraus folgt, daß Gottes Weltregierung schon von Ewigkeit her auf Christum abgezielt hat, sodaß Adam von vornherein nur eine Art Vorläufer von Christus hatte sein sollen. Auch wird man sagen dürfen, daß Adam nach Gottes Willen eigentlich ein Vorläufer Christi **in gerader Richtung** hatte sein sollen, sodaß wir in jeder Beziehung hätten sagen dürfen: Wie Adam war, so ist Christus, allerdings in viel höherer Art und Weise. Nun aber Adam gefallen ist, ist er zwar immer noch ein Vorbild auf Christum; nur muß jetzt der Vergleich in den meisten Hinsichten lauten: Wie Adam war, so ist Christus **in umgekehrter Richtung.** Einen Vergleich zwischen Adam und Christus

in **gerader Richtung** finden wir 1. Kor. 15, 45 und 47: Der erste Mensch, Adam, war zu einer lebendigen Seeele; und der letzte Adam, d. i. Christus, zum Geist, der da lebendig macht . . . . Der erste Mensch ist aus der Erde und irdisch; der andere Mensch, d. i. Christus, ist der Herr aus dem Himmel. — Die Vergleiche aber, die nur in **umgekehrter** Richtung passen, finden sich in unserem Abschnitt des Römerbriefes; außerdem 1. Kor. 15, 22: Wie sie in Adam alle starben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden. Ferner ist noch zu bemerken, daß die in **umgekehrter** Richtung geltenden Vergleiche für uns **jetzt** maßgebend sind, d. h. so lange wir unter die Herrschaft des Todes geknechtet sind. Die Vergleiche in **gerader** Richtung aber richten unser Glaubensauge auf den kommenden Aeon, wenn mit der Auferstehung der Toten der Tod „verschlungen sein wird in den Sieg."

3. **Die dritte Erläuterung zum ersten Glied des Vergleichs, Vers 15—17.**

„Wie durch einen Menschen der (geistliche und leibliche) Tod zu allen Menschen gekommen ist," hat der Apostel in Vers 12 geschrieben. Nun steuert er darauf hin, den Vergleich zu vollenden: So kommt durch **einen Menschen,** nämlich durch Jesum Christum, auch Gnade, Gerechtigkeit und Leben zu allen Menschen. Aber er hält es für nötig, ehe er das zweite Glied seines kühnen Vergleiches niederschreibt, seine Leser zur Höhe seines eigenen starken und zuversichtlichen **Glaubens** emporzuheben. Denn für ein zweifelndes oder glaubensschwaches Herz hätte jener Vergleich an und für sich wenig Nutzen gehabt. Der Apostel ermuntert daher in Vers 15—17, unsere Hoffnung getrost auf die todüberwindende Macht der Gnade zu setzen. In dieser Absicht zeigt er, daß auf Christi Seite viel stärkere Faktoren wirken, als auf Adams Seite. Wenn eine geringe Ursache, so argumentiert er in Vers 15—17, eine so große Wirkung gehabt, wie viel größer wird die Wirkung einer mächtigen und starken Ursache sein. Dann endlich vollendet er in Vers 18 den in Vers 12 begonnenen Vergleich. **„Der Eine und die vielen,"** ist der in diesen letzten, unseren Glauben stärken sollenden Erläuterungen zum ersten Vergleichsgliede vom Apostel aufgestellte Gegensatz. Im Vergleich selbst, d. h. in Vers 12 und 18, sagt er anstatt dessen **„der Eine und alle andern."**

Vers 15: Aber nicht verhält es sich mit der Gnadengabe (χάρισμα), wie mit dem Fehltritt (παράπτωμα,) Denn wenn in Folge eines Fehltritts die vielen starben, um so viel mehr hat die Gnade Gottes und die in der Gnade des einen Menschen Jesu Christi geschenkte Gabe (δωρεά) sich reichlich auf die vielen ergossen.

Auf Adams Seite ist **ein** Fehltritt die verhältnismäßig geringe Ursache, deren furchtbare Wirkung der Tod der vielen war. Wie viel gewaltiger sind nicht die auf der engegengesetzten Seite wirkenden

Ursachen, die Gnade Gottes und die in der Gnade Christi geschenkte Gabe! Wieviel gewaltiger werden also auch die Wirkungen dieser Ursachen sein!

Das ist des Apostels kühne Argumentation! Welches sind aber die noch gewaltigeren Wirkungen der Gnade? Offenbar die Aufhebung des geistlichen und des leiblichen Todes. Die erstere erfährt jeder Gläubige, der die Gewißheit der Vergebung seiner Sünden hat, an sich selbst. Die letztere, die Aufhebung des leiblichen Todes, können wir zwar noch nicht sehen; sie ist aber der Inhalt unseres zuversichtlichen Auferstehungsglaubens.

Der zweimal in unserem Verse vorkommende Ausdruck: „die vielen," bedeutet, daß sowohl auf Seiten des Todes, wie auch auf Seiten der Gnade **einer** das Geschick von **vielen** entschieden hat. Sind aber „die vielen" von der Gnade Geretteten wirklich ebenso zahlreich, wie „die vielen" an Adams Fehltritt Sterbenden? Die Erörterung dieser Frage sparen wir uns auf für Vers 18. Denn dort werden wir es nicht mit Erläuterungen zum ersten Vergleichsgliede zu tun haben, sondern mit dem vollen Vergleich selber. Und dort heißt es sogar, daß Fehltritt sowohl wie Gnade in ihren Wirkungen sich auf **„alle"** erstrecken.

Folgendes aber ist noch zu dem uns jetzt beschäftigenden Vers 15 zu bemerken: Um der Gegenüberstellung willen mit Adam wird Jesus Christus hier ausdrücklich ein **„Mensch"** genannt. Dieselbe Erscheinung nehmen wir 1. Kor. 15, 21 wahr: „Durch einen **Menschen** kommt der Tod, und durch einen **Menschen** die Auferstehung **von den Toten."** Vgl. auch 1. Tim. 2, 5. Es wäre sehr töricht, in diesen Stellen einen Widerspruch finden zu wollen gegen die zahlreichen anderen Bibelstellen, welchen zufolge Jesus Christus der **Sohn,** und zwar der **ewige** Sohn Gottes ist.

Vers 16: Und die Geschenkgabe (δώρημα) ist nicht wie wenn sie (mir) durch einen Gesündigthabenden (andere Lesart: Durch eine sündige Tat [ἁμάρτημα] entstanden sei). Denn das Urteil (entstand) allerdings von einem her zur Verurteilung (κατάκριμα). Die Gnade aber (bringt) aus vielen Fehltritten zum rechtfertigenden Urteilsspruch (δικαίωμα).

Dieser Vers bringt uns folgenden Fortschritt im Gedankengang: Als Gott sich genötigt sah, das Todesurteil, vor welchem er doch Adam treulich gewarnt hatte, zu fällen, da war er durch **einen** Fehltritt, der geschehen war, dazu veranlaßt. Seitdem aber sind zahllose Sünden begangen worden. Die Verschuldung des einzelnen Menschen wie auch der Menschheit im ganzen ist lawinenhaft angewachsen. Trotz alledem, sagt Paulus, ist die Gnade mächtiger als Adams Tat. Sie hilft **„aus vielen Fehltritten"** und verhilft uns zu einem **„rechtferti-**

genden Urteilsspruch," — so übersetzen wir δικαίωμα, — das ist gleichbedeutend mit einer Freisprechung.

Anmerkung: Δικαίωμα bedeutet das, was als gerecht festgestellt ist, sei es in Form eines Gesetzes oder — wie hier — in Form eines richterlichen Urteils.

Vers 17 beginnt mit einem **denn.** Die Bedeutung desselben wird wohl sein: Fest und zuversichtlich glaube ich das in Vers 16 Gesagte, **denn** ich glaube sogar noch Größeres, nämlich das in Vers 17 Gesagte.

Vers 17 lautet: Denn wenn durch den Fehltritt des einen der Tod mit Königsmacht herrschte durch (jenen) einen, um so viel mehr werden die die Fülle der Gnade und der geschenkten Gabe (δωρεᾶς) der Gerechtigkeit Ergreifenden im Leben mit königlicher Würde herrschen durch den einen Jesum Christum.

Wieder stellt der Apostel die Ursache der Todesherrschaft als so geringfügig wie nur möglich hin, indem er erst schreibt „durch den Fehltritt des einen" und dann noch einmal „durch den einen." Wieder beschreibt er die furchtbare Wirkung der geringen Ursache, indem er vom βασιλεύειν, vom königlichen Herrschen des Todes redet. Aber auf der anderen Seite stärkt er auch den Glauben, indem er — ebenso wie in Vers 15 — mit einem kühnen „um so viel mehr" zu den noch mächtigeren Wirkungen der Gnade übergeht. Dieselben beschreibt er diesmal, indem er den Erlösten Jesu Christi gleichfalls ein βασιλεύειν, ein königliches Herrschen in Aussicht stellt und zwar ἐν ζωῇ, im (ewigen) Leben! Welch ein Gegensatz zu der Knechtung unter den Tod, unter der wir jetzt seufzen!

Dieses βασιλεύειν ἐν ζωῇ ist auch im besonderen das Größere, das über den vorigen Vers hinausgeht, denn dort war nur von einem δικαίωμα, einem rechtfertigenden (d. i. freisprechenden) Urteilsspruch die Rede. Indem der Apostel das Futurum gebraucht, βασιλεύσουσι sie werden herrschen, richtet er allerdings unsere Hoffnung auf das Jenseits. Nicht auf dieser, sondern auf jener Seite des Grabes werden die Wirkungen der Gnade in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit offenbar werden. Indem er aber schreibt „die, welche die Fülle der Gnade und der geschenkten Gabe der Gerechtigkeit ergreifen," scheint er doch die Zahl derer, die durch die Gnade aus der Gewalt des Todes gerettet werden, erheblich einzuschränken. Wie reimt sich dies mit der Angabe des nächsten Verses, daß die Gnade sich auf **„alle"** erstreckt und darum ebenso weit reicht wie der **„alle"** ereilende Tod?

Wir werden diese Schwierigkeit bei unserer Auslegung des nächsten Verses ins Auge fassen. — Einstweilen verweisen wir auf die kraftvollen Schlußworte von Vers 17: **„Durch den einen, Jesum Christum."** So wenig wir uns aus eigener Kraft von der Knechtung unter den Tod befreien können, so sehr sind wir auf Christi Gnadengaben angewiesen. Diese bezeichnet der Apostel in den Versen 15—17 mit

den Worten χάρις, χάρισμα, δωρεά und δώρημα — lauter Ausdrücke, welche jegliche Selbstgerechtigkeit und jeglichen Selbstruhm völlig ausschließen. Ihm also, dem Erlöser, gebührt die Ehre.

3. **Die schließliche Vollendung des in Vers 12 begonnenen Vergleiches in Vers 18.**

Der Apostel hat uns nachdrücklich erinnert, auf die Gnade zu trauen, die stärker ist als Adams Tat und darum auch größere Wirkungen haben muß als Adams Tat. Nunmehr kann er den in Vers 12 begonnenen Vergleich endlich vollenden. Aber natürlich ist er jetzt genötigt, das erste Glied des Vergleichs, welches er in Vers 12 schon aufgestellt hatte, noch einmal zu wiederholen. Darum lautet Vers 18:

Also wie es nun durch einen Fehltritt bei allen Menschen zur Verurteilung kam, so ist es auch durch einen gerecht erklärenden Urteilsspruch (δικαίωμα) nämlich durch den, den Gott über Jesum ausgesprochen hat, bei allen Menschen zu der zum Leben führenden Rechtfertigung (εἰς δικαίωσιν ζωῆς) gekommen.

Wir machen zunächst auf einen Unterschied in der Art und Weise, wie der Apostel das **erste** Glied des Vergleichs in Vers 12 und in Vers 18 aufstellt, aufmerksam: Dort ist der Tod mehr die unvermeidliche Wirkung einer gewissen Ursache, hier aber das Ergebnis eines göttlichen Strafurteils.

Im zweiten Glied des Vergleiches stellt Paulus dem durch Adams Tat veranlaßten Strafurteil (κατάκριμα) das gerecht erklärende Urteil gegenüber, welches Gott über Jesum ausgesprochen hat, das δικαίωμα. Dies letztere gereicht uns allen zur Rechtfertigung des Lebens, ebenso wie Gottes Strafurteil über Adam uns allen zum Tode gereicht hatte. **Schlatter** sagt über diesen Punkt:

Was Adam die Macht gab, unser aller Leben zu verderben, das lag darin, daß er der Sünde die Tür öffnete in der Welt. Was Christus die Macht gab, unser aller Leben aufzurichten, das liegt darin, daß durch ihn Gerechtigkeit in die Welt gekommen ist. Wie nun ein einziger Bruch des göttlichen Rechtes alle ins Verderben riß, so hat eine einzige Erfüllung desselben allen geholfen. Wie die Sünde in Gottes Augen so verdammlich ist, daß um der **einen** Sünde willen Gottes Urteil gegen alle stand, so ist auch die Gerechtigkeit in Gottes Augen so hoch und teuer erachtet, daß im Blick auf die **eine** Erfüllung der Gerechtigkeit sein Urteil für uns alle lautet auf Gerechtsprechung.

Wie steht es nun aber mit dem Wörtchen **„alle?“** Zwar sagt Paulus nicht, daß „alle“ mit königlicher Würde im Leben herrschen werden — das hatte er im vorhergehenden Verse von **„vielen“** gesagt. Aber er sagt, die δικαίωσις ζωῆς, d. i. der göttliche Akt der Leben schaffenden Rechtfertigung, wird zu **„allen“** kommen.

Anmerkung: Wenn [δικαίωμα das richterliche Urteil ist, welches das Vorhandensein von Gerechtigkeit (um Christi willen) bei uns feststellt, so ist δικαίωσις der Akt des Gerecht-Sprechens.

Die Universalität des Heils ist ein Hauptmerkmal gerade der paulinischen Heilsverkündigung. Sonst pflegt der Apostel hervorzuheben, daß das Heil **für die Gläubigen** der Heiden und Juden unterschiedslos vorhanden sei. Hier aber erklärt er, es reiche soweit wie die Folgen von Adams Fall: Durch diesen kam das Todesurteil über **„alle"; durch** Jesum kommt die Rechtfertigung des Lebens über **„alle."**

Geht der Apostel hier nicht zu weit? Lehrt nicht die Schrift sonst überall, daß nur wenige selig werden? Hat nicht z. B. Jesus selber gesagt, daß zwar viele auf dem breiten, zur Verdammnis führenden Wege wandeln, daß aber wenige nur den schmalen Weg finden, der zum Leben führt?

Die meisten Schriftforscher suchen diese Schwierigkeit dadurch zu lösen, daß sie sagen: Christus hat das Heil für **alle** erworben; wenn aber nicht alle es ergreifen, so sei dies nicht Christi, sondern der Menschen Schuld. — Der Verfasser dieser Arbeit muß bekennen, daß er sich von diesem Auswege **nicht** befriedigt fühlt. Aber finden wir nicht in den Schriftaussagen von den **zwei** Auferstehungen, Offb. 20, ein besseres Mittel, um uns Pauli Aussage, daß die Gnade **allen** aus dem Tode helfe, annehmbar zu machen? — **Wenige** werden es freilich sein, die an der ersten Auferstehung Teil haben werden. Das werden die wenigen sein, die den schmalen Weg gewandelt sind. Sie werden, wie Paulus Vers 17 sagt, „mit königlicher Würde herrschen im Leben." — Diejenigen aber, die (1000 Jahre später) an der zweiten Auferstehung Teil haben werden, werden „nach ihren Werken gerichtet werden." Wenn sie aber doch „auferstehen," werden sie doch durch die Gnade aus der Macht des Todes gerettet werden. Und ihre Zahl wird nach Offb. 20, 12 **sehr groß** sein, so groß, daß man Pauli Wort „alle" getrost als gerechtfertigt betrachten kann. Und angesichts dieses paulinischen „alle" darf man wohl annehmen, daß die Zahl derer, „deren Namen nicht geschrieben stehen im Buche des Lebens" (Offb. 20, 15), desgleichen die Zahl derer, die die Sünde wider den Heiligen Geist begehen, nur gering ist.

Anmerkung: Die Sünde wider den Heiligen Geist wird ein bewußtes und beharrliches Widerstreben gegen die Wahrheit als solche und gegen das Göttliche und Gute als solches sein. Wenn Markus zur Erklärung von Jesu Ausspruch über die Sünde wider den Heiligen Geist die Bemerkung macht: „denn die Pharisäer sagten, Jesus habe einen unreinen Geist," so berührt er auch das Moment der Intensität des Widerstrebens gegen die Wahrheit. — Im übrigen muß der Verfasser dieser Arbeit bekennen, daß er gerade in Jesu Worten über die Sünde wider den Heiligen Geiest ziemlich deutlich ange-

deutet findet, daß **alle andere** Sünde dem Menschen vergeben wird, entweder in dieser oder in jener Welt. Besonders bezeichnend in dieser Hinsicht ist Jesu Ausspruch in der Fassung des Lukas: „**Jeder** (πᾶς, ὃς. . .) der etwas redet wider den Sohn des Menschen, dem soll es vergeben werden.“ — Andere Andeutungen von einer Vergebung im Jenseits sind die beiden Wörtchen „bis“ (ἕως) in Matth. 5, 26 und 18, 34. — Aber wohlgemerkt, die Schrift gibt uns nur diese sehr leisen und sehr vereinzelten Andeutungen von einer Vergebung im Jenseits, damit wir es uns ja nicht beikommen lassen, im Vertrauen auf die jenseitige Vergebung unserer Seelen Seligkeit im Diesseits zu vernachlässigen. — Man bedenke das Schicksal des reichen Mannes im Jenseits, Luk. 16, 23—28. Im übrigen soll es unser Bestreben und unsere Sehnsucht sein, der **ersten** Auferstehung für würdig erachtet zu werden.

4. Eine Erläuterung zum ganzen Vergleich, Vers 19.

Vers 19: Denn ebenso wie durch den Ungehorsam des einen die vielen als Sünder hingestellt wurden, so werden auch durch den Gehorsam des einen die vielen als Gerechte hingestellt.

In Vers 19 finden wir wieder den Gegensatz des **einen** zu „den vielen.“ Dadurch kennzeichnet sich Vers 19 als eine Erläuterung zum ganzen Vergleich, einschließlich des zweiten Gliedes, wie Vers 15—17 es zum ersten Gliede gewesen waren.

Der Apostel handelt jetzt nicht mehr von den beiden Urteilen, die Gott in Adams und in Jesu Fall ausgesprochen, sondern von Adams und Jesu Verhalten. Ersterer war ungehorsam, letzterer gehorsam. Wir lassen wiederum Schlatter reden:

Neben Adam, der die Schranken, die Gott ihm gesetzt hatte, nicht ertragen mochte, sondern selber nach der Frucht der Erkenntnis griff, weil er sich nicht leiten lassen mochte von Gott, vielmehr selbst weise sein wollte und gleich zu werden begehrte wie Gott, steht Jesus, der nicht nach der Gestalt Gottes griff als nach seinem Besitz, sondern sich dem Vater untergab, die Knechtsgestalt sich wohlgefallen ließ und sich unter Gottes Hand beugte bis in den Tod hinab, und nicht gleich sein wollte wie Gott, sondern gleich ward wie wir und nichts begehrte als seine Sendung zu erfüllen, der göttlichen Gnade zu dienen und ihr Werk zu tun. So hat Christus wider den Ungehorsam den Gehorsam gestellt. Wie nun der Ungehorsam uns der Herrschaft der Sünde unterwarf, so verschafft uns Jesu Gehorsam die Gerechtigkeit, weil sein Gehorsam der Grund der rechtfertigenden Gnade bei uns ist.

Von Gehorsam und Ungehorsam hat der Apostel hier gehandelt. Das veranlaßt ihn das Gehorsam verlangende Gesetz wieder in den Kreis seiner Erörterungen zu ziehen:

5. Die Stellung des Gesetzes zwischen Adam und Christus.

Vers 20: Das Gesetz aber kam neben herein, damit der Fehltritt völliger würde. Wo aber die Sünde völliger geworden, da ist die Gnade noch viel reichlicher geworden.

Adam und Christus sind zwei Häupter der Menschheit, denn sie haben die Stellung der Menschheit zu den transzendenten Mächten des Guten und des Bösen, des Lebens und des Todes bestimmt. Darum überragen sie an Bedeutung sogar das mosaische Gesetz. Dieses letztere war zwar auch von epochemachender Wichtigkeit, aber im Vergleich mit Adam und Christus ist es doch nur „neben herein gekommen," und zwar, wie der Apostel sagt, **„auf daß die Sünde mächtiger würde,"** — eine überraschende Wendung im Gedankengang! Eine Zertrümmerung allen Gesetzesstolzes, die übrigens dem Apostel den grimmigsten Haß der Juden eingetragen hat! Aber der Apostel weiß, was er schreibt. Er weiß aus Erfahrung, daß das Gesetz kein Erlöser der sündigen Menschenseele ist. Es zeigt die Sünde, es warnt vor der Sünde, aber es schützt nicht vor dem Sündigen. Es bringt keine Vergebung, es macht niemanden gerecht. Da aber Sündigen mit Kenntnis des Gesetzes schwerer wiegt als Sündigen ohne Kenntnis desselben, so macht es die Sache der Menschheit eigentlich nur noch verzweifelter. „Es richtet nur Zorn an" (Röm. 4, 15); es ist neben hereingekommen, auf daß die Sünde mächtiger würde.

Aber eben darum **treibt es uns dem Erlöser in die Arme,** und das ist der höchste und eigentlichste Zweck, dem es dient. Es ist, wie Paulus im Galaterbriefe schreibt, unser παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν, unser „Pädagoge," unser Zuchtmeister auf Christum. Etwa denselben Gedanken kleidet Paulus in der uns jetzt beschäftigenden Stelle des Römerbriefes in die Worte: Wo die Sünde (durch das Zorn anrichtende Gesetz) mächtig geworden ist, da ist die Gnade des Erlösers viel mächtiger geworden.

Wir müssen die hohe Erleuchtung bewundern, kraft deren Paulus diese Stellung des Gesetzes erkannt hat. Vor allem aber bedarf es der persönlichen Erfahrung, um des Apostels Gedankengang würdigen zu können. Wer im verzweifelten Kampf mit der Lieblingssünde geseufzt hat, „das Gute, das ich will, das tue ich nicht; aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich," der weiß, was es mit den βασιλεύειν der Sünde und des Todes auf sich hat. Und wer da weiß, daß die Lieblingssünde nicht durch die eigene moralische Kraft, sondern durch die Vergebungsgrade und durch den von der Gnade geweckten neuen Gehorsam überwunden wird, der findet reichen Trost im Apostelwort: Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden.

6. Die letzte Aufsummierung unseres Schriftabschnittes in Vers 21.

Wo die Sünde mächtig geworden, da ist die Gnade noch viel größer geworden.

Vers 21: Damit, ebenso wie die Sünde mit Königsmacht geherrscht hat (ἐβασίλευσε) im Bereich (ἐν) des Todes, so auch die Gnade mit (gleicher) königlicher Macht herrsche (βασιλεύσῃ) zum Ziel des ewigen Lebens durch Jesum Christum unseren Herrn.

Daß das Gesetz, obgleich es nur Zorn anrichtet und die Sünde mächtiger macht, dennoch ein **notwendiger** Vorläufer der Gnade sei, das ist der Gedanke, der in dem **damit** liegt, mit welchem Paulus den letzten Vers unseres Abschnitts beginnt.

Noch einmal stellt der Apostel die beiden entgegengesetzten Prinzipien einander gegenüber. Mit stets wechselndem Ausdruck hatte er einander entgegengesetzt:

Den Fehltritt und die Gnadengabe, παράπτωμα und χάρισμα, in Vers 15; die sündige Tat und die Geschenksgabe, ἁμάρτημα und δώρημα, sodann die Verurteilung und die Gerechtsprechung κατάκριμα und δικαίωμα in Vers 16; den Tod und die Fülle der Gnade in Vers 17; den göttlichen Akt der Verurteilung und den göttlichen Akt der Rechtfertigung κατάκριμα und δικαίωσις, in Vers 18; den Ungehorsam des einen und den Gehorsam des einen in Vers 19; und nun endlich die Sünde und die Gnade ἁμαρτία und χάρις in Vers 21. Beiden legt der Apostel das Verbum βασιλεύειν als Prädikat bei. Die Sünde herrscht mit königlicher Macht ἐν θανάτῳ, im Bereich des Todes. Die Gnade herrscht mit gleicher königlicher Macht auf das Ziel des ewigen Lebens hin, εἰς ζωὴν αἰώνιον, und zwar durch Jesum Christum. Diesen letzteren nennt Paulus nicht mehr „den einen,“ sondern „unseren Herrn.“ So läßt er den ganzen Abschnitt in einen kraftvollen Schlußakkord ausklingen: „Durch Jesum Christum, unsern Herrn!“ — Adam erwähnt er nicht mehr.

Schluß-Bemerkung.

Wir fassen das von Paulus über Adam und Christus Gesagte zusammen wie folgt: Der Adamssinn wohnt uns inne. Er ist aber vom Tode geknechtet. Darum sündigen wir, darum sterben wir. Christus aber pflanzt uns seinen Sinn ein. Auf diesem ruht Gottes Gnade. Diese gewährt uns Vergebung für unsere Sünde, Auferstehung für unser Sterben.

Wir bewundern die Erleuchtung des Apostels, vermöge deren er sich eine so einheitliche und abgeklärte Weltanschauung bilden konnte, wie kein Weiser und kein Philosoph sich je einer solchen hat rühmen können. Es bedarf freilich keiner besonderen Erleuchtung, um Sünde und Tod und ihre Wirkungen zu sehen. Wohl aber bedarf es einer

hohen Erleuchtung, um diese schaurigen Tatsachen in ein einheitliches System zu bringen, und um uns in Adams Tat den Schlüssel zu diesem System zu zeigen. Und diese Erleuchtung hat der Apostel gehabt. — Gewiß bedarf es eines gewissen Grades von Erleuchtung, um in Jesu den Erlöser der Menschenseele (besonders der eigenen!) zu erkennen. Es erfordert aber eine noch höhere Erleuchtung, um Christo der ganzen Menschheit gegenüber den Rang eines zweiten Adam zuzuerkennen. Und diese noch höhere Erleuchtung hat Paulus besessen.

Die Erleuchtung kommt aber mit dem **Glauben.** Darum laßt uns ringen nach dem Glauben, der sich demütig vor Gott beugt und dann kühn zum Erlöser erhebt. Solchem Glauben wird es nie an der nötigen Erleuchtung mangeln. Solcher Glaube läßt sich auch nicht dadurch irre machen, daß wir zwar viel von den furchtbaren Wirkungen der Sünde und des Todes, aber wenig von den noch mächtigeren Wirkungen der Gnade sehen. Denn wir wandeln eben noch nicht im Schauen. — Wenn wir aber einmal das Bild des Himmlischen tragen werden, wie wir jetzt das Bild des Irdischen tragen (1. Kor. 15, 49), — mit anderen Worten: Wenn wir dem zweiten Adam ebenso ähnlich sein werden, wie wir jetzt dem ersten ähneln, dann werden wir vom Glauben zum Schauen durchgedrungen sein. Dann werden wir die noch gewaltigeren Wirkungen der Gnade schmecken und sehen. Dann werden wir „mit königlicher Würde herrschen im Leben!“

Has the Synod an Educational Policy?

By Prof. P. N. Crusius

The attention which Elmhurst has received in the Magazin and elsewhere during the past year has not been due altogether to the fiftieth anniversary of the Proseminar. The articles that have appeared are discussions of the curriculum and the policy of the Proseminar since its reorganization as an academy and junior college. Two of them (Prof. F. Mayer: "Bedenken", in the March number, and Prof. Carl Bauer: "Die Zukunft des Proseminars", in a pamphlet circulated by the North Illinois District) take anything but a congratulatory attitude toward the school with respect to its innovations. The other side has been presented in a previous article by the present writer (September, 1920), by President Schiek (in the same number), and by the Rev. R. Niebuhr (May, 1921). And yet the debate has only begun. It should not be closed until the whole question has been examined in its largest aspects by every one who is called upon to form an opinion. The whole question is nothing less than the relation of the church to education. Until the Evangelical Church takes a definite stand

on this question, until a general conference either decides that the Evangelical Church shall limit itself to the education of its ministers, or declares that its interest is wider, and that either the present institutions or new ones shall be opened to young men, and eventually young women, for a general education in a church school,—until the church thus settles its relation and its obligation toward education, there will be a confusion of aims and interests.

To be sure, there has been good reason to suppose that previous general conferences had already decided that question in favor of a wider educational policy. It was assumed that the establishment of a junior college at Elmhurst not only meant a better preparation for our theological students, but it offered our high school graduates who were looking toward other callings than the ministry an opportunity to receive at least two years of college work at an Evangelical school. So far, the results ought to allay the fears of any who thought that the presence among our academy graduates of high school graduates with some other aim in view than the ministry would swerve some from their high calling. We have only one student in the college of whom I know that he came without expecting to prepare for the ministry. Judging by the purpose of the students, Elmhurst is more than ever the "Proseminar." Whether it is that according to its present curriculum and policy is, of course, a point in dispute. But the learned colleague, who, holding that Elmhurst is now no longer the Proseminar because mathematics, economics, sociology, physics and chemistry are nothing for future theological students, advocates the establishment of a new-old Proseminar removed from the academy and college, shares the opinion, clearly, that the synod is already committed to an educational policy that includes at least one school for the benefit of those who will not prepare for the ministry.

A definite statement, nevertheless, by the next general conference is in order. That of the Pittsburgh conference (1917) is indecisive and ineffectual.
It reads:

> "Die Generalsynode beschliesst die Ausgestaltung des Proseminars in Elmhurst zu einem vollwertigen College und beauftragt ihre Behörde, dieses Ziel in der Weise anzustreben, dass bis zur nächsten Generalsynode unser Proseminar mindestens den Rang eines "Junior College" beanspruchen kann."

That this resolution actually did bring forth the junior college, is so much to the credit of the Seminary Board and, for that matter, the faculty. They made bricks without straw, which is more than

most school boards can do, if a community votes in favor of a resolution to enlarge the high school when that resolution carries no appropriation. The omission of an appropriation may have been due, one hopes not, to the fear that an appropriation would kill the resolution. We understand, of course, that the general conference has no money to appropriate in the same way as a civic community; and the general conference did endorse the plan of making each district responsible for the support of students from its churches. But the resolution endorsing this plan expressly states that the amount for which each district is held responsible—two hundred dollars for each student—does not include tuition, which is *free.* Now, what funds pay the tuition? Are they sufficient? The question has not been answered satisfactorily. The general synod has never dealt adequately with the financial needs of the seminaries. It cannot, of course, concern itself with the details. But a resolution that directs the establishment of a junior college without empowering the Seminary Board to spend the necessary money, except by implication, lacks the courage of its conviction. There are no one-cent sales in the educational world, like those of the chain drug-stores, where you pay fifty cents for the first article and one for the second.

Let me not be misunderstood. I have no desire to blame the actions of a general conference, nor of any individuals. I have only the impersonal knowledge of what goes on at a general conference that one gets from published reports. I am dealing with facts. There is in this reference to an "ineffectual" resolution no desire to find fault with the results actually accomplished under the circumstances by the Seminary Board—*and the faculty* There is no one, whatever his views in detail about the best preparation for the ministry, who would begrudge Elmhurst or Eden the fullest measure of financial support from our churches. When the general conference deals with the Forward Movement it will occupy itself anew with the moral obligation of our synod toward all the activities of the church, and put its faith to the test of giving, —not by the delegates, but by the people at home. It will not send us forward without traveling expenses.

A re-statement, then, on the part of the general conference of the educational aims of the synod, in relation to its entire forward movement, is desirable. It will do well to be as comprehensive, this restatement, as the aims of the fathers of our church. Take, for instance, Inspector Binner's words, February, 1851, in announcing the preliminary plans for Missouri College:

As early as February, 1851, Professor W. Binner, inspector of the Seminary at Marthasville, wrote:

"It was from the first the intention of the Evangelischer Kirchenverein to combine a college with the seminary . . . because there is a perceptible lack of such institutions particularly in the West of America . . . The delay in building has unfortunately prevented the opening of the college. In order to do what can be done, however, we expect to form at least the preparatory class this winter, and so begin the college. . ." (Inspector Binner's announcement, of course, was in German.)

This was scarcely more than half a year after the opening of the seminary in July, 1850. The plan came to naught; the preparatory class was not formed, and the college was not begun. But there was both courage and vision, along with common sense, in the announcement. It is worth quoting further:

"Instruction will be given in German and English reading, grammar and composition; further in arithmetic, geography and history, these subjects in English; finally also in foreign languages, at the choice of the student, but the instruction in foreign languages will be given in German.

"Tuition for the three months (March, April, and May), five days a week, five hours a day, is three dollars. An extra charge will be made for instruction in foreign languages."

And this which follows is undoubtedly what the student-editor of the "Keryx" recognized, with just appreciation, as "an Evangelical classic."

"God willing, the institution and its curriculum will be enlarged the following year, so that all parents may be given the opportunity to afford their sons a thoro education and adequate preparation for civil life without fear that the impressionable mind of youth will be molded within the narrow lines of partisan interest. Our life is Christ; we hold no single denominational creed as the sole way of salvation. Our standpoint is evangelical: to unite, and not to divide, is our aim. Our principle as citizens of a free nation is loyalty to the country, and that means putting forth a loyal effort for the welfare of the country, for the upholding of liberty and justice, not for any party in the nation and its separate interests. Our language and customs are German, and we are not minded ever to give these up; but we do not set them in opposition to what is American;—rather, we regard the German and the American element (if one may use this expression) as two that are destined to diffuse in every part and together produce a new characteristic."

To quote further from the Year-Book of Elmhurst Academy and Junior College, 1920-21, page 13:

Altho this first plan was not carried out, the need of a college was kept before the pastors of the Kirchenverein. In 1855, the conference at Burlington directed the Seminary Board to open a college on the seminary grounds. A "stately building," as it was fondly called, was dedicated in April, 1858, and the college threw open its doors as "Missouri College." Unfortunately, the first president proved unworthy. He was succeeded in October, 1858, by the Rev. A. Baltzer, president of the Kirchenverein, who taught in German, while Professor Boardman, followed by Professor Morton, taught in English. The enrollment in the first semester was eight; in the second, sixteen; in the third, eighteen, of whom three were native Americans. The highest enrollment reached was twenty-seven. Then the Civil War broke out, as a result of which the attendance dwindled down to five. The college was closed 'for the time being,' in March, 1862.

"However much we must deplore the necessity of this step," declared the board in announcing the closing, "the fate of our institution has been comparatively mild. More than half the higher institutions of learning in Missouri have not only been closed for the time being, but they have been plundered and laid in ruins in spite of the fact that they stood higher in favor with the enemies of the nation than we . . . .

"An institution for the Christian education of the youth is not easily found everywhere, and should be prized by all Christian parents. It will be the duty of the Evangelischer Kirchenverein to give the matter (of a college) earnest consideration, and to plan to meet the needs of the future.

"The way is now open to turn this institution into a teachers' seminary and a preparatory school for the theological seminary. . . . . With these might be combined the college and an excellent elementary school."

Those were hearty words. Unfortunately, the years of the Civil War were followed by more years of depression, when one might expect a small and struggling church-body like the Kirchenverein to desist from ambitious projects. Yet these were the years when (1867) a teachers' seminary was opened at Cincinnati with immediate success, and then incorporated without success in a Proseminar (1871) at Evansville These were the years when the Synod of the Northwest (1865) took over Melanchthon Seminary, and (1869) removed it to Elmhurst, a step about which the "Hausfreund," the synodical organ, writes in these words (October, 1869):

"Wofür wir schon seit Jahren gebetet und gearbeitet haben, das soll nun mit des Herrn Hilfe endlich einmal in Erfüllung gehen; unser Predigerseminar, das bisher zur Miete wohnen musste, hat eine eigene Heimat erhalten. Unsere kürzlich abgehaltene Synodalversammlung hat nahezu einmütig den Beschluss gefasst, die zehn Acker Land, welche uns Herr Bryan von Elmhurst bei Cottage Hill, Du Page Co., Ill., als Geschenk für unser Melanchthonseminar unentgeltlich zur Verfügung gestellt hat, dankbar anzunehmen, und noch weitere zwanzig Acker mit den darauf befindlichen Gebäulichkeiten dazu zu kaufen, damit unsere Predigerschule sogleich dahin verlegt und auch sofort der Anfang mit dem Bau der Räumlichkeiten gemacht werden kann, welche für Einrichtung einer höheren Knabenschule (College) erforderlich sind." (Mücke, Geschichte der D. E. S., p. 180)

The reader will readily understand that the distinct reference here to a college in the plans of the Synod of the Northwest would have lost force in translation. All these statements are drawn by the writer in the first place from Dr. Muecke's Geschichte der D. Ev. Synode in the preparation of the historical sketch that appears in the Year Book, and he dares hope that the reader of this article has read or will read both the historical sketch in the Year Book, and Dr. Muecke's history.

Those hearty words—these brave plans—what became of them? Those were great years for the Evangelical Synod. From 1866 to 1874, it increased in number of pastors from 122 to 308—253 per cent; the Kirchenverein des Westens had successively absorbed five other bodies, two of them not much smaller than itself. The Proseminar at Elmhurst grew from a studentbody of 14 in 1871 to 103 in 1879. Two of the four buildings in present use were erected (1873, 1878) within the first seven years out of the fifty of the school's existence. The erection of Eden Seminary in 1883 was a noteworthy achievement for those days, even tho it was built wrong.

Those were years of remarkable expansion. The story is one to fascinate the imagination. The men with vision saw far, and their words are modern today. I had occasion to present a copy of our Year Book to one of the officials of the University of Chicago. When I saw him again, he remarked at once: "Your school has an interesting history. It reads just like the early story of a New England school."

The story has come to 1921. The years that have elapsed since those first ten years of Elmhurst history have written a record of faithful performance of duty by the faculty and the boards

as such. They are the years in which most of the present ministers of the church have studied at Elmhurst and gone forth to their work. They are years marked, too, by a steady advance in the standard of the curriculum, in comforts, and in organization. The progress has been real—but has it been enough? It has not. If only in the number of students, it has not been enough. There were 103 in 1879; there are 134 in attendance today.

Or in the plant: two buildings, and a third now in construction (the Memorial Library, gift of the Evangelical League), in forty-three years against two in the first seven. There has not been money enough to keep any of the buildings in that profitable state of constant repair which is the surest safeguard against total decay. When Irion Hall, for instance, was built, there was the most urgent need of repairs in the older buildings. There is today yet. There has been no money. Is this poverty necessary? If it were, we should be glad to make a virtue of it. As it is, it is a sin against the esthetic sensibilities of our teachers and students. Students have, or lack, a sense of beauty, order, and neatness, to take with them into later life, much according to their surroundings in earlier years. Would any one love Elmhurst less if its halls were bright and beautiful? Why should they not be? When the general conference votes the erection of a new dormitory, may it not forget its duty to provide at least twenty-five thousand dollars for nothing else than the reclamation of what are intrinsically the two most beautiful buildings on the campus: the two oldest,—the Music House and the Main Building. Even Irion Hall and the Dining Hall need attention.

With this reference to the unattractive appearance of our buildings, not because they are old, but because they are not kept up properly, I point to the first of several neglected aspects of education. The synod has almost utterly failed to foster a sense of beauty by care for the surroundings of the students at Elmhurst. That our pastors have not lost the sense of beauty and harmony, is not due to anything they saw in the buildings of Elmhurst.

The library, furthermore, was neglected until 1912, not by the students, who in their own Meusch-verein built up a creditable library, but by the synod, which up to that time had done simply nothing to provide a library at Elmhurst for its future ministers! Eden was in almost as bad shape, relatively, until still more recently. Now the Evangelical League has more than made up the deficiency for Elmhurst with a beautiful little building. But unless there is an appropriation of about twenty-five hundred dollars to keep it up, every year, it will be an expensive casket without gems. Such a library as that absolutely requires a good deal of

time, if not the entire time, of a trained librarian, or it would be worse than folly to put it up. We could manage the present library tolerably with a faculty librarian and student assistants, but that will be no way to manage the new library. The present appropriation of five hundred dollars, moreover, buys fewer books than the appropriation of about three hundred fifty dollars a year with which we worked before the war. And we have a junior college now. There is no money in sight at present to take care of the library, now that we have it; and here again is a matter for the attention of those who will have to determine the educational policy of the synod at the general conference.

In equipment, the junior college has received a fair chemical laboratory which can gradually be built up to all requirements. That the Elmhurst High School is better equipped is another matter, which does not matter just now. A small sum was spent on the botany laboratory, but this is of not more than high-school grade. In nearly every other respect, especially in the provision of wall-maps, the school has been able to buy nothing for years. Most of them look forty years old. There are not enough class-rooms to give each teacher a room of his own; there are ten teachers and six class-rooms, of which perhaps two come up to the high-school teacher's idea of a place to teach in.

One might go on; one might ask why nothing can be done to develop the landscape beauty of the campus toward the west of the most gorgeous sunsets; why the personnel must remain so small with so much work to do; why, in both faculties, Elmhurst and Eden, there is still so little of real specialization; why?—

For the direction of the students' athletics, for instance, we now have an athletic director. But he must act as registrar also, and that is well enough. The athletics and so forth take up only a few hours of the day. But in that time given to athletics, one man can give his time virtually only to the small group of students who make up the team. Now, it is really the boys who are not good enough to make the team that need direction in their exercise. It is almost a requirement for a high school teacher nowadays to be able to coach a team. He need not have made a team at college, but he must know the game. This is not yet a requirement of pastors, and I do not say that it ever will be. Nevertheless, this business of boy scouts, and soforth, is getting into many churches, and properly directed is highly valuable. There is no good reason why a boy at Elmhurst might not be taught the things that he may use later as a leader of boys, their games and the boy scout stunts (which are a handy training), and taught this during his leisure

at Elmhurst, as part of his recreation. No reason, except that it cannot be done with the present staff, that has enough to do.

There has been enough, however, of these instances of what ought, or might, be done. These things ought to be said, "von berufener oder unberufener Seite," if anything is to be done about them. And in the "Magazin," we are pretty much among ourselves. The defects to which I call attention are matters which only the synod can change. They are beyond the power of the Seminary Board or any faculty to remedy without provision for money from the synod. In this they differ from any defects there may be in the curriculum, which the boards and the faculty can attend to, insofar as these, too, do not require money.

And the reason for the constant shortage of money (not to employ the euphemistic "funds" or "means") lies largely in the confusion which is expressed by that phrase: "Tuition is free." It's as free as anything that somebody else pays for. "There ain't no such animal," as the farmer remarked, as free tuition. Somebody pays for every cent of it. We have no sound basis for the statement that tuition is free, because we have had only the quite inadequate share of an inadequate budget raised in every year except this by collections. The new budget of the Forward Movement will provide a sound basis for Elmhurst, we trust; nothing less will. Even then, it is my opinion that no good purpose is served by simply declaring tuition free. It would be better to set a sum, even tho it be less than the real average cost of instruction for each student, as the cost of tuition (besides board and other items), which those may pay who can. Whoever cannot, will be as welcome to receive a scholarship as ever in the past. If it cost about five hundred dollars per student last year to run Elmhurst, why call it two hundred? The sudden incoming of the high cost of living, moreover, proved that it is a mistake to leave such a matter as the determination of charges for board to a general conference that meets only once in four years. To meet the mounting cost of running the school, the Seminary Board was powerless to do more than raise the incidental fees from twenty-five to thirty dollars!

We set out from a reference to several discussions in previous numbers of the Magazin and elsewhere concerning the curriculum of Elmhurst. This, I said, is only part of the larger question of the whole educational policy of the synod, which will confront the next general conference anew. Should the conference declare its concern for more than the education of its ministry, it would only return to the path that has been marked out for it these seventy years by Inspector Binner. His plans, and those of his contemporaries down to 1869, have been only in part carried out, and with

inadequate means. We have come down to the year 1921. Can we do less than our utmost to make good the promise of 1851? Let us do more, and lay out for ourselves and those who come after us a program worthy of the synod of 1921,—that we shall carry out in our own day.

The Puritan Fathers, 1643,

on the founding of Harvard College (1636)

"After God had carried us safe to New England, and we had builded our houses, provided necessaries for our livelihood, rear'd convenient places for God's worship, and settled the civil government, one of the next things we longed for and looked after was to advance learning and perpetuate it to posterity; dreading to leave an illiterate ministry to the churches when our present ministers shall lie in the dust."

Our Fathers, 1851

after the founding of the Marthasville Seminary

"It was from the first the intention of the Evangelischer Kirchenverein to combine a college with the seminary, . . . because there is a perceptible lack of such institutions particularly in the West of America.

"God willing, the institution and its curriculum will be enlarged the following year, so that all parents may be given the opportunity to afford their sons a thoro education and adequate preparation for civil life without fear that the impressionable mind of youth will be molded within the narrow lines of partisan interest. Our life is Christ; we hold no single denominational creed as the sole way of salvation. Our standpoint is evangelical: to unite, and not to divide, is our aim. Our principle as citizens of a free nation is loyalty to the country, and that means putting forth a loyal effort for the welfare of the country, for the upholding of liberty and justice, not for any party in the nation and its separate interests. Our language and customs are German, and we are not minded ever to give these up; but we do not set them in opposition to what is American;—rather, we regard the German and the American element (if one may use this expression) as two that are destined to diffuse in every part and together produce a new characteristic."

A Revised English Catechism

REV. H. L. STREICH, BUFFALO, N. Y.

The need of a revision of our Catechism is clearly proven by the resolutions and many-sided discussions of a few years ago. A further evidence is the number of abridged, "private" and undenominational Catechisms in use in our Church. And, finally, how many of our pastors are using the Catechism as it stands? Are we not shortening, omitting, adding, changing the Catechism in our Confirmation Class? All this is proof that a revision of our Catechism is greatly needed.

We have deliberately worded our subject, "A REVISED ENGLISH CATECHISM." For we are convinced that the attempt at revision a few years ago failed, largely because many of our older brethren feared not only that part of their faith was attacked, but also the task of relearning a new version at their age. It was frankly stated that much confusion would arise, and that parents could not assist children in their lessons. We all know the power of tradition and age, and we honor it. We would not attempt to overthrow it lightly.

Therefore, we are arguing the revision of the ENGLISH only. The opposition, above mentioned, thus falls away. Our elder brethren will be allowed to keep, till the end of their days, the Catechism of all their ministry. Also the parents referred to will be unaffected, for these German parents cannot help their children in the English as it is, and, therefore, would be undisturbed by any changes in the Catechism. This latter argument, advanced in all present cases of abridged, so-called "private" and non-evangelical Catechisms, is at best but weak, for no, or very few, complaints come from parents in these cases.

So we are merely for a "REVISED ENGLISH CATECHISM" allowing elder brethren to keep that which is dear to them, but asking that the present day needs be met by a change in the English.

I. Change of Order

The first thing we would mention in this revision is a change of order of the parts of Catechism. The present Part Two should come first.

This change needs no long argument. The logic is clear. The Law Maker should come before the law. The person before his commandments. We should teach about God, before what He teaches us. Let our scholars know who The God of Sinai is, ere we lay before them His "Thou Shalts."

We recall quite clearly that our professor at Eden told us this very same thing when referring to The Catechism. We are but a scholar of our teacher and bow to his greater wisdom. But years of experience have also taught us his logic in this matter.

Is it not true that the present arrangement is that of the Roman Church, where law always comes first. We have blindly followed their arrangements. Or was not Luther simply going the way of least resistance? But why preach "Grace before Law," and yet in our Catechism put the cart before the horse? And could this mistake be made at a more serious period of life? We impress upon our youth the God of Sinai, rather than the God of Calvary. First impressions last.

Therefore, let us first teach God; the loving Father, the sacrificing Son, and the sanctifying Spirit, before we present the fearful, forbidden law. Teach our boys and girls to love the great, good God, and it will be easier to understand and obey His Commandments.

NOTE: Since writing above, Faber's Catholic Catechism came to our attention, and we find that he has put "Apostles' Creed" before "Ten Commandments." Even Catholics of today see this logic.

II. Change of Statements

A second revision would be the change of statements or answers; correcting, amending or simplifying what is really meant or believed. Let us mention but a few.

First—Question One: "What should be the chief concern of man?" Do we really agree, and does the Bible teach or Christ anywhere declare that "Man's chief concern should be the eternal salvation of his soul?" I do not wonder at the prevalent selfishness, self-concern, eagerness to get to heaven, and sad want of concern of others, indifference toward winning others to Church and Christ, unwillingness to give, and disinterest in missions, among us. What can we expect if we teach at the very beginning "to save your own soul?" And that to boys and girls, who ought to be taught service and sacrifice for others as life's concern.

Where in Holy Scripture is the salvation of one's self or soul put first? Love to God and Love to man, we are told. What is Jesus continually trying to bring men to believe and practice but "to save life is to lose it." "I came not to be ministered unto, but to minister." In short, do not Scripture and Christ agree the chief concern of man must only and always be "The Glory of God," with a life of love, service and sacrifice. This is the highest

aim of life. Summed up in the highpriestly prayer of Jesus: "I have glorified Thee on the earth, having accomplished the work which Thou hast given me to do." To glorify God is indeed the fitting purpose and fulfilment of a Christian life. In fact as proof text we use: "Seek ye first the kingdom of God and His righteousness." This is what we are contending for. This, therefore, should be the chief concern of men and so stated in the first question of our Catechism.

A second question that needs changing is "What is prayer?" Not that it is incorrect in what it states, but it does not state enough. Two important things regarding prayer are omitted. The fact that prayer is also "intercession," praying for others, and "finding God's will in our life." If included in the word "supplication," then it is simply not stated clearly enough, for people think only or mostly of supplicating for self, for things needed or desired. Few think of our duty and privilege of prayer for others, therefore little is done; or who thinks of "supplication" including "seeking God's will in our life?" Yet here is the primary purpose and principle of prayer. Yet ask your people whether prayer is that to them? How much trouble in and with prayer would be removed if prayer were primarily offered in seeking God's will.

Why not, therefore, say something like this—"Prayer is the conversation of the heart addressed to God in asking for self and others, in giving thanks, in offering praise and in seeking God's will in our lives."

A third question which we feel sure does not express what we mean or believe is—"What is Baptism?" What is "imparted?" Has not the unbaptized infant the "new life," that is, the love or grace of God? Why then "of such is the Kingdom of God?" Which, by the way, we repeat not after, but before, baptism. They belong to the Kingdom (not thru baptism) we say, and therefore we baptize.

Or with an adult, does he belong to the Kingdom, does he have new life, before or after baptism? What do we convince ourselves of before we administer baptism in the case of an adult? That he has new life, is a child of God, a believer, a member of Kingdom by faith, etc. So baptism does not convey or impart this, it simply follows, confirms it.

In either case, then, with infant or adult, baptism confirms, seals, gives the outward mark of membership in the Kingdom. If this is true, and this is what we mean and believe, then why not state it in said question.

Here there are merely four examples of needed changed statements in a revised Catechism. But there are still others. (135, 98, 77, 65).

Another instance is Question 64: "Man lost the image of God, etc." Did he? Do we actually believe that? How could he ever return to God in that case? The "lost coin" did not lose its inscription. Neither did man lose the image. It became and becomes marred, stained, affected by sin, but is not lost. At most we dare say, "partly lost," e. g.—the sinlessness. But man, a spirit, a free agent, a personality with consciousness and immortality in spite of the "Fall of Man," has still the image of God, so that he might know God and live in blessed communion with Him.

III. A Change in Length

A third change would be a shortening, a contraction of contents. We challenge any city pastor to get thru our present Catechism, even with a two year course, as the writer has always managed to have. And how many rural pastors get thru, unless they have summer or Saturday school? Present day conditions simply demand a shorter Catechism. It always makes a poor impression to omit this and skip that, etc., leaving the thinking child to wonder why these omissions were at all printed.

For instance, why not have only one question on each commandment, as in the case of the second. Contract the long answers. Omit the summaries of articles.

We admit this will be no easy task, but it is an absolute necessity, or, perhaps, two editions will be the only solution here, a longer and a shorter Catechism.

IV. A Change of Language

A further decided change is that of language. All honor to the translator of our present Catechism. We do not know him. He did a great service for his Church. Had only other things been translated into English as early and as well. Yet the good brother knew English only or largely from the book, not from conversation and daily use. His language therefore lacks the idioms and commonly used phrases; his translation is too literal and bookish.

Then, of course, language and its uses change, and that also argues for a revision, as in Bible editions.

Furthermore, simplicity calls for revision. For instance, words like the following can easily be replaced with more simpler ones: "finally," "maliciously," "indolence," "unchaste," "acquisition," "omnipresent," "omniscient," "omnipotent," "grievous,"

"aforethought." These are only a few of many. How much time is wasted in explaining such words.

Then in the Apostles' Creed, the words "hell" and "quick" should be changed. If we use "universal" for "Catholic," why not say "hades" or "place of dead" for "hell," and "living" for "quick."

V. The Appendix

And now a word about the appendix of the revised Catechism. Besides what the present appendix contains (the history of our Church, of course, revised), we would add the following:

1. Prayers

Short table, morning, bedtime and communion prayers. Also a prayer for beginning and close of public services. We request our confirmed to offer prayer as they take their seats, and bow in silent prayer at close of worship. Why not help then by suggesting prayers. The writer is old fashioned in contending we must also teach people "what" as well as "how" to pray. He still believes in prayer and devotion books.

2. Church Hymns

We need to learn and teach more church hymns. While the Sunday school must do this largely, the confirmation class must not be overlooked. Therefore, a selected number of twelve to fifteen hymns should be added in the appendix of the Catechism. You cannot rely upon possession of a Hymnal by the scholar. If in the Catechism, we and he are more apt to include church hymns in the confirmation course.

3. Bible Outline

We would also include a brief outline of Old and New Testament, thus giving a survey of contents of the whole Bible. The writer gives his class such an outline of the Old Testament one year and the New the next. He divides each Testament into periods, filling each period with a number of chief events or stories. This gives the scholars a "bird's-eye view" of the Bible. What a help and saving of time it would be to both teacher and class if such an outline were printed in the Catechism.

4. Outline of Church Year

Since we follow the church year, let us teach it. Here again we cannot depend upon Sunday school. It must largely or wholly be done in the confirmation class. Therefore, an outline of the

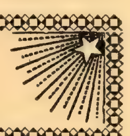
church year (be sure to add the English interpretation for Latin terms) would be a most desirable feature in the Catechism, the text-book of the class. Be sure to include modern Holy Days or Church Days, such as Mothers' Day, Childrens' Day, Rally Day, Thanksgiving Day, Harvest-Home and Reformation Day, at least. Remember that these have greater present day meaning than, for instance, Epiphany.

5. Church Organization

Our people know altogether too little about the organization of their denomination, officers, districts, general conference, boards, budget, etc. Even the government of a local congregation; its policy, program, budget is far too little known. The time and place to teach this is surely in the confirmation class, for here the future members are being prepared for membership in the local church and the denomination at large. Therefore, we urge adding an outline of our church organization in the appendix of our Catechism.

In closing, we hope the aforesaid will create a discussion and demand for a revised English Catechism, and that the English Literary Committee will early take the necessary initial steps to have this important matter presented to the District Conferences and authorities, so that our next General Conference will approve and order a revision of our English Catechism.





Was können wir von Mr. Harding erwarten?

Wir sind in den letzten acht Jahren gewohnt gewesen, vom Weißen Hause die Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten des Landes zu erwarten. Besonders während der Kriegsjahre war die Alleinherrschaft des Präsidenten so absolut, daß sich ohne ihn auch kein Rad in der großen Maschinerie des nationalen Lebens bewegte. Harding ist nun freilich das grade Gegenteil von Wilson, aber doch liegt eine ungeheure Macht zum Guten oder Ueblen in seinen Händen, zumal wenn man die unerhörte Majorität bedenkt, mit welcher ihn das Volk in sein Amt setzte. Die Frage also, wie er diese Macht gebrauchen wird, ist von ungemeiner Bedeutung für jedermann.

Zwar ist die Zeit seiner Amtstätigkeit nur erst kurz, aber doch läßt sich nach dem, was er schon getan, sowie nach seiner Vergangenheit

ziemlich gut ein Schluß ziehen auf das, was wir in Zukunft zu gewärtigen haben. Die Umstände brachten es mit sich, daß er bis jetzt seine Tätigkeit hauptsächlich auf dem Gebiete der **äußeren Politik** zu entfalten hatte. Da war es nun bekannt, daß er auf diesem Felde ein völlig unerfahrener Neuling war. Die Plattform seiner Partei und das Votum vom 2. November 1920 brachten es mit sich, daß er ein Gegner der Völkerliga, wie sie Wilson konstruiert, sein mußte. Aber was er an die Stelle der Wilsonschen Liga setzen sollte, war ihm ebenso nebelhaft wie dem gewöhnlichen Zeitungsleser. Sein Geist war in dieser Beziehung völlig eine tabula rasa, auf die jeder schreiben konnte, was ihm in den Sinn kam. Es machte einen geradezu jämmerlichen Eindruck zu sehen, wie er sich von den verschiedensten Elementen in einer Sache beraten ließ, über die er, nach so allseitiger und monatelanger Diskussion, doch eine eigene Meinung hätte haben sollen.

Was ferner den Frieden mit Deutschland anbetrifft, so war er streng gebunden, durch Parteibeschluß und persönliches Gelöbnis, denselben sobald als möglich zustande zu bringen. Doch er konnte nicht umhin, nach den Alliierten und ihren Wünschen hinüber zu schielen. Da bot sich ihm plötzlich eine Gelegenheit, etwas wirklich Großes zu tun und die verhängnisvollen Fehler seines Vorgängers in etwa wieder gut zu machen. Die deutsche Regierung wandte sich an ihn mit der Bitte, zwischen den Alliierten und Deutschland zu vermitteln. Die Herzen aller liberal und rechtlich denkenden Menschen fingen wieder an zu hoffen, man hielt fast den Atem an in sehnsüchtigem Warten, daß noch in elfter Stunde ein Wunder in Washington geschehen könnte. Es geschah kein Wunder. Washington weigerte sich zu vermitteln, erbarmungslos stieß es den Bittflehenden in den Rachen seiner Peiniger. Als wir dies hörten, sank für uns der Kurs Harding auf den Nullpunkt. Wir schrieben dem Staatssekretär: „Eine große Gelegenheit hatte sich Ihnen geboten, die Wunden einer Welt zu heilen. Sie haben sie ungenutzt vorbei gehen lassen. Sie haben einen Versinkenden, der sich an Ihr Boot klammerte, in die Tiefe gestoßen; doch das Blut Ihres Opfers wird von Ihren Händen gefordert werden." Es war das Interesse des internationalen Kapitals, dem die Sache der Menschlichkeit hier geopfert wurde.

Seitdem haben wir unseren Glauben an Harding verloren. Er ist persönlich ein liebenswürdiger und herzensguter Mensch, aber es fehlt ihm die Selbständigkeit des Charakters, es fehlt ihm auch hervorragende geistige Fähigkeit. So kann er dann dem Einfluß starker Persönlichkeiten und besonders dem der Finanzkreise sich nicht entziehen. Das wird sich auch in Zukunft auf dem Gebiete der **inneren Politik** zeigen. Es ist keinem aufmerksamen Beobachter verborgen, daß die großen Fabrikanten es auf einen Krieg mit der Arbeiterwelt abgesehen haben, wodurch die Arbeiter, nachdem ihre Organisationen gebrochen sind, auf den Standpunkt der Lohnsklaven hinabgedrückt

werden sollen. In diesem Kampfe wird Harding seinem menschenfreundlichen Charakter nach natürlich versuchen zu vermitteln, auszugleichen und zu versöhnen. Aber der Stärkere wird siegen, und er wird sich durch gutgemeinte Vorstellungen eines Präsidenten, dem es an Schärfe und Draufgängerart fehlt, wenig beeinflussen lassen.

So ist also unsere Prognose für Hardings Tätigkeit nicht rosig gefärbt. Wir sehen einer Periode der schlimmsten Reaktion entgegen, so schlimm, daß wir darin alle anderen Länder, ausgenommen etwa Frankreich, übertreffen werden.

Die Evangelische Synode und die soziale Frage.

In der Mai-Nummer des „Magazins" nahmen wir Gelegenheit, über die so brennende Frage des „Open Shop" zu reden. Wir wiesen darauf hin, daß auf dem ökonomischen Gebiet wir einem Krieg bis aufs Messer zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern entgegensehen, und daß der Kampf sich zunächst um die offene oder geschlossene Werkstätte drehen wird. Wir nahmen darauf Bezug, daß das „Federal Council" sich offen und entschieden gegen den „Open Shop" ausgesprochen habe, weil es darin einen Versuch sähe, das Organisationsrecht der Arbeiter zu vernichten oder praktisch wehrlos zu machen. Wir drückten die Hoffnung aus, daß unsre Kirche auf den Konferenzen zu dieser Sache Stellung nehmen und dem „Federal Council" den Rücken stärken möge. Seitdem hat man im ganzen Lande angefangen, gegen die Haltung des „Federal Council" in dieser Frage Sturm zu laufen. Große Geschäftsmänner drohen mit dem Austritt aus ihren Kirchen und mit der Entziehung finanzieller Unterstützung, es sei denn die Kirchen entschlössen sich, öffentlich das „Federal Council" zu desavouieren. Das letztere findet sich hart bedrängt und wendet sich an die Kirchen und Pastoren um moralischen und finanziellen Beistand.

Und unsere Synode sagt kein Wort in dieser Sache! Unsere Leser wissen, daß wir am „Federal Council" viel auszusetzen und ihm seine Begehungs- und seine Unterlassungssünden oft und nachdrücklich vorgehalten haben. Aber es handelt sich gar nicht so sehr um das „Council," sondern um die gute und wichtige Sache, die es vertritt. Hat unsere Kirche nichts zu sagen zu einer Bewegung, die von den allerweitgehendsten Folgen für unser nationales Leben sein und auch unsere kirchliche Arbeit aufs empfindlichste berühren wird? Was werden wir den Arbeitern sagen, wenn sie uns fragen, auf welcher Seite unsere Synode in diesem Kampf **gegen** industrielle Demokratie stehen?

In den „Berichten der Synodalbeamten und -behörden," die die Grundlage unserer Konferenzberatungen bilden, steht von dieser

Sache, oder von irgend einer anderen, die wir im engeren Sinne **sozial** nennen, nicht ein Sterbenswort! Und doch ist das Buch ein stattlicher Band von 166 Seiten. Haben wir nicht auch ein Komitee für soziale Fragen? Da aber nichts in den „Berichten" steht, wird auch nichts auf den Konferenzen darüber gesagt werden; und wenn wir von den Distriktskonferenzen einen Schluß auf die Generalkonferenz machen dürfen, so wird auch die sich ausschweigen.

Dann stehen wir aber nicht auf der Höhe der Zeit, noch beachten wir die Zeichen der Zeit. Dann sind wir eine von jenen Kirchen, die damit zufrieden sind, wenn sie ihren eigenen Acker bebauen, wie viel Unkraut der Feind auch in die Welt säen mag. Als wenn nicht das Volksleben ein Ganzes wäre, und „wenn ein Glied leidet, so leiden alle mit"; und als wenn industrielle Autokratie, wenn sie draußen auf dem Throne sitzt, nicht auch unseren Leuten ihr Joch auflegte.

Es handelt sich auch nicht um die offene Werkstätte allein. Selbst- und Gewinnsucht treibt noch an so vielen Orten ihr leib- und seelenmordendes Wesen, und wer wird ihr wehren, wenn es die nicht tun, die die Nächstenliebe für ein ebenso hohes Gebot halten als die Gottesliebe! Wie sollen sie aber wehren, wenn sie nichts davon wissen; und wie sollen sie wissen, wenn sie nicht von Kundigen sich belehren lassen? Wir hörten kürzlich einen ergreifenden Vortrag von Frau Kate Richards O'Hara über „New Jails for Old." Diese gebildete Frau war, weil sie gegen den Krieg war und solches öffentlich ausgesprochen, vom Bundesgericht zum Zuchthaus verurteilt worden. Sie wurde der Strafanstalt zu Jefferson City, Mo., zugesprochen, weil diese am wenigsten für ihren Unterhalt verlangte, nämlich $18 per Monat. Dort mußte sie in Gemeinschaft mit den verworfensten, meist an Syphilis leidenden Frauen ihr tägliches Pensum abarbeiten, 88 Jacken den Tag! Wer sein Maß nicht erreichte, wurde ins „Hole" geschickt, im Wiederholungsfalle ins „Dungeon." In vielen Fällen war das gleichbedeutend mit einem direkten Todesurteil, denn es war ungeheizt und die Gefangenen mußten auf dem bloßen Boden liegen. Lungenentzündung war die natürliche Folge. Wenn man dieser Frau lauschte, die mehr Ueberzeugungstreue und Mut als 100 — Pastoren hatte, so mußte man mit Ingrimm gegen das „Prison Contract Labor System" erfüllt werden, das solche Scheußlichkeiten erzeugt, und sich wundern, daß es noch in vollem Schwunge ist, und **die Kirche Christi schweigt!**

Sie schweigt aber, weil sie nichts davon weiß. Unkenntnis entschuldigt aber nicht, denn es ist ihre Aufgabe, den Elenden nachzugehen und zu helfen. Täte sie das, so würde sie bald einsehen, es ist nicht genug, solchen Leuten Sonntags eine Predigt zu halten und sie im übrigen in der Hölle ihrer Lage zu lassen. Evangeliumspredigt ist nicht genug, man muß dem auf Habsucht gegründeten System zuleibe

gehen, das alle Evangeliumspredigt zum Hohn und zur Heuchelei macht.

Angesichts solcher und vieler anderer Eiterbeulen am Leibe des Volkslebens hat unsere Synode nicht eine soziale Aufgabe, weiß sie im Streit der ökonomischen Interessen keinen Weg zur Versöhnung? Wenn alle Kirchen einen deutlichen und entschiedenen Ton abgäben, so würde die eine Seite zur Mäßigung gezwungen sein und die andere den Werbungen des geistlichen Amtes ein um so williger es Ohr leihen.

Ein Sommervorschlag.

Während wir dies schreiben, lacht uns draußen die Natur an in ihrer Maienpracht; aber wenn diese Nummer in die Hände unserer Leser kommt, ist's heiße Zeit. Viele Brüder haben dann Reisegedanken, mehr aber noch müssen zu Hause bleiben. Wir erlauben uns, diesen letzteren einen Vorschlag zu machen, wie sie leicht und nutzbringend über die heiße Zeit kommen können. Es ist ja eine Zeit, wo man die Zügel der Pflichtarbeit billig etwas lockert; die Arbeit im Garten ist auch getan. Was könnte es da Besseres geben, als seinem Geist zu erlauben, sich für lange „Unterernährung" dadurch schadlos zu halten, daß er sich einmal so recht von Herzen an dem erlabt, was ihm am meisten zusagt und die so nötige Vertiefung und Bereicherung einträgt. Mit anderen Worten, wir schlagen den Brüdern für die Zeit körperlicher Ruhe einen **Lesekursus** vor.

Selbstverständlich sind Geschmack und Bedürfnisse verschieden, doch sollte neben dem Angenehmen das Nützliche nicht fehlen und neben dem Leichten nicht das Solide und Gehaltvolle. In die erste Reihe eines solchen Lesekursus würden wir die drei Bücher von **W. Rauschenbusch stellen:**

"The Church and the Social Crisis," "Christianizing the Social Order" und *"A Theology for the Social Gospel."*

Natürlich sind diese Bücher schon einige Jahre alt und den meisten mehr oder weniger bekannt. Aber Rauschenbusch's Bücher sind so gediegen und so glänzend geschrieben, daß man beim zweiten und dritten Lesen erst den rechten Gewinn davon bekommt. Sodann lese man, da wir mit Rauschenbusch beim Sozialen sind, Upton Sinclairs

"Brass Check,"

und seine früheren Bücher, besonders

"Packingtown."

Sie sind jedes für einen Dollar von U. Sinclair direkt (Pasadena, California) zu beziehen. Wenn man die gelesen hat, wird man bereit sein, sich den Kämpfern für eine bessere Gesellschaftsordnung zuzugesellen.

Wer sich für die jetzt so vielbearbeitete Religionspsychologie interessiert oder damit bekannt werden will, lese das weltbekannte Buch von **W. James:**

"Varieties of Religious Experience,"

(auch deutsch zu haben). Das Buch ist ja schon 20—25 Jahre vor dem Publikum, aber spannend heute wie je, klar geschrieben, reich an packenden Beispielen. Auch lernt man daran die Stellung des religiösen „Pragmatismus," dessen Hauptvertreter James ist, kennen.

Das Neueste auf dem Gebiete der Homiletik ist S. **Parker Cadmanns**

"Ambassadors of God,"

(Mac Millan Co., $3.50). Es soll sich an Vortrefflichkeit Henry W. Beechers bekannten „Yale Lectures on Preaching" würdig anreihen.

Für das Studium der Philosophie empfehlen wir **Zeller, Neuere Philosophie,** und **Paulsen, Einleitung in die Philosophie;** ebenso **Eucken, Weltanschauungen bedeutender Männer** (und andere seiner Bücher) und über **Bergson** das zweibändige, doch nicht zu umfangreiche Werk von **Wilms** (englisch).

Daß man sich während der Sommermonate auch recht schön wieder in das Alte und Neue Testament im **Grundtext** einlesen kann, erwähnen wir nur nebenbei.

Andere werden sich andere Kurse zusammenstellen. Doch davon sind wir überzeugt, wer auf diese oder ähnliche Weise sich einen Sommerplan zurechtmacht und ihn durchführt, der wird geistig einen gleichen Ertrag einheimsen, wie die, welche von der Meeresküste oder Bergeshöhen neue Spannkraft mit nach Hause bringen.



Pastor Adolf Keller (Schweiz) über das kirchliche Leben in Amerika.

Pfarrer Adolf Keller, der voriges Jahr unser Land besuchte, hielt letzten November im Schwurgerichtssaal zu Zürich einen Vortrag über das kirchliche Leben Amerikas. Da es uns immer interessant ist, wie wir durch europäische Brillen aussehen, geben wir folgende Notizen aus dem inhaltsreichen Vortrag an unsere Leser weiter:

Das amerikanische Geistesleben, führte der Redner aus, kann nur verstanden werden, wenn man die Bedeutung von Religion und Kirche für das amerikanische Volk erkennt, denn der Ursprung des sozialen und politischen Organismus wurzelt in religiösen Ueberzeugungen. Jenen Pilgervätern,

die im Jahre 1620 nach der neuen Welt übersiedelten, um dort ihrer Ueberzeugung leben zu können, verdankt Amerika sehr viel. Auf ihren Grundsätzen ist das freiheitliche und demokratische Staatswesen aufgebaut. Das Erfassen des kirchlichen und religiösen Lebens Amerikas ist unendlich schwierig, da es außerordentlich mannigfach und zersplittert ist. Neben den etwa vierzehn Millionen Katholiken, die, wie überall, eine geschlossene Einheit bilden, umfaßt die protestantische Welt achtzig Millionen, die in eine Unzahl von Kirchen, Gemeinschaften und Sekten zersplittert sind, daher ein großer Reichtum an Formen. Neben orthodoxer Dogmatik steht das Kirchentum der Presbyterianer, Lutheraner und Reformierten und die Negerkirchen des Südens, ferner die Unitarier Neu-Englands und besonders auch die Methodisten Mehr geistiger Art ist die Gruppe der Quäker. Alles in allem die für den Protestantismus charakteristische Art der Differenzierung und damit die Gewinnung der freien Persönlichkeit, die von niemand als von Gott abhängig ist.

Viele dieser Gebilde sind jedoch europäischen Ursprungs, speziell der vorherrschende Calvinismus, der fast zu einer Großmacht geworden ist, und in dem viele die Hauptwurzel der modernen Demokratie sehen. Weiteren großen Einfluß auf das religiöse Leben haben die englische High Church und das Luthertum gewonnen.

Die amerikanischen Kirchen sind vom Staate völlig unabhängig, also freie Kirchen im freien Staat, jedoch nicht durch gewaltsame Trennung, sondern durch historische Entwicklung entstanden. Trotzdem kümmern sich der Staat und seine führenden Männer sehr viel um das kirchliche Leben, auch hat er stets mit Vorschlägen und Forderungen der Kirchen zu rechnen. So suchen neuerdings kirchliche Kreise die amerikanische Politik im Sinne einer Hilfe beim Wiederaufbau Europas zu beeinflussen.

Die amerikanischen Kirchen sind vorwiegend Bekenntniskirchen, denen man weniger durch Geburt, als durch Entscheidung oder Wahl angehört. Oeffentliches Bekenntnis seiner Ueberzeugung und persönliche Opferwilligkeit sind ein Ruhmesblatt des amerikanischen Christentums, auch der Anteil der Laien an kirchlichen Arbeiten ist bedeutend. Wirkliche Irreligiosität paßt nicht in den Charakter des Amerikaners.

Ein weiterer Hauptzug des religiösen Lebens in Amerika ist sein dynamischer Charakter. Das Hauptinteresse des Amerikaners richtet sich auf das Handeln. Er ist weder theoretisch, noch spekulativ, noch sentimental, sondern aktiv veranlagt. Hieraus entsteht der amerikanische Pragmatismus. Die Wahrheit soll vor allem praktisch wirken, wobei der Redner auf das Buch von James: „Die Mannigfaltigkeit der religiösen Erfahrung," sowie auf die europäischen Werke Bergsons und das Buch Vaihingers: „Alsob," hinweist. Mit dieser pragmatischen Grundstimmung hängt unbestreitbar die enorme praktische Tätigkeit des amerikanischen Christentums zusammen, das dynamisch, weniger den Verstand oder das Gefühl, als den Willen in Bewegung setzt, manchmal allerdings auf Kosten der Wahrheit und der Tiefe. Ihre stärkste Auswirkung findet diese Dynamis in der Mission, die zu den wesentlichen Zügen des amerikanischen Christentums gehört. Ein Heer der besten Männer und Frauen befindet sich auf allen Missionsfeldern der Welt. Riesige Summen werden hierfür ausgegeben. Der Optimismus des Ameri-

kaners liegt weniger in der Jugend seines Volkes oder der Prosperität seines Landes, als im Glauben an die wirkende Kraft der Ideen, im Idealismus. Und gerade in der Missionsbegeisterung liegt eine unvergleichliche Vision von Licht und Liebe und idealistischer Aufopferung.

Neuerdings macht sich im protestantischen amerikanischen Kirchenwesen eine starke Einigungsbestrebung bemerkbar, um der Zersplitterung der Kräfte durch die allzu vielseitige Konkurrenz der verschiedenen Kirchen und Sekten vorzubeugen, eine Aufgabe, die nicht leicht ist. Die verschiedensten Versuche wurden angeregt und angestrebt. Am aussichtsreichsten ist wohl das Prinzip der freien Föderation, „The Federal Council of the Churches of Christ in America." Ein freier Kirchenbund, dem etwa 33 Kirchen mit gegen 50 Millionen Seelen angehören, soll geschaffen werden, und zwar nicht auf dem Boden theologischer Fragen, sondern praktischer Bestrebungen, womit eine Konzentration der Kräfte erreicht werden soll. Dieser Bestrebung kommt auch eine internationale Bedeutung zu, die sichtbar wurde an den großen internationalen und interkirchlichen Kongressen, die diesen Sommer in der Schweiz stattfanden. Es ist eine Einigungsbewegung „for faith and order," die, wenn sie auf dem Boden der großen und heiligen Macht der Liebe bleibt, schöne Früchte auch für Europa zeitigen kann.

Daneben hat das kirchliche Leben Amerikas auch seine Schattenseiten. Durch die große Konkurrenz der einzelnen Kirchen und Sekten, die namentlich in kleinen Städten sehr sichtbar wird, entstehen Auswüchse und Absurditäten, eine gewaltsame Propaganda und uns fremde, fast widerliche Reklame, ja manchmal ein Tamtam, der mit dem puritanischen Geiste der ersten Ansiedler nichts mehr zu tun hat, und auch eine äußere Betriebsamkeit, in welcher der Geist nicht immer eine große Rolle spielen kann. Nachdenklich stimmt ferner eine gewisse rigoristische Gesetzlichkeit, die Gottes Wille vor allem gern in dem sieht, was verboten ist.

Alles in allem ist jedoch das kirchliche Leben Amerikas ein mächtiger Kulturfaktor für das Land. In seinen Kirchen fühlt der Amerikaner das Gewissen der Nation pulsieren. Aus ihnen rekrutieren sich die Kerntruppen im Kampf gegen Alkoholismus, Korruption und Vertrustung. Auch bei der Amerikanisierung der zuströmenden Einwanderungsmassen leisten sie große Dienste. Das Hauptproblem ist jedoch, wie überall, wie die Kirchen sich im Kampfe zwischen der Machtkonzentration des Geldes und der christlichen sozialen Demokratie stellen werden. Gerade die amerikanische Arbeiterschaft erwartet von ihnen eine starke Bundesgenossenschaft. So konnte der Arbeiterführer Gompers sagen: „Die Arbeiter verlangen die Sympathie der Kirchen nicht nur für ihre geistige, sondern auch für ihre körperliche Wohlfahrt." Daß die Kirchen bereits in dieser Hinsicht tätig sind, beweist ihr Eingreifen in Streitigkeiten, ihre selbständigen Untersuchungen der Verhältnisse in Minen und Stahlwerken und eine damit verbundene Beeinflussung der öffentlichen Meinung, die zur Abschaffung von vorhandenen Uebelständen führte.

So liegt im religiösen Leben Amerikas noch ein starker Teil des Geistes der Pilgerväter, jener biblische Geist, der auf die gegenseitige Liebe gegründet war und der in einem Worte Abraham Lincolns seinen Ausdruck findet: „Mit Groll gegen keinen, mit Liebe für alle, mit Festigkeit und Recht, wie Gott es uns sehen läßt, die Arbeit tun, die vor einem jeden liegt." Apol.

Feeding Your Enemy in Practice

Quakers, Who Believe War Is Wrong, Afford the Most Conspicuous Example of the Work for Alleviating After-War Conditions

BY HENRY J. CADBURY

(Andover Theological Seminary)

QUESTION: Who has really triumphed beyond cavil, who has won an unalloyed victory, who most universally commands the confidence, and love, and respect of the world, as a result of the War?

ANSWER: The Quakers, as they are more generally known, or Friends, as they are more properly named, technically and spiritually.

Is it not significant that this small element of the Christian world, whc believe war wrong, should afford the most conspicuous example and create the most successful unit of work yet known, for alleviating conditions which are the inevitable aftermath of war?

We are very fortunate in having this intimate view of the work and its results by Dr. Cadbury. He went to Germany in 1920 to help with relief work carried on by the American Friends Service Committee there. He is a young man who received his Ph. D. at Harvard in 1914 and now is a lecturer on the New Testament at Andover Theological Seminary. Mr. Cadbury is a Friend.—*Editorial Note.*

If thine enemy hunger, feed him;
If he thirst, give him to drink.

When Paul of Tarsus nineteen hundred years ago learned from the old Jewish collection of proverbs the saying about feeding one's enemy and later quoted it in a letter that he wrote to some Christians at Rome, he little thought that the advice would ever be applied to the problems of economic and spiritual reconstruction that follow a war of unprecedented moral and physical destructiveness. To be sure, he had some experience with famine relief and had prided himself in inducing some of his Western friends to collect money on a large scale for the relief of those very Christians in Judea who had looked with suspicion if not with hostility upon the donors. But he scarcely expected that the same experiment would be tried nineteen centuries after him, between two great modern nations, to the tune of nearly a million meals a day. Nevertheless this is exactly what is being done by the American Quakers in Germany.

It is not merely because the Bible says so that the command, "If thine enemy hunger feed him," is being literally carried out. It is because many persons in America believe that starving children, wherever they are, deserve the kindness of more prosperous persons and particularly because they believe that mutual understanding, service and good will can solve the difficulties between nations better than war and destruction. There are today in Germany five hundred cities or towns where this ideal is being expressed in deeds and not merely in words. In each of these cities the visitor would see any week day morning swarming together to the central feeding places throngs of children pale of face, thin of body, or crooked of limb. Each child brings from home a spoon and bowl and, most prized of all, a little

Speisekarte which entitles him, as a result of medical examination, to a daily ration of wholesome American food. On the back of each card the story is told in these simple words:

> "To the Children of Germany: A greeting of American friendship, forwarded thru the religious Society of Friends (Quakers), which for 250 years and even during the world war that has just ended, has maintained the principle that only love and readiness to help, not war and force, can bring mankind peace and happiness."

Officially at War

Of course America is still officially at war with Germany and these Quakers and their many supporters in America are literally "giving aid and comfort to the enemy." It was natural that during the war this peace loving people should be called pro-German, tho it was absurd to suppose that such notorious pacifists could really desire the success of Prussian militarism. They were then just as zealous and active to save the lives of old men and women and little children in France as they now are in Germany, and their impartial ministrations on both sides of the recent conflict and even in Bolshevist Russia are acknowledged and approved by Americans of the highest position. The Germans at least understand this. As a Berlin weekly says:

> "Tho the Quakers now in Germany are doing us a kindness, it would be a mistake to want to conclude from this that they have a special friendship for Germany. The Quaker feels bound to perform services of love without regard to nationality everywhere where they seem necessary out of grounds of general human need, and any personal feeling he puts entirely in the background."

What is the result of this experiment in good will? A full answer only the future can supply, but it is not too soon to venture a tentative reply, since it is now a year since the actual feeding started near the end of February, 1920.

The physical effects are most tangible and on the whole are extremely gratifying. Not many children can boast the progress of two boys I saw in Schoneberg who after only seven weeks of "Quaker Speisung," as they call it, had gained fourteen and seventeen pounds respectively. Everywhere there is to be observed a steady gain in all the physical measurements and symptoms that indicate the transition from semi-starvation to normal health. At Karlsruhe children were reported as gaining between one and eleven pounds under the first few weeks of feeding; at Breslau the average gain per week was one third of a pound. Of course only the most needy are selected for this relief and hence one expects a favorable reaction, tho some of the children fed actually lose weight and perhaps cannot be saved from continued decline and death, as many ten thousands died before the American relief arrived. Another obvious mark of undernourishment is backwardness in height, children appearing from their height two to four years younger than they really are. This handicap can

be removed only in years if at all and does not yield the immediate return provided in the matter of underweight. Rickets, on the other hand, one of the commonest and most obvious effects of the blockade on German children, gives way with astonishing quickness to a regimen of wholesome food which can rebuild the crooked than they really are. This handicap can be response is similar, while scrofula, anæmia, and nervous discords, which are the other principal diseases affecting underfed children, are often greatly mitigated if not cured.

Effects of the Relief

Perhaps, however, the physical effects of the relief are really greater in more general ways. It strengthens the resistance to disease, it increases the muscular control and vigor, it brings color to the face and life to the eyes. Many parents testify with tears to the beneficial effects they have seen in their American fed children while the school teachers report improvement in mental force and power of attention, greater cheerfulness, activity, interest in both work and play and a more wholesome vivacity and enthusiasm.

Sympathetic as American parents must feel at the wistful interest of German mothers in the redder cheeks and sturdier bodies of little Fritz and Hilda and Elsie, innocent victims of that horrible nightmare of war which has cursed the whole world, even greater must be our interest in the mental and moral effects of such a wholesale experiment in friendship. It is almost impossible to describe in dark enough colors the mental gloom which rests today over the people of Germany. A long and destructive war, six years of hunger, defeat, revolution, bankruptcy, uncertainty and despair of the future—such is the series of events which creates either lifelessness, discouragement and positive pessimism, or violent recklessness and ill-considered upheaval. It is against this background that the American relief stands out as the one pleasant thing that has happened as long as many children can remember. Neither cocoa nor white bread had been eaten by them for five years (the bread is still unique in Germany and is called by the children cake).

The parents' gratitude is not only for the food, grateful tho they are for that. They are appreciative of the spirit of kindness which prompts this most welcome and graceful gift. Almost every acknowledgement that is made by German officials or individuals refers to the spiritual value of the service of love along with its practical effects. Not long ago the German government sent an official expression of thanks for the work of the Quakers to the American government (of course thru the Swiss Ambassador, since we are officially at war with each other). Evidently trust in God and man is being restored to the wracked and unnerved soul of Germany by an example of simple unmotived service. Life seems worth living, if in spite of the surrounding desert of hatred and indifference such an oasis of hope and kindness can exist. Such a service breaks down the feeling of hatred cultivated on both sides during the war. "If we ask," writes an English correspondent in Berlin to The Christian Work, "What it

is that has put out the fires of hatred against this country (England) and the United States," the answer, I am convinced, is to be found quite simply in the magnificent work of the Quakers, the one signal manifestation of the Christ-spirit in a world nakedly and unashamedly anti-Christian.

Failure of Force

If the post-war condition of Europe shows a complete failure of force, the beneficent effects which have attended the noble activity of the Quakers prove as signally the victory of love. It may yet dawn on some of the apostles of undying hate that the maximum, "If thine enemy hunger, feed him," is not a piece of maudlin sentiment, but represents the highest and most practical form of wisdom. A new verb has made its appearance in the German language: "Ich werde gequakert,"—"I am being quakered," i. e., attended to by the Quakers —said a little school girl, who will never forget the meals and clothing she received from these "enemies." And in extending their helpful ministrations to numerous university students the Quakers are not merely making it possible for an educated class in Germany to survive, but they are inspiring kindlier and humaner sentiments among those who in the old days were only too accessible to the jingo megalomania whose fountainhead was Treitschke. The true antidote to the virus of pan-Germanism is quite simply Quakerism."

The spiritual service of the relief is not merely palliative, restorative, or curative; it is, as it aims to be, a positive example and a pioneer expression of a more excellent way. A nation that has suffered so bitterly as Germany has is not slow to appreciate the meaning of such an example. In this regard Alfonse Paquet wrote in the Frankfurter Zeitung about the relief work:

> "We all know that, however considerable this distribution of food and clothing may be, this work by itself is small in comparison with the actual need. But we also know that the spirit from which it springs contains something which could solve the problem of the nations with a single stroke. It is universal good will which has become as absolute as a divine commandment. Will not the future of the whole human race be decided by the question whether this good remains as the indestructible heritage of all religions and becomes the joint product of all religions when at last strife over forms and symbols has lost its meaning? This spirit promises to be a forerunner, like John in the wilderness."

Work of the Quakers

Professor Einstein, known thruout the world for his revolutionary ideas on physics, writes:

> "It is wonderful what service the Quakers are performing for the alleviation of need in middle Europe. No matter how sad the political experiences may be which we have been forced to endure in the last six years, so long as the world is

under the leadership of countries which are willing and capable to bring such significant strength and means for the saving of men, without regard to race and political affiliation, can we with good grounds believe in spite of everything that the psychological pre-conditions are at hand for a germinating development of the league of nations. Oftener than has been the case heretofore ought our attention to be directed to this work of unselfish human love in order that, in spite of Versailles, this thought may take root in Germany."

That such ideals may take root not only in Germany but thruout all the world is the hope of the Quakers and indeed of all lovers of peace. As a religious sect the Quakers have never secured any considerable following outside of Anglo-Saxon lands and even now they have no special ambition to propagate their sect in Germany nor to establish official Quaker meetings; they wish merely to practice where it is needed the "ministry of reconciliation" and by example to show the superior power of love that can allure men of all nations and creeds to imitation. Their work in Germany is significant for this alone. It is, however, of tremendous strategic importance, as it affects a most capable and influential people, planted in the very storm center of Europe, and it affects thru the boys and girls of this generation not only the present men and women of Germany but her future leaders.

The words of the learned and famous Germans have been quoted above. We may conclude with a letter sent by a little child to the band of American ambassadors.

"Dear Quakers:

"Today we were told in school all what you do for us children. During the whole time of war I was not aware there were people in England and America who loved us. However, now I know all that you do for us. You are so far from home, and in America I am sure it would be nicer and better for you. From morning to night you are working for us. We have been thinking why you do all this. You love us because we are God's children. I thank you for the many gifts you have given me and the children of Frankfort. If ever I should meet the English child or an American in distress, I shall most willingly help it.

"Your grateful,

"K. L."

La Follette's.

National Honor and the German Treaty

The new administration within a few weeks will be called upon to give the people of the United States the "formal and effective peace" with Germany which was pledged before the election.

On April 30, the Senate adopted the Knox resolution declaring war at an end. The interests of the American people and the stabiliz-

ing of conditions abroad will be advanced by the early consummation of a treaty of peace with the German Government.

Some of the leaders in the Senate who voted us into the war, declare that we must not "desert our allies" and that we must pledge them our assistance in carrying out the terms of the Versailles treaty exclusive of the covenant of the League of Nations.

The German Government, meanwhile, has appealed to the United States to intervene with the allies to prevent the coercion of Germany by brute force into compliance with the terms of that monstrous and impossible treaty.

An honest observance of our moral obligations, as well as a wholesome regard for the peace of the world and our interests as a nation, require that this country should refuse to be an accomplice in the further spoliation of Central Europe. On the contrary, this Government is in honor bound to use its influence to modify the terms of the treaty in accordance with our solemn pledges during the war.

To steer an honest course at this time, we must go back of the treaty to the pledges which were made by our government to the world, upon which our own people and the allies acted during the war, and upon which Germany in November, 1918, consented to sign an armistice. The only peace that deserves the support of the American people must conform with these pledges.

President Wilson came before Congress in April, 1917, and asked for a declaration of war against the German Empire. It was the principles enunciated in this address upon which Congress acted and to which it gave its consent when it declared war. In this address Mr. Wilson said:

> "We have no quarrel with the German people. We have no feeling toward them but one of sympathy and friendship. it was not upon their impulse that their government acted in entering the war. It was not with their previous knowledge and approval."

Referring to the reports of German "spies" and "plots" so prevalent at that time, Mr. Wilson said:

> "We knew that their source lay not in any hostile feeling or purpose of the German people toward us—who were no doubt as ignorant of them as we ourselves were—but only in the selfish designs of a government that did what it pleased and told its people nothing."

Later in the same address, he said:

> "We are glad now that we see the facts with no veil of false pretense about them, to fight thus for the ultimate peace of the world and for the liberation of its people, the German peoples included; for the rights of nations great and small and the privilege of men everywhere to choose their way of life and of obedience. The world must be made safe for democracy."

And finally he said:

> "It will be all the easier for us to conduct ourselves as belligerents in a high spirit of right and fairness, because we act without animus, not in enmity toward a people, or with a desire to bring injury or disadvantage upon them, but only in armed opposition to an irresponsible government which has thrown aside all consideration of humanity and of right and is running amuck. We are, let me say again, the sincere friends of the German people, and shall desire nothing so much as the early re-establishment of intimate relations of mutual advantage between us."

Four days after the President had delivered his message Congress, on April 6, passed a joint resolution declaring the existence of a state of war between the United States and the Imperial Government.

The aims, the purposes, and the pledges made by President Wilson were the aims, purposes, and pledges upon which this nation entered and conducted the war and which were proclaimed to our own people and to the world by our statesmen of every shade of political opinion.

I have always contended that Congress, clothed with the power to declare war, has the right when war is declared, or at any time during the prosecution of the war, to decide the objects and purposes for which the war shall be conducted.

But if Congress merely declares war and neither then nor subsequently determines by some authentic act the objects and purposes for which the war is being prosecuted, and the President, the only other authority recognized by the Constitution as possessing any war powers, does declare the objects, aims, and purposes to be achieved in prosecuting the war, then assuredly the Congress, having taken no affirmative action to the contrary, must be held to have consented to the President's declaration. Especially would this be true if it thereafter accorded him its unqualified support.

Thruout the late war the President of the United States, speaking officially to the Congress, to the allies, and to the world, and speaking often with the evident purpose of having his declarations appeal to and influence the German army and the German people, proclaimed from time to time the objects and purposes to be achieved by the war. As President and Commander in Chief, he repeatedly presented to congress the basis upon which the war would be terminated and a lasting peace assured.

The Congress of the United States neither by resolution nor otherwise asserted its authority in the premises, or in any manner expressed dissent from or questioned the declarations of the President, the Commander in Chief of our armies.

Congress heard the President's declarations day after day. He addressed them almost entirely to the Congress. He kept them constantly before the Congress, the allies, and the world. And the Congress day by day voted for all measures, enacted all laws, granted all appropriations requested by the President, to the end that he might

as President and Commander in Chief of our armies the more certainly achieve the objects of the war and the consummation of precisely the kind of peace which he had so fully and explicitly pledged in the name of our Government.

Can Congress be heard now to say that it was not committed by its own acts in support of the President's specific declarations?

If anything could bind this government, then such a record committed us to abide by those declarations in letter and spirit in any peace in which we participated or to which we shall hereafter be a party.

The declarations of the President, accepted by Congress, by the American people, by the Allies, and the world as the responsible voice of our government, pledged us to conduct the war with "no selfish ends to serve," and pledged us absolutely to a peace expressed in the formula: "No annexations, no contributions, no punitive indemnities."

Again and again the President of the United States, the Commander in Chief of our armies, declared that:

> "The day of conquest and aggrandisement is gone by."

That there should be—

> "Impartial justice in every item of the settlement no matter whose interests are crossed; and not only impartial justice but also the satisfaction of the several people whose fortunes are dealt with."

That—

> "the war shall not end in vindictive action of any kind; that no nation or people shall be robbed or punished."

And that—

> "we shall be free to base peace upon generosity and justice to the exclusion of all selfish claims to advantage even on the part of the victors."

In November, 1918, on the eve of the signing of the armistice, our allies specifically accepted the fourteen points, which we had given our pledge should be written into the peace treaty. Great Britain at the eleventh hour reserved the freedom of the seas and some questions as to indemnity for subsequent discussion.

Great Britain had given her open consent or silent approval to the President's peace proposals, indemnity, freedom of the seas, and all. And by every canon of law and every principle of honest dealing between men and nations, she was forever stopped from raising any question as to any and every construction which those proposals coveerd.

On October 6, 1918, the German Government wrote its first note to the President requesting the immediate conclusion of an Armistice. The note read in part:

> "It (the German Government) accepts the program set forth by the President of the United States in his message to Congress on January 8th, and its later pronouncements especially his speech of September 27th as a basis for peace negotiations."

Replying to this note on October 9th, "on behalf of the President," Secretary Lansing asked:

> "Does the Imperial Chancellor mean that the Imperial German Government accepts the terms laid down by the President in his address to the Congress of the United States on January 8th last and his subsequent addresses, and that its object in entering into discussions would be only to agree upon the details of their application?"

Replying to this note on October 12th, Dr. Von Solf, Secretary of State of the new German Government, wrote:

> "Replying to the President's questions, the German Government declares that it accepts the terms of President Wilson's address of January 8th and his subsequent addresses as the foundation of a permanent peace and justice. Consequently the German Government's object in entering discussions would be only to agree to the practical details of these terms. The German Government believes that the United States and the Allies also adopt President Wilson's position."

On October 14th, the United States Government replied to the above note, and referred in specific language to "the unqualified acceptance by the present German Government and by a large majority of the Reichstag of the terms laid down by the President of the United States of America in his address to the Congress of the United States on the 8th day of January, 1918, and his subsequent addresses."

It is out of these negotiations that the Armistice with Germany was signed on November 11, 1918. Germany accepted the terms of an armistice which made it impossible for her to resume hostilities, with the understanding that the fourteen points which had been enunciated by President Wilson and repeatedly confirmed by our allies, were made the basis for the peace treaty itself.

On December 2, 1918, in announcing to Congress the signing of the armistice, President Wilson reaffirmed in specific language the principles to which this government would be bound in arriving at the terms of peace.

He declared that the great nations which had associated themselves to destroy German imperialism had now "definitely united in the common purpose to set up such a peace as will satisfy the longing of the whole world for disinterested justice, embodied in settlements which are based upon something much better and much more lasting than the selfish competitive interests of powerful states."

He continued:

> "There is no longer conjecture as to the objects the victors have in mind. They have a mind in the matter, not only, but a heart also. Their avowed and concerted purpose is to satisfy and protect the weak as well as to accord their just rights to the strong."

Mr. Wilson referred with words of encouragement to the German, Austrian, and other peoples of Central Europe "who have but just

come out from under the yoke of arbitrary government and who are now coming at last into their freedom."

He said:

> "We must hold the light steady until they find themselves. And in the meantime, if it be possible, we must establish a peace that will justly define their place among the nations, remove all fear of their neighbors and of their former masters, and will enable them to live in security and contentment when they have set their affairs in order. I, for one, do not doubt their purpose or their capacity. There are some happy signs that they know and will choose the way of self-control and peaceful accommodation. If they do, we shall put our aid at their disposal in every way that we can."

While these generous words were still re-echoing thruout prostrate Europe, Mr. Wilson met Clemenceau, Lloyd George, and Orlando at Paris and gave his assent to a treaty which has resulted in prostrating Germany, dismembering Austria, and throwing millions of the common people of Europe into a condition of economic slavery.

The Treaty of Versailles took Germany's territory, European and foreign, without compensation. It took all of her ocean shipping and large portions of her inland vessels. It internationalized her great river system and made it a part of the high seas. It closed out all of her interests in foreign lands and abrogated all treaties which had given her commercial privileges and concessions before the war. It appropriated her natural resources, her coal, her iron, her phosphate. It gave a foreign commission control of her commercial and industrial life. Finally, after robbing her of the means by which to restore her economic health, it provided for quartering an army of tax gatherers and soldiers upon the German people indefinitely at Germany's expense to collect a crushing indemnity of $24,000,000,000 in gold.

In a masterly speech in the United States Senate, August 29, 1919, Senator Philander C. Knox, of Pennsylvania, former Secretary of State and Attorney General, said:

> "I am convinced after the most painstaking consideration that I can give, that this treaty does not spell peace but war—war more woeful and devastating than the one but now closed. The instrument before us is not the treaty but the truce of Versailles."

Declaring that the treaty constituted "the hardest peace of modern times," Senator Knox came to this conclusion:

> "The more I consider this treaty the more I am convinced that the only safe way for us to deal with it is to decline to be a party to it at all. I think we should renounce in favor of Germany any and all claims for indemnity because of the war and see that she gets credit for what we renounce, as indeed she should for the value of all she gives up as against a fixed and ample indemnity."

And he added these frank words:

> "The treaty as it stands can not be enforced. This is admitted by its proponents. The treaty as it stands is but a harbinger of other and greater wars."

Six months later, on February 10, 1920, Senator Borah declared in the Senate that the terms of the treaty had "wrecked the entire economic system of an entire continent," and "reduced to starvation millions of people, and perhaps prevented world peace from coming at all in this decade." He added:

> "This treaty in its consequences is a crime born of blind revenge and insatiable greed."

The prophecies made on the floor of the Senate of the results of the treaty of Versailles have ben abundantly fulfilled.

When this monstrous scheme for tyrannizing the world under a coalition of five great powers was offered to the voters of this country it was rejected by the most overwhelming majority in the history of the nation. The American people are not now ready to have this country, altho not a member of the league, assume the burden of helping to enforce the terms of the very peace which the rejected league of nations was designed to guarantee.

We are under no obligation to the Allies in respect to the treaty. The Allies were under the most binding moral obligation to write into the peace the terms which this country had formulated in principle and which they had proclaimed to the world as their own. At Versailles the imperialists who directed the policy of Great Britain, France, Italy, and Japan, deserted those principles, and repudiated the only vital relationship which bound them to this country.

It is the plain duty of the United States Government at this time to us its influence toward the fulfilment of the promises made by the responsible representatives of this country and the Allied governments during the war. This policy will not alone discharge our obligations; it will do more than that. It will take from the backs of unborn generations in Central Europe, intolerable burdens laid upon them unjustly for the sins of their fathers. It will build for the peace of the world a foundation of justice and honesty. It will open the channels of trade. It will revive American industry and free the commerce of the world from the strangling influences of militarism.

It is not required that we should attempt to dictate a peace settlement for the rest of the world, but we can withhold our assent and moral sanction from the cruel and unworkable peace which has been made. Failing to do that, after pledging ourselves to a settlement based upon the fourteen points—which had been approved by the Congress, acquiesced in by the Allies, and accepted in good faith by the Central Powers—we shall stand convicted before the world as a nation without honor, and unworthy to be trusted to fulfill the pledges it has made.

La Follette's

Dr. Speer on "What the Church Ought to Stand for in the Economic Struggle of Today"

(Ohio University, Columbus, on October 13.)

He points out his position in a reply to a letter addressed to him. He says, "I tried to make six points in my address. Two were preliminary.

(1) The first was that the end of education is citizenship, to prepare men to fulfill all their relationships in organized human society, that character and culture are essential values which are not the end of education in citizenship but are means to that end and to be won only thru it. (2) That such citizenship must be adequately conceived, that race and nation are facts belonging to it, but that its end is the citizenship of all humanity and of all eternity foreseen in St. John's city: "And the nations of them which are saved shall walk in the light of it; and the kings of the earth do bring their glory and honor into it. And the gates of it shall not be shut at all by day; for there shall be no night there. And they shall bring the glory and honor of the nations into it."

Education that was to accomplish such ends and to fit men to carry the world forward into a better and truer order, I went on, must present to them the ideals of such an order and introduce them to the sources of moral energy and reenforcement by which such ideals could be realized and I named four such ideals. I described them in economic or general terms, as the occasion required, but are not all of them indisputably Christian?

I

The law of gain must yield to the law of use, selfishness to service. The principle of competition must be displaced by the principle of coöperation. The former conceives human life as a struggle between strong and weak and human progress as the elimination of the unfit by the fit, for the advantage of the fit. We repudiate this conception of human society. We believe humanity to be an organic whole, a body which must suffer or be honored together, whose true law of life and progress is not internecine struggle, but mutual brotherly effort to achieve gains in which all share and in which the profit of each is not the loss of others, but the profit of all.

This is the Christian doctrine. Luke 22: 25-27, Mark 10: 45, Rom. 12: 4, 5; 15: 1, 1 Cor. 12: 12-27, Gal. 6: 2. It is the conception of history and politics which some scholars set forth long ago, and which is at last slowly making its way into all men's minds. Orestes Brownson had clear glimpses of it. It is the principle of the new economics. Judge Gary got the steel manufacturers together in a partial acceptance of it. Bankers like Mr. Lamont and Mr. Davison see it clearly. The new Chinese Consortium is a recognition of it. Mr. Gompers ostensibly repudiates it, holding to the idea of a necessary conflict of interest between capital and labor, but I think in his heart, as a broth-

erly human being he accepts it. All men must accept it except bad men or the color blind. It is the simple fact about the constitution of God's family, humanity. This fact does not exclude rivalry but it does change its object. It becomes rivalry in service, not in profit.

II

Personal values must be recognized as above and behind material and property values. This too is the clearest Christian teaching. Matt. 6: 24; 7: 12; 16: 26; 1 Cor. 3: 11-13. Christianity, not so say any religion whatsoever, or even any spiritual view of life, rests on this judgment of values. It was one meaning of the incarnation and the Crucifixion, and it was just what the Resurrection asserted—the spirit sanctifying all things, and yet supreme over all things. The contrary estimate of porperty as superior to persons, long controlled men's thoughts and lasted on into the penal legislation of modern times. Political economy was written in terms of things and nineteenth century industry rested on that economy. But the Christian view has won its way. Materialistic opinions are now, for the most part, held deliberately only by some of our college faculties or by red factions. The world doesn't hold them and the war experience discarded them. And economics and industry and politics recognize the personal factor as the central factor. President Hadley told me he was writing a new book on economics from this view-point. I pointed out that this recognition of the supremacy of personal values was the true sanction of private property; that private property was essential to the security of individual freedom and the right of personality; that the new day must be a day of richer freedom, of ampler and larger persons and that material wealth is meant to be tributary to this and not preventative of it. No class is free from the peril of foregetting these things.

III

The principle and ideal of unity must prevail over the principle of division. This was the third point. Surely it is valid. Education rests upon it and seeks for it—the unity of truth and life. It is the central most distinguishing principle in Christianity as is clearly seen from the study of comparative religion. And the New Testament teaching is unmistakable. Acts 13: 26; John 10: 26; 17: 21; Eph. 1, 10, 21, 23; 4: 4-6, 16, 25; 1 Cor. 15: 28; Col. 1: 16, 17. All human history is the struggle of this principle against the forces which oppose it. It is the principle embodied in the human family, which, for that very reason, is the institution which has held mankind together. Partisan and separatist influences have their part to play in developing the possessions which are to be brought into the common inheritance. The forces of division and unity, intermit and oscillate but all in the interest of the ultimate unity. Have you read President Tucker's "My Generation," and his studies of this oscillation? The modern world in sanitation and hygiene and in international finance has set itself resolutely for the achievement of unity on the broadest scale. We knew something of the meaning of it while the war lasted. It remains

for us in the life of the nation and in world politics in peace to be as clear sighted and as resolute. This principle of unity does not mean, as you suggest, internationalism in any evil sense. Nationality is obviously a part of the machinery of God's education of man. But the principle certainly does mean in the future new and truer forms and spirit of human organizations. Can anyone think otherwise? Can he suppose that we have reached the goal? Is the work of Christianity achieved or is human progress ended?

IV

The last point had to do with the conception of leadership. I quoted the saying of a twelfth century monk about the passing of the time for personal leadership and the coming of the day of collective leadership. He was but paraphrasing Christ's word in John 16: 7. My point was only an effort to make it plain that democracy means not no leadership but collective leadership, and that our modern education should breed in men the sense of corporate honor and wisdom, the solidarity of common vision and loyalty. What hope is there for us if in a democracy, the people are not, under God, responsible and therefore both free and bound to do their own thinking? I know that there are many people in America who do not believe in democracy. I do. And I think our colleges ought to be its stronghold and that they should raise up men who think of all men as Christ did, and who as one with all men are open to the illumination which is available only to the body. This is no new idea. It is as old as Christianity and older. John 10: 34, 35; 11: 8-11; Acts 11, 17. Professor R. E. Thompson set it forth in a great book, a generation ago, now too little read, "The Divine Order of Human Society," in which he quoted the New Testament passages which assert the collective principle in knowledge and progress. 2 Cor. 3: 18; Eph. 3: 18; 4: 13, 16. Who writes a book on psychology or social or political science today and does not recognize this principle?

As to further authorities for these opinions, the New Testament, and the moral order of the world which confirms it, is enough for me. But it would be easy to cite a good part of the literature of the last generation. The dynamic and biological conceptions, which are in the New Testament, have crowded out in the living world the old static and mechanical notions.

And these are surely the thoughts of the coming generation in spite of many of their teachers. This is what reassures us. The destructive influences of today, economic or social, bourbonism at one extreme and the red forces of communism or lawlessness at the other, can be overthrown only by truth or by authority resting upon truth. Each one of the four truths which I tried to set forth confronts and counters these influences. There is no other way as effective of meeting and overcoming them. It would be easy to show this in detail if it were necessary. These truths are fatal to class dominion whether of bourgeois or proletariat, to violence and disorder, to selfishness of individuals, group or nation, to disrespect for rights on one hand or

to the substitution of rights, real or fancied, for duties on the other, to the warfare of interests which leave the non combatant majority to bear the burdens, to whatever is wrong and to whatever is unbrotherly.

I can not conceive that you should disagree with these principles if once they are clearly stated, unless I am wrong in supposing that they are among the principles of Christianity. I can conceive that two groups would not agree with them. Those who reject the Christian ideals will disagree, and those Christians also who think that the Christian principles are theoretically ideal but are applicable only in heaven or in a world which is perfectly Christian and that meanwhile the opposite ideals are the only valid ones and that Christians must conform to them and must regard any effort to displace them with the Christian conceptions as revolutionary and wrong.

I have written at too great length but it has been difficult to write so briefly. I do thank you for your warm friendship, never more truly shown than in your letter, and with kind regard, I am, very cordially yours. *Robert E. Speer.*

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Brass Check. A study of American Journalism by *Upton Sinclair*. Published by the Author, Pasadena, California. 2nd edition 1920. 445 pages. $1.00 postpaid.

This is the most remarkable book we have read in many a year. It is more fascinating than any book of fiction since the "Count of Monte Christo," and yet it is only the simple story of the author's experience with the Press of this country, with some pertinent reflections thereon. The writer says it has been his rigid rule thruout the book, to give the facts, and nothing but the facts. And one can well believe that he has stuck to this rule, for if he had not given the facts, and facts that could be proven to the satisfaction of a court of justice, he would be in jail by this time.

The "Brass Check" is not an arraignment of American Journalism in general, no, it is very specific and personal, mentioning the papers and periodicals by name, and charging them with misrepresentation, suppression or distortion of the truth, wilful lies, systematic persecution, murder of a man's reputation, and every crime on the journalistic calendar. The leading papers of the country, in New York, Chicago, San Francisco, Los Angeles, Seattle, Butte (Mont.), Boston, and elsewhere, are thus exposed as deliberate poisoners of the public mind, in the interests of their capitalistic owners.

Upton Sinclair became famous over night, some years ago, when he published the "Jungle," a book in which he pilloried the iniquities of "Packingtown," the shameless disregard of every rule of hygiene and decency practiced by the Packers in the Chicago stockyards. That book naturally brought upon him the deadly hostility of the "Big Five." Some years later he wrote "The Money Changers," in which he attacked the kings of high finance. As a Socialist and fearless critic of the evils of vested interests be became one of the best hated men of the country.

But what makes his book so valuable is the convincing way in which he shows that the capitalistic interests of the country absolutely own the press and the news service of the nation. They thereby have it in their power to mold public opinion, to exploit the people without their even knowing it, to rule the economic and political life without the possibility of arousing and organizing a popular revolt against this universal bondage. If a man becomes dangerous, they kill him by skilfully besmirching his character, his private life, or his motives. If they don't succeed in that, they ignore him, and the only medium of expression that is left him is the Liberal or Radical Press, whose circulation is comparatively negligible. The "Associated Press" practically controls more than 900 papers of the country by giving, or withholding from them, its franchise. Sinclair had very unpleasant experiences with the A. P. and denounces its methods in scathing terms.

Most earnestly do we advise every one of our readers to get the book. The price is very low, and the information contained in it is worth a great deal more. The author's courage is almost sublime. Only the sincerity of his purpose and consecration to a great cause can uphold him and prevent a physical and moral collapse.

As to the peculiar name: In a house of prostitution, so Travers Jerome stated during his campaign for district attorney, a brass check is given to its patrons. "The brass check," Sinclair says to the journalist, "is the price of your shame—you who take the fair body of truth and sell it in the market-place, who betray the virgin hopes of mankind into the loathsome brothel of Big Business."

The Portrait of the Prodigal. Life Studies in the Experiences of the Prodigal Son by *Joseph Nelson Greene.* The Methodist Book Concern. 1921. 215 pages. $1.50.

The author deals here, as many have before him, with the story of the Prodigal Son. Dickens has called it the most touching story in literature. The prodigal is viewed as a type of universal man rather than of the sinner only seeking and finding God. He says, "The unfailing charm of the parable of the prodigal is its exceeding humanness. It mirrors life. The prodigal is the universal man. His experiences are the common experiences of the human lot. His mistakes are the mistakes of mankind. The cries which fall from his lips are cries having a familiar ring in every age. His yearnings, his suffer-

ings, his penitence, and his transformation are experiences which have been repeated in countless lives thru the centuries. When we see the prodigal, we see man. When we come to know him we have gotten acquainted with ourselves." He follows the career of the son thru all its stages, from his "quest for experience," his "descent into degeneracy," and his "pitiless distress" to the "enthronement of sanity," his "return to normality," his "honest confusion" and "the parental reception." The book is an attractive interpretation of the prodigal's experiences from the psychological and practical standpoints. It unfolds the surprising depth of thought underlying that simple story, is felicitous in its applications, and pleasing in style.

What Must the Church Do to Be Saved? by *Ernest Fremont Tittle*. The Abingdon Press. 1921. 166 pages. $1.25

This book contains the Mendenhall Lectures, delivered by the author in 1920, at De Pauw University. The object of these lectures is apologetic; they are to be on "the evidences of the divine origin of Christianity and the inspiration and authority of the Holy Scriptures." With the changing times the ways and methods of Christian apologetics must necessarily change also. Paley's Evidences and Butler's Analogy performed a useful task against the Deistic and Rationalist world views of their age, but today the apologist will have to show how Evolution and Sociology affect Christian thought. While the old defender of the faith had to grapple with philosophy, we moderns have to come to an understanding with the results and theories of the exact sciences. It would not do to refuse to see that the attitude of the modern man is profoundly influenced by the progress of science and the great movements of thought. The masses of the people are slipping away from us, and most of the leaders in the scientific world look upon us as hopelessly behind the times. If the church is to be saved, that is, to be *saved from inefficiency*, from a failure to render the present age the service that she rendered other ages in the past, we shall have to try to catch up with the times.

"The thought forms of religion, its doctrines, must be kept alive if the church is to function in any great and helpful way." The dogmatist may decline to budge from his position. He may claim that he is contending for the faith once delivered to the saints. But he forgets that while, indeed, there are certain fundamental facts which no progress of science can explain away, the conception and presentation of these facts cannot be cast and held in rigid forms; they must show capable of adaptation, they must readily flow into the new moulds furnished by the necessities of an onward-pushing age. Only if theology is willing to recast its terminology in accordance with modern psychology and biology, can it demand the respectful attention of the leaders of the thought of today. Only if the church learns to speak in the language of the 20th century Christian, and the needs of the present time, can she hope, not only to survive, but experience a rejuvenation.

Again, the church must learn, more than ever before, that she is

a means, not an end. Her concern must never be to keep her own machinery going. She is to serve the community. Sectarianism is more than ever an anachronism. Neither sect nor race must circumscribe the boundaries of her mission or benevolence. The Great War has accentuated the solidarity of the race. It has brought home to us the universality of Christian ideals. Christian democracy is the need of the hour. The War has not made the world safe for democracy. The author does not go as far as another great writer, who claims the war has made the world safe from democracy. But he condemns the unchristian spirit of hatred engendered by the war, and still altogether too much alive. He opens the eye for our own sins and shortcomings instead of fostering the Holier-than-thou disposition of the Pharisee and the hypocrite. Unless the church actually begins to practice the principle of brotherhood over against class distinction and class pride, and makes a family of nations possible by the enthronment of justice and righteousness, she can not serve the world as Christ wants her to serve, and the sore need of the world demands.

The doctrines the author thinks require modification and restatement in order to bring our faith into living contact with modern humanity, are the fundamental ones of God, Sin, and Salvation. The whole argument, especially in the chapter, entitled "The Changing Conception of God," follows somewhat Rauschenbusch's "A Theology for the Social Gospel." Change, he says, is often another name for growth, and he goes on to show how, in the Old Testament, Jahveh, the tribal God of Israel, comes to be the God of the whole earth, in the prophets. From an arbitrary and capricious being, who often has to be propitiated with sacrifices, he rises to the fulness of his development in the God the pillars of whose throne are justice and righteousness. Instead of the smell of sacrificial beasts he requires of man to do justly, to love mercy and walk humbly before God. The writer quotes approvingly the saying that "an honest God is the noblest work of man, that is to say that as man grows, so grows his idea of God. The sovereign "potentate" of Augustine, the divine "watchmaker" of Deistic theology has become with us the indwelling spirit, the infinite and eternal Energy from which all things proceed. By this, however, he seeks to stress only the idea of the divine immanence, the personality of God is to him also the highest and truest symbol we can ever find for the expression of his being.

The doctrine of sin has likewise had its evolution in man's history. At first it was regarded as a ceremonial defilement or the breach of a more or less arbitrary divine enactment. The prophets taught that no man could be right with God who was wrong with his neighbor. Jesus traced the nature of sin back to the attitude of the heart, it is the lack of love to God and man.

The apostle Paul makes Adam responsible for the sin of the race. According to the writer, that means to us only that there is a continuity of evil, stretching back thru the centuries, and out over the nation; but the moral weakness only is transferred, not the guilt of the first man.

In the chapter on Salvation the writer does not seem to have grasped the real meaning of the redemption that is in Jesus Christ. It is true that many of the conceptions of the "scheme of salvation" are artificial and unsatisfactory. It is also true that it is wrong to represent God as one who is to be made willing to forgive, by the propitiatory sacrifice of Jesus Christ. Since it was God's own love which caused him to send Jesus as a saviour into the world, there can be no doubt of His willingness. It is true, once more, to say, as the author does, that all man has to do to secure salvation is to repent and believe. But he fails to see that Christ's life and sacrifice made salvation possible. It is the unanimous teaching of Scripture that Christ died for our sins, that He bore our sins, that His death was a propitiation for our sins; not that His dying made God willing to forgive, but that He died to vindicate divine justice and, at the same time, to exhibit the exceeding greatness of divine grace. Scripture teaches that in and thru the death of Christ man's sinful nature is given over unto death in principle, and that with his resurrection the believer rises to newness of life. Thereby His death and resurrection become the cardinal facts of His saving life and work.

But if the author, to a certain extent, depletes the great doctrine of the atonement, if here and there he makes concessions or modifications we cannot quite subscribe to, in the main his book is well worth reading. It is stimulating, instructive, abreast of the times. It brings home to us the necessity of modernizing our language and conceptions in pulpit and professor's chair, so as to reach the men of today and win them for Him who came to give us life, life more abundant.

The Question of Miracle, by *Edwin Lewis*, Professor in Drew Theological Seminary. The Methodist Review, May-June number, 1921.

We want to call attention to this able article by Prof. Lewis, in the current number of the "Methodist Review." The question of the miracles of the Bible is to many a stumbling block. The time has gone long since when the apologist employed the miracles of the biblical record as evidences for the truth of the Christian religion. He now feels himself obliged, conversely, to prove the reality of the miracles by the credibility of the Christian faith and its witnesses. Nevertheless we can never give up the miraculous element of our religion.

Professor Lewis says rightly, the question whether there can be, and have been, miracles or not, rests on the kind of world view one has. The materialist, to whom matter and energy are everything; the idealist, who identifies God and things; the deist, to whom God is the slave of his own order: all these cannot tolerate any miracle. Only for him who has a Christian conception of God, nature and man, does the discussion of miracle assume importance.

The Christian has a theological view of the world and especially of the history of man. He believes there runs thru it a divine purpose, which finds its authoritative and documentary expression in the Old and New Testament. These records tell us that God has revealed

himself to a particular nation thru chosen men, for the purpose of self-communication. This process of self-revelation has found its consummation in the life and person of Jesus Christ. The Christian is assured that he has good and sufficient reason for this his view of the world and the history of man, for it is the only one that meets the intelectual, moral and spiritual requirements. The author, however, does not enter into the discussion of this phase here.

He says, when our eye is on this spiritual movement as a whole (he means what we call in German "Heilsgeschichte"), we are not concerned about the authenticity of any given miracle. The plagues in Egypt may have been ordinary events interpreted in the light of later results; the stories connected with Elijah and Elisha may be explained as due to the gradual idealizing of popular national heroes; the book of Jonah may be accepted as allegory rather than as matter-of-fact history: but the history of Israel as a whole will retain its character as a record of an altogether unique, divine self-revelation. And whatever be said of this or that miracle in the New Testament, there remains the supreme miracle of Christ in this sense, that he stands as the final and indubitable evidence of the divine activity which is exerting itself for the saving of man.

However, if we are not slavishly bound to uphold every miracle in the biblical record, given such a man as Jesus Christ and, to a lesser extent, the men of God in the Old and New Testaments, the occurrence of miracles seems highly natural. They are not a violation or a suspension of the natural law, but the effect of new forces that have been released by the sovereign Lord of human history. They are spiritual forces requiring for their operation the vehicle and atmosphere of faith, but they reach into the natural world, which is only as it ought to be as long as the natural world is acted upon by the divine spirit, and as long as we hold that the world of nature must make room more and more for the kingdom of God. We agree with the writer on nearly every point as far as we can see, and advise an attentive study of his thoughtful essay.

Textbuch zur systematischen Theologie. Von **Prof. Dr. theol. R. H. Grützmacher.** A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Leipzig 1919. 208 Seiten. Preis können wir nicht angeben.

Dieses Textbuch zur systematischen Theologie und ihrer Geschichte von dem bekannten Erlanger Theologen steht, soweit wir wissen, einzig in seiner Art da. Es ist nicht etwa eine kurz gefaßte Schilderung und Kritik der modernen systematischen Theologie, wie sie uns Frank und andere gegeben, sondern es ist ein Quellenbuch („Source Book“). Es gibt die Grundzüge der einzelnen Systeme in **den Worten ihrer Verfasser selbst auszugsweise** wieder. Man kann sich denken, wie interessant und lehrreich das ist. Man liest nicht das Urteil eines andern über ein theologisches System, sondern der Verfasser läßt die einzelnen selbst reden. Neben den Theologen sind auch die Philosophen Hegel und Kant in ihrer Beziehung zu Religion und Sittlichkeit berücksichtigt worden.

Das Buch hat 14 Kapitel. Im 1. Kapitel wird einleitungsweise den Altlutherischen Theologen Gerhard, Calov und Quenstedt das Wort gegeben. Es folgt dann Schleiermacher; dann Hegel und die von ihm beeinflußte Theologie und Religionsphilosophie; darauf R. Rothe und der Philosoph Schelling. Das 6. Kapitel ist der Erlanger lutherischen Theologie gewidmet in ihren Vertretern: Hofmann, Thomasius, Frank und Ihmels; das 7. den stark konfessionell-lutherisch gerichteten Kliefoth, Philippi und Vilmar. Dann folgen die positiven Vermittlungstheologen J. A. Dorner und Jul. Müller; die Biblizisten Beck, Cremer, Kaehler (Kaehler wird mit großem Unrecht von vielen der Ritschlschen Schule zugerechnet. Siehe z. B. Orr, „The Ritschlian Theology," p. 27). In Kap. 10 erhalten wir die Hauptvertreter der positiven Theologie der Gegenwart: Schlatter, Schaeder, Lemme, Stange, Mandel. Dann folgt der Neukantianismus. Kants Religions- und Sittenlehre wird in ihren Hauptzügen aus seinen eigenen Worten beleuchtet. Auf ihn geht Ritschl und seine Schule in wesentlichen Punkten zurück (Kap. 11 und 12). Heim (siehe „Rundschau" unten) wird ein besonderes Kapitel gewidmet. Das Buch schließt mit den religions-geschichtlichen Theologen: Dilthey, Tröltsch, Gunkel, Greßmann.

Die Auswahl der Vertreter der einzelnen Systeme ist im ganzen treffend, soweit wir sehen, die Darstellung ihrer Gedanken in ihren eigenen Worten wohl gelungen, obwohl man selbstverständlich aus den kurzen Auszügen nicht in allen Fällen eine genügende Kenntnis erhält. Wir kennen kein anderes Buch, das einem in kürzester Zeit und so zufriedenstellend einen Ueberblick über die gesamte neuere systematische Theologie gewährt. Als Nachschlagebuch ist es in diesem Fache fast unentbehrlich. Ein Personen- und Sachregister ist beigefügt.

Wir empfehlen jedem theologisch interessierten Pastor die Anschaffung des Buches aufs angelegentlichste. Eine Dollarnote, in einen **registrierten** Brief gelegt und an die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, Königstr. 25, gesandt, bringt das Buch ins Haus (ungebunden).

Die Weltanschauung der Bibel. Von Karl Heim. 2. Aufl. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Leipzig, 1921. 87 Seiten. Preis etwa 50 Cts. in unserm Geld, Porto eingerechnet.

Prof. Karl Heim von Tübingen (siehe „Rundschau" im Septemberheft) bietet uns hier in der 2. Auflage vier Vorträge, die er vor der evangelischen Gemeinde in Münster (Westfalen) im Sommer 1919 gehalten hat. In dem ersten derselben, betitelt: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat," zeigt er, daß die Wissenschaft keine Antwort gibt auf die Frage nach dem Ursprung und Ziel der Welt, noch auch das Rätsel des Menschenlebens löst. Wenn sie nicht einfach materialistisch ist, so ist ihr Gott entweder die Weltseele, die alles Weltgeschehen durchflutet, aber nicht ein von der Welt unabhängiges Dasein hat, oder sie stellt dem unendlichen Geist eine materielle Welt entgegen, über die er keine allbestimmende Macht hat. (Man denke z. B. noch neuerdings an Wells' Idee von einer durch die rohen Kräfte des Weltlebens beschränkten Gottheit. Der Rezensent.) „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist." Nur dem christlichen Glauben ist diese Welt das Werk des schaffen-

den göttlichen Geistes. Er weiß: „Die Erde ist des Herrn und alles, was darauf wohnet.“

Aber (Kap. 2) wie ist der Riß ins Dasein gekommen, der Kampf ums Leben, der durch alle Gebiete der Natur geht? Er ist nicht etwa bloß ein Mittel zum Guten (Antwort des Optimismus), noch ist Leben Leiden (Pessimismus, Buddha), sondern findet seine Erklärung am besten durch die Lehre von dem Eindringen der Sünde und der Verderbnis, die ihr folgte, wie solches 1. Mose 3 bildlich, aber tiefwahr darstellt.

Die Erlösung (Kap. 3) kommt von oben, durch die Tat **eines** Menschen, des Mittlers zwischen Gott und Menschen, und zwar durch die Tat des Kreuzes. Dies Kreuz ist der Platz, wo die Geister sich scheiden (selbst ein Goethe will von der Dornenkrone nichts wissen), aber es ist der Tatbeweis der Gotteskraft, die zur Rettung führt.

Das Büchlein schließt mit dem Ausblick auf die Vollendung. Das böse Gewissen bürgt dir dafür, daß es eine Vergeltung gibt, aber Kreuz und Auferstehung Jesu verbürgen uns, daß wir hoffen dürfen auf einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Die Sprache ist einfach und oft schön und schwungvoll. Das erste Kapitel ist das beste, aber das ganze Werkchen ist ansprechend und empfehlenswert.

Zentralfragen der Dogmatik in der Gegenwart. Von Prof. Dr. theol. Ludwig Ihmels. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Leipzig. 4. Aufl. 1921. 193 S. 16 Mark geb. (vielleicht $1 in unserm Geld).

Es sind dies sechs Vorlesungen, bei einem theologischen Fortbildungskursus vor sächsischen Volksschullehrern gehalten. In den Händen der Volksschullehrer liegt bekanntlich drüben auch der Religionsunterricht in der Volksschule. Die große Mehrheit dieser Leute, wenigstens in Sachsen, ist radikal gesinnt. Sie haben den Glauben an das „Dogma“ verloren. Ihr Streben ist wesentlich darauf gerichtet, an Stelle der alten Glaubenslehre einen „Gesinnungsunterricht“ zu setzen, d. i. ihn in Morallehre zu verwandeln und dabei das biblische Material, soweit als tunlich, zum Behuf der Veranschaulichung heranzuziehen. Kein Wunder also, daß die Kirche ein Interesse daran hat zu zeigen, daß wir im christlichen Glauben nicht der Heilstatsachen entbehren können, also auch ohne Dogmen nicht auszukommen vermögen.

Die 1. Vorlesung handelt von dem Verhältnis des Glaubens zum Dogma, die 2. vom Wesen und der Absolutheit des Christentums, die 3. von dem Wesen der Offenbarung, die 4. von der Person Jesu, die 5. von seinem Werk. Ihmels gehört zu der sogen. Erlanger-Schule, er ist ein Jünger von Hofmann und Frank. Die Eigentümlichkeit dieser Schule ist neben entschiedenen ausgeprägtem Luthertum die starke Betonung des Geschichtlichen in der göttlichen Offenbarung, also in **der** Beziehung ein Hinausgehen über die Starrheit des Altluthertums und ein besseres Verständnis für psychologische und entwicklungsgeschichtliche Faktoren. In der Dogmatik ist diese Theologie durchaus basiert auf der Tatsache der christlichen Erfahrung, also dem persönlichen Glaubenserlebnis. Von diesem Standpunkt aus werden alle obigen Zentralfragen behandelt. Man kann sich daher denken, daß trotz aller mo=

dernen Orientiertheit des Verfassers der liberalen Theologie keine Konzessionen gemacht werden.

In der letzten Vorlesung von der Glaubensgewißheit ist Ihmels besonders in seinem Element. Er zollt Frank großen Tribut für seine grundlegenden Arbeiten auf diesem Gebiet, daß er nämlich in seinem System der christlichen Gewißheit nachgewiesen habe, bezüglich der christlichen Heils- und Wahrheitsgewißheit gebe es keinen allgemein gültigen wissenschaftlichen Beweis, sondern nur ein persönliches Gewißwerden aufgrund innerer Erfahrung. Während aber Frank diese Gewißheit auf das Erlebnis der Wiedergeburt gründet, beruht sie nach Ihmels auf dem Glauben an Christum, beziehungsweise auf dem Glauben an das Wort von Christo. Ihmels ist der Ansicht, daß sie auf diese Weise nicht den Schwankungen unterworfen sei, die eine zeitweilige Unsicherheit bezüglich der Wiedergeburt verursachen müsse.

Das Buch wird den aufmerksamen Leser in den Grundtatsachen des Glaubens zu größerer Klarheit und Festigkeit führen.

Luthers Charakter. Von Prof. Dr. theol. W. Walther. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Leipzig, 1917. 214 Seiten. Preis in Deutschland Mk. 7,60.

Diese Schrift war zum 400jährigen Jubiläum der Reformation im Jahre 1917 geschrieben. Es liegt auf der Hand, warum sie damals nicht besprochen werden konnte. Sie hat aber inzwischen nichts an Wert verloren, und in diesem Jahre des 400jährigen Gedächtnisses von Luthers Auftreten zu Worms ist sie uns eine besonders willkommene Gabe.

Luthers Charakter wird nach folgenden Seiten beleuchtet: Seine Offenheit und Wahrhaftigkeit, seine Selbstlosigkeit, seine Demut und sein Selbstbewußtsein, sein Mut, Selbständigkeit und Optimismus, seine Leidenschaftlichkeit, sein Gemüt. Die Schwächen, die er als Kind seiner Zeit oder seiner Naturanlage noch hatte, werden nicht verschwiegen, doch sie beeinträchtigen nicht die nie sich vermindernde Freude, die wir an dem Werden und Wirken des gewaltigen Mannes haben.

Was dem Buche seinen besonderen Reiz gibt ist die Tatsache, daß der Verfasser aus dem reichen Schatz seiner Lutherkenntnis uns eine große Fülle von Lutherworten und -anekdoten darbietet, die zum Teil noch gar nicht allgemein bekannt waren. So z. B. erzählt er uns, daß Luther später sich starke Vorwürfe darüber gemacht habe, daß er zu Worms nicht entschiedener aufgetreten und bei Gelegenheit seines berühmten Bekenntnisses die Möglichkeit des Irrtums zugegeben habe in den Worten: „Es sei denn, daß ich durch Schriftzeugnisse oder helle Gründe überführt werde.“ Das habe er auf das Drängen seiner Freunde, die zur Mäßigung rieten, getan, es habe ihm aber später schwere Gewissensbisse verursacht.

Er läßt also überall Luther reden, und man schaut dem Gottesmann tief in sein aufrichtiges, starkes, kämpfendes, freud- und leidbewegtes Herz. Der Verfasser schildert höchst anschaulich, die Sprache ist volkstümlich, und wer sich das Buch anschafft, wird bald seinen Luther noch besser kennen und mehr lieben als zuvor. Wir möchten uns unter keinen Umständen von dem Buch trennen.

❊ Magazin ❊

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 23. Band. St. Louis, Mo. September 1921.

Kodex M und Kodex N in der Jubiläumsbibliothek.

Von Prof. Karl Bauer.

Im März und im Mai dieses Jahres hat sich die synodale Literatur um zwei Codices (oder sagt man im modernen Styl Kodexe?) vermehrt, die nicht nur bei ihren Verfassern, sondern auch bei den Lesern Aufsehen erregt haben. Jedenfalls sind die beiden Aufsätze als „codex argenteus" und „codex aureus" zum Elmhurst-Jubiläum gedacht. Die beiden Kodexler sind Extremisten und zwar an den entgegengesetzten Enden der Reihe, also Antipoden. Sie vereinigen sich jedoch im Tadel gegen die Elmhurster Anstalt resp. gegen den Schreiber gegenwärtigen Artikels. Sie bringen es also fertig, sich als Gegenfüßler zu plazieren und dabei doch zu singen: Lehn' deine Wang' an meine Wang'. Das Lustigste an der ganzen Komödie ist aber, daß N in diesem „quidproquo" den Verfasser gegenwärtigen Artikels, der offenbar die Mitte hält, noch weit hinter M rückt, sozusagen noch hinter den Neptun in die absolute Sonnenferne hinaus. Aber auch M gefällt sich in unrichtiger Darstellung. Beide setzen sich mit souveräner Verachtung über die Tatsachen hinweg. Beide konstruieren sich aus ihren Hirngespinsten einen Popanz, den sie dann angesichts der ganzen Pastorenschaft, die zu dem Schauspiel geladen ist, mit großem Selbstgefühl über den Haufen schießen. Wenn's nur tüchtig knallt! Was macht es dann aus, wie die beiden Popanze sich von einander unterscheiden?

Es liegt mir hier nur daran, die Manipulationen aufzuzeigen, durch welche die Schreckbilder zurechtgemacht worden sind, nach denen so fleißig geschossen und geworfen wird. Mit Bezug auf M wollen wir hier aber doch daran erinnern, daß die Steine durchaus nicht alle in einer Richtung fliegen müssen. Ich will mich aber nicht aufs Schelten verlegen. Denn es ist sicher unstatthaft, wenn Eden und Elmhurst sich in der Oeffentlichkeit befehden, und wenn öffentlich oder auch weniger öffentlich ein Keil zwischen die beiden Anstalten getrieben wird. Aber Verteidigung und Richtigstellung muß erlaubt sein,

wenn der bedauerliche Angriff erfolgt ist, wenn Entstellungen und Übertreibungen den Eindruck der Wahrheit erwecken wollen. Fast noch bedauerlicher als der Angriff selbst ist die Tatsache, daß M, trotzdem er direkt und indirekt von verschiedenen Seiten auf die Unrichtigkeit verschiedener seiner Angaben hingewiesen worden ist, es dennoch unterläßt, in seiner neuesten Kundgebung im Juliheft des „Theologischen Magazins" eine Richtigstellung zu geben. So muß es denn ein anderer für ihn besorgen. Zwar erwähnt er selbst im Juliheft gewisse Anfragen aus dem Kreise der Synode und bezieht sich deutlich auf seinen Artikel im Märzheft, aber nur so wie einer, der auf die Frage: Warum redest du also gegen meinen Freund? gleichmütig antwortet: Ach ja, die Kartoffelpreise sind immer noch recht hoch. Wie nimmt sich da das Schlagwort aus, das wir seit einiger Zeit immer wieder aus dem Predigerseminar in die Synode hinein schallen hören: Wir brauchen Männer!? Auch M sagt im Märzartikel zum Schluß: „Wir brauchen Männer, keine Wetterfahnen." Stimmt. Aber es gibt doch verschiedene Arten von Männern, und lieber als die starrköpfigen Männer sind uns diejenigen, die sich wenigstens soweit drehen können, daß sie von einem falschen Standpunkt, von einem deutlich aufgezeigten Irrtum abgehen.

„Bei der Schlußfeier in 1920 wurde jede Rede englisch gehalten." Nein, einer der Abiturienten hielt eine deutsche Rede. Wenn aber wirklich keine deutsche Rede gehalten worden wäre, und wenn bei uns alles englisch wäre, so wäre damit noch lange nicht der Vorwurf berechtigt, daß das Proseminar nach Nichtwisserville verlegt sei. Aber jedenfalls ist nach M das Lehrerkollegium selbst eine Art Nichtwisserville, sintemal es die erforderlichen deutschen Lehrbücher nicht verfaßt hat. Dafür gibt es jedoch verschiedene gute Gründe, die auch M bei ruhiger Überlegung sehr wohl hätte finden können. Es handelte sich da um eine ganze Reihe von Lehrbüchern, und wer hätte die Kosten der Drucklegung getragen? Wegen des Unterschieds in den behandelten Lehrstoffen hätte man bei unsern Büchern nicht auf Absatz in der Pastorenschaft rechnen können, wie es bei den aus dem Predigerseminar kommenden Lehrbüchern der Fall ist. Ferner ist die Plötzlichkeit zu nennen, mit der wir vor die Schwierigkeit gestellt waren. Und endlich tragen unsere Lehrer seit Jahren eine übermäßige Arbeitsbelastung mit Lehrstunden bis zu 30 in der Woche nebst den dazu gehörigen Korrekturen. Und manche der von uns gelehrten Fächer erfordern eine größere Geistesarbeit als manche theologische Disziplin. Dennoch gönnen wir dem Kritiker das kindliche Selbstgefühl, das sich in den Wor-

ten ausspricht: „Kann man das im Proseminar nicht? Wir im Predigerseminar bringen das fertig.“ Was würden übrigens die Gegenfüßler von M, alle die Ns, dazu gesagt haben, wenn man auf eine doch nur kurze Reihe von Jahren eine ganze Reihe deutscher Lehrbücher gedruckt hätte? Und nachdem die deutschen Bücher durch die tatsächliche Lage — die Lage heißt Wilson—, nicht mehr erhältlich waren, und englische gebraucht werden mußten, hatte man im Unterricht mit dem passiven Widerstand der Schüler zu rechnen, wenn man Unterrichtssprache und Lehrbücher wieder ganz deutsch gestaltet hätte. Übrigens ist der einzige Professor, der nach M ausschließlich deutsch in der Klasse spricht, ein Mythus; weder J noch H hat sich auf Befragen zu dieser Auszeichnung bekannt. Tatsächlich kann eben kein einziger unserer Lehrer im Unterricht ohne das Englische fertig werden. Aber mehrere der Lehrer sprachen doch viel deutsch in der Klasse. Bei denjenigen Schülern, die von „High Schools“ zu uns kommen und nur ein Jahr oder zwei oder drei bei uns zubringen, können wir bezüglich ihrer deutschen Kenntnisse keine Verantwortung im Sinne M's übernehmen; sie wollen auch vielfach an das Erlernen des Deutschen, auch des Griechischen, an alles elementare Lernen, nicht recht heran. Ihretwegen muß auch in den oberen Klassen die deutsche Unterrichtssprache oft der englischen weichen. Das läßt ch beim besten Willen nicht anders machen. Daß aber im Predigerseminar alle ohne Ausnahme „mit Mühe und Sorge versuchen, das in Elmhurst Versäumte nachzuholen,“ das glaubt hier in Elmhurst kein Mensch; wir kennen die jungen Leute doch auch. Und wenn M auch in dieser Sache den Anspruch erhebt: „Wir im Predigerseminar bringen das fertig,“ so bezweifeln wir das, bis er uns eine notarielle Beglaubigung dafür bringt, daß man im Predigerseminar mit Engelszungen reden kann. Warum hat man denn in Eden das Lutherspiel englisch gegeben? In Elmhurst wurde es deutsch dargeboten.

Wenn M ferner behauptet: „Wir konnten vor 25 Jahren Aufsätze in lateinischer Sprache schreiben bei unserm Abgang von Elmhurst mit kaum mehr Fehlern, als die deutschen Aufsätze der heutigen Abiturienten aufweisen,“ so ist das eine ganz ungeheuerliche Übertreibung. Auf den durchschnittlichen Abiturienten stimmt das wahrhaftig nicht! Diejenigen, die zu M's Zeiten ihr ganzes Latein in Elmhurst gelernt haben und nicht schon vorher in Deutschland, hatten bei ihrem Abgang von Elmhurst keine blasse Ahnung von lateinischen Aufsätzen und haben nie solche geschrieben. Und dann bedenke man selbst bei unsern schlimmsten deutschen Schnitzlern den kolossalen Unterschied zwischen ihrem lateinischen und ihrem deutschen Wortschatz.

„Die Seminarbehörde will das Deutsche in Elmhurst gepflegt sehen." Da hat M recht. Aber er könnte gerade so gut wie jeder andere wissen, daß zwischen den offiziellen Auslassungen und der Praxis ein Unterschied ist. Manche autoritative Personen haben sich zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden über die Sprachenfrage in Elmhurst ausgesprochen, und ihr Beispiel ist oft keine Bestätigung der offiziellen Auslassung gewesen. Und endlich hat der Krieg die Welt, und nicht zum wenigsten Amerika, umgestaltet. Der neue Amerikanismus ist intolerant. Fort mit der deutschen Sprache! So lautet die extreme Fassung desselben. Dieser neue Amerikanismus greift naturgemäß auch nach Elmhurst über, indem er die deutsche Sprache selbst für die innern Angelegenheiten der Anstalt im Prinzip für eine Fremdsprache erklärt. Aber im Predigerseminar scheint es nicht viel anders zu sein. M bedauert, daß es zu **gemeinschaftlichen Sitzungen** der beiden Fakultäten, wie von der Seminarbehörde gewünscht, immer noch nicht gekommen ist, und nach dem Zusammenhang erhält der Leser den Eindruck, daß Elmhurst daran schuld sei. Tatsächlich hat die schon angesetzte Zeit öfter den Edenern nicht gepaßt als den Elmhurstern. Einmal, als schon alles fix und fertig war, mußte die Sitzung wegen M's Erkrankung abgesagt werden. Derselbe M will nun das ganze Odium auf Elmhurst werfen. Für den gegenwärtigen Sommer hatten beide Fakultäten wieder die gemeinschaftliche Sitzung im Plan gehabt. Aber auf die bestimmte Anfrage resp. Einladung von Elmhurst kam von Eden als Bericht eines Komitees innerhalb der Fakultät ein langes Schreiben, worin mit vielen Begründungen unter 1, 2, 3 und a, b, c, d, e eine solche Sitzung für die gegenwärtige Zeit als unweise abgelehnt wird. Als Vorsitzer dieses Komitees diente M, derselbe M, der den Eindruck erwecken will, daß Elmhurst immer ablehnt, und — der Bericht ist in englisch abgefaßt. Darauf hat die Elmhurster Fakultät, unbekümmert um all die „unweisen" Begründungen, erneut bei den Edenern die gemeinschaftliche Sitzung für diesen Sommer beantragt, und zwar in einem deutsch abgefaßten Schreiben. Sollte M, der von N offenbar als ein Fanatiker des Deutschen angesehen wird, es am Ende fertig gebracht haben — „Wir im Predigerseminar bringen das fertig" — zugleich zu den Neu-Yankees hinüberzuschwenken? Wer ist dann die Wetterfahne?

„Einer der Professoren ist ärgerlich," allerdings, aber nicht aus dem von M angeführten Grunde, sondern deshalb, weil er von M in einer den selbstverständlichen Tatsachen nicht entsprechenden Weise dargestellt wird.

Die leichtfertige Art, wie M gegen uns auftritt, wird aber noch weit überboten von der Verdrehungskunst, die sich im Kodex

N mit vielen Worten sieghafter Überlegenheit gegen mich hervortut. Seine Interpretation meines Pamphlets „Die Zukunft des Proseminars" erinnert in ihrer dreisten Umfärbung aller gegebenen Farben an einen gewissen W, der ja auch von manchen Deutschamerikanern mit Preisgabe hoher Ideale und so auch auf Kosten des Andenkens der Väter mächtig verherrlicht worden ist. Ich habe in meinem Pamphlet so ziemlich das Gegenteil von dem gesagt, was N darin gelesen haben will, und wofür ich nach allen Regeln dieser sauberen Kunst verurteilt werde. Es ist gerade so, als wenn N, als er mein Pamphlet überflog, beim Anblick der Worte Soziologie, Naturwissenschaft, Psychologie, Philosophie zu sich gesagt hätte: Aha, der Sprachenlehrer; also muß er diese anderen Fächer verdammen; also setze ich mich gleich hin und schreibe, daß er sie verurteilt hat. So oder ähnlich muß der Kodex N entstanden sein.

Also ein **Obskurant** bin ich. Danke schön! Nun weiß ich es endlich. Es ist doch bequem, wenn man seinen Platz angewiesen bekommt. Dann braucht man sich nicht mehr unsicher zu fragen wie Faust: „Wer lehret mich? Was soll ich meiden? Soll ich gehorchen jenem Drang?" Da kommt eben N herbei und übernimmt die Rolle eines Mentors und spricht: „Nein, jenem Drange sollst du nicht gehorchen; die unwürdige Rückwärtslerei sollst du meiden; ich lehre dich." Und da mir alles das, was er über Biologie, Evolution und Modernität vorbringt, selbstredend völlig neu ist, so sollte ich eigentlich mit Longfellow antworten: "Thanks, thanks to thee, my worthy friend, for the lesson thou hast taught." Aber N macht es eben doch klar, daß für ein Umlernen bei mir nicht mehr viel zu hoffen ist. Der Fortschritt ist für gewisse Brüder, leider sogar für gewisse Professoren, zu rasch gewesen, sie kommen nicht mit. Besonders bei B sind die geistigen Beine stark verkrüppelt oder gelähmt; so kann er nur aus der Ferne in neidischer Bewunderung zusehen, wie N mit seinen Siebenmeilenstiefeln davonstürmt. Und es ist nicht viel anders, als wäre ihm das Donnerwort zugerufen: „Du glaubst dem Geist, den du begreifst, nicht mir." Also N ist der Marschall Vorwärts, B ist der Marschall Rückwärts. M ist nach N's Meinung noch fortschrittlicher als B und fällt so etwa unter das schöne Wort, das eine höhere Tochter im Aufsatz über Götz von Berlichingen schrieb: „Mit einem Fuß stand er im scheidenden Mittelalter, mit dem andern winkte er der kommenden Neuzeit entgegen." N ist doch der wahre Hexenmeister; sonst brächte er solche Anordnung nicht fertig. In Wirklichkeit liegt doch die Sache so, daß M wörtlich schreibt: „Von Physik und Chemie (jedenfalls doch, wie jetzt gelehrt) schenke ich ihnen das meiste." Ich dagegen schenke

ihnen von dem gegenwärtigen Kursus in Physik und Chemie nichts; ich befürworte in meinem Pamphlet keine Beschränkung des naturwissenschaftlichen Unterrichts und opponiere nur gegen einen weiteren Ausbau desselben. M will nach dem Märzheft — sein Juliartikel lag ja bei der Abfassung des Kodex N noch nicht vor — den Proseminaristen so ungefähr das Junior College überhaupt schenken; ich dagegen rede ausdrücklich von der notwendigen Weiterführung der klassischen Sprachen durch das Junior College hindurch; folglich kann ich doch nicht der Abschaffung der Junior College-Jahre für die Proseminaristen das Wort geredet haben. N behauptet jedoch in edler Dreistigkeit, ich hätte die Wiederherstellung des längst verflossenen vierjährigen Kursus für die künftigen Edener Studenten gefordert. Der ganze Kodex N leidet an einer ganz unglaublichen Flüchtigkeit, die sich in vorschnellen und unhaltbaren Resultaten äußert. Wenn das der Geist der neuen „Science" ist, so sage ich mit W: Wir schenken ihnen das meiste davon!

Es ist einfach unrichtig, wenn N behauptet, ich hätte ihnen alles geschenkt, mit Ausnahme der Sprachen und etwas Geschichte. Ich hätte die Philosophie für schädlich und nicht zu einem klassischen Kursus gehörig erklärt. Da hört aber doch alles auf! Ich habe sehr im Gegenteil die Philosophie lobend hervorgehoben und schon daraus geht wieder hervor, daß ich den Proseminarkursus nicht auf die 4 Academy Jahre beschränken will. Ich habe die Philosophie herausgestrichen, habe jedoch vor Überschätzung gewarnt und die moralische Ausbeute für indifferent erklärt. An einer Stelle meines Pamphlets heißt es wörtlich: „Geschichte (und ich habe nicht etwas Geschichte befürwortet, sondern viel), die alten Sprachen und die modernen Literaturen, Religion und Philosophie, auf diesem Wege ist für den angehenden Theologen die größte und nutzbringendste Geistesbereicherung und der höchste Persönlichkeitswert zu erlangen. Was nun die Psychologie anbetrifft, so ist sie ja eine unentbehrliche und daher selbstverständliche Vorstufe der Philosophie und gehört deswegen auch in mein Programm, und ich habe sie auch in meinem Pamphlet mit keiner Andeutung gestrichen. Auch diese Anschuldigung ist von N rein aus der Luft gegriffen. Wenn man damit wenigstens die Felder düngen könnte wie mit dem gleichfalls aus der Luft gegriffenen Stickstoff! Auch die **Soziologie** habe ich keineswegs vom Programm gestrichen. Ich habe nur ihre Verlegung ins Predigerseminar befürwortet, damit einerseits für die alten Sprachen im Junior College mehr Raum geschaffen, und andererseits die Soziologie in steter Verbindung mit der christlichen Ethik gelehrt wird. Sobald die Soziologie den Zusammenhang mit der christlichen Ethik verliert, ist die tollste Abenteuerlich-

keit in ihren Theorien eine starke Möglichkeit. Auch diesen Punkt glaubte ich in meinem Pamphlet klar gemacht zu haben; aber für die scheinenden Lichter der Antiobskuranten war es offenbar noch nicht klar genug. Die Sache verhält sich so: In der gemischten Anstalt (Proseminar und allgemeine Lehranstalt) wird das Lehrerkollegium immer eine Anzahl Nichttheologen aufweisen. Es wird nicht zu vermeiden sein, daß gewisse wichtige College-Fächer gelegentlich in die Hände von Nichttheologen kommen. Bei den Nichttheologen ist aber nicht die gleiche Garantie für konservative Lehrrichtung gegeben wie bei den Theologen. An zwei Punkten kann die richtige Orientierung der Studenten besonders leicht gefährdet werden, einmal in der Soziologie und dann in der Evolutionstheorie, die in den Naturwissenschaften und in der Philosophie aufs Tapet kommt. Die Evolutionstheorie wird leicht so behandelt, daß der Student, der ja noch nicht seine volle geistige Reife hat, zur mechanistischen Welterklärung kommt, und die Soziologie wird, wo sie von der christlichen Ethik losgelöst ist, leichter als sonst beim Sozialismus und Bolschewismus anlangen. Und das liegt doch nicht im Interesse der Kirche, die ja über den Parteien und Klassen stehen muß. Was ich hier von Gefahren sage, das stützt sich auf Beobachtung und ist nicht etwa nur erzeugt im Gehirne des Obskuranten. So können wir also die Soziologie ruhig aus der N-schen Debatte lassen; ich habe jedenfalls nicht gesagt, daß die Soziologie aus dem Kursus der künftigen Prediger gestrichen werden soll. Übrigens wird durch alles Studium der Soziologie die lebendige soziale Anschauung nicht so gefördert wie durch die praktische Erfahrung in Fabrikarbeit, wie ich sie im Sommer 1920, freilich nicht studienhalber, durchgemacht habe. Leider werden hier keine akademischen Titel ausgeteilt, sondern nur Nummern, z. B. No. 1599, Sanitary Department, Can Factory in X. Bezüglich der drei neuen College-Fächer Psychologie, Philosophie, Soziologie steht in meinem Pamphlet wörtlich zu lesen: „Sie sind vorwiegend die Wissenschaften der Prinzipien im Unterschied von den Wissenschaften der Erscheinungen. Daraus ergibt sich die überragende Bedeutung dieser Fächer." Das nennt N ein Verwerfen der Fächer, ein "damning with faint praise". Ich kann aber doch hier nicht ganze Seiten aus meinem Pamphlet abdrucken, um mich gegen den Kodex N zu rechtfertigen. Wer so flüchtig wie N die Sachen liest, der hat kein Recht, sich in der Öffentlichkeit darüber zu äußern. Ich habe also weder gegen Philosophie geeifert noch gegen Psychologie noch gegen Soziologie noch gegen Physik noch gegen Chemie. Ich habe auch die Laboratoriumsstunden in Physik und Chemie nicht angetastet. Aber freilich habe ich dem weiteren Ausbau der Natur-

wissenschaften innerhalb unseres sechsjährigen Kursus opponiert und habe bedauert, daß nun auch noch für Botanik neben den Lehrstunden besondere Laboratoriumsstunden eingerichtet werden müssen.

Wenn einer nur den Mund recht voll nimmt, wird er bei vielen Eindruck machen. Sogar mein geschätzter Kollege C hat sich von N beeinflussen lassen. Und der hat doch „Education", selbst nach der N'schen Definition und in der N'ten Potenz. Dennoch macht er sich im Juliheft des Magazins zum Echo der N'schen Wiedergabe meines Pamphlets. Aus meinem Pamphlet tritt ihm gewissermaßen mein Bild entgegen. Aber sobald der N'sche Hohl- und Zerrspiegel in Tätigkeit tritt, hält er die Karrikatur, die ihm als echter Reflex des ursprünglichen Bildes hingestellt wird, für das wahre Phänomenon. Denn er behauptet, daß ich — nach meinem Pamphlet—der Meinung sei, that Elmhurst is now no longer the Proseminar, because mathematics, economics, sociology, physics. and chemistry are nothing for future theological students. Wenn ich mich wirklich gegen alle diese Fächer erklärt hätte, so wäre die hier gegebene Begründung resp. die Unterscheidung (Proseminar und Nichtmehrproseminar) doch ungenau und irreführend, indem Mathematik und Physik durchaus keine Neueinrichtungen sind, sondern schon zum Kursus des alten und uralten Proseminars gehört haben. Gegen Physik und Chemie für die späteren theologischen Studenten habe ich in meinem Pamphlet kein Wort gesagt, kein Wort für eine Beschränkung des naturwissenschaftlichen Kursus; ich habe nur gegen eine Erweiterung desselben Front gemacht. Der Soziologie habe ich sogar eine überragende Bedeutung zuerkannt. Nicht deswegen hatte das Proseminar seinen Charakter verloren oder war auf dem Wege, ihn zu verlieren — ein Warnungsruf muß ja, um zu nützen, bei Zeiten, vor der Vollendung des Unheils, erlassen werden — weil Mathematik u. s. w. nichts ist für den Proseminaristen, sondern weil die Tendenz dahin ging, den Kursus immer weniger humanistisch, immer mehr realgymnasial zu machen. Und das ist die Streitfrage, um die es sich im wesentlichen handelt. N weist darauf hin, daß man in unserer Synode immer die deutschen Universitäten wegen ihrer "broad education" hochgeschätzt habe, gerade wegen der Sache, die er mit seinem "slogan: College Education" fordere. Da ist aber doch noch ein großer Unterschied. Denn der Pastor, der als deutscher Universitätler zu uns kam, hatte das humanistische Gymnasium besucht, nicht das Realgymnasium. Er hatte in den Jahren direkt vor seinen Universitätsjahren nicht die Allerweltsbildung erhalten, die für alle Berufszweige in gleicher Weise vorbereiten soll, sondern eine stark auf sein Fachstudium zugeschnittene Bildung; er war in den Naturwissenschaften und be-

sonders in der Mathematik nicht sehr weit gefördert worden, dafür um so weiter in Sprachen und Geschichte. Es war eine stetige Fortentwicklung in der Anpassung an das kommende Fachstudium gegeben. Die „College Education“ dagegen, von welcher N redet, würde einen mehr oder weniger starken Bruch, eine mehr oder weniger starke Nichtkontinuität bedeuten. Ich sage: mehr oder weniger stark, da ich über N's genauen Plan nicht informiert bin und daher nicht weiß, ob er die eigentlichen Humaniora aus Junior College oder etwa aus der Seniorklasse eines vollen College auch für die späteren theologischen Studenten ganz oder nur zum Teil verbannen würde. Wenn ich mit seiner eigentümlichen Kühnheit begabt wäre, würde ich natürlich ohne Besinnen erklären: He damned them. Umgekehrt ist vielleicht zu erwarten, daß N, wenn er mein Pamphlet aus Versehen noch einmal überfliegen sollte, herauslesen würde, ich hätte den alten vierjährigen Kursus verworfen und gefordert, daß der Farmerjunge, sobald er das erforderliche Alter hat, direkt vom Pflug auf die Kanzel steigen soll. Dann wäre der Bildungsfeind, den er mir in die Schuhe schiebt — man verzeihe das kühne Bild — perfekt.

Doch Scherz beiseite! An drei Punkten weicht mein Programm allerdings wesentlich von dem gegenwärtig tentativ eingerichteten ab. 1) Ich habe eine Ausdehnung des Unterrichts in den klassischen Sprachen stark befürwortet, und seitdem hat tatsächlich — zum Teil vielleicht infolge meines Aufrufes — der klassische Unterricht etwas mehr Raum zugewiesen erhalten. Es schien mir damals, als ob man es in dem Streben, den zu erwartenden allgemeinen Studenten zu dienen, auf eine praktische Hinausdrängung des klassischen Unterrichts zu Gunsten des mathematisch-naturwissenschaftlichen auf der ganzen Linie abgesehen hätte.

2) Ich habe eine Kürzung des mathematischen Kursus verlangt, zumal dieser über das von der Staatsuniversität für allgemeine Studenten vorgeschriebene Maß schon vor Einrichtung von Academy und Junior College hinausgeführt worden war. Wenn wir für die alten Klassiker mehr Raum gewinnen wollen, müssen wir an anderem Orte beschneiden. Nun ist nach meiner obskuren Meinung von allen unsern Lehrfächern die Mathematik das dem späteren Pastor am wenigsten dienliche. Folglich wird hier eine bedeutende Kürzung empfohlen. Dagegen habe ich nicht die gänzliche Beseitigung der Mathematik angeregt und habe nicht, wie C behauptet, von der Mathematik so schlechthin gesagt, sie sei nichts für den späteren theologischen Studenten. Auch die Mathematik habe ich für eine schöne und wünschenswerte Sache erklärt; ich habe jedoch aus-

geführt, daß sie in einer Art, also doch nicht in allen Hinsichten, für den Theologen schädlich sei.

3) Ich habe in dem Streben, für die alten Sprachen Raum zu schaffen, „Economics" gestrichen. An sich ebenfalls eine schöne und wünschenswerte Sache, hat „Economics" nach meiner Darstellung im Vergleich mit anderen Fächern einen viel geringeren Wert für den Theologen. „Economics" ist eine Art Vorstudium für die Soziologie, aber lange nicht so unentbehrlich, wie Psychologie für Philosophie und Pädagogik unentbehrlich ist. Man sieht sich vor eine Wahl gestellt; man kann doch nicht alle Fächer betreiben; es muß eine Auslese stattfinden, und die weniger wichtigen Fächer müssen fallen. Es fragt sich also: Welche Fächer sind für den künftigen Theologen die wichtigeren, welche die weniger wichtigeren? Dabei kommen wir immer wieder auf die prinzipielle Frage: Soll die Vorbildung der Prediger eine extreme Angleichung an die allgemeine Bildung erfahren oder soll sie eine selbständige Variation darstellen? Das ist die wirkliche Frage. An ihr scheiden sich die pädagogischen Geister. Aber man sollte doch unter anständigen Leuten eine abweichende Meinung vortragen können, ohne gleich ein Obskurant geschimpft zu werden.

Wenn man dem N'schen Kodex glauben müßte, dann stände ich da als einer, der die Junior College-Jahre streichen will und alle Fächer abschaffen will mit Ausnahme der klassischen Fächer und etwas Geschichte; Philosophie hätte ich sogar für verderblich erklärt. Nun, der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Tran. Warum hat N der Liste der Fächer, die ich angeblich abschaffen will, nicht noch Biologie, Geologie und Astronomie angefügt? Die sind nämlich noch gar nicht eingeführt; folglich kann ich nicht ihre Abschaffung befürwortet haben. Aber es hätte doch vielleicht einen noch größeren Eindruck gemacht auf diejenigen unter Gebildeten und Ungebildeten, in hohen und höheren Stellungen, die großes Gewicht darauf legen, bei den Illuminaten ja nicht als Obskuranten zu gelten. Denn zu dem bisherigen Unterschied zwischen Vorwärtslern und Rückwärtslern ist durch N noch die schärfere Unterscheidung zwischen Illuminaten und Obskuranten hinzugekommen. Und die bequemste Art, sich selbst als einen Illuminaten zu legitimieren, besteht darin, daß man den, der auf die eben genannte Sache nicht so großes Gewicht legt, kurzerhand einen Obskuranten nennt.

Auf die Gefahr hin, ein Obskurant in der N'ten Potenz genannt zu werden, will ich, wenn das Junior College zum vollen College ausgebaut wird, befürworten, daß die beiden obersten Klassen nicht obligatorisch gemacht werden. Wenn dieser Ausbau ein-

tritt, dann gibt es auch Raum für Biologie, Geologie, Astronomie und etliches mehr.

Ich bin aber immer noch, allen Illuminaten zum Trotz, **gegen** eine **Verbindung** des **Proseminars** mit der **allgemeinen Lehranstalt.** Wohl hat, wie jedem bekannt ist, unsere Synode von Anfang an diese Politik der Verbindung befolgt, aber so, daß das Schwergewicht im Proseminar war und die allgemeinen Studenten sich dem Proseminar anzupassen hatten. Die Ratsamkeit oder Unratsamkeit solcher Verbindung wird erst dann zu einem akuten Problem, wenn man beiden Teilen wirklich gerecht werden will, d. h. wenn man auch der allgemeinen Abteilung gerecht werden will. Das ist meines Wissens mit der Neueinrichtung der Elmhurster Anstalt als Academy und Junior College zum ersten Mal versucht worden. Solange elementare Algebra und elementares Latein auf dem Plan steht, sind die beiden Abteilungen noch auf gleichem Wege, obwohl sie verschiedenen Zielen zustreben. Wenn aber die Studenten durch einen sechsjährigen Kursus höher geführt werden, dann haben wir das Problem: Wie weit sollen die Lehrkurse zusammengehen, wie weit auseinanderklaffen?

Eine Verbindung der beiden Abteilungen in einer Anstalt hat etliche große Vorteile. Sie ist ökonomisch sparsamer. Und N spricht ganz richtig von dem "broadening influence," den die allgemeine Anstalt auf den späteren Prediger hat. Aber er steckt selbst uns Obskuranten damit kein neues Licht auf. Wir haben doch auch schon einmal von deutschen und andern Universitäten gehört. Aber diesen Vorteilen stehen schwerer wiegende Nachteile meist durchaus praktischer Art gegenüber, wie ich sie in meinem Vortrag aufgezählt habe. Und wo in europäischen Ländern eine Kirche von der Bevormundung durch den Staat frei war, da hat sie vielfach sehr gern auf Universitäten und auf alle allgemeinen Anstalten für ihre späteren Geistlichen verzichtet und ihre besonderen Predigerseminare nebst entsprechenden besonderen Vorschulen eingerichtet.

In diesem Zusammenhang will ich gestehen, daß meine Darstellung der Lage in meinem Pamphlet in zwei Punkten nicht richtig war. 1) Die Weltgeschichte war nicht so stark gekürzt worden, wie ich ausgerechnet hatte; ja sie war kaum merklich gekürzt worden. 2) Der Lehrkursus für die allgemeinen Studenten war nicht so perfekt, wie ich glaubte; es war mir entgangen, daß für das Griechische noch kein Äquivalent vorgesehen war. Ich kann es mir gestatten, meine Irrtümer zuzugeben, da ich als krasser Obskurant keine so hohe Reputation zu verlieren habe wie N, der Illuminat, oder M, der Halb-Illuminat, der in einer Art von geistigem „chiaroscuro" sachte hindämmert.

Wenn man aber das Wort Obskurant an die ursprüngliche grammatische Form zurückführt, dann heißt es nicht: ein Dunkler und Finsterling, sondern: einer, der etwas verdunkelt. Und dann müssen wir die Rollen tauschen. N wird der Obskurant. Was er alles in seinem Kodex verdunkelt, ist oben ausgeführt. Nun noch eine Kleinigkeit, die aber wieder ganz charakteristisch ist. Da er mich als einen Obskuranten im herkömmlichen Sinne hinstellen will, muß er natürlich den Umstand, daß der Nord Illinois Distrikt meine Darlegungen in ehrendster Weise gutgeheißen hat, möglichst verdunkeln. Er denkt natürlich viel zu hoch vom Distrikt, als daß er ihm eine solche Torheit zutraut. Er stellt es daher so dar, als hätte ich selbst meinen Vortrag drucken lassen und allen Synodalpastoren ein Exemplar des Pamphlets zugeschickt. Die "marks of approval" hätten mir den Kopf dermaßen verdreht, daß ich einen Teil des zwecklosen Überschusses von meinem kolossalen Maximalgehalt darauf verwendet hätte, jeden Pastor der Synode, auch die Illuminaten, mit dem dummen Zeug zu beglücken, wie um zu sagen: „Wir im Proseminar bringen das fertig." Wenn unser N wirklich darüber im Dunkel sein sollte, so will ich ihn auch darüber noch kurz illuminieren. Also die „marks of approval:" Beifallsrufe während des Vortrags und am Schluß Applaus nicht nur mit den Händen, sondern auch mit den Beinen, indem die Versammlung sich einmütig von den Sitzen erhob. Welch ein niederdrückendes Schauspiel, wenn so viele Dunkelmänner auf entsprechend dunklen Beinen sich einem Dunkelmann zu Ehren von den Bänken erheben! Noch dunkler wird aber die Geschichte für N durch den Umstand, daß der Distrikt auch noch mit dem Geldbeutel applaudierte und bestimmte, daß der Vortrag als Pamphlet im Namen und auf Kosten des Distrikts an alle Synodalpastoren versandt werden sollte. Demnach sind die Glieder jener Distriktskonferenz genau solche Obskuranten wie ich. In Nord Illinois ist die Finsternis am dicksten. Dort läßt sie sich auf Flaschen ziehen oder gar schneiden, und man kann sie dann in handlichen Bricks an die Illuminaten zur Linderung abgeben, so oft ihnen vor ihrem eigenen Licht blinzlich und schwindlig wird.

Alles in allem gehört N zu den Leuten, die vorwärts! rufen und seitwärts springen. Von mir sagt er: "He unburdened himself of an address, etc." Ich fürchte, daß man von ihm sagen wird: "He burdened himself." Womit? Unter anderm auch mit einem neuen Titel: Marschall Seitwärts. Nach seiner eigenen Überzeugung ist er natürlich der Marschall Vorwärts, der Vorkämpfer der wahren Bildung, der Illuminat. Ich aber bin der Obskurant, der Bildungsfeind, der Rückwärtsler, ja sogar ein Leithammel unter

den Krebsen. Zum mindesten halte ich den Fortschritt auf, weil ich eben selbst nicht mehr fortschreiten kann. Da mag wohl der Plan ventiliert werden, dem allzu Langsamen, der nicht mitkommen kann, die krüppeligen geistigen Gehwerkzeuge zu amputieren und ihm neue, künstliche einzuschrauben, die auf eine schnellere Gangart geaicht sind. Aber es kommt noch schlimmer. "The cause of higher education in our Church does seem hopeless," namentlich durch mich, durch meinen Vorgang, pardon! Stillstand oder Rückschritt. Nun, dann ist die einzige richtige Operation die, daß man den ganzen Kerl wegamputiert und durch einen geistigen Marathonläufer, durch einen Vertreter der N'schen „Science," durch ein Glied des Illuminaten-Ordens ersetzt. „Hopeless!" Das darf nicht sein. Da muß eine Radikalkur unternommen werden. Fort mit den Obskuranten!

Wie dem auch sei, auf jeden Fall hat mir der Kodex N eine schöne Illusion genommen. In meiner obskurantischen Art hatte ich mir eingebildet — wie ich den Kodex zu lesen begann — auf ein bißchen Pietät rechnen zu können, wenn auch nicht gegen meine Person, so doch gegen die Tatsachen. Aber es geht mit der Pietät wie mit manchen andern Dingen, die uns von den Alten überliefert worden sind: Was du ererbt von deinen Vätern hast, wirf's fort, um's nie mehr zu besitzen. Gegen einen solchen Vorwärzismus möchte man freilich einen kräftigen Exorzismus anrufen.

Ueber dem Voll-Illuminaten hatten wir nun den Halb- oder Viertels-Illuminaten aus dem Auge verloren. Doch unsere Zeit ist aufgebraucht. Wir werfen ihnen und ihren Codices noch einen Scheideblick zu und zitieren kopfschüttelnd den alten Reim: „Erkläre mir, Graf Orindur, doch diese Rätsel der Natur." Zur Ehre der beiden Koderler wollen wir jedoch annehmen, daß bei jedem von ihnen das Schillerwort sich bewahrheitet hat: „Doch dem war kaum das Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren" und wie die Worte weiter lauten. Siehe „Die Kraniche des Ibykus."

Streiflichter auf die Elmhurster Lehranstalt.

Referat, gehalten von Prof. E. Hansen auf der diesjährigen Konferenz des Nord-Illinois-Distrikts.

Mit der Entscheidung der Pittsburger Konferenz ist die Anstalt in Elmhurst in ein neues Stadium ihrer Entwicklung eingetreten. Aus einer fünfklassigen höheren Schule mit einem genau begrenzten Ziel vor Augen, nämlich dem der Vorbereitung junger Männer für das Predigerseminar, soll nunmehr eine Doppelanstalt

werden mit verschiedenen Lehrplänen und verschiedenen Endzwecken. Zu dem neuen Hause soll aber auch das Proseminar noch weiterhin ein Unterkommen finden, wenn auch nicht mehr dem früheren Namen nach.

Durch diese Bestimmung der Generalsynode sind die Behörden und die Fakultät vor eine gar schwierige Aufgabe gestellt worden, und es steht zu befürchten, daß viele der warmen Befürworter dieser Neueinrichtung nicht recht wissen, was das eigentlich bedeutet, und was damit von den Personen verlangt wird, denen man die Ausführung dieses Planes übertragen hat.

Wie wir alle wissen, haben seinerzeit manche umsichtige Männer, auch die meisten Mitglieder der Elmhurster Fakultät, vor der Verschmelzung zweier so verschiedenartiger Schulen gewarnt, und viele von diesen sind auch heute noch mehr oder weniger skeptisch in dieser Sache. Es handelt sich nun hierbei nicht so sehr um die Frage, ob die Sache ausführbar ist oder nicht, sondern vielmehr darum, ob ein solcher Schritt praktisch und weise gewesen ist. Wer nach dieser Seite hin im Recht gewesen ist, das wird erst die Zukunft in vollem Maße zu offenbaren vermögen. Es fehlt jedoch schon jetzt nicht an Anzeichen, daß diese Umgestaltung mehr oder weniger auf Kosten des Proseminars geschehen mag, also derjenigen Abteilung der Anstalt, auf welche unsere Gemeinden auch in Zukunft das Hauptgewicht legen werden, und für welche dieselben ihre Gaben jahraus und jahrein beigesteuert haben.

Jedoch die Sache ist ja endgültig entschieden, und es hieße nur unnötig Zeit verschwenden, wollten wir jetzt noch weiter auf diese Frage eingehen und das „pro“ und „contra“ dieser Angelegenheit erwägen.

Eins wollen wir uns aber noch einmal gesagt sein lassen, die Neueinrichtung der Elmhurster Anstalt ist aus mancherlei Gründen eine nicht leicht zu erfüllende Aufgabe.

Drei Dinge sind dazu, wie es mir scheint, vor allem von nöten. Gebet, Geduld und Geld. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, die drei Wörter in umgekehrter Reihenfolge zu nennen, aber das würde sich bei einem christlichen Werke doch nicht schön ausnehmen. Wir müssen den Herrn der Kirche vor allem ernstlich und anhaltend darum bitten, daß er die Herzen aller, der Prediger sowohl als auch der Brüder und Schwestern in den Gemeinden anfasse und sie mit seinem Geiste fülle, auf daß sie alle miteinander anfangen mögen, sich für diese so wichtige Sache zu interessieren und willig werden, mit Hand anzulegen. Nur wenn die ganze Synode hinter uns und unserem Werke steht, wird es uns gelingen, die Neueinrichtung in absehbarer Zeit zu vollziehen.

Und Geduld, viel Geduld wird uns not tun. Die Umgestaltung kann nicht von heute auf morgen vor sich gehen; sie kann auch nicht auf einmal, mit einem einmaligen Wechsel der Dinge, geschehen, sondern nur durch stufenweisen Ausbau und stufenweise Ausgestaltung.

Manchen Brüdern scheint aber jetzt schon die Geduld auszugehen, und sie fangen bereits an das „College" zu kritisieren. Diese kann ich nicht recht verstehen; sie verurteilen etwas, das noch garnicht existiert. Kritik ist gut und muß sein, aber voreilige, und somit ungerechtfertigte Kritik ist bedauerlich und führt nur dazu, die Gemüter zu verwirren und die Ausführung des Werkes zu verzögern. Daß die Elmhurster Anstalt von heute noch kein „College" ist, wie sie es wünschen, und wie es die Generalsynode sich gedacht hat, das wissen Behörde und Fakultät in Elmhurst auch. Was wir jetzt haben, ist ein verkrüppeltes Proseminar und ein „College," das daran ist, geboren zu werden, ein „College" zumeist noch dem Namen nach, aber noch nicht in Struktur und Anlage.

Behörde und Fakultät haben aber nichtsdestoweniger in dem bald zu Ende gehenden Quadrennium erreicht und zu Wege gebracht, was in Anbetracht der geringen Mittel, die ihnen zur Verfügung gestellt wurden, zu erreichen war. Auch ist manche wichtige Vorarbeit getan worden, von der die Öffentlichkeit nichts weiß.

Es wird aber noch viel Wasser den Berg hinunterlaufen müssen, ehe ein einigermaßen fertiges Gebäude dastehen wird.

Was uns vor allem not tut, ist **Geld**, und nochmals Geld. Es ist ein kostspieliges Unternehmen, darüber wollen wir uns in erster Linie klar werden, das kostspieligste Unternehmen, das je von unserer Kirche in die Wege geleitet worden ist. Elmhurst wird sich als das teuerste Kind der Synode erweisen; auf Jahre hinaus, wenn es wirklich eine leistungsfähige Anstalt werden soll, werden große Bewilligungen an Geld gemacht werden müssen. Wenn uns von vornherein Millionen zur Verfügung ständen, wie den meisten englischen Institutionen, dann würde uns die Sache leichter werden, und wir könnten schneller vorangehen. Wie die Sache gemacht werden kann, das wissen die Männer schon, die in der Leitung stehen, aber „womit?"; das ist die große Frage.

Wir möchten nun aber nicht so verstanden werden, als mißbilligten wir den Schritt, den die letzte Generalsynode getan hat in dieser Sache, nein im Gegenteil; es ist vielmehr zu bedauern, daß unsere Kirche nicht, wie andere deutsch-amerikanische Kirchen, schon früher daran gegangen ist, „Colleges" für die evangelischen Jünglinge und Jungfrauen einzurichten. Und ich kann es heute noch nicht verstehen, warum man uns Iowa-Leuten seinerzeit, als wir

die Mittel zur Errichtung eines „College" fast schon beisammen hatten, von verschiedenen Seiten hindernd in den Weg getreten ist. Es wäre vor zwanzig Jahren in mancher Hinsicht viel leichter gewesen, Schulen zu gründen als es heutzutage ist, und wir brauchten uns vielleicht nicht so sehr um den nötigen Nachwuchs für den Predigerstand zu sorgen, als wie es jetzt der Fall ist.

So wollen wir uns denn auch nur darüber freuen, daß die Synodalbeamten und unsere Behörden sich entschlossen haben, auf die Errichtung von **Präparandenanstalten** an verschiedenen Orten des Landes zu drängen.

Das wird sich zweifellos als eine äußerst segenbringende Einrichtung erweisen und mehr wie alles andere dazu beitragen, daß unserer Anstalt mehr Schüler zugeführt werden. Wir wollen es uns doch nicht verhehlen, daß es für evangelische Eltern ein ungemein großes Opfer bedeutet, ihre Söhne in einem so jugendlichen Alter aus weiter Ferne auf ganze sechs Jahre nach Elmhurst zu senden. Gelänge es uns, an verschiedenen Plätzen unseres so großen Landes solche Vorbereitungsanstalten, wenn auch nur für die oberen Klassen der Akademie, einzurichten, so würden gewiß mehr Eltern sich bereit finden, ihre Kinder später in den höheren Schulen ihrer eigenen Kirche weiter studieren zu lassen. Die Einrichtung solcher Schulen dürfte sich auch mit verhältnismäßig geringen Kosten bewerkstelligen lassen.

Wenn wir uns nun darüber freuen, daß durch die Pittsburger Entscheidung das Eis endlich gebrochen und der tote Punkt überwunden worden, und von dort die Order ausgegangen ist, voranzugehen mit der „College"-Sache, so möchten wir es auf der anderen Seite sehr bedauern, daß diese Generalsynode uns fast gar keine genaueren Direktiven hat zugehen lassen. Es hieß einfach: „Das Proseminar soll in ein „College" umgewandelt werden." Was aber die Auftraggeber sich bei diesem „College" dachten, darüber wurde uns so gut wie garnichts gesagt. Wäre diese Angelegenheit vor der letzten Generalkonferenz einem aus Beamten, Fachmännern und Laien bestehenden Komitee zwecks Ausarbeitung einer Vorlage an die Generalsynode übertragen worden, dann wüßte man jetzt, woran man wäre, und die ganze Sache wäre höchstwahrscheinlich um ein Bedeutendes weiter vorangeschritten. So wie die Dinge jetzt liegen, weiß kaum eine Person in der ganzen Synode, was das zu errichtende Gebäude letzten Endes werden soll. Das ist bedauerlich und eine gefährliche Sache. So bleibt man beim Experimentieren und Spekulieren, und das ist unter Umständen eine kostspielige Geschichte.

Bei der Umgestaltung unserer Anstalt werden sich noch manche

schwer zu lösende Probleme einstellen, sowohl inbezug auf die innere als auch auf die äußere Einrichtung.

Was nun das letztere, die äußere Einrichtung, anbetrifft, so tritt vor allem eine Frage in den Vordergrund, die Verpflegungsfrage. Bisher war unsere Anstalt ein volles Internat. Alle Studenten wurden gleichmäßig behandelt, ob reich oder arm; sie alle bezahlten dasselbe Kostgeld. Den armen wurde dieses entweder ganz oder zum Teil gestundet. Der Revers verpflichtete sie aber auf spätere volle Einzahlung, falls sie ihren Entschluß, Prediger zu werden, mit der Zeit ändern sollten. Dieses Kostgeld war aber zu aller Zeit so niedrig bemessen, daß dadurch die wirklichen Ausgaben für die Einzelperson bei weitem nicht gedeckt wurden, sondern die Mehrkosten zu einem guten Teile aus den freiwilligen, jetzt zwangsweisen, Beisteuern aus den Gemeinden und Distrikten bestritten werden mußten. Die Gemeinden leben nun aber in der Vorstellung, daß alle ihre Gaben einzig und allein solchen Studenten zugute kommen, die sich auf den Predigerberuf vorbereiten; und so sollte es auch sein. Das ist aber nicht der Fall. Es werden in Wirklichkeit Studenten auf Kosten der Gemeinden, wenigstens zum Teile, verpflegt, die niemals die Absicht hatten, ins Predigerseminar einzutreten und deren Eltern gar wohl imstande wären, alle Unkosten selber zu tragen. War es nun, wie ich gerne zugebe, bisher aus irgendeinem Grunde nicht möglich, diese Angelegenheit in angemessener Weise zu ordnen, weil noch keine volle Trennung von Proseminar und „College" vor sich gegangen war, so sollte jedenfalls eine strenge Scheidung vorgenommen, und neue Regeln sollten festgelegt werden, sobald ein eigentliches „College" in die Erscheinung tritt.

Viel schneller, als es Behörden und Fakultät gelingen will, das „College" wirklich auf die Füße zu heben, ist es der Studentenschaft gelungen, „College"-Ideen und „College"-Einrichtungen ins Elmhurster Anstaltsleben hineinzutragen und einzuführen. Zu einem „College," hat man gemeint, gehörten vor allem als das Allernotwendigste so ein paar „Fraternities." Elmhurst darf sich rühmen, zwei solcher Gesellschaften gehabt zu haben. Sie haben sich, wie von vorneherein zu erwarten war, gar bald zu Tode gelebt; denn anstatt Pflegestätten für höhere Dinge zu sein, wie sie vorgaben, entpuppten sie sich in Bälde als Brutstätten revolutionärer Ideen. Während wir dies zunächst nur ahnten, so haben wir jetzt direkte Beweise dafür, daß zum mindesten die eine „Fraternity" für den Ausbruch des großen Streiks zu Anfang dieses Jahres direkt mit verantwortlich war. Wie von der Jugend kaum anders zu erwarten, so ist den Studenten der „College"-Gedanke vorerst ein wenig zu Kopf gestiegen, und es ist eigentlich ganz natürlich, daß der Gedanke

an „Self-Government," der schon seit Jahren in den Köpfen der amerikanischen Studenten herumspukt, auch alsbald in Elmhurst Einzug gehalten hat.

Wohl wissend nun, daß es ganz verkehrt ist, die Jugend mit ihren Forderungen einfach schroff abzuweisen, wie man's sich vor Jahren wohl gestatten konnte, haben auch unsere Behörde und Fakultät sich den „College"-Studenten gegenüber nach jeder Seite hin entgegenkommend gezeigt und ihnen gewisse Freiheiten erlaubt, bereit auch, dieselben immer mehr zu erweitern, falls diese sich derselben würdig zeigen sollten. Es zeigte sich aber gar bald, daß den jungen Herren mit einigen Vorrechten und Privilegien nicht gedient war; was sie wünschten, war völlige Selbstbestimmung außerhalb der Unterrichtsstunden, mit einem Worte, völlige Ungebundenheit und direkte Zurückweisung jeglicher höheren Autorität. Wohin das schließlich führen würde, in einem Internat, davon kann ein jeder sich gar leicht ein Bild machen.

Ist es schon immer eine äußerst schwierige Sache gewesen, eine so große Anzahl von jungen Leuten in der freien Zeit im Zügel zu halten und richtig zu leiten, so ist diese Aufgabe seit der Umgestaltung der Anstalt um ein ganz Bedeutendes schwieriger und verwickelter geworden.

Ein ganz neuer Geist, ein rechter Herrengeist, ist so mit einmal über die jungen Herren gekommen. Dieser Geist der Ungebundenheit wird zum guten Teile von den Graduierten der Hochschulen in die Anstalt hineingetragen, die es eben nicht anders gewohnt sind, als die Herren zu spielen.

Ein ganz besonderer Übelstand ist mit der direkten Zulassung der Hochschüler zum „College" insofern auch verbunden, als alle ohne jegliche Kenntnis der griechischen, oft auch der lateinischen, und häufig auch mit mangelhafter Kenntnis der deutschen Sprache zu uns kommen.

Da werden denn gar hohe Anforderungen an dieselben gestellt und nicht alle sind imstande, denselben voll und ganz zu genügen, zumal da sie zumeist nicht an ein so schweres Studium gewöhnt sind. Entläßt man dann dieselben schon nach einem Jahre, wie es geschehen ist, ins Predigerseminar, so kommen sie selbstverständlich völlig ungenügend vorbereitet nach dort, und Elmhurst heimst die Nackenschläge ein.

Auf solche Weise wird es uns auch niemals möglich werden, die zweite Klasse des „College" aufzubauen. Es ist jedoch Aussicht vorhanden, daß diesem Übelstande abgeholfen wird, wenn ein vor ein paar Wochen von unserer Behörde gefaßter Beschluß, der für

solche Studenten den vollen zweijährigen „College"-Kursus vorschreibt, von der Seminarbehörde gutgeheißen wird. Um wirklich gute Resultate bei solchen Schülern zu erzielen, wäre es besser noch, dieselben in die oberste Klasse der Akademie eintreten zu lassen, jedenfalls dann, wenn die Zeugnisse irgendwelche Lücken aufweisen sollten.

Wir hatten schon im vorigen Jahre auf der Konferenz ein Referat über Elmhurst von Herrn Professor C. Bauer. Dieses, als Pamphlet an alle Brüder versandt, hat scheinbar allerlei Staub aufgewirbelt. Darüber wollen wir uns nur freuen; denn wo Staub ist, da muß auch Wind sein, d. h, etwas dahinter stecken. Und so ist's auch, es handelt sich hier um eine äußerst wichtige Frage, um eine Frage, über welche die nächste Generalkonferenz sich unbedingt klar und deutlich aussprechen muß, mit deren Entscheidung das Proseminar entweder fällt der noch weiter innerhalb des neuen Gebäudes bestehen bleibt. Die Frage, worauf es ankommt, ist die, ob diejenigen Studenten, welche sich für den Eintritt in das Predigerseminar vorbereiten, wie bisher eine gründliche Ausbildung in den alten klassischen Sprachen erhalten sollen oder nicht. Weshalb das genaue Studium dieser Sprachen von unermeßlichem Wert ist, darauf will ich hier nicht näher eingehen, sondern einfach auf das genannte Pamphlet verweisen, in welchem die hohe Bedeutung desselben in trefflicher Weise gründlich erörtert worden ist.

Ob die Brüder, welche durch dieses Pamphlet so sehr aus dem Gleichgewicht gekommen sind, wirklich der Meinung sind, daß der Unterricht im Griechischen und Lateinischen beschnitten werden sollte, das läßt sich nicht sagen; aus ihren Darlegungen geht dies nicht mit Deutlichkeit hervor.

Soviel ist aber gewiß, daß sie den Verfasser des Pamphlets nicht richtig verstanden und seine Worte offenbar falsch interpretiert haben.

Der Bruder Bauer hat sicherlich nichts dagegen einzuwenden, daß spezifisch wissenschaftliche Fächer gelehrt werden, er will nur nicht zugeben, daß der so wichtige Sprachunterricht dadurch zurückgedrängt werde. Auf der andern Seite aber sind auch die jungen Brüder völlig im Rechte, wenn sie auf das Studium solcher wissenschaftlichen Fächer bestehen. Das ist unbedingt nötig; ein Prediger sollte in allem gut beschlagen sein, aber er braucht nicht gerade in jedem Fache ein Experte zu sein. Das ist überhaupt eine Unmöglichkeit.

Wie die Sachen nun auch liegen mögen, es sollte unbedingt darauf gedrungen werden, daß die nächste Generalsynode sich eingehend mit dieser Frage beschäftige und zu derselben Stellung nehme. Soll-

ten wirklich ernste Meinungsverschiedenheiten inbezug auf diesen Punkt bestehen, so sollte es doch immerhin möglich sein, durch brüderlichen Gedankenaustausch eine Einigung zu erzielen. Es wäre jedenfalls sehr zu bedauern, wenn die Brüder wegen dieser Frage sich in zwei einander feindlich gegenüberstehende Lager trennen wollten.

Obwohl unsere Anstalt seit ein paar Jahren schon auch solche Schüler zugelassen hat, welche nicht ins Predigerseminar einzutreten gedachten, so war sie doch eigentlich noch garnicht dafür eingerichtet, weil sie bis jetzt, streng genommen, nur einen einzigen Lehrkursus zu bieten hatte; denn zur Erlangung eines Diploms ist immer noch die Erlernung des Griechischen absolute Bedingung.

Um nun einen Schritt weiter zu kommen und die „College"-Idee mehr zu verwirklichen, sollte der nächsten Generalsynode eine Vorlage unterbreitet werden, welche die baldige Einschaltung eines zweiten allgemeinen Kursus neben dem vorhandenen klassischen vorsieht. Dann hätten wir eine Einrichtung analog den Gymnasien und Realgymnasien in Deutschland. Wie dort eine Trennung der Schüler beim Eintritt in die Quarta stattfindet, so könnten wir dieselben in der Akademie bis zum Eintritt in die dritte Klasse gemeinschaftlich unterrichten und dann von einander trennen. Um Lehrkräfte zu sparen, würde es sich so einrichten lassen, daß auch von da an, d. h. in A-3, A-4 und im „College," in einigen Fächern, wie z. B. im Englischen, in Religion, in der Mathematik und „Science," die beiden Abteilungen zusammengetan werden könnten.

Der klassische Kursus würde in erster Linie als eine Fortführung des Proseminars anzusehen sein, während beim allgemeinen Kursus Griechisch und Deutsch als vorgeschriebene (obligatorische) Fächer ausscheiden, aber an deren Stelle mehrere wahlfreie (fakultative) Fächer, Deutsch, Französisch und Spanisch, eingeführt werden würden, von welchen der Realschüler zwei zu wählen haben würde. Auf diese Weise würden wir dem „College"-Gedanken um ein Bedeutendes nähertreten und außerdem auf größere Zufriedenheit bei den nicht auf den Preigerberuf sich vorbereitenden Studenten und ebenfalls auf größeren und schnelleren Zuwachs rechnen dürfen. So wie es jetzt ist, zwingen wir manche Schüler zur Erlernung von Sprachen, die sie nicht erlernen wollen, und von welchen sie, wie sie behaupten, später keinen Gebrauch machen können. Und weil sie sich für dieselben nicht interessieren, geben sie sich auch absolut keine Mühe und halten so nur die onderen Schüler der Klasse auf.

Nunmehr ein kurzes Wort inbezug auf **das Deutsche.**

Und hier möchte ich mich zunächst einmal an die Brüder wenden, die in letzter Zeit allerlei böswillige Ausfälle gegen die Lehrer

gemacht haben, in deren Händen der deutsche Unterricht augenblicklich liegt. Diesen will ich vor allem nahelegen, daß dieser Unterricht heute noch ebenso gewissenhaft und gründlich erteilt wird wie in früheren Jahren. Diese Brüder sind doch, wie es mir scheint, mit einer recht bedenklichen Kurzsichtigkeit behaftet, wenn sie sich den Rückgang des Deutschen nur so zu erklären wissen, daß sie den betreffenden Lehrern einfach die Schuld beimessen.

Wir möchten sie einmal fragen, wie sie es anfangen wollten, Schülern, welche die Sprache einfach nicht erlernen wollen, oder sich derselben gegenüber zum mindesten ganz indifferent verhalten, dieselbe beizubringen. Mit Gewalt ist hier nichts zu machen; da helfen auch nicht die allerbesten Methoden.

Die Schüler aber — uns es giebt, Gott sei Dank! auch noch solche —, welche diese Sprache erlernen wollen, finden immer noch dieselbe gute Gelegenheit dazu, wie früher, ja, vielleicht noch eine bessere Gelegenheit, weil die Lehrbücher, die uns jetzt zur Verfügung stehen, bedeutend praktischer eingerichtet sind als die, welche in früheren Jahren benutzt wurden.

Es lassen sich manche Ursachen anführen, welche diesen gewiß bedauerlichen Zustand gar leicht erklären. Ich will nur einige, die wichtigsten, nennen.

In früheren Jahren war das Deutsche im Anstaltsleben die Umgangssprache und die Studenten wurden auf diese Weise gezwungen, das, was sie in der Klasse gelernt hatten, sogleich praktisch zu verwerten. Das war eine gar herrliche Sache und eine gewaltige Hilfe für den Lehrer. Dieses Hilfsmittel steht uns nicht mehr zur Verfügung, und wir können ein ähnliches auch nie wieder erlangen. Die Seminarbehörde hat zwar gemeint, einen gewissen Ersatz dafür schaffen zu können und hat an die Lehrer der deutschen Sprache den Befehl ergehen lassen, auf dem „Campus“ mit den Studenten deutsch zu reden. Das wäre vielleicht von einigem Nutzen gewesen, wenn man solchen Befehl zur selben Zeit auch an die Studenten gerichtet hätte. Was nützt es aber, wenn die Lehrer die Studenten auf deutsch anreden, und sie antworten auf englisch?

Bis vor einigen Jahren diente in fast allen Unterrichtsfächern das Deutsche als Medium zur Erteilung des Unterrichts, und die Studenten mußten sich, “nolens, volens,” daran gewöhnen, deutsch zu denken. Heutzutage findet das Deutsche als Medium nur noch Verwendung beim deutschen Unterricht.

Ein weiterer, schwer ins Gewicht fallender Umstand ist der, daß die neueintretenden Schüler von Jahr zu Jahr immer weniger Kenntnisse des Deutschen aus dem Elternhause mit in die Anstalt

bringen. Und in dieser Beziehung steht es, wie es scheint, am schlechtesten mit den Söhnen evangelischer Pastoren und am besten mit den Schülern, die aus den mittleren und westlichen Staaten kommen, wo die Pastoren in den Gemeindeschulen und beim Konfirmandenunterricht Deutsch gelehrt haben. Mit dem Absterben dieser Gemeindeschulen wird die Sache noch schlimmer werden.

So ließen sich noch manche andere Gründe anführen, und niemand sollte sich falschen Hoffnungen hingeben, soweit das Deutsche in Betracht kommt. Mit keinen Mitteln und neuen Mehoden können wir je wieder dahin kommen, wo wir früher gewesen sind. Und so möchte ich fragen: Ist dies auch nötig, und wird das überhaupt von allen Brüdern gewünscht? Ich glaube nicht.

Es wird nicht absolut nötig und auch nicht mehr möglich sein, alle diejenigen Schüler, die sich auf den Predigerberuf vorbereiten, im Deutschen so weit zu bringen, daß sie später deutsch predigen können. Das Höchste, was wir nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge erwarten dürfen, ist, daß etwa ein Drittel der nach Eden abgehenden Abiturienten einmal imstande sein wird, in beiden Sprachen zu predigen.

Wenn nun ein großer Prozentsatz der zukünftigen evangelischen Prediger das Deutsche doch nicht mehr so erlernt, daß er sich fließend im Deutschen auszudrücken vermag, sollte man es diesem Teile dann nicht gestatten, sich schon in Elmhurst für oder wider das Deutsche zu entscheiden?

Anstatt diese Frage selbst zu beantworten, möchte ich den jetzigen Präsidenten von Eden reden lasse. Als derselbe auf der Louisviller Konferenz gelegentlich der Sprachenfrage interpelliert wurde, sagte er: „Einen evangelischen Prediger, der kein Deutsch versteht, den könnte ich nicht zu den gebildeten evangelischen Predigern rechnen.“

Und ich meine, dabei sollten wir bleiben. Für die Studenten der klassischen Abteilung sollte das Deutsche auch weiterhin als obligatorisches Fach gelten. Soweit kann jeder kommen, daß er das Deutsche verstehen lernt und imstande ist, deutsche Bücher mit gutem Verständnis zu lesen. Ja, sie könnten alle noch weiter kommen, wenn sie es nur ernstlich wollten. Daß sie können, wenn sie wollen, das haben sie beim Schiller- und Lutherspiel bewiesen. Wenn aber einige auch nicht weiter kämen als zum vollen Verständnis des Deutschen, so wäre damit schon viel gewonnen. Und dazu sollte nach wie vor jeder genötigt werden.

Dazu halten auch alle anderen eingewanderten Nationen, die Schweden, Dänen, Norweger, Holländer etc. ihre Zöglinge an. Für einen evangelischen Prediger ist und bleibt Deutsch die Sprache sei-

ner Reformation. Durch die Kenntnis des Deutschen wird ihm die Möglichkeit geboten, die geistige Verbindung mit seiner Mutterkirche aufrecht zu erhalten und tiefer in ihre Lehren einzudringen, falls es ihm in Wirklichkeit darum zu tun ist, ein durchgebildeter, echter evangelischer Prediger und Lehrer zu sein.

Und noch eins ist hierbei in Betracht zu ziehen. Wir brauchen junge Männer, die sich weiter bilden, um einmal eine Lehrstelle in unseren Schulen einzunehmen. Es wäre doch schade, wenn wir nicht wenigstens die meisten dieser Stellungen mit unseren eigenen Leuten besetzen könnten. Darin läge doch eine große Gefahr für den Fortbestand unserer Kirche, wenn dies einmal unmöglich werden sollte.

Da ist solchen jungen Männern doch wohl sehr zu empfehlen, auf einige Jahre ins Ausland, vor allem nach Deutschland, zu gehen. Wie vieles würde ihnen aber abgehen, wenn sie nicht wenigstens einigermaßen das Deutsche beherrschten, ehe sie nach dort gehen.

Um nun aber zu retten, was noch zu retten ist, sollte etwas getan werden, was den Schülern das Studium des Deutschen wünschenswert macht. Es sollten vor allem Reisestipendien geschaffen werden für besonders begabte, ernstgesinnte und wißbegierige Jünglinge, um denselben die Mittel an die Hand zu geben, ins Ausland zu gehen, damit sie ihren Gesichtskreis erweitern und ihre Kenntnisse bereichern können.

Wie mit manchem anderen, so haben wir, zum Schaden unserer Kirche, auch zu lange damit gewartet, Einrichtungen nach dieser Seite hin zu treffen. Ich habe in Iowa immer wieder auf die Schaffung von „Scholarships" gedrungen. Man hat mich zunächst lächerlich zu machen versucht. Zuletzt griff ich selbst in die Tasche und legte von meinem kärglichen Lohn $25 auf den Konferenztisch und brachte es wirklich so weit, daß ein Iowa-Stipendium gegründet wurde. Was ist aber daraus geworden?

Der Distrikt hat sich nicht weiter darum gekümmert. Ich selbst habe es dann nach und nach mit weiteren persönlichen Beiträgen bis auf etwa $90 gebracht, die heute noch vom Schatzmeister des Iowa-Distrikts verwaltet werden, aber mir wieder zufallen müssen, sobald ich solches verlange, weil der Distrikt nicht die Bedingungen erfüllt hat, die daran geknüpft waren. Unsere Synode scheint nun einmal nicht auf das Großzügige angelegt zu sein.

Es hat mir nun eine ganz besondere Freude bereitet, daß am Tage der Reunion in Elmhurst vor ein paar Wochen der wieder ins Leben gerufene „Elmhurster Alumnen-Verein" es sich zu seiner

Hauptaufgabe machen will, auf die Kreierung von „Scholarships" zu dringen und auch selbst Mittel dafür hergeben will.

Ehe ich meine skizzenhafte Ausführung beende, möchte ich noch eine ganz allgemeine Bemerkung in Form einer Bitte daran anschließen. Diese besteht darin, nicht den Maßstab von früher an die Leistungen von heute zu legen, sondern zu bedenken, daß die Verhältnisse ganz andere geworden sind.

Während in früheren Jahren kaum ein Drittel der freien Zeit auf athletische Übungen und gesellschaftliche Affairen verwandt wurde, verwendet heutzutage eine größere Anzahl von Studenten mehr als Zweidrittel dieser Zeit darauf. Es kommt dann leicht dahin, daß bei vielen das Studium überhaupt zur Nebensache wird.

Folgende vom Referenten aufgestellten **Anträge** wurden von den Konferenzmitgliedern des Nord-Illinois-Distriktes angenommen.

1) Der Nord-Illinois-Distrikt ersucht den ehrwürdigen Generalpräses, ein Komitee zu ernennen, welches eine genaue Vorlage betreffs der Elmhurster Lehranstalt ausarbeiten soll für die nächste Generalkonferenz. Diesem Komitee sollen angehören der ehrw. Generalpräses ex off., der Vorsitzende der Seminarbehörde, der Vorsitzende der Edener Aufsichtsbehörde, die ganze Elmhurster Aufsichtsbehörde, die Präsidenten beider Lehranstalten, und die ganze Elmhurster Fakultät. Dieses Komitee kommt zusammen in Elmhurst.

2) Der Nord-Illinois-Distrikt richtet an die nächste Generalsynode die Bitte, die baldige Einführung eines zweiten allgemeinen Kursus in Elmhurst zu beschließen und die nötigen Mittel dafür zur Verfügung zu stellen.

3) Der Nord-Illinois-Distrikt erwartet, daß der Unterricht in den alten klassischen Sprachen unverkürzt bleibe.

4) Der Nord-Illinois-Distrikt beschließt, die Kreierung eines Reisestipendiums nach Deutschland für einen begabten Abiturienten von Eden, damit es ihm möglich gemacht werde, dort seine Studien fortzusetzen.

In oder Von?

Von Prof. Karl Bauer.

Die Kommission für Statutenrevision hat sich in ihrer zweiten Jahressitzung für die Form „Synode in Amerika" entschieden. Selbst ein Glied jener Kommission, möchte ich hiermit gewissermaßen einen nachträglichen inoffiziellen Minoritätsbericht einreichen. Synode und Amerika passen schlecht zusammen. Das eine ist in seiner Art klein, das andere ist in seiner Art groß. Synode von Wisconsin,

Synode von Iowa, Synode von Missouri und anderen Staaten, das paßt, und daran ist man gewöhnt. Soll Amerika statt Nord-Amerika gesetzt werden, so sollte es „Kirche" heißen, nicht „Synode." Aber warum soll überhaupt Amerika gesetzt werden? Weil man i n statt v o n setzen will. So ist das In oder Von der Schlüssel zur Gestaltung unseres Namens mit Abrechnung von „deutsch" und „evangelisch." Das In ist unpassend, indem es die ganze räumliche Ausbreitung angeben will. In Amerika, also nicht zugleich in Asien, z. B. in Indien. Dagegen das Von will nicht die ganze geographische Ausdehnung angeben, sondern Ursprung, Zentralsitz, Schwergewicht. Dann aber muß „Nord-Amerika" bleiben. Mit Nord-Amerika wird die geschichtliche Entwicklung angezeigt, mit Amerika verdeckt. In Nord-Amerika wird voraussichtlich immer der Hauptsitz und die Masse unserer Kirche sein, und auf alle Fälle bezeichnet Nord-Amerika immer die Heimat. Amerika wäre farbloser als Nord-Amerika.

Wenn man an die Formulierung eines Namens geht, sieht man sich gerne nach Analogien um. Am meisten Klarheit erhält man, wenn man falsche Parallelen als falsch erkennt. Solche falsche Parallelen sind die Namen „Church of England" und „Church of Christ in America." In „Church of England" hat das of nicht nur denselben Sinn wie bei unserm Namen, daß es Ursprung und Hauptsitz anzeigt, sondern es hat dazu noch einen politischen Sinn. „Church of England" heißt: Kirche des offiziellen England, also Staatskirche von England. Da es aber in unserm Land keine Staatskirche gibt, so ist das Von in unserm Namen in keiner Weise irreführend. Dagegen kann uns der andere Name, „Church of Christ in America," für unsern Fall einen deutlichen Fingerzeig geben, wenn wir das Falsche an der Analogie erkennen. Auf den Namen dieser Kirche berufen sich unsere Leute mit Vorliebe, wenn sie uns das In empfehlen. Aber warum hat diese Kirche das In? Sicher in erster Linie deswegen, weil „Church of Christ of America" ein Unding wäre. Das Doppelte of muß aus rein sprachlichen Gründen vermieden werden. Zudem drängt sich einem beidem Namen „Church of Christ in America" die falsche Verbindung „Christ in America" als ein mögliches Gedankenspiel nicht so leicht auf wie die ebenso falsche Verbindung „Christ of America" bei der anderen Fassung. Denn die letztere falsche Verbindung würde einen selbständigen, bestimmten Sinn ergeben, und zwar einen sehr unerwünschten: ein national amerikanischer Christus. Bei unserm Namen liegt keine Verdoppelung des Von vor; es ist weder eine lautliche Unschönheit noch eine falsche Wortverbindung zu vermeiden. Es liegt also kein Grund vor, warum das Von durch das In ersetzt

werden sollte. „Church of Christ in America" kommt als Analogie zu unserem Namen gar nicht in Betracht. Und wenn das Von bleibt, dann wäre es Torheit, für Nord-Amerika einfach Amerika zu setzen.

Wir wollen aber nicht nur fremde Namen zur Vergleichung heranziehen, sondern auch unsere eigenen alten Namen: Synode des Westens und Synode des Nordwestens. Es sind in diesen Namen nur kleinere Gebiete genannt und offenbar nicht der Westen und Nordwesten des Kontinents, sondern nur unseres eigenen Bundesstaates. Als nun der neue Name Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika angenommen wurde, was haben da die Väter mit Nord-Amerika gemeint? Wahrscheinlich nicht den Kontinent, sondern nur die Vereinigten Staaten. Denn außerhalb dieses Gebietes hatten sie wohl keine einzige Gemeinde. Wir nennen uns kurzweg Amerikaner und in Europa sagt man vielfach „Die Nordamerikaner" statt „die Bewohner der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika." Es ist schade, daß die Väter unseres Landes ihrem Staatswesen den Namen „Vereinigte Staaten von Amerika" gegeben haben. Der Name ist nicht charakteristisch genug. „Vereinigte Staaten" ist nur eine Einleitung zu einem Namen; es ist eine Vielheit statt einer Einheit, und Amerika ist zu weit gefaßt. Der Name läßt sich nicht zu einem einzigen passenden Worte kürzen. Geschichtlich konnte der Name freilich nicht viel anders sich gestalten, und es liegt uns ferne, die Väter des Landes tadeln und korrigieren zu wollen. In Anbetracht ihres vorher geringen Zusammenschlusses muß man sich wundern, daß sie es noch zu so viel Einheitlichkeit in Verfassung und Namen gebracht haben. In dem Namen, der von der heutigen Zeit aus gesehen, zu wenig Einheitlichkeit hat, spiegelt sich die selbstverständliche Tatsache wieder, daß zunächst ein nur lose gefaßter Staatenbund geplant war, daß Stolz und Eifersucht und Furcht im Verhältnis der Einzelstaaten unter einander schwere Hindernisse bildeten.

Übrigens waren unsere Staaten damals tatsächlich die einzigen Vereinigten Staaten in ganz Amerika. Jetzt hat man auch die Vereinigten Staaten von Mexiko, von Venezuela, von Brasilien u. s. w. Venezuela und Brasilien sind durchaus selbständige Namen; Mexiko ist weniger charakteristisch, da einer der Einzelstatten von Mexiko den gleichen Namen hat wie der ganze Bundesstaat. Hätte unser Land einen eigenen, begrenzenden und daher charakteristischen Namen, sagen wir z. B. Columbia (freilich anderweitig schon vergeben), dann hätten die Väter unserer Synode jedenfalls diesen Namen für ihren Kirchenkörper gewählt: (Deutsche Evangelische) Synode von Columbia. Gerade das Umgrenzte, das Heimatliche, das Lokale

sollte im Namen stehen. Da nun die geographische und politische Heimat unseres Kirchenkörpers selbst keinen entsprechenden Namen hat, so laßt uns doch wenigstens bei der nächstbesten Form bleiben: Synode von Nord-Amerika. Auch in dem Namen „Church of Christ in America" ist „America" wohl nicht zunächst geographisch gedacht zur Bezeichnung des Doppelkontinents, sondern politisch als Wiedergabe des Namens „United States of America," und wenn unser Bundesstaat sich „United States of Columbia" nennen würde, so würde die in Rede stehende Kirche in ihrem Namen nicht das „in America" haben, sondern „in Columbia." In dem Namen dieser Kirche repräsentiert Amerika eine Verlegenheit, einen Mangel; und das wollen wir doch nicht in unserm Namen auch noch anzeigen.

Some Essentials in Building Up a Congregation.

(Paper read by Rev. Paul Pfeiffer, at the Ohio District Conference)

I am sure no one will challenge the assertion that the present-day church is all-around stronger, more capabale, more efficient, and therefore better equipped to meet critical conditions and solve perplexing problems than at any period of her history. We have today a loyal, faithful and well-trained ministry, we have safer and saner and more scriptural preaching than ever before, we have a more intelligent laity, better and more active congregations, and moreover larger and more consistent giving for kingdom causes. If we are to take reliable statistics at their face value—and we have no right to discredit them—we are greatly encouraged, for growth and progress of the twentieth century church is quite in accord with her increased efficiency and broader usefulness.

I believe careful study of church history will convince us that the Church of our Lord and Saviour never has enjoyed a greater era of progress than the present. It is true, the apostolic church was a spirit-filled church, and the apostles without doubt were able preachers, and yet the growth of Christianity necessarily was very slow, and the numbers reached very limited. Or was the time of the great theological controversies and councils in about the fourth and fifth centuries, with such great preachers and church fathers as Augustine, Chrysostom and others really a time of great progress, and did the multitudes as a result of their preaching and ministry flock into the church? In mediæval history, of course, the time of the great reformation stands out as a lofty mountain peak, and we may look upon it as perhaps the greatest revival of interest in religion, with such men as Luther, Zwingli, Calvin, Knox and the Wesleys preaching to large numbers of people and exerting

their best efforts, their learning and influence to swing the multitudes Christward, and yet the growth of the kingdom numerically was very small. In our own country the time of the Puritan fathers, when intolerance was so liberally intermingled with religion that it became obnoxious to many, was certainly no time of great conquests for the kingdom. It is said on reliable authority that 150 years ago the ratio of Christians to non-Christians in the world was one in fifteen, and today it is said to be one in seven. This does not seem to prove that the church or the ministry had been asleep, but rather that pastors and people are an earnest hard-working lot, zealously devoted to their task, and very faithful in the business of making the world Christian.

I have seen a diagram somewhere showing the growth of Christianity, in which these facts are very significant. In a given period in the early Church it took 1,000 years to double the number of Christians, a few centuries later the ratio was reduced to 500 years, at a later period still to 300, then to 80, and at the rate of Christian progress today the church membership, or to be more accurate, the number of Christians, will double in about forty years. Other statistics inform us that on the average eight churches are being built every day in the year, including Sundays, and that thru the evangelizing influence of the Sunday school alone approximately one million people are won for Christ and the church each year in this country. This seems to me is abundant evidence that the church of today is doing her work well, and should go far to convince us that the world is getting better in response to the spirit of the Christ as lived out in the lives of tens of thousands of His true followers and disciples. The spirit of the "Man of Galilee" is and ever will remain the motive power and the impelling force in the lives of men to the complete transforming of human and sinful lives into His own likeness. This is not saying, however, that the Church is doing her best everywhere, and that the individual congregations are all that they should be in the communities in which they live and exert their influence. Consequently, the Church should steadily strive for greater perfection along all lines of Christian endeavor, she must meet the need of her community in a more efficient manner tomorrow than she does today, and therefore she should aim at greater results in the future than she has in the past.

I think we should feel happy as Christian pastors and laymen that we are living in this most promising age of the Church, and that it is our privilege in having a part in directing people Godward. With all its perplexities, with all its great problems crying for solution, with its chaos and anxiety, its uncertainty and its un-

rest, this is nevertheless the age of greatest possibilities and opportunities for the Church of Christ. Naturally, too, in this complex life of which we are a part, and with all of these many industrial, commercial and social problems on the increase, the problems of the Church are also multiplying, and are becoming more vexing and difficult of solution, even to such an extent that they have become positively bewildering and often baffling to many church workers and leaders. In the present age too, there is scarcely any phase of our life that is not somehow or other touched and influenced by the Church. Therefore the Church and her work is freely discussed in newspapers and magazines, very often in the editorial columns, in theater plays and movies, and of course, comes in for her share of just and sometimes unjust criticism and condemnation, and also receives from time to time well-merited praise and commendation, all of which is bound to leave a trace on the sophisticated mind of the average American, and naturally too, helps to intensify the difficulty of our many problems. It is unquestionably true that no preacher in the long list of faithful ministers of Christ from Peter and John down to the time of Phillips Brooks and Henry Ward Beecher preached to more intelligent and well-informed listeners than do the preachers of today, and no Christians in any age, barring not even the age of persecutions, were put to a severer test to furnish proof of the faith that is in them than are the Christians of today. The best age of the world and the Church is the present one, and we should glory in the fact that ours is the greatest business in the world, namely the conquest of the world for Christ. Ours too are the problems that confront the Church, and we should bring our best effort, talent, method and devotion to tell in the solution of them, so that we may make the greatest possible contribution to the progress of the Kingdom.

According to the latest Interchurch World Movement statistics which are said to be more reliable than government census reports, the population of the world in 1920 was 1,647,000,000, and of these 565,000,000 are said to be Christians or adherents of the Christian Church, no doubt this figure includes all nominal Christians also. This is only a fraction more than 34 percent. Half of the people of the world live under republican forms of government, and while 70 percent of the world's people live under Christian governments, 30 percent are non-Christian. After one hundred years of consistent missionary effort in heathen lands the Christian population of the non-Christian world has increased ten-fold, and in the same period of time the population has doubled. For our purpose, however, we are not so much concerned about world

statistics, as we are concerned about those of our own country, and these are even more accurate than the world figures.

Just a very short time ago the revised census figures were given out by our government. According to these the population of the United States is 105,710,620. The total number of communicants of all denominations according to the very latest report issued by Dr. Carroll is 42,140,997 in 230,594 congregations, ministered unto by 195,926 pastors and leaders. While the number of communicants increased during the past year (1920) 667,007, as compared with an increase of only 55,000 the year before, the number of ministers increased 2,290, while the number of congregations or churches decreased 556. Dr. Carroll comments, "the churches of America in 1919 were in the Slough of Despond, but in 1920 they were again on the hills of progress," and recouped themselves from the losses they had suffered in the preceding year. I am citing these figures because they present our problem and our challenge, for over half of our population in "Christian" America, or to be accurate, 63,569,623 are yet unchristianized, and are yet to be won for Christ and His Church. Now, in order to meet the challenge, and to reach the people effectively with a Gospel that will win them eventually, the Church must exert her very best efforts, use the best and most approved means and methods, and leave nothing undone to make America Christian.

There are some Essentials without which to my mind there can be no sound building up of a congregation, nor successful Kingdom work. In enumerating these Essentials I do not wish to be understood that one is more important than the other, or that they are relatively important in the order in which they are mentioned, but I consider them all essential to real success in the work of the Kingdom. Nor am I attempting to give an exhaustive treatise in which all the Essentials come in for treatment, but rather would call attention to the wording of the subject, "Some" Essentials, as I know there are those who hold different views, and to whom other things may seem more essential and important than those enumerated here.

I am fully convinced that if we are to build well in the Kingdom, we need to lay good foundations, and that means,

Intensify Christian Education and Training

I have mentioned this first because it looks to the future, concerns itself with the Church of tomorrow, and has reference to children and young people. Unless we hold, educate and train the children and young people of today we cannot hope much of the Church of the future. The command of the Master, "Feed my

lambs" is of paramount importance. We have often heard it said in our own church circles, "Wer die Jugend hat, hat die Zukunft," and the sacred writer of old has well said, "Train the child in the way in which it shall go, and it will not depart from it when it is old." With some 225 Christian denominations promoting the work of the Kingdom, in our own country, and with over 230,000 congregations at work which are as cities set on a hill, we are told there still are 29 million young people under twnety-one years of age who are not in church or Sunday school, and of the 25 million under twelve years of age 13 million, or more than half receive no religious instruction or training whatsoever. These figures present a tremendous problem and a strenuous challenge to the churches of Christian America. Nor does it redound to the honor of Protestantism that while the Catholic child receives an average of 480 hours of religious instruction per year, and the Jewish child 180, most Protestant children receive but 28 hours annually providing they attend Sunday school with regularity. Of course, for those children who attend catechetical instruction, the hours would be increased in proportion to the number of lessons attended, varying between forty and seventy per year.

It is very evident that in some denominations the emphasis is not placed as much as it should be upon educational evangelism, as regards children and young people. We are losing much ground if we want to wait till the later years of life and then make insane efforts to regain the lost by all sorts and varieties of rescue evangelism. That type of evangelism according to reliable statistics at best only wins about four out of every hundred, while the Sunday school, or educational evangelism yields the Church upon a ten percent investment of effort and money, a 90 percent return in church members, converts and church workers. This is self-evident too, that the church that majors on rescue evangelism, and ignores the higher possibilities of the nurture of the young, defeats its own purpose and places its future in the doubtful column, to say the least. Far be it from me to decry the "revivals" as worthless, or as not contributary to a higher type of Christian living and service, for I am well aware that they have their place, and much good is accomplished by them, but in the saving of a soul, as well as in the saving of physical life the old adage is eternally true "an ounce of prevention is better than a pound of cure."

Roger Babson, well known business man and perhaps the keenest student and analyst of industrial conditions and clever discoverer of the real needs of the age, upon whose word many business men in the country build their enterprises, very recently sent out

this important letter from his office at Wilesley Hills, Mass., under the heading

Christian Education

The need of the hour is not more factories or materials, not more railroads or steamships, not more armies or navies, but rather more education based on the plain teachings of Jeuss. The prosperity of our country depends on the motives and purposes of the people. These motives and purposes are directed in the right course only thru religion. Legislation, bounties or force are of no avail in determining man's attitude toward life. Harmony at home and peace with the world will only be determined in the same way.

Religion like everything else of value must be taught. It is possible to get more in industry and business only thru the development of Christian education and leadership. With the forces of evil backed by men and money, systematically organized to destroy, we must back men and money in all campaigns for Christian education.

We are willing to give our property and even our lives when our country calls in time of war. Yet the call of Christian education is today of even greater importance than was ever the call of the army or the navy. I say this because we shall probably never live to see America attacked from without, but we may at any time see our best institutions attacked from within.

I am not offering Christian education as a portector of property because nearly all the great progressive and liberal movements of history have been born in the hearts of Christian educators. I do, however, insist that the safety of our sons and daughters, as they go out on the streets this very night, is due to the influence of the preachers rather than to the influence of the policeman and the law-makers. Yes, the safety of our nation, including all groups, depends on Christian education. Furthermore, at no time in our history has it been more greatly needed.

We insure our houses and factories, our automobiles, and our business thru mutual and stock insurance companies, but the same amount of money invested in Christian education would give far greater results. Besides, Christian education can insure what no corporation can insure—namely, prosperity.

As the great life insurance companies are spending huge sums on doctors, scientific investigations, and district nurses to improve the health of the nation, so we business men should spend huge sums to develop those fundamental religious qualities of integrity, industry, faith and service, which make for true prosperity.

I repeat, the need of the hour is, not more factories or mate-

rials, not more railroads or steamships, not more armies or navies, but rather more Christian education. This is not the time to reduce investments in schools and colleges at home, or Y. M. C. A. and similar work in China, Japan, Russia or South America. This is the time of all times to increase such subscriptions.

Now, if a business man of the high type of Roger Babson thus analyzes the present situation, and in such emphatic language suggests the remedy, surely the Church cannot remain deaf to the challenge for more and better Christian education.

I would not suggest multiplying organizations, but rather would I suggest that we intensify and improve what we have. Surely all organizations within the Church can be made more efficient. The Sunday school should accomplish much more, and will if we all give it the proper attention. We need to train our teachers and make them more efficient, so that they might indeed prove themselves workmen of God who need not be ashamed, handling aright the Word of truth. We should make our Sunday schools more attractive and the service more interesting so that the boys and girls will be anxious to be there and learn the truths so vital and important for the growing in grace. We need to intensify the catechetical instruction, make more of the opportunity offered there, so that the work outlined may be thoroly done and real results achieved. Other agencies such as weekday religious instruction, if it ever will come to that, and let's hope it will; the daily vacation Bible school and the Saturday school can certainly be employed by the pastor and people as offering fine opportunities for Christian training and education, so that the children entrusted to our care may grow in grace and in the knowldege of our Lord and Saviour Jesus Christ. Educators tell us that the ages 12 to 16 are by all odds the most critical and difficult to deal with in all childhood, and if we fail to influence the child at this age, it may never be won for Christ and the Church. This too, is the age when the child is very susceptible to religious impressions, and when it is plastic and in the formative stage of life, and this too is the age of all ages when the instruction should be clear and well defined, so that it may head up in a decision for Christ and the better life. Pastor, teachers and parents should cooperate in the best possible manner to magnify the teaching and training of children, for as the sowing so shall the reaping be.

In the second place, *we need to intensify the ministry of the word*, or *preaching*. As ministers and pastors we should be thrilled with the great responsibility that is laid upon us as shepherds of the flock of Christ, namely, to preach the Word in season and out of season. Every true minister should feel as did the great apostle,

"Woe is me if I preach not the Gospel." There's absolutely no denying the assertion that better sermons make better congregations. The preacher's office is not to entertain or amuse, or keep the audience spell-bound for twenty minutes with brilliant phrases and glittering generalities that hit nowhere, but his first duty is to preach the truth, regardless of where it strikes or whom it hurts. He should be fearless in his preaching, not catering to any set, playing to the grandstand, as the expression goes, or coddling the rich and influential for mere effect, but preaching Christ and him crucified. If he is going to sell his audience upon the greatest essential, namely the Christian religion, he must have the very same objects in view which every successful business man observes if he wants to make a sale, namely, he will 1. Secure attention; 2. Arouse interest; 3. Create desire and 4. He will get decision. Unless his preaching have these aims he cannot preach with good effect nor win souls for a better life.

Most assuredly, his preaching should be timely, that is it should be adapted to meet the needs of the congregation and the community to which he ministers. I am sure that the sermons of Anselm, or Augustine, or Chrysostom would not very seriously interest an American audience of our day and time, nor would the dissertations of Luther, Melanchthon, Knox or Zwingli strike home with very much effect if they were preached to a present-day congregation. They, of course, had a message for their day and the people to whom they ministered, and would not make much of an impression with their preaching in our time. We dare not lose sight of the fact that the modern preacher is ministering to a far more intelligent audience, men and women who are well read and well informed even on many religious subjects or phases of Christian work. And while it is a wonderful opportunity for the preacher of today to train and influence such an audience, it will require constant vigilance on his part to keep abreast of the times, and above all it requires very hard work to make his preaching such that it will respond to the need of the congregation and community, so that it might really be a constructive force in building up lives in Jesus Christ, so that they might become living stones in the great temple of the Lord. The preacher of today then should be a thoro student of the Word, and always magnify his preaching office and ministry.

A third Essential is, *organize for service.* If the congregation is to grow, and the kingdom of Christ to flourish in our midst it must respond to the needs of the community by the service it is able to render. If the Church has any business at all to exist, it is for the purpose of giving its best service. Otherwise it has no

business, for the Master has applied this metewand to all Christians, individually and collectively, "he that would be great among you let him be your minister, and he that would rule, let him serve." "Service" then should be her slogan, for here too its true, "he profits most who serves best." The golden age of the Church will never come, some one said, until all of its members will render the best possible service of which they are capable. In the economy of God's great kingdom service is equivalent to greatness. In the kingdoms of this world man is considered great in proportion to the number of people serving him, but in God's kingdom man is great in proportion to the number of people to whom he renders service. The Church then should always have her ears to the ground, and try its very best to discover the needs of the community, and then set itself with all possible determination to the task of supplying the need in the most effcient manner. Otherwise the church is but a parasite in the community, has no right to existence or support, and might as well not be at all.

Personally I am not in favor of having too much organization, and there are those in the church who feel that we are over-organized already. However, this danger is not as great as it may appear to be. I rather believe that the danger lies in the opposite direction, namely that we are not organized efficiently, and that the organization does not function properly. An organization is only worth something if it is a means to an end, and can accomplish an object desired or aimed at. I know of a brotherhood that has perfected an employment agency, thru which they regularly secure positions for their own members or others needing work in the community, and thus it renders a real service. I know of organized Sunday school classes who have from time to time supplied the needs of deserving poor families with the necessities of life. I know of a Men's Brotherhood class who are in a position to put over any sort of Membership or Financial campaign in the church of which they are a part, and they too are rendering a fine service in church and community. I know of other classes or groups of people who are doing very definite things, such as supporting a missionary, Bible women, catechists, orphans, or visiting the sick, or making occasional visits into institutions where they may spread good cheer and hold services and meetings of an inspirational nature for the inmates. Social service work of many kinds can be successfully carried on if the proper organizations are made to function efficiently, and the reflex influence on the church of which they are a component part can only be of a constructive nature to build up the congregation in those things that make for better citizenship in the Kingdom.

Therefore make the orzanizations you have efficient. If you have a well organized Sunday school make it function so it will cover the field and do its work effectively. If you have organized classes that can do some special task, assign them such a duty. If you have a Men's Brotherhood give them some of the local problems to solve that require real men, and they will thrive with their work. If you have a Young People's League see to it that its various committees in co-operation with the entire membership will answer the call of the church and do their part well for the winning of the young people for Christ and the Church. If you have a Ladies' Aid society, or a Young Ladies society, insist that they have a program of service for the church and community, and that they add their share to the pregress of the Kingdom. Of course, all this requires eternal vigilance, much work and constant attention on the part of the pastor and church leaders, for there is no magic panacea or formula for the ills of our time, and the secret of success in church work as in every other sphere of human endeavor lies along the same old trodden path of "Work." And the Church and congregation that is constantly on the job seeking to serve is bound to make progress and go forward.

The fourth Essential is *consistent personal work.* In my humble opinion there's hardly anything that counts so much for the upbuilding of a congregation as does personal work. A famous and very successful American preacher when asked to what more than anything else he ascribed his success, answered in just one word, "shoeleather." We need a ministry today who give themselves whole-souled and unrestrainedly to the spiritual nurture and care of their parishioners. To my mind our German word, "Seelsorge" covers that thought more perfectly than any word in any other language. I am afraid there are far too many pastors who neglect this phase of their work, if for no other reason, because they are too busy with other duties and functions. I believe, however, our own pastors are more faithful in this repsect than most pastors of other denominations. It is so easy to neglect pastoral visiting when other duties press upon the always busy pastor, but doubtless he has here the very best leverage to move his people Christward, for its personal contact and conversation that is bound to exert a wholesome influence. The preaching of the word is very important indeed, but equally important is the pastor's visit in the homes of his people, especially to the sick and afflicted, the aged and shut-ins, who more than any other yearn for spiritual comfort in the seclusion of the little world in which they are compelled to live. Much material for effective preaching will be furnished him by such visits, which otherwise he would not gather, and it will all

the better enable him to preach sermons whereby the hunger of the souls entrusted to his care is supplied and satisfied.

Then too, it seems to me, it is impossible to gain many new members for the congregation without personal work. The Gospel message, however good, alone will not do it. The earnest solicitation of the pastor and superintendent and other leaders to unite with the church will not do it. Now-a-days it requires more definite effort than that to win men for membership in the church. Consistent personal work will go a long ways toward solving the problem of increasing our membership. If you will pardon the personal reference permit me to say, that I always have a list of prospective members all year round, men and women and young people of whom I hear or know that they are interested in the work of the church, and not members elsewhere in the city. When the time of reception of new members draws near, usually upon the holidays of the Church a form letter is sent into the home of the prospective member, with an application card enclosed. This letter is an invitation to unite with the church, or present letter, if too far removed from their former church. This letter then is followed up by personal visit either of the pastor or members of a committee appointed for this purpose, to which the name of the prospect is given. Of course in all of the services preceding the public reception, an invitation to unite with the church is presented and people are urged to take a stand for Christ and the Church. This method has proven successful in my work, and furthermore proves to the people to whom you send an invitation and whom you visit that you and the church people are interested in them. When they have signed their application or presented a church letter then another letter is sent them apprising them of the exact date and hour of their public reception. This is the personal work plan, and I never find it difficult to interest members of the church council or congregation in such work, but they rather like to do it, for it helps them personally and also the families whom they visit, and the all around result is more interest and enthusiasm for the church.

I am far from believing that the pastor should do all personal work of this kind, for there are many in every parish, who if properly guided will prove themselves fine visitors and efficient soul-winners. Jesus challenged the humble and unlettered fishermen by the Galliilean sea, "Follow me, and I will make you fishers of men." And they left all and followed him, and because they were willing, were made fishers of men. Likewise the pastor can find willing and efficient helpers who will give him valuable assistance

in this great business of interesting others in the great cause of the Kingdom.

Another plan which I believe will help much in building up the congregation is to district the parish in convenient geographical groups, say of ten to fifteen homes or families, appointing one wide-awake person as a sort of superintendent or chairman of that group or district, who will remain in touch with these homes, report any case of illness or other need, follow up absentees among the Sunday school membership, urge the people in those homes and in the community to attend preaching service and other meetings, and in a general way to keep an eye on that group of families, with a view to helping them, and to make of them better church members and Christians. These are simply suggestions that may be elaborated upon as the needs of each individual parish may require, and it goes without saying that persistent personal work is bound to lead to success.

Last, but not least, is the *training of members who will be living epistles.* There lies the crux of the whole situation. We need above all a consecrated, consistent and active laity. The best congregation builder and the most potent influence for Christ and His church in the community after all is the consecrated life of the Christian, a life that rings true and leaves no one in doubt. The Church has lost much ground and influence in the past, and is losing today because so many of her devotees are nominal Christians only, whose names appear on the church records, and that's all. Their lives are not consecrated and the world knows it. Outsiders get the number of Christians pretty quick. The so-called man of the world takes our measure very soon, and he uses the metewand our Master applied, "by their fruits ye shall know them." The Church cannot have much influence when so many church members by their inconsistent living counteract and de-vitalize the profession of their lips. The Church is bound to fail in proportion that church members do not live up to her teachings. John R. Mott in one of his books makes the statement, that the greatest barrier to the spread of the Christian religion in China is the inconsistent conduct, irreligious life and often immoral actions of the western business men who are there for commercial purposes, men who do not live as clean a life as does the Chinaman under the guidance of Confucianism. Yes, the consecrated Christian life of one church member can accomplish as much or more in the building up of a congregation as can a hundred good sermons of the ablest preachers. Likewise the converse is true, namely that one church member by his or her inconsistent, irreligious life and conduct can tear down in a short time what the pastor and other faith-

ful people have built up. Jesus said, "Not all that can say, Lord, Lord, shall inherit the Kingdom of heaven, but they that do the will of my Father which is in heaven," and likewise others do not judge us so much by the confession of our lips as by the kind of a life we lead. People don't care a fig about what the Church professes or believes, nor what the individual church member proposes to do or says he can do—but they are concerned about seeing results of the faith within, and according to results they classify us at once as those who are followers of the Master, or as those who have denied the faith. And, of course, it goes without saying, that all of our church work and effort, all of our preaching and teaching, all of our planning and doing, must eventually head up in that one great ambition that all of our church members might become living branches in Him who is the true Vine. If this vital relationship of disciple to Master is maintained then all other things will take care of themselves, and the Church will become more and more the body of Christ in deed and in truth, and thus will fulfill her mission in the earth.

New Mode of Choosing a Minister.

By R. R. Fillbrandt

Having been asked by the Editor to contribute an article on the best method of choosing a minister, I find that it is not going to be an easy task since I have absolutely no experience with the administrative end of the Synod. To suggest a new way that will be satisfactory to all ministers and congregations is a superhuman task, and therefore I shall merely note some of the glaring shortcomings of our present system, and with the aid of suggestions received from over a hundred brother ministers I hope to be able to point out a more adequate and just mode of choosing a minister and supplying a congregation.

Judging from my own experience I believe the method of placing the graduates from Eden Seminary to be wrong. Most of the men, after graduating from the Seminary, go to the District where they lived before going to school; here they are ordained with the consent of the Hon. President of the District and of the Hon. President General. After ordination, the young minister leaves for the district to which he was assigned by the President General; and the President of the latter district, glad to get another man, assigns him to some church. Here the young man stays just long enough until he gets "something better"; and to me it has always been a wonder that so many stay at all. Being young, good looking, and often resourceful, he soon finds a better place. Thus he

climbs the ladder until the best congregation in the district has "called" him. Without a system of checking up his work he goes onward or downward, tearing down or building up the Synod, as the case may be.

Brethren, we all have to admit that the mistakes of the first years of our ministry are many, mistakes that would not have been made if our training had been complete. Not that we needed a different or better kind of training at the Seminary, but we were in need of practical training under the supervision of an older and wiser minister. I contend that each student leaving the Seminary should serve as vicar at least six months or a year, if possible. No physician is permitted to practice medicine until he has served one year as an interne in a hospital, to gain practical experience. Why not let the minister, the physician of the soul, have the same opportunity? And only after such practical experience and supervision should the young minister be given charge of a congregation and admitted into the membership of the Synod.

It is my contention that the Synod should demand a more complete record of the work done by each minister, and account should be given of all gains and losses and reasons for them. Our present formula giving the number of baptisms, funerals, marriages etc., does not indicate whether a congregation is growing or declining. I believe the Synod is entitled to know exactly what kind of work its members are doing, so that the men might be promoted or changed according to their talents. Our present system takes no notice of merits. If a man no longer likes his field of labor or is no longer liked in his field, it is up to him to find a new one. This is easily done if the man in question has many connections, but I know of cases where men have been humiliated for years and lost courage and joy in the work, because they could not find a suitable congregation. Not all of our ministers are eloquent speakers, not all are good mixers, not all good organizers, but they are all ministers of Jesus Christ, each one with peculiar talents, and each one can do good work if given an opportunity to get into the right field.

Generally speaking all ministers can be put into two classes: those always ready to change, and those who never move until they are moved. Likewise all congregations might be put into two classes: those who do their own choosing, and those that take whomever the Synod sends them. Usually the large congregation never ask the presiding officers of their district for a minister, often ignore the regular way, go over the heads of officers, and sometimes against all rules and precedents of the Synod. If we have rules

and regulations, why not apply them to all ministers and congregations in the Synod?

The following method, I believe, is the one persued in most cases where a congregation seeks a new minister: the congregation in question informs the President of the District of their plight, and requests that a list of names be submitted, giving age, looks, stature, married or single, German or English, number of children, etc. Some Presidents present the names of brothers that "need a change" living in their own district first, often without respect to the ability of the brethren or type of minister needed by the congregation. Some Presidents will not even consider the application of a brother minister from another district without a good recommmendation from some good friend. Are not all ministers in the Synod honorable and consecrated men? This is making an unfair discrimination. After the congregation seeking a minister has heard a number of candidates, one is chosen, and the rest are humbled. Of all the contemptible, unfair, un-Christian, unbusinesslike practices in our Synod the trial sermon practice is the worst. Out of over a hundred men asked not one favors the trial sermon practice and still we go on doing it and humiliating one another. Let us call a halt to this nuisance, and do it now! Let us find another way of placing our ministers and supplying our congregations! Anything but the trial sermon.

Most congregations have respect for order and ask the district President for advice in the selection of a new pastor. The President, knowing the needs of the congregation to a certain extent, and being familiar with the ability of the men who seek a new field should instruct the congregation to interview one or two men in their home congregation, and having seen and heard him should report favorably or unfavorably to their congregation. If the report be favorable, the minister should be invited to preach, and both sides being satisfied could then and there covenant. In this way neither side will be humiliated. In no instance should a congregation be allowed to hear or consider more than one man at one time.

In most cases, however, the President of a District is too far removed from the congregation seeking a minister and is therefore not in position to judge the needs of the congregation. Therefore be it suggested that the officers of the Pastoral Conference, together with the District officers, constitute a committee that shall look after the placing of ministers. For the officers of the Pastoral Conference should, and usually are, in better position to judge the needs of the congregations in their Conference than the President of the district, who in most cases lives too far away to be

familiar with all the congregations under his supervision. As soon as we lay more stress upon and use better methods in the placing of our ministers, that soon we will have fewer changes.

But why waste time on this subject? The same men dissatisfied now will be dissatisfied no matter what method we employ. But this does not do away with the shortcomings of our present system. I claim that not only the placing of our ministers is important to the welfare of our Synod, but that also the time of the year in which the change is made should be considered. The Evangelical Synod of N. A. observes the ecclesiastical church-year, and all our responsible men give catechetical instruction during a certain part of the year. And during this period no changes should be made except in cases of the death of a minister. We should insist that all changes be made during the summer even tho some of the brethren lose the products of their garden. Catechetical instruction and the welfare of congregations are more important than a minister's garden.

Above all it should be our endeavor to be fair to all our ministers and congregations. This is impossible under the present method, since most of our men never hear of vacancies that might appeal to them until they have been filled. Therefore I suggest that all names of vacant congregations and the names of all pastors seeking a change appear in a special column in the *Friedensbote* and *Ev. Herald*, at least as long as we adhere to our present system. This would give all congregations and all ministers the same information. And the business of the Synod should be the business of all the Synod. It is no disgrace to change fields of labor. If it were, 98 percent of our ministers would be disgraced. But the present system in use is disgraceful, and it should be the endeavor of the next General Conference to find a new and more adequate mode of placing ministers. Unless we have satisfied ministers and congregations, all the larger efforts of the Synod will fail; and I attribute the failure of many of our larger efforts in the past to the unsatisfactory relation existing between many of our pastors and their congregations. Knowing that the present system of choosing a minister is unsatisfactory, unfair, unbusinesslike, and humiliating, let us insist that the General Conference find a new mode apt to satisfy our ministers and congregations, and enable us to better co-operate and fulfill our task in the program of the kingdom of God.



Editorielle Aeußerungen.

Die jährlichen Konferenzen und ihr Ertrag.

Zur Konferenz reist der Pastor immer gern. Für viele ist sie eine Gipfelhöhe auf ihrem Lebenswege, der sie schon wochenlang vorher mit Sehnsucht entgegensehen. Brüderlichen Verkehr müssen manche das Jahr hindurch mehr entbehren, als ihnen lieb ist. Da kann man sich an der Fülle der Konferenztage schadlos halten. Die Skeptiker, die von der jährlichen Konferenz nichts als eine jährliche Enttäuschung erwarten, sind doch nur eine geringe Minderzahl.

Weil es aber nur Eine solche Zusammenkunft im Jahre gibt, so sollte sie so fruchtbringend wie möglich gestaltet werden. Daran arbeiten wir seit Jahren und nicht ohne Erfolg. Es werden ausgezeichnete Darbietungen in den **Referaten** geliefert. Früher wurden die Referate auf manchen Konferenzen bloß geschrieben, nicht verlesen, noch weniger besprochen. Jetzt sieht man vielfach in ihnen den Schwerpunkt der Konferenzarbeit. Auch ist durch bestimmte Zeiteinteilung und genaue Ausarbeitung des Programms für gewissenhafte Ausnützung der Stunde und für Ausscheidung alles Unnötigen Sorge getragen.

Hier liegt freilich offenbar eine Gefahr. Bei der beschränkten Zeit und dem festgesetzten Stundenplan sind die Grenzen für jeden einzelnen Teil der Tagesordnung sehr scharf gezogen. Die **Diskussion** ist auf ein Minimum reduziert und fällt oft ganz weg. Das ist besonders mißlich bei den Referaten. Es kommen Fälle vor, wo der Referent entweder durch die hervorragende Qualität seines Referats, oder durch seinen Feuereifer die Versammlung geradezu elektrisiert. Mit elementaler Gewalt drängt sich das Bedürfnis nach Aussprache hervor. Dann erhebt sich der Vorsitzende und erklärt, daß „Komitee so und so bereit ist zu berichten.“ Das ist nicht nur ein kalter Wasserstrahl auf die Begeisterung, sondern es hat auch die Wirkung, daß selbst der tiefste Eindruck in Kürze wieder ganz verwischt wird. Dem kann man nur dadurch entgegenarbeiten, daß 1) die Zeit für ein Referat nicht zu kurz bemessen wird, und 2) der Referent sich nach Möglichkeit der Kürze befleißigt. Es ist das zu seinem eigenen Besten, denn erst in der Diskussion klären sich die Gedanken der Zuhörer, und erst da prägen sich die leitenden Ideen unverlierbar dem Bewußtsein ein.

Die Arbeit der Konerenz kann nicht anders als durch **Komiteen** vorbereitet und geleitet werden. Dieselben arbeiten noch immer viel-

fach in schablonenartiger Weise. Ihre Anträge sind einfach ein Echo der zugrunde liegenden Berichte. Sie stimmen überein mit dem ehrw. Herrn —", sie „begrüßen mit Freuden," sie „hoffen zu Gott" etc. Nur selten erlauben sie sich den Luxus einer Meinungsverschiedenheit und drücken damit sich selbst und den Distrikt auf das Niveau des unbedingten Jasagens herab. Noch schlimmer wird die Sache, wenn die Vorsitzenden den Standpunkt einnehmen, daß nur Komiteeanträge, die sich aus bestimmten Äußerungen der betr. „Berichte" ergeben, berechtigt sind. Diese sonderbare Meinung wird von einigen Präsides verfochten. Die Folge ist, daß in solchem Falle dem Distrikt jegliche Initiative genommen ist. Zwar soll am Schluß der Konferenz, wenn alle andern Geschäfte abgewickelt sind, Gelegenheit für Originalanträge geboten werden. Aber dann ist die Atmosphäre für solche die denkbar ungünstigste. Manche sind schon fort, alle drängen zum Ende, niemand hat zur Denkarbeit Lust oder Stimmung. Solche Anträge sollten da ihre Stelle finden, wo sie logisch und sachlich hingehören, ob die Beamten und Behörden nun selbst so „schlau" gewesen sind, in ihren Berichten eine Handhabe dafür gegeben zu haben, oder nicht.

Das **erbauliche** Leben wird in den letzten Jahren auf den Konferenzen durch biblische Betrachtungen am Morgen jedes Tages besonders gepflegt. Die Leiter derselben nehmen ihre Aufgabe ernst. Sie bereiten sich aufs gründlichste vor und bieten Vorzügliches. Für uns war immer der Höhepunkt der Konferenz in religiöser Beziehung der Sonntag. An **dem** Tage sollte auch das Heilige Abendmahl gefeiert werden, nicht am Abend gleich nach der Ankunft. Es ist das allerdings Sitte in einigen Distrikten, aber es ist die denkbar ungünstigste Zeit. Man ist müde von der Reise und zerstreut, und vor allen Dingen ist das Gefühl der Einheit, das sich nach Tagen gemeinsamer Arbeit ausprägt, noch nicht da. Unter diesen Umständen wird der Abendmahlsgang zum reinen „opus operatum" und kann nur den wenigen, die niemals aus der Sammlung fallen, Segen bringen, den andern aber nicht.

Man sieht, die Aufgabe, eine Distriktskonferenz zu dem zu machen, was sie sein soll, hängt von vielen Faktoren ab. Es ist ein Problem, das sich, wie jedes sittliche und religiöse Problem, nur annähernd und allmählich lösen läßt, und erfordert die fortdauernde Arbeit derer, welchen das Wohl der Kirche am Herzen liegt.

Sind wir Pastoren geistliche Führer?

Zu Tersteegen's Zeiten war es Sitte, daß geistlich erweckte Personen sich sog. „Seelenführer" wählten, d. i. Männer von Erfahrung und besonderer Frömmigkeit, denen sie sich zur Pflege ihres eigenen

religiösen Lebens unterstellten. Es waren das nicht immer Pastoren, im Gegenteil, es waren meist geförderte Laien. Tersteegen selbst war der Seelenführer von hunderten von Leuten nah und fern, denen er durch mündliche oder briefliche Unterweisung diente.

In diesem engeren und spezifischen Sinne brauchen wir das im Titel angeführe Wort nicht. Wir denken nicht an das Verhältnis zu einzelnen, die etwa uns als ihre besonderen Berater ansehen. Sondern wir fragen: Sind wir Pastoren die wirklichen geistlichen Führer unserer Gemeinden? Daß wir es sein sollten, liegt sicherlich in dem Namen, den wir tragen, selbst. Wir sind und sollen sein Pastoren, d. i. **Hirten,** und es ist eines der Haupterfordernisse der Hirten, daß er seiner Herde ein Führer sei (s. Psalm 23 und Joh. 10). Es kann gesagt werden, daß manche von uns auf gewissen Gebieten des Gemeindelebens eine Führerrolle spielen, z. B. in der Sonntagschule zeigen viele Pastoren neue und bessere Wege erfolgreicher Erziehungsarbeit auf; wieder andere, mit praktischem Sinn besonders ausgerüstet, leiten ihre Gemeinden in der Führung ihrer Geschäfte. Aber organisatorische oder Verwaltungstätigkeit ist keine geistliche Führung. Wir erinnern an die Tatsache, daß die Apostel schon früh in der Geschichte der Gemeinde das „zu Tische Dienen" (Apost. 6, 2) anderen überließen, damit sie sich selbst um so ungehinderter der Pflege des geistlichen Lebens widmen könnten. Es heißt da ausdrücklich: „Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes unterlassen." Ihre **eigentliche Aufgabe** als **Führer** sahen sie also in der **Predigt** des **göttlichen Wortes.** Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir das Schwergewicht unserer geistlichen Führerstellung auf die Kanzel und unsere sonstige Lehrtätigkeit verlegen. In der Sonntagschule und im Unterrichte können wir einen immensen Einfluß ausüben, aber die Kanzel ist der Platz, wo wir extensiv und intensiv das meiste leisten können.

Viele machen sich das nicht klar, sonst würden sie auf ihre Kanzelarbeit mehr Fleiß und innere Vorbereitung verwenden. Sie vertrauen zu viel auf ihre sonstigen Gaben, ihre Beliebtheit, ihre Volkstümlichkeit, ihr diplomatisches Geschick. Sie mögen alles das haben, aber das macht sie nicht zu Führern. Die Propheten, Jesus und die Apostel wirkten am meisten durch ihre Reden. Ein gleiches gilt von Luther, und, um ein modernes Beispiel zu nennen: Wer kann den Einfluß der Kriegs- und Friedensreden Mr. Wilson's ermessen, bei dem doch der persönliche Faktor so viel zu wünschen übrig ließ!

Also die Kanzeltätigkeit entscheidet, ob ein Pastor geistlich ein Führer seines Volkes ist oder nicht. Es sind drei Dinge, die ihn befähigen, dort etwas wirklich Durchschlagendes zu leisten: 1) **Beherrschung der Schrift,** 2) **Meschenkenntnis** und 3) die **Gabe volks-**

ümlicher und packender Darstellung. In die Schrift dringt man nur ein durch täglichen, inneren Umgang. Wer sie nur befragt, wenn ihn Kanzelbedürfnisse nötigen, dem wird sie stets verschlossen bleiben. Man muß sie lieben lernen als unserer Seele besten Freund. Man muß über ihr sinnend brüten, und zugleich aus Erfahrung inne werden, daß sie das Brot des inneren Lebens ist. Der Bibelkenntnis reiht sich die Menschenkenntnis an. Das eine hilft zum andern. Menschenkenntnis ist eine psychologische Eigenschaft. Doch gehört dazu nicht eine technische Kenntnis der Psychologie. Manche sind treffliche Psychologen durch Intuition ohne besonderes Studium. Doch wer sein eigenes Herz kennt und mit offenem Blick hineinschaut in das Menschengetriebe, in den Widerstreit von Gut und Böse, wer weder die Skepsis des Cynikers noch die Blindheit des unerleuchteten Menschen hat, der hat ein zweites Erfordernis, das dem Redner fürs Volk unentbehrlich ist. Und dann ist noch das Dritte zu nennen, das wohl eine Naturgabe ist, aber durch Fleiß und rastlose Arbeit bedeutend vervollkommnet werden kann: volkstümliche und zu Herzen gehende Rede. Sie läßt sich an dem unerreichten Muster des Herrn studieren und an vielen, die nach ihm die heilige Kunst geübt haben. Sie quillt aus Herzensüberzeugung, ihr Pulsschlag ist Gottes- und Menschenliebe.

Wenn unsere Pastoren hier die Wurzeln ihrer Kraft suchen, wenn sie, mit Paulus zu reden, streben nach dieser besten Gabe (1 Kor. 12, 31), so wird ihnen der Herr den Weg zeigen, der köstlicher ist als alles Jagen nach vergänglicher Popularität oder sensationellen Augenblickserfolgen, und sie werden wahrhaft geistliche Führer ihres Volkes werden, die es zu christlicher Erkenntnis und gottseligem Wandel anleiten.

Das öffentliche Gebet.

Das Gebet im Gottesdienst erscheint in unserm Lande in doppelter Form, entweder in stereotyper in den liturgischen Kirchen, oder in freier in den andern. In einigen lutherischen Kirchen und besonders in der Episkopalkirche, hat es eine vollkommen starre Form angenommen, und der Offiziant erlaubt sich nicht die geringste Abweichung. Dazu nimmt der liturgische Teil in der letztgenannten Kirche einen so breiten Raum ein, daß für die Predigt oft nur zehn bis fünfzehn Minuten übrig bleiben. In den nichtliturgischen Kirchen ist das freie Gebet üblich, und die Prediger zeigen oft in demselben eine bewundernswerte Freiheit und Geschicklichkeit des Ausdrucks. Natürlich ist Redegewandtheit nicht die Hauptsache im Gebet, aber es berührt angenehm, wenn der Betende seine Gedanken in fließender und angemessener Weise vorträgt.

Unsere Kirche nimmt eine Mittelstellung ein. Wir brauchen die Gebete der Agende und freie. Das letztere kommt gewöhnlich nach der Predigt. Doch haben wir wahrgenommen, daß in letzter Zeit dies freie Gebet bei uns mehr und mehr schwindet. Nach der Predigt, wenn es doch zu natürlich wäre, daß der Diener am Wort nach geistgesalbtem Zeugnis seine Seele im Gebet ausschüttete, steigt er abrupt von der Kanzel zur Enttäuschung seiner Zuhörer. Am Schluß fordert er dann wohl die Gemeinde auf, mit ihm gemeinschaftlich das Unser Vater zu beten. Zu Zeiten, bei langen Gottesdiensten, ist das wohl ganz am Platze, aber im allgemeinen sollte das Gebet das **freie Produkt des Augenblicks** sein. Überhaupt wird das Unser Vater viel zu oft gebetet. Christus hat uns dies Gebet als ein Mustergebet gegeben, woran wir lernen sollen, nicht aber als eins, das bei jeder Gelegenheit wörtlich so wiederholt werden sollte. Auch im Gebrauch der Gebete und Formulare in der Agende sollte größere Freiheit herrschen. Sie sind ja meist trefflich und besser, als der einzelne es im Augenblick machen könnte, aber oft von großer Länge, und darum sollte sich der **erfahrene** Pastor nicht in sklavischer Weise an sie binden. Er könnte wenigstens hier und da kürzen, je nachdem die Länge des Gottesdienstes, die Temperatur (!) und andere Umstände es verlangen.

Also u. E. sollte das freie Gebet mehr gepflegt werden, auch z. B. bei den gemeinsamen Mahlzeiten. Der Leiter oder Gastgeber sagt da etwa: „Bruder Schmidt wird das Tischgebet sprechen." Dann fängt Bruder Schmidt an: „Komm, Herr Jesu etc." Gewiß ist dies ein schönes, kindliches Gebet, aber warum immer dasselbe beten?

Jedoch ist lange nicht jedes freie Gebet, was es sein sollte. Manchmal fängt der Beter „ab ovo" an, dankt „dem Vater, daß er den Sohn gegeben," und durchschweift das ganze Gebiet der christlichen Heilslehre, ehe er zur Sache kommt. Da ist ein feststehendes Gebet natürlich besser. Man sollte sich der Gelegenheit anpassen, um spezifische Dinge bitten oder dafür danken, es sollte das Gebet ein Wiederhall der Gedanken und Dinge sein, welche die Versammlung gerade zu der Zeit bewegen. Es wird also nicht zu leugnen sein, daß das öffentliche Gebet eine christliche Kunst ist, deren man sich befleißigen sollte, und mit der derjenige, der sie wohl versteht, zur Erbauung und Hebung der Versammlung viel beitragen kann.



Dead Languages

By Halford E. Luccock

The question whether theological students should devote much time to the study of "dead languages" used to be a rather combustible one. On the one hand we were assured hotly that there were no dead languages, that Hebrew and Greek studied under a real master were tremendously alive, tingling with vitality. In spite of that, however, "dead languages" as educational necessities have fallen on evil days with few so poor to do them reverence. Perhaps the most unkindest cut of all is the recent thrust of so eminent a Greek scholar as Principal James Denney, in one of his letters to Robertson Nicholl: "We could teach a great deal more than would fit men to be ministers if we did not indulge the pretense of teaching thru Greek and Hebrew instead of teaching in the mother tongue. . . I think it no better than a superstition to believe that every man who is to preach the gospel and do pastoral work must affect to be a student of Greek; as for finding the word of God in Holy Scripture and presenting it for the edifying of the church, the men who cannot do that with the English Bible, which is all that the church itself has to depend upon, cannot do it at all."

The truth of the matter is that there is only one dead language that any one need to worry about—dead English! And the goblins will get us if we don't watch out! A young student may be most carefully inoculated with Hebrew and Greek, without having them "take" at all. But there is a deal of dead English floating around the unsterilized nooks and crannies of the theological class room and library and infection by it is perilously liable to become chronic. A theological education sometimes has an effect like that of Jacob's wrestling with the angel—it leaves a man to go halting all his days, so far as his speech is concerned. His listening flock, patiently trying to translate a strange, alien jargon into words of one syllable, shares the sentiment of Festus—"Much learning hath made thee mad!" All the preacher's little homiletical fishes (sometimes they are hardly minnows) talk like whales! Among the many handicaps under which the church of Christ works, is the elementary, obvious one that between the technical dialect of the pulpit and the world of the street corner there is a great gulf fixed, across which must be flung a suspension arch of simple Saxon speech, before there can be any real communion of saints. Language has a very subtle influence on the thought it expresses, and when a preacher's words are complex, involved and cloudy, his message itself cannot long retain clearness and simplicity.

Dead from Overwork

The writer has a vivid memory of Julius Caesar's exploits in indirect discourse, wherein the scoundrel Vercingetorix, instead of talk-

ing face to face like a man, mumbled out his story thru a maddening maze of subjunctives and uncertain participles. Only two memories of the writer's school days are more painful—simultaneous quadratics and the dentist. Many ministers share at least one trait with imperial Caesar. They frequently speak in "indirect discourse" which does not fly straight to the mark like a bullet but rambles around amid thickets and bogs, "down dark lanes that lead nowhere." Trying to follow the tangled threads of the argument is like wandering around the dark caverns of the mammoth cave without the friendly help of a guide and rope.

Much pulpit language has died from an honorable cause—overwork. It has been used and used again until it is a thing of shreds and tatters, all out at the elbows, hardly fit clothing for a Royal Proclamation. A stethescope should not be required to show that life has long since passed from it. We are all interested in pensions for worn out preachers. They are richly deserved. But ought we not also to provide pensions for worn out ministerial phrases, as well, so that they could be relieved from active service? These worthy phrases have wrought righteousness, from weakness were made strong, waxed mighty in war and put to flight armies of aliens. They ought to be buried with all the honors of war instead of being rudely disturbed every Sunday morning. On this roll of honor we would give a high place to such overworked language as "over the top"; to the omnipresent "challenge" and "crisis"; to all "new eras"; new "ages" and new "days"; to "one hundred percent Americanism"; to such pseudo-scientific lingo as "function" (who shall deliver us from that particular abomination?) "objective" and "reaction." Bishop Homer C. Stuntz cried out the other day in a healthy impatience, "no one thinks any more; they 'react.' Let's all quit "functioning and go to work!" One whole communion, the Methodist Episcopal, was told with incessant reiteration from pamphlet and platform during a recent campaign that "Prayer releases Power." That is unquestionably true. But is it just as unquestionably true that saying so a thousand times in the same threadbare words releases nothing but a sigh of despair. Language dead from overwork never achieves any divine miracles of surprise. The hearers go away thinking the preacher has "said what he ought to have said" and that is the end of it. Instead of the bread of life, the flock has been given spiritual food that is more like a pretzel, "dry as the remainder biscuit after a voyage.

Dead from Strangling

Frequently language has met a violent death—from strangling. Promising arguments and telling points get all tied up in complicated sentences and are hung by the neck until dead. Rebecca West, in comparing the early and later styles of Henry James, says that in his earliest works Henry James' sentences were lithe and athletic; they could run free and unhampered; but it later years they were swathed in bandages of relative clauses like an old lady invalid wrapped in shawls. James Russel Lowell, in a letter from Dresden, where he was

struggling with German, gives a vivid description of strangled language —"What a language it is, to be sure; with nominatives sending out as many roots as that witch grass which is the pest of all child gardens, and sentences in which one sets sail like an admiral with sealed orders, not knowing where the devil he is going till he is in mid-ocean." The first time we meet the apostles, Peter and James and John, in the New Testament record we find them engaged in an occupation very profitable for any apostle—mending their nets. The fisher of men continually casts a net woven of words and tangled nets take few fish.

When a man strives to attain the simplicity which is in Christ, his effort should extend to language as well as character. What a marvelous teacher of composition Jesus would have been! Or rather, what a marvelous teacher He is. His eye is single and the whole body of His discourse is full of light. He is come to seek and to save that which is lost and His words, having only that one great purpose of service, and none of self display, are as clear and strong as the rays of the sun thru a burning glass. The single purpose of service is the preserver of sympathy for every speaker. Sometimes a sword is so heavy with ornament that it cannot be readily swung against an enemy. And frequently a man's style is so loaded down with rhetorical decorations that it cannot be effective for the direct and convincing persuasion which marks all true preaching. Wherefore, laying aside every weight, and the (rhetorical) sin that doth so easily beset us, let us run with patience the race that is set before us, looking unto Jesus. For Jesus is not only the salvation of a man's soul but of a man's style as well.

—*The Christian Century.*

Frank W. Gunsaulus

By Joseph Fort Newton (Pastor of City Temple, London)

As I sit down in appraisal of the genius of Dr. Gunsalus as a preacher, the newspaper tells me that he has gone to his crowning. It is heavy tidings, and like thousands of young men to whom he was as much father as friend, I am lonely and forlorn. The words from the old Hebrew centuries flash into mind: "My father! my father! The chariots of Israel and the horsemen thereof!" Alas, my appreciation becomes a memorial, and I can make no reader of mine understand with me, remembering almost twenty years of unbroken friendship, how a gracious presence—majestic, magnetic, commanding, enchanting—stands yet vividly and benignantly before me, refusing to say farewell. But his own words bring back the faith in which he lived:

From moonlight, night and wonder,
He stepped to sunlight wonder—
The poet's paradise.

His lyre with string unbroken,
Will bring like music spoken,
And tremble toward God's day.

No doubt there will be a biography cf Dr. Gunsaulus, but one cannot be sure of it. Chicago is neglectful of its great personalities. Gentle, wise, meditative David Swing had to wait for more than twenty years—until it was almost too late— and even now there is no life-story of Dr. Harper who, alike in character and achievement, must be reckoned among the great Americans. A biography of Gunsaulus, if written, will show us a man of many manifestations, and it will tell a story more thrilling than any romance. Poet, artist, scholar, educator, author, orator, statesman, and, above all, a God-endowed preacher whcse mysticism was at once the inspiration and illumination of his multifarious activity—it is a story of which America ought to be proud. He was the first citizen of his city, if not the most distinguished—the incarnation of its genius and the prophecy of its future. United the fine, firm qualities of the Puritan with the glow, color and tropical richness of Spain, he also joined the skyey vision of the poet with the practical acumen of a man of affairs. Words are the daughters of earth, deeds are the sons of God, and both were wedded in his life. Fortunately I am to write of him only as a preacher, but even in that capacity one may well despair of describing a man whose personal and intellectual charm none could define and few resist.

The Magic of His Eloquence

Already the early eloquence of Gunsaulus is a lengend cf magic and mystery. Only recently a man related how he sat with a friend on the floor in the aisle of Plymouth Church, during the Columbian Exposition, and heard the pastor preach. It was the enchantment of pure genius, an oratory more vivid than music in which every gesture seemed an event. He read his text from Exodus 4: 4, "And the Lord said unto Moses, Put forth thine hand, and take it by the tail. And he put forth his hand, and it became a rod in his hand." Both men wondered what could be made out of such a text, but they did not have long to wait. The appetites and passions of a man, like snakes coil and wriggle at his feet until, at the command of God, he grasps them firmly. Then they become scepters of sovereignty, wands cf moral authority—forging passion into power. But not art can bring back the magic whereby the orator swept all before him, holding men as if their own souls spoke to them in his words, as he described the fight every man must wage with himself if he is to be a man. Standing back from the pulpit, brushing his long raven hair from his forehead, his eyes kindling with a dusty yet piercing light, "orb with orb," he swayed his audience as the wind sways the clouds. There was nothing artificial, no studied unnatural effect, but the fire and rapture of great eloquence dedicated to the service of the moral life. To this day, tho twenty-seven years have come and gone, my friend can repeat nct only the idea and outline of that sermon, but whole passages of its music.

The Origin of Armour Institute

As early as 1881—to go back for a time in my story—the young preacher saw, prophetically, that theology must be translated into so-

ciology. When he came to Chicago, six years later, the Armour Mission lay ready to his hand, and he laid hold of it, lavishing upon it his love and labor. Some months later he preached a sermon in which he not only unburdened the passion of his heart for the young, but, as was equally characteristic, outlined a practical plan and remedy. At the conclusion of the sermon, Philip D. Armour came forward with a direct, searching question:

"Do you really believe in those ideas you have just expressed?" said the captain of industry.

"I certainly do," answered the preacher.

"Well, then, if you will give me five years of your time, I will furnish the money," was the reply; and that sermon became known as the two million dollar sermon.

Out of that sermon grew Armour Institute, the history and growth of which should make more than one chapter in the biography of the preacher. With that story I have not to do now, except to say that, while one does not see how Dr. Gunsaulus could have escaped the opportunity and burden of so prodigious an undertaking—and, manifestly, he did not desire to escape—it none the less divided the interests of his life, and diverted the full tide of his genius from the pulpit. Indeed, he was more than once ready—and actually tried—to resign the pulpit altogether and devote himself entirely to education, as he finally did two years ago. Yet there are fifty men who can conduct and develop a technical institute, for every one whom God has endowed with the rare and precious genius of a great preacher. A giant in strength, of fabulous mental and spiritual resource, he did the work of many men, adding labor to labor—the institute and the church being only two items in an incredible number of activities—tho I have often wondered if it had not been better had he obeyed the example of St. Paul, "this one thing I do," in single-hearted devotion.

Fires of Pain

At any rate, Dr. Gunsilaus made his decision, did his work—and paid the price! The call of a great growing city, and the pathos of its spiritual need, lured him on. As if his church and the institute were not enough, he began a great downtown Sunday evening service in Central Music Hall, which was packed to the doors. At length the inevitable happened. The man of iron broke. Physical collapse—complete and shattering—befell him in 1897, and for six months he lay motionless on a bed of agony. No sermons came from the preacher then, no books; only a poem. That poem revealed his intrepid and unconquerable spirit:

> I care not that the furnace fire of pain
>   Laps round and round my life and burns alway;
> I only care to know that not in vain
>   The fierce heats touch me thruout night and day.

When he returned to Plymouth pulpit, a quivering sigh, not unmixed with horror, ran thru the audience. A terrible thing had happened. Valiantly he had wrestled with the Angel of Pain in the twilight, and it had left him lame and misshapen of frame. Also, a glorious thing had happened. New windows of insight had been opened, new depths of experience fathomed, and new and haunting stops cf music had been mastered!

It was on Sunday, November 30, 1902, that I first heard Gunsaulus preach, and the wonder of that day is still vivid in my heart. Such a voice cannot be made in one generation! Today its tones come back to me from behind the hills, now soft as a flute, now melodious as an orchestra, with never a note to jar. It was as variable as the mcods of the man, as just as his character, as sweet as his spirit. It was the Sunday after the death of Joseph Parker, and the sermon was a vision of the Christian ministry as illustrated in the life cf the first minister of the City Temple. They had been friends—the preacher and his subject—and some allowance had to be made for the beautiful bias of friendship in his estimate and portrayal of Parker. At times he seemed to place him above Beecher, and with that I could not agree. If Parker was a trumpet, Beecher was an orchestra. From the notes of that day I transcribe two passages, the more because the sermon was a revelation equally cf the subject and of the preacher, and it will help to make clear what, to me at least, was the greatest quality in Dr. Gunsaulus as a preacher. Thus:

"It is an awful risk God takes in creating a David or a Robert Burns. But they justify it, for they give a double significance to nature and life. Such men recreate the external world and its events into an internal order made richer by the language they learn. David, Burns, Augustine, with varying colors portray to us the ccst and the peril of letting loose a great soul on earth. Joseph Parker, by the grace of God made gigantic mistakes; but also, by the grace cf God, he avoided many pitfalls which such a genius digs for a man. I regard him as a wonderfully endowed and restrained man. He could never have been a little sinner; he was not a little saint. The stonemason's bcy has not opened unto us the Scriptures, and Gladstone and the kitchen-maid, Sir Henry and the bootblack, have not listened to be pleased for so many years, without demonstrating that the mark of such a nature is capacity for pain.

"A great man and a great theme—Joseph Parker with the Scriptures of God and man—how marvelously they re-enforce and illustrate each other! He had sc meditated upon the Scriptures and lived with kings, prophets, psalmists and captains of the Bible that he became a part of them and they of him. When he preached upon David, it was no small man attempting to measure the girth of the poet-king. Parker was David all the time. One instant it was the boy looking into the heights of manhood as he talked with Samuel; the next, it was the man looking down from physical safety and moral insecurity from his palace into the defenseless home of Uriah. When he preached on Isaiah, one saw how unobstructedly the prophet-statesman of Israel moved in the City

Temple pulpit. Exegesis like this is a matter of complete personality; it is not a matter of learning in Greek or skill in analysis. The legend of his eloquence will be told by many generations!"

The Spell of the Preacher

Here is an example cf the style of Dr. Gunsaulus—at times so curiously involved and lacking in lucidity—but the significant thing is that he seized upon that in Parker most akin to himself, his power of dramatic characterization. In this art Gunsaulus himself was at his best, and in the use he made of it we have had in America no one like him; no one near him. Such an art—depending so much upon gesture, facial expression, and the dramatic personality of the preacher—loses three-fourths of its spell and wonder on the printed page. No printed sermon by Dr. Gunsaulus shows us more than half the man. Much the same is true of every great preacher—his art dies with him, becoming a vacancy, even a vacancy that is vacated with the passing of the generation to whom he ministered—but it is doubly so with a preacher like Gunsaulus. The more reason, then, that we should hold him in grateful remembrance, and tell again and again the lengend of his life, that as little as possible may be lost of the precious treasure of mankind. What tho the picture of him be bathed somewhat in the roseglow cast upon it by our own emotions—that is just his glory; that he evoked those emotions in us and made us, for a brief time, better than ourselves.

His Unique Gift

Howbeit, in such a sketch as this all one can do is to indicate, in some manner, not what Dr. Gunsaulus had in common with other preachers, but the gift which was uniquely and supremely his own. And that, as I have said, was his genius for dramatic characterization. Two of his sermons may serve as examples, two of the greatest sermons I have ever heard, and I doubt if anycne else could have preached either one of them. One dealt with the temptation of Jesus, and the vision of the Master, worn, weary, weak from hunger and long vigil, standing—a lone and quivering soul—face to face with ultimate evil, feeling its fearful fascination, can never be forgotten! The other sermon—it has never been printed, I believe—might have been entitled, "Jesus at the Feet of His Disciples," and had to do with the scene in the Upper Room when the Master washed the feet of His apostles. "And he took a towel," was the text. "He might have taken a star," said the preacher, the better to show the august humility of the Servant in the House. Then the preacher become an artist, reproducing with painter-like sympathy and insight the scene in the room. All at once he began to reenact the scene, from the point of view cf each disciple, as the Master approached him. Only a master could have done it. A false note would have ruined the scene, but there was no false note. Each disciple stood out distinctly—his character, his temperament, his very soul—as if, by some magic, the man were there in the pulpit. The preacher forgot himself—the audience forgot the preacher—all were present

again in the Upper Room long ago. One could have taken a photograph of Simon Peter. When he came to Judas, it was a solemnizing, terrifying moment—strong men sobbed like children, torn equally between the horror of evil obsession and the awful mercy of Christ. Never again on this earth do I expect to hear such a sermon, now that the great artist-preacher has vanished.

The Last of His School

Dr. Gunsaulus was an orator, not a theologian, nor yet a man of letters—tho all of his books are rewarding, especially his poems, his Life of Jesus, his novel, "The Monk and the Knight," and his volumes of sermons. He was indeed almost the last of the old Websterian—or, rather Gladstonian—school of the rounded period, using the full throated Latin family of words. In early days his style—warm, exuberant, chromatic—often had all the lurid tropic coloring of Hugo; but in later years it had softened and chastened its hues. More often he struck a calmer key in which, with hardly a movement of the body, with the slightest employ of any dramatic suggestion, he held his hearers by the depth of his insight, the richness of his experiences of things immortal, and the nameless grace of his spirit. He was not always triumphant, and if his successes were resplendent, his failures were equally gorgeous —like that awful day in the City Temple when he took Florence Nightingale for his theme. The sermon simply did not come off. Even at his worst he was never commonplace, never cheap, and the contagious quality of his personality—by its generosity, its amplitude, its winsomeness —redeemed many an ill-starred effort.

How inadequate, after all, is my analysis and estimate of a man so radiant and so radiating, so brotherly withal and lovable. To know Gunsaulus was to become, if not actually generous, like him, at least indisposed—partly indeed unable—to judge him calmly. He had a talent for living, and a genius for friendship. The deepest thing in him was his poet-soul and its experience of God in Christ. Before me lie letters telling, man to man, his faith in Jesus in words as simple as the prayer of a child—letters so lovely that they make the heart ache for sheer beauty. Any one who knew him, and the rising and falling moods out of which his poems were born, can trace his real biography in his songs. They disclose a tender, beauty-loving spirit, sensitive to all divine persuasions, uniting a large and living culture with a heroic faith; a faith not held without a struggle, as of one who felt, always, the pathos of the soul in a world where life is woven of beauty, mystery, and sorrow. Had the poetic genius triumphed over the homiletic, he would still have been a preacher as well as a poet, just as, even to the end, he was poet as well as preacher.—*Christian Century.*

Bilder von der Insel Yap.

(Von Walter von Rummet.)

Mitten zwischen Japan und Australien ein winziger Punkt auf der Karte. In Wirklichkeit aber noch viel weniger, das Atom eines Stäubchens in der Unendlichkeit des tiefblau schäumenden Stillen Ozeans — die Insel Yap, ein kleines Eiland der Westkarolinen, an einem Tage fast zu umwandern.

Die Insel hat für den Stillen Ozean eine nicht geringe Bedeutung. Das Wichtigste daran ist die Station der früher deutsch-holländischen Kabellinie Menado—Shanghai. Wer Yap im Besitze hat, trägt den Schlüssel dazu in der Tasche. Yap ist ferner Kohlenplatz, Dampfer landen allerdings nur ein paarmal im Jahre. Ich erfuhr das an mir selbst und mußte auf einen Dampfer mehr denn hundert Tage warten. Denn der japanische Segler, auf den ich als Aushilfe gerechnet, blieb in Taifun und Meer verschollen. Aber wer in Yap das Herrenrecht hat, kann seine Kriegsschiffe, seine Kreuzer, hier kohlen lassen, kann es den anderen verweigern. Kabel, Kohle und Ankerplatz machen Yap begehrt, für Amerika kommt die Nähe der Philippinen dazu, für den Japaner aber die Tatsache, daß Yap mitten in einer seiner Expansionslinien liegt, in der Linie Japan, Mariannen, Karolinen, Neuguinea, Australien.

Alles andere fällt politisch und handelspolitisch wenig in die Wagschale. Denn mit dem Hauptausfuhrprodukt der Insel, der Kopra, dem getrockneten Kerne der Kokosnuß, sind Japan und insbesondere Amerika anderweitig bereits eingedeckt. Außerdem ist es damit nicht so weit her, die zwei deutschen Koprahöndler, die da auf Yap saßen, sind beide keine reichen Leute geworden. Keiner unserer herzlieben Schieber verlasse also um Yaps willen uns auch nur eine Stunde. Selbst mit „freibleibenden" Kopraverkäufen wird er kaum auf seine Reisekosten kommen.

Reich, steinreich sind und bleiben auf Yap nur die Eingeborenen, steinreich in des Wortes buchstäblichster Bedeutung. Denn Yap ist die Insel des Steingeldes, das sich sonst meines Wissens nur mehr im Togoland und an der Goldküste findet. Aber dort handelt es sich um ein kleines, handliches Steingeld, während auf Yap Geldsteine bis zu vier Metern Durchmesser zu finden sind. Mit diesen Steinriesen, die sogar ihre eigenen Namen und Ehrentitel führen, kann der glückliche Besitzer sich die größten Tarofelder und die schönsten Häuser erstehen, kann er die allerbegehrtesten Mädchen von ihren Eltern kaufen.

Diesem uns auf den ersten Blick so seltsam anmutenden Wertmesser liegt aber schließlich ganz derselbe Gedanke zugrunde wie unserem Goldgeld — der Seltenheitswert. Denn der gelbe Stein, aus dem diese Münze hergestellt wird, kommt auf Yap nicht vor. Er wird auf der südlich davon gelegenen Palauinselgruppe gebrochen, und zwar, wie ich mich selbst überzeugt habe, unter den denkbar größten Schwierigkeiten, hoch am Berge, an schwindelsteilen Abstürzen, in glattschlüpfriger Wildnis. Dann wieder mit den primitivsten Werkzeugen bearbeitet, zu einer dünnen Scheibe zugeschliffen, durch die Mitte bohrt man ein kreisrundes Loch. Kommt der

schwierige Transport ans Ufer hinab, geht die Verfrachtung auf ein Floß, die Fahrt mit dem leichten Kanoe über hohe See.

So ein schwer her- und zugestellter Stein hat dann freilich seinen Wert, hat auch seine Meriten, kann nicht so leicht wie unserm Bauern sein Papiergeld gestohlen werden. Geht man damit einkaufen, wird eine ganze Dorfschaft bemüht; durch das Loch wird ein Palmstamm gesteckt; fünfzig Leute fassen vorne, fünfzig hinten an, mit Hussa und Hallo kommt man daher. Auch als Kriegsentschädigung dienten die Steine. Verlor ein Dorf die mehr laute als blutige Bataille, so wurde mit einem Stein gezahlt. Sollten die Eingeborenen unter dem Zepter der Entente mit Mißerfolg rebellieren, so dürfte diese eine Heidenarbeit haben, ihre Kriegsentschädigung — eine andere als Steine dürfte sie von den tüchtigen, aber urfaulen Yapern nicht bekommen — in hoch und schwer beladenen Schiffen wegzuführen.

Auch sonst wäre von Yap, so klein es ist, nicht wenig zu berichten. Aber ich muß mich hier darauf beschränken, nur die Merkwürdigkeiten, die am meisten in die Augen springen, als Chronist kurz zu verzeichnen.

Was nun einmal die Eingeborenen anlangt — Weiße gab es damals auf der Insel kaum ein Dutzend —, so sind diese alte Mikronesier, eine Mischrasse also von Malaien und Melanesiern. Es ist ein schöner, schlanker, nackt gehender Menschenschlag. Hübsche Züge, schmale Schultern und Gelenke. Einen Muschel- oder Schildplattarmreif einer Yapinsulanerin vermag eine Europäerin nie an ihr Handgelenk zu bringen, so eng ist er gerundet. Es gibt auffallend hübsche Mädchen und Frauen auf der Insel, mit schmalen Nasen und feingebildetem Gesicht. Die Augen sind groß und dunkel. Verunstaltet werden Mädchen und Frauen durch die Krinoline, die sie — der Oberkörper ist unbekleidet — vom Nabel abwärts als einziges Toilettenstück tragen. Diese aus grünem Steppengras geknüpfte Krinoline ist so schwulstig und umfangreich, daß die geplagten Modedamen gezwungen sind, ihre Arme weit vom Körper weg zu strecken.

Leider sind der Krinolinenträgerinnen viel zu wenig im Verhältnis zu den Männern. Sie werden somit sehr hoch geschätzt, eifrig von Eltern und Gatten behütet. Mit wenig Erfolg. Denn der verwegensten und romantischen Ent- und Verführungen gibt es viele Hunderte und ebenso viele hundert mehr oder weniger bewegte Nachspiele. In dieser Beziehung ist immer etwas los auf der schönen, idyllischen Insel Yap.

Weil nun der Mädchen und Frauen so wenige sind, müssen die Männer sie sich schwer und sauer genug verdienen, können sich nicht vernachlässigen und behäbig gehen lassen, müssen im Gegenteil trachten, sich möglichst schön zu machen und vorteilhaft in das Weiberauge zu rücken. Krinolinen legen sie zu diesem Zwecke allerdings nicht an, dafür aber ein scharlachrotes prächtiges Lendentuch, pudern sich dazu mit dem Staub der Gelbwurzel. Das Haar lassen sie bis zur Hüfte wachsen und stecken es mit kunstvoll geformten hohen Holzkämmen auf. Unnütze Arbeit gibt es nicht und so haben sie in diesem Dorado der Männereitelkeit, das so weltenweit fern von allen sozialen Problemen abliegt, Zeit, den Grandseigneur zu spielen, sich den ganzen Tag zu putzen und zu pflegen.

Zurück zu unseren netten Yapdamen. Begegnet dem Fremdling im Busche ein Rudel solcher Mädchen oder Frauen so grüßen sie ihn alle, grüßen ihn mit dem seltsamsten Gruße, den ich je auf der Welt gesehen. Sie lächeln ganz freundlich und treten dann plötzlich beiseite. Tiefer und strenger Ernst umhüllt ihre Züge. Kaum hast du dich's versehen, haben sie mit blitzartig rascher, fast soldatischer Wendung dir schon ihre volle Breit- und Hinterseite zugekehrt. Die kannst du dir nun erstaunt betrachten, so lange und so viel du willst. Bleibst du stehen, werden auch sie keinen Schritt mehr von der Stelle tun. In Treue halten sie fest. Da dies alles aber in frömmster Herzenshöflichkeit geschieht, wäre es jammerschade, wenn das prüde Amerika oder das überhöfliche Japan dieser so erfreulichen und aparten Landessitte zu Leibe rücken würden.

Yap, diese eine Südseeinsel, hat manche Abwechslung, hat viele und reiche Stimmungen zu verschenken. Sie ist sicherlich nicht die schlechteste Perle in dem grünen Inselkranz, der sich um die schwellende Brust der tief atmenden See des Südens schlingt. Da flüstert am Strande dort, wo das Korallenriff wie ein Riesensmaragd herüberschimmert, die Palme in den gleichmäßig friedlichen Singsang der bergwasserklar heranrollenden, lauen Uferwelle hinein, da flutet ein Meer des Lichtes und die Sonne glüht, glüht, wie wir hier es nicht ahnen, glüht an manchem Tage so heiß und stark, daß der oder jener Inselmann, die Wohltaten des Tagesgestirns vergessend, ihm alle Schande sagt und unwillig mit Steinen nach ihm wirft. Nur die Nächte sind kühl, sind ganz erfüllt vom schweren Rauschen des Passatwindes, der die reifen Früchte zu Boden führt, daß selbst die leichte Kinderarbeit der Ernte dem Menschen hier erspart bleibt. Die Nächte sind kühl und sind trunken von kostbaren Düften der Blumen, ganz trunken von einem weißen Mondlicht, das heller als mancher nordische Tag durch die Bäume bricht.

In den Büschen tanzen die Mädchen, enteilen, haschen sich, entfliehen und finden sich wieder. Im schwarzen, seidenweichen Haar brennt als einziger Schmuck die Hibiskusblüte. Nicht lange brauchten sie nach ihnen zu suchen. Denn die Blüte flackert und leuchtet überall auf dieser Insel wie auf sonst keiner, heiße, rote Rosen der Tropen, trotz sengender Sonne immer wieder frisch und jung geküßt vom feuchten Hauch des tiefblauen Meeres.

(Der Christliche Apologete.)

Neue amerikanische Literaturkritik.

Von Dr. Friedrich Schönemann.

Mit der literarischen Kritik steht es in den Vereinigten Staaten wie mit der öffentlichen Meinung überhaupt. Eine große feste Masse alter überlieferter Vorstellungen und Begriffe, alle in rosiger Beleuchtung eines falschen Optimismus, und daneben ein paar neue Ideale in dem klaren Licht wirklicher Gedanken. Behaglicher ist es in de Dämmerlicht „ererbter Ideen", nach Mark Twains Lieblingswendung, aber die amerikanische Kultur wird dadurch nicht gefördert. Ebenso wenig kann das alte Kulturgut der Emersonzeit von den „Greisen von 1920" lebendig erhal-

ten werden. Die Konservativen von heute begreifen nicht, daß die Emerson, Howells, Aldrich und Stedman in ihren Tagen höchst modern waren, moderner als mancher Literaturprofessor im Jahre 1920, während andererseits die meisten Modernen den Älteren Unrecht tun, indem sie von ihnen verlangen, was sie selber damals gar nicht hätten leisten können. Kurz, den Alten fehlt vielfach der Mut zur Gegenwart und den Jungen der Sinn für die Geschichte, wobei die Begriffe von jung und alt nicht auf dem Lebensalter, sondern auf der verschiedenen Geistes- und Lebensart fußen.

Eine gewisse Rückständigkeit der literarischen Kritik läßt sich aus der politischen Lage und dem Geisteszustand Amerikas erklären. Durch den Sieg hat es an äußerer Macht gewonnen, aber an Freiheit und inneren Schätzen verloren. Selbstkritik war nie Amerikas stärkste Seite, und was in der amerikanischen Literatur an amerikanischer Kritik seit dem Bürgerkrieg gewesen ist, scheint im Weltkrieg verblaßt und vergessen zu sein. Das eine oder andere an Selbstprüfung wird wieder erstarken, wenn erst viel, viel mehr Amerikaner als heute einsehen, was alles durch den Krieg und die amerikanische Teilnahme daran in Europa zerstört worden ist und was noch tagtäglich zerbricht und verdirbt. Augenblicklich verhindert die leichtfertige Selbstzufriedenheit jedes klare Bild des sogenannten Friedens von Versailles. Ein leichtsinniger Optimismus, der die ganze Welt rosig färbt und alle Gebrechlichkeiten mit der Tünche der Vollkommenheit ausstreicht, läßt auch die inneren Zustände der Vereinigten Staaten viel schöner erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Weder die Welt im ganzen, noch Amerika im einzelnen ist „all right," und weder der Mensch noch der Amerikaner von heute ist, was er sein könnte und sollte, nicht für sich und nicht im Verkehr mit seinen lieben Nächsten. Im Grunde ist es den Vereinigten Staaten seit dem Bürgerkrieg äußerlich zu gut ergangen. Weil man so unerschöpflichen Erfolg gehabt hat, ist man wenig geneigt, Fragezeichen an die bestehende Ordnung der Welt und ihrer Wirtschaft zu machen. Warum soll man ändern oder auch nur kritisieren, was einen unabänderlich reich und zufrieden macht? Weshalb auch die Sache z. B. des Sozialismus in Amerika so gut wie hoffnungslos ist.

Die Literatur gibt nun wie in einem Spiegel nur all das wieder, was im Volksleben zu finden ist. Besonders der Roman verrät viel von der inneren Stellungnahme eines Volkes zu seinem eigensten Dasein. Da läßt sich denn nicht leugnen, daß die amerikanische Literatur reicher ist als irgendeine Nationalliteratur an nichssagenden und lügnerischen Geschichten. Der Krieg hat hier natürlich das Schönfärben noch begünstigt und dieselbe Propaganda, die man als das Kainzeichen der Deutschen hinstellte und bekämpfte, bis in die heiligen Haine der lyrischen und dramatischen Kunst getragen. Und wie die Literatur, so ist die Literaturkritik, die in Amerika noch bedeutend mehr als irgendwo anders von der öffentlichen Meiung abhängt, auch wo sie z. B. auf dem Universitätskatheder frei erscheint. Aber ob zünftig oder nicht, ob von Professor William Lyon **Phelps** oder von Agnes **Repplier**, die literarische Kritik ist zumeist ein schwankendes Rohr im Wind der allgemeinen Vorurteile: Hatte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die „North American Review" bestimmt, ob ein Buch lesenswert war oder nicht, so sorgten seither

eine ganze Reihe von Zeitschriften für die Bedürfnisse der Kritik, und selbst die großen Tageszeitungen hatten ihre laufenden Bücherbesprechungen. Das ergab ein kleines Heer von Kritikern mit Führern von Howells' und Aldrich's Bedeutung und eine Mannigfaltigkeit der kritischen Arbeit von der flotthingeschriebenen „Anzeige" eines Buches bis zum polierten literarischen Essay. Liest man diese „Kritiken" mit dem Bleistift in der Hand, um sich den Standpunkt und das kritische Verfahren des betreffenden Verfassers zu merken, so entdeckt man bald, daß von wirklicher Kritik wenig oder gar nicht die Rede ist, daß es sich um interessante Ausflüge, nicht ernste Forschungsreisen handelt, daß die Vollendung der Form an die Stelle von wissenschaftlichen Ergebnissen getreten ist.

Uns interessiert hier vor allem der Geist in der literarischen Kritik Amerikas. Seit Poe und Emerson kann man durchschnittlich eine gewisse Vorliebe für die Übertreibung, den Superlativ finden, was natürlich allen Menschen eigen ist, was aber wieder in Leben und Literatur Amerikas besonders auffällt. Daß das unkritisch ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Es berührt sich mit dem leicht entzündlichen Optimismus und der naiven Selbstzufriedenheit des Amerikaners, erklärt sich aber hauptsächlich aus Mangel an Wissen von der übrigen Welt und an wissenschaftlichem Sinn. Amerika ist die gegebene Größe, und das genügt, man ist sich selber genug. Tatsächlich langt es aber nicht, und so sehen wir amerikanische Kritiker allen möglichen fremden Modellen nachstreben, hauptsächlich natürlich englischen und französischen. Paul Elmer More kann zum Beispiel dienen, er schwankt zwischen Sainte-Beuve und Matthew Arnold. George Eliot, De Quincey, gelegentlich die Goncourts können noch als Muster genannt werden. Amerikanische Kritiker sind aber ebenso sehr amerikanische Bürger wie sie Kritiker sind, d. h. sie vertreten auch in der Literatur zuerst ihr Bürgertum oder, wie man lieber sagt, „Amerikanismus". Deshalb dient ihnen die Kritik im großen und ganzen dazu, die amerikanische Literatur zu rechtfertigen und zu beweisen. Ein Buch ist ihnen gut oder schlech je nach dem Maße von Amerikanertum, das es enthält. Oder es wird gefragt: Wird der Leser des Buches ein besserer, begeisterterer Amerikaner? Den Prozentsatz an Amerikanismus bestimmt man nach dem, was der öffentlichen Meinung als echt amerikanisch gilt. So sucht man bewußt oder unbewußt nach dem „Average American" und nach „Sane Literature" in der amerikanischen Literatur Während das Was der Literatur mit nationalen und patriotischen Maßstäben gemessen wird, gilt für das Wie hauptsächlich der Gesichtspunkt des „guten Englisch." Man sucht die Form, nicht den Stil im Schriftsteller. Nur so war es möglich, daß Mark Twain's Stil bis vor wenigen Jahren der Beachtung und Anerkennung der amerikanischen Kritiker entging.

Schließlich ist noch eins nicht zu vergessen, daß nämlich Literatur wie Literaturkritik überwiegend von Angehörigen der führenden angelsächsisch oder genauer englisch-schottisch-irisch gefärbten Oberschicht gemacht wird. Naturalisierte Amerikaner haben wohl auch zahlreiche Beiträge geliefert, aber sie sind meistens in die Fußtapfen der „echten" Amerikaner getreten. Beispielsweise ist alles Süßliche, das von Neuengland aus über den Halb-

bostonier William Dean Howells gesagt wurde, noch von dem eingewanderten Alexander Harvey überboten worden, und zwar in einem fast ungenießbaren Buch. Jene Oberschicht hat Kulturideale entweder rein englischer Herkunft oder in englisch-amerikanischer Richtung. Ihre Hauptgedanken wurzeln im Puritanismus, ob sie selber es wollen oder nicht. Ihre Weltanschauung, wenn sie eine bekennen, ist pragmatisch oder reinnützlich. Und ihr Gefühl lebt sich in einem geschmackvollen oder engen und kalten Individualismus aus.

Damit sind bereits verschiedene Kampfgebiete abgesteckt. Es ist leicht einzusehen, daß einer, der an den amerikanischen „Melting Pot“ glaubt, nicht nur den angelsächsischen Silberblick sehen möchte, daß ein guter Freund der europäischen Literatur kein Genüge an ausgewählten englischen Mustern findet, daß ein Romantiker nichts mit dem klassischen Geist einer Jane Austen im Amerika des 20. Jahrhunderts anzufangen weiß, daß ein Liberaler nicht widerspruchslos hochorthodoxe Literaturansichten annimmt oder ein denkender Realist sich mit Darstellungen einer halbwahren dämmrigen Nationalidylle abgibt. Europäisches Großstädtertum mit seinem Cafeliteraturwesen und Zigeunertum ist hinzugekommen, um besonders New York City rebellisch und angriffslustig modern zu machen, das so wie so den Ehrgeiz hat, das amerikanische Paris oder London zu werden, freilich sich auch von Boston, Philadelphia, Chicago u. a. sagen lassen muß, es sei europäisch und nicht amerikanisch. Tatsächlich ist die modernste amerikanische Literaturkritik allein in New York zu finden. Hier erscheinen die moderngerichtete Zeitschriften wie „Century Magazine,“ „Smart Set,“ „Pearson's“ und „The Dial,“ die beiden liberalen Wochenschriften „The New Republic“ und „The Nation“ und das eine oder andere Zeitschriftenunternehmen eines rührigen Verlegers. Hier wirken endlich auch Verlagsanstalten wie Boni und Liveright, Huebsch, Knopf zum Nutzen der Moderne in der amerikanischen Literatur, während etwa die Macmillan Co. an der Spitze der konservativen Verleger steht und Zeitschriften wie „Harper's,“ „Independent“ und „Outlook“ dafür sorgen, daß die amerikanische Literatur nationalmoralisch erhalten bleibt.

Von den modernen Geistern in der amerikanischen Kritik sind vor allen Van Wyck Brooks, Walter Lippmann, W. H. Wright und Mencken zu nennen. Der bedeutende Randolph Bourne, der die Seele des vorzüglichen, aber kurzlebigen „Seven Arts Magazine“ in New York war, ist leider schon 1918 gestorben. Gemein ist ihnen allen der Geist unerschrockenen Denkens, die vorurteilsfreie Kritik, die von provinzialer Engheit und nationaler Heuchelei gleich weit entfernt sein möchte, und gegen sie gemeinsam ist die öffentliche Meinung Sturm gelaufen, weil sie an Wilson's heiligen Kreuzzug gegen alles Deutsche, Wissenschaft und Schulbücher eingerechnet, nicht ihren Verstand ganz verlieren wollten.

Kürzlich erschien im Verlag von Alfred A. Knopf in New York ein englisches Heft betitelt „H. L. Mencken. Fanfare by Burton Rascoe. The American Critic by Vincent 61 Sullivan Bibliography by F. C. Henderson,“ die in Henry Louis Menckens kritisches Reich einführen kann und zugleich in einige der neuen Probleme der amerikanischen Literaturkritik. Die Schrift bringt eine kurze Lebensbeschreibung und die Be-

trachtung verschiedener Seiten des Werkes von Mencken, dem wissenschaftlichsten der modernen amerikanischen Kritiker. Sein Name ist friesisch, die Hauptgeschicke seiner Familie spielen sich auf deutschem Boden ab, von väterlicher Seite hat er friesisches und sächsisches Blut, von mütterlicher niederbayrisches und hessisches. Großvater Mencken wanderte 1848 von Leipzig nach den Vereinigten Staaten aus, Vater Mencken war im Tabakgeschäft zu Baltimore und der Kritiker Henry Louis kam 1898 mit achtzehn Jahren ins Zeitungswesen, wo er sich vom Reporter zu einem angesehenen Leitartikler und schließlich zu einem Schriftsteller von nationalem Ruf entwickelt hat. Seit 1914 gibt er mit andern die Monatsschrift „Smart Set“ heraus.

Mencken hat sich früh als Dichter versucht und einige hübsche Gedichte und Epigramme geschrieben. Meistens ist seine Einbildungskraft jedoch zu grotesk, um ihn zu vollen künstlerischen Leistungen gelangen zu lassen. Auch als Kritiker leidet er gelegentlich daran. Von kritisch gefärbten Prosaschriften hat er schon eine ganze Reihe geschrieben, verschiedene Bücher, Burlesken, worin er mit seinen Gegnern nicht glimpflich verfährt, manchmal Treffendes sagt, aber oft auch nur ausgelassen und wunderlich ist. Als Satiriker ist er echt amerikanisch, wie er überhaupt manches von dem, was er unermüdlich bekämpft, in reichem Maße selber hat, z. B. Unduldsamkeit.

Als ernster Schriftsteller und Kritiker von kühnem Standpunkt und eigenen Stil hat er sich vor allen in vier Büchern bewiesen: über Shaw (1905) und Nietzsches Philosophie (1908), „A Book of Prefaces“ (1917) und einem philologischen Werk über die amerikanische Sprache (1919). Mit seinen Bemühungen um Shaw und Nietzsche hat er sich bei allen konservativen Amerikanern, d. h. den gesellschaftlich und sonst tonangebenden „echten“ Amerikanern unmöglich gemacht. Wie nach Kriegsausbruch die amerikanischen Patrioten über seine Nachfolge Nietzsches dachten, wird klar, wenn man sich der unglaublichen Hetze gegen Nietzsche in der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten erinnert. Ausgerechnet Nietzsche, der Anti-Staatler und Anti-Preuße, wurde drüben für den „preußischen Militarismus“ verantwortlich gehalten und „Verursacher des Weltkrieges“ gescholten. Jeder, der mit solchem Hunnen Umgang pflegte, mußte danach ein gefährlicher und schlechter Amerikaner sein. Daß sich Mencken darob unbekümmert weiter zu Nietzsche gehalten hat und soeben noch eine englische Übersetzung des „Antichrist“ veröffentlicht, bedeutet für jeden Kenner Amerikas einen besonders anzuerkennenden Mut.

Seinen ganzen kritischen Plan verrät bis jetzt sein „Book of Prefaces“ am umfassendsten. Es ist eine Sammlung von vier höchst aufschlußreichen und interessant geschriebenen Aufsätzen über den englischen Schriftsteller Joseph Conrad, der zur Zeit in Amerika viel gelesen wird, den amerikanischen Romanschreiber Theodore Dreiser, dem Mencken allen amerikanischen Kritikern voran den Weg zur Beachtung gebahnt hat, den New Yorker Kritiker James Huneker und schließlich — den Puritanismus als Literaturmacht. In dem letzten Aufsatz steckt Menckens literarisches Glaubensbekenntnis. Hier spricht er ebenso als mitarbeitender amerikanischer Schriftsteller wie als nachfühlender Kritiker der amerikanischen Literatur.

Ein Puritaner ist ihm der engherzige Amerikaner, wovon es verschiedene Schattierungen gibt, ein nationaler Philister, der — vorwiegend schottisch-irischer Abstammung — keine Musikkultur und Kunstandacht, im europäischen Sinn kein Theater und keine Literatur kennt, der sich vorm Denken fürchtet und vor dem Leben die Augen verschließt und so ohne Phantasie und Geschmack einhertrottet. Das ist natürlich sehr übertrieben, weil es zu sehr verallgemeinert, aber es enthält viel Richtiges und erklärt Rückständigkeiten der amerikanischen Kultur und Literatur. „Wir Amerikaner schwitzen uns durch unser 18. Jahrhundert, unsere Zeit der Empfindsamkeit, unsere geistigen Masern!" sagt unser Kritiker einmal stark, aber richtig. Unter den Amerikanern, die ihre Heimat zu mehr als zu einer englischen Kulturkolonie machen wollen, die ein modernes Amerika, ein wirkliches echtes Amerika in der Kultur und Literatur erstreben, steht Mencken heute in erster Reihe.

(Frankfurter Zeitung.)

Zu Harnacks siebzigstem Geburtstag.

Von Professor Baumgarten (Kiel).

Adolf Harnack ist am 7. Mai 1851 in Dorpat geboren als Sohn des Professors Theodosius Harnack, von dessen tiefgründigem Luthertum er sich infolge geschichtlicher und systematischer Studien losmachte. Noch heute verleugnet er weder den baltischen Dialekt mit seiner scharfkantigen Bestimmtheit noch den baltischen Zug zu herrschaftlicher Geltendmachung der Persönlichkeit. Einen bedeutsamen Einfluß hatte auf den Studierenden die starke, ebenso praktisch-kirchliche wie systematisch-kritische Theologie Albrecht Ritschls. Seit 1874 in Leipzig Privadozent der Kirchengeschichte, sammelte er alsbald einen Kreis persönlicher Schüler, die er nicht nur zu geschichtlichen Studien, auch zur Verarbeitung der Ritschlschen Gedanken anregte. Aus diesem Kreise ging 1887 das „Gemeindeblatt für die Gebildeten aller Stände" hervor, das später sich „Christliche Welt" nannte. In ihm wirkte am stärksten der Ritschl-Harnacksche Geist einer unbefangenen und doch auf kirchliche Arbeit gerichteten geschichtlichen Kritik fort.

Die glänzende akademische Laufbahn Harnacks führte ihn zunächst 1879 nach Gießen, 1886 nach Marburg und bereits 1888 nach Berlin. Entscheidend dafür ward das Erscheinen seiner dreibändigen Dogmengeschichte, deren erster Band 1886 geradezu ein Ereignis wurde. Sich streng bindend an den Begriff des Dogmas als der kirchlichen Lehrnorm, zeigt er, daß dieser Begriff nur für die katholische Lehrbildung gelte, während wir Protestanten ihn ablehnen, weil wir uns ausschließlich auf das Evangelium berufen. Somit schloß er seine Dogmengeschichte mit der Selbstauflösung des Dogmas in Luthers Reformation. Noch bedrohlicher für die orthodoxe Bindung an das Dogma war Harnacks Nachweis, daß dies Dogma „ein Werk des griechischen Geistes auf dem Boden des Evangeliums" war Die orthodoxe Kritik fand natürlich bei Harnack nur Herabsetzung der Lehre von der Gottheit Christi zum Produkt des Zeitgeistes. Ein großer Fortschritt war ferner die Art, wie hier die Zusammenhänge aufgewiesen wurden zwischen den Wandlungen der Lehre und den ab-

wechselnd hervortretenden Typen der Frömmigkeit. Eine glänzende Darstellungsform, die wesentlich an Goethe, den er stets bei sich führte, gebildet war, und eine weitstrahlende Beleuchtung der Lehre durch Erlebnis und Dichtung, eine ungemein scharfe Gliederung und künstlerische Gruppierung machte die Lektüre des Buches, besonders aber der Partien über Augustin und Luther, zu einem literarischen Hochgenuß. Die Vertreter der kirchlichen Tradition spürten freilich richtig heraus, wie gefährlich diese zeitgeschichtliche Herleitung des Dogmas seiner Geltung in der heutigen protestantischen Kirche werden mußte. Insbesondere aber gab großes Ärgernis die Ausdehnung der unbefangenen Kritik auf das Neue Testament, sogar auf den Taufbefehl Christi. Darum konnte es nicht überraschen, als die Berufung Harnacks nach Berlin Einspruch des Oberkirchenrats erfuhr. Es war Bismarcks protestantischer Charakter, der in einer Sitzung des Gesamtministeriums die Berufung durchsetzte.

Es konnte bei dem niemals ängstlich den Folgen seiner Forschungen ausweichenden Charakter Harnacks nicht ausbleiben, daß er bald in den kirchenpolitischen Streit gezogen wurde. An sich demselben innerlich abgeneigt, ist er doch nie vor der Popularisierung der Resultate der Forschung zurückgeschreckt. So hat seine gemeinverständliche Schrift „Das apostolische Glaubensbekenntnis“ 1892 eine Fülle von Gegenschriften und Synodalprotesten, den ganzen „Apostolikumstreit“ veranlaßt, der eine noch nicht geheilte Spaltung in der evangelischen Kirche begründete. Die Angriffe aus kirchlich-konservativen Kreisen erneuten sich, als er 1900 seine Vorlesungen der „Das Wesen des Christentums“ herausgab, eine kurze, gemeinverständliche Darlegung des Evangeliums Jesu, möglichst auf seine schlichten Grundzüge reduziert und in Kontrast gestellt zur Entwicklung der christlichen Kirche. Die Entrüstung richtete sich besonders gegen die Worte: „Nicht der Sohn, sondern nur der Vater gehört in das Evangelium, wie Jesus es verkündet hat, hinein.“ Harnack, der nie einer Synode noch kirchlichen Partei angehörte, ließ den Sturm an sich vorüberbrausen und freute sich über den literarischen Erfolg des geistvoll und flott geschriebenen Büchleins, das in mehr als 100,000 Exemplaren, auch in Übersetzungen, vielen eine Quelle religiöser Klarheit ward.

Im übrigen widmete sich der Gelehrte seinen wissenschaftlichen Forschungen. Es ist nicht möglich, dieselben hier aufzuzeichnen oder gar zu charakterisieren. Weit mehr von der Kritik beanstandet als seine Veröffentlichungen zur alten Kirchengeschichte, sind von jeher seine Forschungen zum Neuen Testament, z. B. seine Beiträge zur Einleitung in das Neue Testament: „Lukas der Arzt“ mit ungemein früher Datierung der Evangelien, die mit Unrecht aus einer rückläufigen Tendenz des Forschers erklärt ward; ganz kürzlich erschien eine gewiß viele Erörterungen hervorrufende, weit angelegte Zusammenfassung aller dieser Untersuchungen unter dem Titel „Marcion.“ Aber so fest umrissen das eigentliche Forschungsgebiet des Meisters ist, so wegweisend waren die zumeist in seinen „Reden und Aufsätzen“ (2 Bände) gesammelten Essays, von denen hier nur genannt seien: „Das Mönchtum,“ „Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen“ — hervorragend durch Unbefangenheit und Seelenverständnis für katholische, auch mönchische Art.

Ueberhaupt: protestantischen Fanatismus kann man bei Harnack so wenig lernen wie modernistische Neuerungssucht. Vielmehr liegt in seiner vornehmen Geschichtlichkeit ein vielfach ungeduldig empfundenes retardierendes Moment, so in seiner Skepsis gegenüber der allgemeinen Religionsgeschichte, die in seiner Rektoratsrede 1901 hervortrat.

Aber Harnack gehört nicht bloß der Theologie, er gehört der allgemeinen Kultur an. Er hat seine Stellung als Mitglied der Berliner Akademie ungemein tief aufgefaßt. Zu ihrem Jubiläum hat er in drei Bänden (1900) ihre Geschichte geschrieben. In der Konsequenz ihrer Gründungsgedanken hat er die unendliche Mühsal der Leitung der „Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft," dieser mächtigen Unternehmung deutscher naturwissenschaftlicher Forschung im Dienst der Technik — man denke unter Leitung eines Theologen! — auf sich genommen. Gewiß hing das auch mit seiner Vertrauensstellung zu dem Kaiser zusammen, der von dem Glanz seiner Idee wie seiner geistvollen Konversation über alle Ängstlichkeit seiner nächsten Umgebung hinweg gerissen, ihm Ehrung um Ehrung zuteil werden ließ. Wie weit aber von einem Einfluß der auch zum Generaldirektor der preußischen Bibliotheken ernannten Excellenz v. Harnack auf den Kaiser geredet werden kann, ist bei des letzteren beschränkter Beeinflußbarkeit sehr fraglich. Jedenfalls hat Harnack diesen Einfluß nie in parteiischem Sinn verwendet. Daß er innerlich unabhängig blieb, so gewichtig seine Beziehungen zu Männern wie Fürst Bülow waren, auch zu italienischen Prälaten und Kulturträgern, bewies seine Haltung im Bibel-Babel-Streit und, wovon zuletzt zu reden ist.

Seine Beteiligung am Evangelisch-Sozialen Kongreß, zu dessen Begründern er neben Stöcker gehörte, dessen Trennung von Stöcker 1895 durch Harnacks Opposition gegen Stöckers Scheiterhaufenbrief mit veranlaßt war. Harnack blieb diesem Kongreß treu, als der Kaiser, unter Stumms Einfluß geraten, christlich-sozial für Unsinn erklärte, und hat 1903 bis 1912 als Vorsitzender sein tiefes Verantwortungsgefühl für die Förderung der sozialen Gerechtigkeit im Volk wie seine Gebundenheit an das aristokratische Bildungsideal des Protestantismus im Verein mit seiner Ehrfurcht vor wirklicher wirtschaftlicher Sachkenntnis immer neu bezeugt, insbesondere aber sein eindringendes Verständnis für die Frauenberufs- und -bildungsfragen, wie die allgemeine Schulreform bekundet, so bei der Konferenz für das höhere Schulwesen 1900 im Interesse der humanistischen Schule und bei der Mädchenschulreform. Auch auf der Reichsschulkonferenz 1920 vermittelte er erfolgreich zwischen den Anhängern des Alten und den stürmischen Schulreformen, spürbar gebunden an die Gesetze der organischen Entfaltung der Geisteskultur. Das reiche Wirken eines so ganz Persönlichkeit und innerer Freiheit bei Gewissensgebundenheit atmenden Trägers deutscher Kultur ist wohl am besten charakterisiert durch sein eigenes Wort: „Der Dienst der Wahrheit ist Gottesdienst." **(Berl. Tageblatt.)**

Sittliche Schäden des deutschen Zeitungswesens.

Einer Mitteilung des „Ev. Pressedienst" in Deutschland entnehmen wir das Folgende:

Der deutsche Staatsbürger kennt die Vorzüge der Zeitung im allgemeinen und die seines Lieblingsblattes im besonderen. Man kann die Verdienste des Zeitungswesens um die Erziehung und Bildung des gesamten Volkes in der Tat kaum hoch genug anschlagen.

Es sind aber auch Ausnahmen vorhanden.

Manche Zeitungen, die auf den ersten Seiten so ehrbar „von Staats- und gelehrten Sachen" zu reden wissen, sind sehr viel weniger erbaulich, wenn man das Blättlein wendet und ein wenig hinter seine weißen Kulissen schaut. Spaziergänge in dieser hinteren Welt sind gelegentlich reich an peinlichen Erfahrungen, wenn man genauer hinsieht, als der Durchschnittsleser es glücklicherweise zu tun pflegt, denn man kann dort in äußerst zweifelhafte Gesellschaft geraten, welche die gute Sitte verdirbt.

Schauen wir uns ein wenig um unter den Blüten, die dieser Boden treibt Das kleine Gemüse der Darlehensanzeigen, wo jeder Geld ohne Sicherheit von fabelhaft gutmütigen Menschen bekommt, die Goldgruben, die glücklichen Erfindern oder mäßig begüterten Erdensöhnen glänzende Existenz und riesenhaftes Einkommen verheißen, der Nebenverdienst, der einen im Hause, ohne daß man sich von der Stelle und auch sonst besonders stark rührte, zum reichen Manne machen muß — sind das wirklich so harmlose Dinge, diese groben Schwindeleien, die auf die Einfalt der Mitmenschen spekulieren und ihr Unglück rücksichtslos im eigenen unlauteren Interesse ausschlachten?

Der Liebesbriefsteller, das 6. und 7. Buch Moses, das große ägyptische Traumbuch, die Blicke in die Zukunft auf Grund der Stellung der Sterne in der Geburtsstunde und der Handschrift, der Verkehr mit Wesen aus anderen Welten, die jenseits der Grenzen unserer Erkenntnis liegen, all das mag hingehen, trotzdem es keineswegs nach Fortschritt und Aufklärung aussieht, für die das Blatt auf seinen ersten Seiten kämpft. Schlimmer schon sind die mit Hartnäckigkeit immer wiederkehrenden Anzeigen von Schönheitsmitteln, orientalischen Kraftpillen, Büstenwässern und -Salben oder Heilmitteln gegen Warzen, Lungenleiden und Asthma, Sodbrennen, Aderverkalkung, Flechten, Sommersprossen, Haarausfall, Gallensteine, Mitesser, Nervenschwäche, Bettnässen u. s. w. Diese Dinge sind einerseits nicht sehr appetitlich, andererseits nicht so unschuldig, wie sie sich geben; denn Zweck der Übung pflegt zu sein, überhaupt erst einmal mit dem Kunden in Geschäftsverkehr zu kommen; Fortsetzung folgt dann mit anderen Mitteln.

Bei den Aktphotos, „hochinteressant, jetzt erst freigegeben," den Aufklärungbüchern, den 6 oder 10 „interessanten Büchern" sind wir schon mitten im Sumpf. Wir sind abgestumpft, weil wir täglich diese Dinge lesen müssen, aber man stelle sich die Wirkung vor auf Kinder und junge Menschen, die, ahnungslos und neugierig, sich in diesem Schlamm verirren.

Weit dehnt sich der schwarze Sumpf, wenn man das Blättlein wendet. Wollte man alles aufzählen, man käme nicht zu Ende. Da gibt es offen angepriesene giftfreie Kuren gegen Syphilis, Mittel gegen sexuelle Schwäche, Frauentropfen gegen Störungen und Unregelmäßigkeiten verhüllt und

gänzlich unverhüllt geben sich Verhütungs- und Abtreibungsmittel Männern und klugen Frauen.

Hier ergießt eine Kloake tagaus, tagein ihren Unrat ins Volk. Wie schlimm die Zustände sind, ermißt man am besten daran, daß man, wenn man solch Blättlein wendet, gar nichts mehr dabei findet, daß das Auge täglich über diese Aufreizung zur Unsittlichkeit und zum Verbrechen hingleiten muß, daß die Nase auch des von Natur reinlichen Menschen den Verwesungsgeruch, der aus diesem Sumpfe steigt, nicht mehr spürt.

Ein Kapitel voll besonderen Unrates sind die Anzeigen perversen Inhalts, die man zu lesen verstehen muß, um zu begreifen, welcher Verschleierungen und auch welcher Eindeutigkeit die Sprache fähig ist! Gut nur, daß die Mehrzahl der Leser in ihrer Harmlosigkeit nicht begreift, was sich da schamlos herandrängt.

All dieser Schmutz ist nun nicht etwa nur Blättern einer bestimmten Richtung eigen. Nein, mehr oder weniger fressen diese Parasiten im ganzen Blätterwalde. Bis in die Spalten der Blätter mit christlicher Aufmachung verirrt sich dieser Rost, zuweilen zwischen Anzeigen von Bibelausgaben und den Bibellesezettel.

Wir geben zu, die Zeitungen sind in übler Lage. Ihrer viele machen nur aus Not eine Tugend. Wie der Teufel mit der bekannten Fliege, so verfahren sie mit diesem Anzeigenstoffe; es ist nicht ihr eigener Trieb. Aber gewisse Annoncenexpeditionen, die an diesen Dingen schweres Geld verdienen, nötigen sie, diesem Ungeziefer Unterschlupf zu geben, denn sie haben die Macht, einer Zeitung das Lebenslicht auszublasen.

Seit Jahren kämpfen der Fachverband des Zeitungswesens und eine ganze Reihe von anderen Blättern einen harten und anerkennenswerten Kampf, sich diesen Unrat trotz großer materieller Verluste vom Leibe zu halten. Ihr Kampf wird vergeblich sein, und der Schmutz und Schwindel, den soeben eine bekannte große Berliner Zeitung in ihrem Witzblatte mit zeichnerischen Mitteln zu verherrlichen sich nicht entblödet, wird weiter wuchern, wenn nicht die Zeitungsleser den Blättern, die auf Anstand halten, entschlossen zur Seite treten und durch den öffenlichen, empörten Ausdruck ihres verletzten Gefühls dahin wirken helfen, daß auf diesem düsteren Gebiete das Blatt sich endlich wende.

Glänzender Erfolg der vierten Frankfurter Messe

General John R. Wood, welcher in Frankfurt a. M. Konsul ist, hat dem Handelsamt einen begeisterten Bericht über den Erfolg der vierten Frankfurter Messe, vom 10. bis 16. April, gesandt. Es ist besonders interessant, da ein amerikanischer Beamter über seinem Namen den deutschen Waren auf der Messe das Zeugnis ausstellt, „daß sie im Weltmarkt jeden Mitbewerb schlagen." Etwa 3000 Aussteller haben sich beteiligt, und die Zahl der Besucher war über hunderttausend.

„Eine auffällige Tatsache bei den ausgestellten Waren war die Verbesserung in ihrer Güte im Vergleich zu denen der früheren Messen. Die infolge des Krieges sich der Industrie entgegenstellenden Schwierigkeiten scheinen überwunden zu sein. Die verschiedenen Industrien können wieder

Rohstoffe erhalten. Ersatzartikel sind verschwunden, und die zum Verkauf angebotenen deutschen Waren fordern den Wettbewerb auf dem Weltmarkt heraus. Die Käufer kamen zumeist aus den neutralen Ländern, doch war auch eine beträchtliche Zahl aus Italien und den Ver. Staaten.

„Alle alten Firmen und mehrere neue in der Schuhindustrie waren vertreten, und die ausgestellten Waren waren in reicher Menge und großer Mannigfaltigkeit vorhanden. Alle Arten Schuhsorten waren vorhanden, die besseren Sorten in der Mehrheit. Einige neue Verwendungsmöglichkeiten von Leder in Hüten, Kissen und mehreren kleinen Artikeln wurden gezeigt. Groß war die Ausstellung von Reisetaschen und Koffern, namentlich aber, wie stets, von Hand- und Reisetaschen für Damen. Viele neue Muster in Form und Schmuck von Damengebrauchsartikeln waren ausgestellt.

„Die Schweiz stellte Waschwaren aus, wie Taschentücher, Tischdecken, einfach und mit Stickereien. Österreich hatte feine Damenkonfektionsartikel gesandt. Die Plauenschen Stickereien waren, wenn sie auch nicht so fein sind wie früher, doch ebenso geschmackvoll, und die vielartigen farbig gedruckten Stoffe künstlerischen Charakters wetteiferten mit den österreichischen. Die elsässische Woll- und Baumwollindustrie bot ihre Waren zu billigen Preisen an, die Spekulation in diesen Waren war aber nicht so stark wie im Vorjahre.

„Die Tabakausstellung übertraf heute die aller Vorjahre. Es ist bemerkenswert, festzustellen, daß Frankfurt der Mittelpunkt des deutschen Tabakgebietes ist.

„Groß war ferner die Ausstellung von Erzeugnissen der Arzneikunde, einschließlich neuer Präparate, die in den Apotheken in den Ver. Saaten einen Markt finden werden. Es waren zahlreiche Lebensmittelpräparate, Desinfizierungsmittel, Medikamente für Therapeutik, dermatologische Heilmittel und einige neue pharmazeutische Präparate aus den Regierungsheilquellen in Bad Ems ausgestellt."

Helen Keller's Philosophy

Sometimes, it is true, a sense of isolation enfolds me like a cold mist as I sit alone and wait at life's shut gate. Beyond there is light and music and sweet companionship; but I may not enter. Fate, silent, pitiless, bars the way. Fain would I question his imperious decree; for my heart is still undisciplined; but my tongue will not utter the bitter, futile words that rise to my lips, and they fall back into my soul like unshed tears. Silence sits immense upon my soul. Then comes hope with a smile and whispers, "There is joy in self-forgetfulness." So I try to make the light in others' eyes my sun, the music in others' ears my symphony, the smile on others' lips my happiness.—*Helen Keller.*

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Call to Unity, by *William T. Manning*, Rector of Trinity Church, New York. The MacMillan Co., 1920. 162 pages, $1.50.

Dr. Manning, formerly Rector of Trinity, now bishop of the most important diocese of the Episcopal Church (New York City), is considered, we believe, the leading bishop of his church. He is also a staunch advocate and propagandist of Anglo-Saxon solidarity. Here lately he attracted attention by a statement on social preaching. Mr. Williams, Episcopal bishop of Michigan, an outspoken apostle of industrial democracy, had delivered a sermon in Trinity which had given offense to New York's capitalistic society. Thereupon bishop Manning admonished his clergy to confine themselves in the future more to the preaching of the gospel and its generally recognized social implications, but not to espouse any definite economic system in the pulpit or to give business any too specific advice, since only very few had the adequate knowledge to speak with authority on this point. We suppose he meant they should keep within "the zone of agreement," to use a term recently employed by a prominent business man from Pittsburgh.

We thought we should preface our review of Mr. Manning's book by these few little bits of personal introduction, but we should be sorry if thereby we had prejudiced any of our readers against the man or his book on Unity. It is impossible to read this volume without admiration for the author's mastery of the subject and for his fine Christian spirit. He has evidently given the matter in hand the most thoro study. Already in 1910 at the General Convention of the Episcopal Church in the United States, held at Cincinnati, he moved that an invitation to a Conference on Faith and Order be extended to all Christian denominations, which motion was adopted. The war intervening, it could not take place until 1920. He had the conviction that the Episcopal Church was peculiarly adapted for the task of issuing such an invitation. He gave expression to his ideas on the subject in the Bedell Lectures of 1919 at Keyon College, which he now presents in this work.

Passing by the first three chapters, in which he treats of "the Call to Unity", "the Present Outlook for Unity", and "the Approach to Unity", we wish to discuss only the 4th chapter, which is the most important and states the reason why upon the Episcopal Church rests the special obligation and advantage of taking the lead in this "greatest of all questions now before the Church, and the world." Let us remember that the bishop has in mind a unison not only of the Protestant churches of Christendom but of the Catholic Church as well, and its Roman no

less than its Greek branch. Now he holds that the Episcopal Church recognizes and finds place for both the Catholic and the Protestant principle within her own life. Catholicism stands for authority, unity, university, for the social and cooperate expression of Christian truth and life, for emphasis on the divine claims and the divine side of religion. Protestantism stands for personal freedom, for individual responsibility, for the direct access of the soul to God, for emphasis on individual development and the human side of religion. Both of these principles are true and vital, and the Episcopal Church upholds both, she is both Catholic and Protestant. She might well be called the "Catholic Protestant" or the "Protestant Catholic" Church. Therefore no other church is so well fitted to bring Protestantism and Catholicism together as she. Then he goes on to show that the chief difference which separate Catholics from Protestants are those which relate to the nature of the Church, the Sacraments and the ministry, and seeks to prove that these differences need not cause permanent separation if only each side be willing to admit that the other is fighting for a right principle.

When he comes to the question of a united Protestantism, the chief difficulty seems to lie to him in the nature and authority of the ministry. Of course the ministry of each Christian denomination must be recognized as a true ministry, he says. But for the exercise of the ministry in the whole church it is necessary to have the commission of the whole church, and "the commission which has by far the largest sanction, and use, is (according to the author) that given thru the historic Episcopate." If therefore ministers of other denominations are to have the right to occupy Episcopal pulpits, they must have the sanction of the bishop, that is, they must be re-ordained by him.

Then there is the great question of the communion. This sacrament is the center of the Church's life and worship, the outward sign, and the means, of our fellowship with Christ, and with one another in Him. There can be no true realization of unity until those who are one in Christ can express it visibly in the ordinance of his own appointment. But here undue haste would be wrong. Common participation in this sacrament can only come when unity is won, it is the end and climax of our program toward unity, not its beginning.

One can notice in following the bishop's argument that with him institutions, ordinances and officers, such as the church, the ministry, episcopacy, the sacrament, confirmation, prayer-book are the stumbling blocks in the path of unity, while with us doctrinal differences would loom up first. As regarding now the feasibility of the plan we are able to speak in the light of the Geneva Conference, which convened after the publication of his lectures. The Roman Church refused absolutely to participate. Manning had expected that, but he does not give up hope; he speaks even of the possibility of a "constitutionalized" papacy. The Greek churches accepted whole-heartedly. With the Protestant churches the Episcopal claim of apostolic succession, the continuity of their episcopacy and the resulting superiority of their priestly orders strained relations to the breaking point. Until here more light is given

them or more concessions made by them, union is still far off. For by union Manning means real spiritual union, visibly manifested by a church that is one in Christ. He is by no means satisfied with federation or cooperation in practical activities, such as social agitation, civic reform, missions, etc.

The Episcopal Church ought to be aware, anyway, that there are large churches in America and on the continent that have no episcopacy. These are hardly able to understand how the validity of their ministry could be affected by what other churches think about their bishops. English Free Churches might understand and be willing to make concessions, but if the union is to be world wide, all that can be expected of the non-episcopal churches is to admit that there is an episcopacy and that it may serve a useful purpose.

But while here we impinge on the Episcopal and English limitations of the author, we readily acknowledge the catholicity of the bishop's views, his breadth of sympathy, his fairness to the claims of other churches, and his deep piety. It is a book to read and ponder carefully at such a time as ours. It puts us in mind of difficulties, but it also stimulates hope.

A number of important utterances on the subject of unity by Episcopal and other leaders is given in the appendix.

John Wesley, Jr. The story of an experiment, by *Dan B. Brummitt.* The Methodist Book Concern, 1921. 281 pages. 75 cents cloth, 50 cents paper.

The object of this book is to get the layman interested in the educational, missionary and benevolent work of his (the Methodist) Church. This work is world-wide in its scope, it touches nearly every phase cf an individual life, it ought to inspire enthusiasm by its magnitude and its infinite variety, and yet the average member knows little of it. So a new way to present this information and arouse this interest should be welcome. This book shows such a way. We have in it the story of how an average minister, arrived at middle life, decides to specialize in this matter of acquainting the layman with the church. He selects one boy, significantly called "John Wesley," but otherwise of ordinary mental and spiritual quality, and determines to focus on him all the loving attention and care he is capable of, with the purpose of winning at least this one boy's full and sympathetic appreciation for the church's activities. We now witness the development of this boy, his bringing up at the home and home church, his time at the church college, his active church work after returning from college. He enters the hardware trade. A St. Louis firm sends him to the Southwest. There he learns to know the Mexican and the work the church is doing, or ought to do, there. Finally his business takes him to the leading cities of Asia, and he improves the opportunity by studying missions on the spot.

The "experiment" is highly successful. The story is interesting,

and a great deal of useful information is imparted in a fascinating way. Members of other—and smaller—church bodies reading the book are apt to realize, with a touch of jealousy perhaps, that their own church cannot offer nearly all the advantages to their aspiring youths as the church the author describes so admiringly.

The Christian Ministry and Social Problems, by *Charles D. Williams*, Bishop of Michigan. The Macmillan Company. 133 Pages.

This little volume, which appeared several years ago, we discuss at the present time for two reasons: (1) because Bishop Williams, its author, has recently been brought into public notice on several occasions. He delivered a very pronounced social lecture at Trinity Church, New York, to the evident displeasure of Bishop Manning. Then, a vote was taken in his diocese, of Michigan, on disarmament. He had advocated a strong declaration on that issue, and his diocese defeated him. He resigned his office then and there, but the resignation was not accepted. (2) Because the book is a very commendable "primer" on the minister's relation to the social question, and therefore a good thing for that growing number of our clergy who are interested in social matters, but, if asked like the Ethiopian by Philip, "Understandest thou these things?" would have to say, "How can I except some man should guide me?"

Bishop Williams has five chapters in the book. In the first, or the "New Social Conscience," he explains how the church and religion, instead of being contented with the preaching of individual salvation, as in the past, now has received again the vision of the kingdom of God on earth. Individualism, heretofore intrenched in American and Anglo-Saxon conception of society, is to be supplanted by Christian socialism. He says, if the ministry are to grasp the deepest meaning of the old Gospel of Christ, the Kingdom idea must become their commanding and paramount ideal. In the second chapter, "Wealth and Poverty", he takes note of the fact that many claim today that the church has no concern with economic problems. They point to Jesus, who refused to meddle with the question of the distribution of wealth and ignored the great social problems arising out of that distribution. "But," he says, "Jesus made it very plain that a man could not be His disciple if he made wealth an end in itself, if he carried on any business for profit only or chiefly. Service must be essential, profit incidental. And, in direct contrast to the ways of Jesus, we are apt to be harsher on the sins of the poor than of the rich." We are careful and skilful in manipulating and massaging the consciences of the gentlemen and ladies in the front pews who support the church, her charities, her missions and her ministers, while we give full vent to our righteous indignation in denouncing to our comfortable hearers, the materialism, the drunkenness and debauchery, the ruffianism and even sometimes the very social discontent of the proletariat which is rarely represented in our congregations." Remember, this and even much stronger, lan-

guage from the man who was long Dean of Trinity Episcopal Cathedral on Euclid Ave., Cleveland, and then a bishop cf a church noted for its wealth!

In chapter 3 he emphasizes that it is justice, not charity, that the proletariat wants. In the 4th chapter he sets forth what "True Radicalism" is, namely the going to the root of things, to principles and motives, to the realm of conscience. "Ministers of religion", he says, "will hand over to the experts in the various fields the mechanism of reform, the devising of methods and means, policies and programs, while they convict the common conscience of the intolerable sins inherent in the whole unjust system now prevailing and so fire the common heart with the passion for justice and righteousness, that we shall furnish the moral dynamic for every right reform and every noble effort towards the ideal society."

In the last chapter he suggests certain "practical agenda", or things to be done—items in a program or policy for such as may be alive to their obligation, as ministers of Christ, to make some social application of their message and mission.

To read the book attentively means to be introduced to the whole problem. The author has dedicated it to Walter Rauschenbusch, "in whose writings he has found a chief source of inspiration in preaching the gospel of the kingdom." He apologizes for entering a field "already occupied by such giants" (as Rauschenbusch and others). We like this humbleness of spirit, but any one who makes the acquaintance of Bishop Williams will soon come to admire the ability and thoroness with which he expounds and applies the social message of Jesus.

Jewish Activities in the United States. Volume II of The International Jew. Published by the Dearborn Publishing Co., Dearborn, Mich., April, 1921. 255 pages.

We have here a second selection of articles from the "Dearborn Independent" on the Problem cf the Jew. Many of our readers will know that the "Dearborn Independent" is a weekly paper, financed by Henry Ford, the automobile magnate, of antisemitic tendencies. Jewish influence has prohibited its sale in some cities, in others it has been restored by court action. The volume before us was distributed gratis among ministers and others.

It deals with the influence of the Jew in finance; with Jewish war-profiteers, with Mr. Baruch's war dictatorship, in particular (the "Disraeli of America"); the Jewish control of the press thru ownership or the advertising agency; Jewish influence on the school curriculum; Jewish control of theater and movie. The Jews of the United States are fully organized, according to the author. The leading body is the "Kehillah" of New York City, the strongest union of Jewish forces in the world. Thru the "Jewish Committee", the Kehillah extends its influence over the 12 districts into which the Jews of the United States are divided. Another vehicle for the spread of Jewish sentiment and power is the order of the "B'nai Berith" (Sons of the

Covenant), which hopes to have a million members in the near future. Some of the aims of these Jewish organizations are: official recognition by state and nation of the Jewish religion; suppression of all references to Christ in public documents or at public gatherings; official recognition of the Jewish Sabbath; the right to keep open their stores on Sundays; elimination of Christmas celebrations in public schools; elimination from schools of all literature objectionable to the Jews.

The author establishes beyond question that Jewish influence is out of all proportions to their number in many lines of business, that it is still growing, and that it is a menace. He is, however, not without bias. He denies, for instance, that the "pogroms" in Poland were serious, and he charges that the Peace Conference was unjust to the Poles in protecting Jewish religious customs and schools. The strongest case he makes in showing up the pernicious effect of the Jewish control of the movie and the stage. He says, in Jewish hands it has become a combination of salacious farce and jazz music, the rage is for extravaganza and burlesque. The bedroom-farce has been exalted into first place. "Frivolity, sensuality, indecency, appalling illiteracy and endless platitude are the marks of the American stage as it approaches its degeneracy under Jewish control." The chapters on this phase of our national life are exceedingly well worth reading. But it should not be overlooked that the American public by its superficiality and shallowness offers only a too promising field for Jewish exploitation, and that the most daring and damnable pictures (such as "Aphrodite", e. g.) drew the largest crowds. Thus if the Jewish furnish the bait, the Gentiles swallow it readily. The Jew is on the ascendant all over the world. The great war and the subsequent revolutions have given him his chance. The capital of the rich and the revolutionary tendencies of the poor Jew have played a marvelously successful role in the last years. They have furnished the money for the imperialistic war-makers and the intellectual leaders for the erstwhile serfs. This has stimulated his racial self-consciousness until it has exceeded all bounds. He dreams of world domination, and the Christian nations will do well to think of self-protection from the unmeasured ambitions of him who is after all only a stranger within their gates.

The Geography of Bible Lands, by *Rena L. Crosby.* The Abingdon Press, 1921. 242 pages. $1.75 net.

This book is one of the many Religious Education Text Books put out by the Abingdon Press. They are for use in teacher training, adult and week-day Sunday school classes. The object in the present volume is to introduce the scholar, in a pleasant way, to the lands and peoples of Bible history. We journey in imagination with him to Mesopotamia, whither Abraham migrated from Ur in Chaldaea, and are taken all over that ancient country of the Two Rivers. We study the monuments of the past as well as the life of the present, which in so many respects is so much like that of the ancestors of the Hebrews. We become acquainted with the children of the desert, with the farmer in the fertile

valleys, and the inhabitants of the city. We see the improvements made by modern engineers and are made aware of the great future that may be in store for these people under modern government and methods. The chapter on the date palm, the "queen of trees", is very interesting and instructive.

Then we follcw the course of Hebrew history and are made acquainted with the lands of those world powers that played a big role in its happenings, Babylonia, Persia and Syria. Seven chapters are given to the description of the "Peculiar People" and its "land of promise". Its climate, resources and products, its village life are pictured for us in the same life-like way. After this follows a chapter on Arabia, one on Egypt, and two on Armenia. The New Testament takes us into Asia Minor, where we trace the footsteps of the great apostle of the Gentiles, until we reach the classic soil of Greece and Italy. There does not seem to be a dry word in the whole book. Customs and social life are intimately portrayed, and in following our interesting guide the ancient world seems to live again before us. There also dawns upon us a feeling of how the coming of Christianity and modern culture may make these countries blossom like a rose in many places, and its peoples, roused from the sleep of centuries, to be raised to the Christian level of the western nations.

The book renders every student of the Bible a service in a unique way, and it deserves high praise.

Songs for the Little Child. Verses composed and adapted by *Clara Belle Baker.* Folk melodies harmonized by Caroline Kohlsaat. The Abingdon Press, 1921. 100 pages.

A collection of scngs for the little child in kindergarten and primary classes. The tunes are taken from the most naive and charming old folk songs of many nationalities. The songs are very short and easily memorized. The child's relationship to the world is stressed, the subjects being thruout taken from the child's environment, representing such subjects as "cur pets", "birds, bees and butterflies", "flowers and leaves", "wind and weather", "play and rest", "every day and special days", "the child's worship", etc.: a hand book of helpful selections for children's days and ordinary occasions which the primary teacher will appreciate.

Alma Mater. A Story of College Life written in commemoration of the fiftieth anniversary of Elmhurst College, by *Frederick Baltzer.* Eden Publishing House, 1921. 192 pages. $1.00 postpaid.

The author of "Ergo Terbalz", "Thea", and other books here offers us a new product of his creative imagination in which the pulse beat of his heart's affection is unmistakable. It is a representation of Elmhurst College life as it was 45 years ago. One gets the impression on every page that it is a bit of autobiography. The boys whcse life at Elmhurst he describes are real boys, their experiences are real experiences.

The writer has turned back the pages of his own life book and from the golden past transcribed for us that period which stands out in the vividness of its impression and the charm of its romance as easily the most enchanting of his whole life.

There are three salient characteristics which predominate in the writer's individuality and to which the strongest features of this book can be traced. They are his love of, and intimate response to, nature, which loom large in all his works; his rich fund of emotional endowment ("Gemüt" the Germans call it), cn which he draws freely; and his earnest Christian spirit, which makes him stress again and again the high aims and serious purposes of Elmhurst College life.

His contemporaries will best be able to witness to the truthfulness of his reproduction of the atmosphere and the actors of the past, and they will doubtless enjoy the book the most. But we trust that it will be given a hearty conception everywhere and be one of the "best sellers" of this jubilee year.

It may open the way for other ventures on the same subject. In that case we like to throw out a suggestion. Such books, in order to be of real interest, ought largely to be in the nature of a story. That is, they ought to be woven around a "hero", they ought to give the story of the *inner development* of the chief character. Our boys come to Elmhurst at the most impressionable stage of their life. If Elmhurst did not succeed in bringing out the best that is in them, in stimulating their idealism, it wculd fail of its purpose. The aim of the writer should not be to reproduce reality in all its minor aspects, so that the identity of the characters presented can be easily guessed. It should rather be to show how the spirit and atmosphere of Elmhurst fosters and creates high purpose and genuine spirituality in its students. It would be easy and natural to give a description of the institution as a setting to the story. A collection of funny anecdotes and incidents alone will never give real satisfaction. Something on the order of "Tom Brown" of Rugby School or "Gottfried Kaempfer" by Krueger is what the reviewer has in mind. If one of our brethren to whom nature has given the imaginative faculty and God the spiritual equipment, should attempt to do for Elmhurst a task like this, the service rendered would be of inestimable value.

Elmhurst Hymnal and Orders of Worship for the Sunday school, young people's meetings and church services. Eden Publishing House, 1921. Pages 284 and 73. 75 cents in quantities.

It gave us a happy thrill when just lately we received a package from Eden Publishing House and, on unwrapping it, the new Elmhurst Hymnal emerged into view. It was no easy task for the committee of experts to put out a book that, while preserving the dignity and reverence of an Evangelical service, should, at the same time, appeal to the joyous and buoyant spirit of youth. In the opinion of competent critics they have succeeded. They have given us the best standard hymns

and many of the popular favorites. The new tunes were selected by men of professional experience, and should be readily learned and quickly win their way into favor.

A feature of special usefulness is the topical index. Here the hymns are classified as to subjects, and this is done with so much care and skill that it should be easy to find suitable hymns for any occasion. No other book of the kind, we are told, has anything so complete.

The second part of the book contains 18 orders of worship (by O. Mayer). They are arranged in accordance with the topical order of the hymns. They are dignified and impressive, and by their aid the superintendent will be enabled in the opening exercises to give the school a real training in worship.

The impression among those most capable to judge seems to be that the appearance of the book is a real event in the history of our Sunday schools, and that the respective committee, the Publishing House and the Synod have reason to be proud of it.

The book is strongly but neatly bound. The price, when considering the size and the cost of material, is moderate. We wish it Godspeed and abundant success as it goes out on its journey.

Die Lehre Luthers von *Reinhold Seeberg*. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Zweite und dritte durchweg neu ausgearbeitete Auflage. 1917. 393 Seiten. Preis, in unserem Gelde, etwa 4 Dollars.

Dies Buch, im Jubiläumsjahr der Reformation erschienen, ist der 4. Band des „Lehrbuchs der Dogmengeschichte“ von Seeberg und zwar die erste Abteilung desselben. In der inzwischen auch fertiggestellten zweiten Abteilung des 4. Bandes behandelt Seeberg die Feststellung und Ausarbeitung des lutherischen Lehrbegriffs in den Bekenntnisschriften, sowie die katholische „Gegenreformation“ und die Fixierung des katholischen Dogmas im Tridentinum. (Eine Besprechung dieses letzten Bandes hoffen wir in absehbarer Zeit von einem unserer theologischen Professoren zu erhalten.)

Die Dogmengeschichte hat es mit der Entwicklung und Festsetzung des Lehrbegriffes der christlichen Kirche, ev. der großen Teilkirchen, zu tun. Es ist nicht ihre Aufgabe, eine Geschichte der dogmatischen Theologie zu geben, obwohl sie von einzelnen Theologen so dargestellt worden ist. Die Geschichte der (dogmatischen) Theologie ist von hohem historischem Interesse und von zeitgeschichtlicher Bedeutung. Aber die Dogmengeschichte befaßt sich mit den Glaubenssätzen, die *irchliche Anerkennung* gefunden haben. Demnach erreicht sie ihren Endpunkt da, wo die kirchlichen Bekenntnisse definitive Gestalt angenommen haben, also — um von der katholischen Kirche abzusehen — für die lutherische Kirche im Konkordienbuch vom Jahre 1577 und für die reformierte in der Westminstersynode und ihrem Bekenntnis vom Jahre 1648. (Die festländischen reformierten Kirchen hatten ihre Glaubenslehren schon vorher fixiert.)

Seit Harnack sein berühmtes Buch geschrieben hat, haben die Dogmenhistoriker ihre Ziele bezüglich Form und Anlage ihrer Arbeit entschie-

den höher stecken müssen. Der trockene Schematismus früherer Zeit ist aufgegeben worden und man strebt nach organischer Einheitlichkeit der Darstellung. Der Einfluß der Zeitgeschichte aufs Dogma wird genügend gewürdigt, und das praktisch-religiöse Bedürfnis tief angelegter Persönlichkeiten als Quellort neuer Lehrverfassung aufgezeigt.

Nach diesen Grundsätzen ist Seebergs Buch über **Luthers Lehre** verfaßt. Es ist ziemlich weitläufig angelegt. Es gibt nicht nur eine Beschreibung der Lehre Luthers, sondern seine ganze religiöse Entwicklung. Besonders wird der Zusammenhang bloßgelegt zwischen seinem religiösen Empfinden und Denken und seinen Geistesverwandten in der scholastischen Theologie und Philosophie. Wir haben im 1. Kapitel die „Anfänge Luthers": Die dogmen- und religionsgeschichtliche Stellung der Reformation, Luthers Weg zum Evangelium und seine Lehre in ihrer ursprünglichen Gestalt. Das. 2. Kapitel handelt von „dem neuen Verständnis des Evangeliums aus dem Gesichtspunkte der evangelischen Buße." Hier würden wir statt „evangelische Buße" sagen: „des rechtfertigenden Glaubens." Wir hören hier von der neuen Anschauung von der Buße, von Luthers Gottesbegriff, seiner Sündenlehre, Christologie, Gesetz und Evangelium, dem evangelischen Heilsglauben, Rechtfertigung und guten Werken und von dem neuen Sittenideal. Das 3. Kapitel handelt von „Der Kirche, Wort und Sakrament." Im 4. Kapitel hören wir abschließend von „Dem Gegensatz zwischen Zwingli und Luther in der Abendmahlslehre."

S. weiß als Historiker, daß neue Ideen oder große Männer nicht wie Athene in voller Rüstung aus dem Haupt des Zeus hervorspringen, sondern daß sie wachstümlich aus dem Boden ihrer Zeit sich losringen. Doch geht er in der Betonung der Abhängigkeit Luthers von den Ideen seiner Vorgänger u. E. zu weit. Z. B. fragt er, was eigentlich das Neue sei in Luthers Auffassung des christlichen Glaubens? War es die Behauptung, daß das Wesen des Glaubens im Vertrauen (fiducia) liege, oder daß er ein inneres Wahrnehmen, ein instinktives Gewißwerden religiöser Tatsachen sei? Beides verneint er, denn beides sei schon vorher von Kirchenlehrern ausgesprochen worden. Das Neue in Luthers Erlebnis sei vielmehr gewesen, daß bei ihm der Glaube sich gegründet habe auf den geschichtlichen Tatsachen, wie sie im Evangelium offenbart sind und den Glauben erzeugen. Dies habe ihn gelehrt, sich von dem Irrweg des metaphysischen Erkennens der Gottheit sowie der mystischen Kontemplationen fernzuhalten. Gewiß, dies ist eine sehr wichtige Bemerkung, auch in unsern Tagen mit neuer Kraft von der positiven Theologie betont worden. Doch würden wir lieber mit D. Ritschl sagen, daß das Entscheidende bei Luther gewesen, daß das Vertrauen auf die Vergebung sich bei ihm auf die Gnade Gottes gegründet habe und nicht auf die Werke. Im übrigen trägt es nichts aus, daß manche von ihm ausgesprochene Wahrheiten schon früher Ausdruck gefunden haben. Was bei andern vorbergehend hier und da aufleuchtete, war bei ihm das helle Sonnenlicht, das sein ganzes Herz stets erwärmte und seinen Pfad ohne Aufhören mit Licht überflutete.

Was sonst S. sagt über Luthers Auffassung vom **Glauben** ist aus der Tiefe geschöpft. Luther wendet die Begriffe „experire" und „sentire" (erfahren, empfinden, fühlen) an auf die transcendente Welt der reli-

giösen Wahrheiten. Die Seele wird durch die hörbaren Worte und Gedanken der evangelischen Verkündigung der gnadenreichen Nähe Gottes, seiner Vergebung und Liebe gewiß im Glauben. Der Glaube ist also durch die Gnaden m i t t e l hervorgerufen, aber die Gewißheit, die er gibt, ist unmittelbar, instinktiv. Sie ist ebenso, ja mehr gewiß als die Wahrnehmungen, die nur durch die äußeren Sinne kommen. Man sieht alsbald, wie die große Frage der Realität der christlichen Erfahrung auch Luther beschäftigt, und wie wir im wesentlichen über die Lösung, die er gefunden, noch nicht hinausgekommen sind. Im Gegensatz zur katholischen Kirche ist ihm die Vergebung aufgrund des Glaubens ein persönliches Erlebnis, nicht eine Sache priesterlicher oder sakramentaler Verbürgung.

Auch was S. sagt über die zwiefache Art von Gerechtigkeit bei Luther, die „iustitia imputata“ und die „iustitia actualis,“ ist sehr beachtenswert. Die erste kennen wir alle bei ihm, es ist die, welche dem Gläubiggewordenen zugerechnet, zugesprochen wird von Gott in Christo. Aber während von dem Altprotestantismus bloß diese betont wurde, kennt L. auch eine zweite, die allmählich unser eigen wird, die Gerechtigkeit des Lebens. Nicht daß wir sie selbst wirken, sondern wir sind Kraft der Gnade und neuen Natur Mitarbeiter Gottes in dem Prozeß der habituellen Aneignung der im Prinzip gegebenen Gerechtigkeit Christi. Nie werden wir die Vollkommenheit erreichen, aber so lange wir gegen die Sünde kämpfen und in der Buße bleiben, schadet die Sünde uns nichts. Luthers Glaubensbegriff ist immer sittlich bestimmt, denn es handelt sich stets um den Gegensatz zwischen Sünde und Gnade und immer religiös, denn es ist der barmherzige Gott selbst, der uns nahekommt. Es ist der Glaube zunächst wesentlich passiv, er ist Rezeptivität, aber es ist in ihm zugleich eine Kraft, die stets zu guten Werken treibt, er ist höchste Aktivität.

In fast erschöpfender Weise geht das Buch den religiösen Erlebnissen und Gedankengängen des Reformators nach, dem die protestantische Welt ihr Bestes verdankt. Liebevoll versenkt sich der Verfasser in das schöpferisch reiche Leben Luthers. Meist schweigt die Kritik. Nur bei der „Communicatio idiomatum,“ der Ubiquität der menschlichen Natur Jesu (so im Abendmahl), der lutherischen Passivität in politischen Dingen u. s. w. wird Einspruch erhoben oder ein Manko aufgezeigt.

Keiner wird das Buch lesen, ohne seinen Luther besser kennen zu lernen oder ihn höher zu werten.

Märtyrer. Der Leidensweg der baltischen Christen. Von P a s t o r O. S c h a b e r t (St. Gertrudskirche, Riga). Agentur des Rauhen Hauses 1920. 74 Seiten. Mk. 4.80.

„Wunderbar ist Christus,“ so schrieb Dr. Luther 1524 seinem Freunde Spalatin, als er vernommen, wie auch in den baltischen Landen an der fernen Ostsee „das Evangelium aufgehe und fortschreite.“ Dies Wort steht an der Spitze dieses Büchleins, und es schlägt den Grundton an, der hindurchklingt: den Preis der wunderbaren Heilandsmacht, die sich in der leidensvollen Geschichte jener Kirche offenbart. Der Verfasser macht uns mit den sich durch die Jahrhunderte erstreckenden Anfechtungen bekannt, die die Balten von russischer Unduldsamkeit zu erleiden hatten.

Ganz besonders ergreifend aber schildert er die Kriegszeit von 1914 an und die 1917 ausbrechende Revolution, wo sich der Haß gegen die Deutschen und gegen die Religion mit voller Wucht auf die baltischen Christen und insonderheit ihre Pastoren warf. Mit dem Auftreten des Bolschewismus brach eine Verfolgungszeit an, die in der Grausamkeit der Peiniger wie im Heldenmute der Bekenner sich den Verfolgungen der ersten Christen würdig anreiht. Die Lektüre des Büchleins ist ergreifend und glaubenstärkend. Für eine Dollarnote, in einen registrierten Brief gelegt, sollte man 4 Exemplare erhalten, die man in der Gemeinde absetzen kann (Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26). Es wird jeder dankbar sein, der Gelegenheit bekommt, diese christliche Heldengeschichte zu lesen.

Das Lied der Väter. Sonntagsspaziergänge durch unser Gesangbuch von Hermann Petrich, Dr. Theol. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1921. 144 S. $1.10.

Vielleicht ist einzelnen von uns das Buch von **J. A. Florin, „Achtzig der schönsten Kirchenlieder,"** Lebensbild der Dichter, Erläuterungen und Geschichten u. s. w. bekannt, erschienen im Jahre 1889. Dies ältere Buch ist dem uns heute vorliegenden in etwas ähnlich, nur daß Florin den biographischen Teil sehr kurz abmacht und mehr Raum auf die Disposition und biblische Grundlage der besprochenen Lieder verwendet. In Petrichs Buche erhalten wir im Gegenteil sehr reiches und interessantes Material über die Person und die Lebensumstände des Dichters, sowie über die Verhältnisse, in denen viele unserer schönsten Kirchenlieder entstanden sind. Das Schulmäßige fehlt ganz, sind ja doch auch die „Sonntagsspaziergänge" zuerst in dem Berliner Evangelischen Sonntagsblatt erschienen Das Buch ist dementsprechend ganz volkstümlich gehalten In kurzen Artikeln behandelt es die ganze Entwicklung unseres herrlichen Kirchenlieds. Es hebt an mit dem Reformationszeitalter (Luther, Eber, Nikolai etc.), dann folgt die Zeit des dreißigjährigen Krieges (Joh. Heermann, Meyfart, Rinckart, Fleming, Simon Dach, Joh. Rist etc.), sodann Paul Gerhardt, Georg Neumark, Joh. Scheffler; darauf die Sänger der Pietisten und Herrnhuter (Zinzendorf, Mentzer, Benj. Schmolck, Hiller, Tersteegen u. a.). Im 5. Kapitel kommen wir zu Gellert, Klopstock, Math. Claudius, Lavater und im letzten zu den Dichtern des 19. Jahrhunderts (Hardenberg, Arndt, Knapp, Spitta, Knof, Gerok, Stier, J. Sturm und der Fürstin Reuß). — Die Eigenart der Sänger wird anschaulich geschildert, ihr Leben und ihre Persönlichkeit erscheint als der natürliche Quellort ihrer Poesie. Man versteht so manches doch so wohlbekannte Lied besser, nachdem man das Buch gelesen. Es rückt einem menschlich näher als der Ausdruck individueller Erfahrung und nicht bloß dichterischer Empfindung. Eine Fülle interessanter Züge und trefflicher Illustrationen wird uns dargeboten zum Kanzelgebrauch und für andere Gelegenheiten. Ganz besonders wächst die Liebe zu unserem unvergleichlichen Liederschatz und das Verständnis für seinen Reichtum, seine Mannigfaltigkeit, seine Innigkeit, seinen „Volkston, Glaubenston, Manneston," um mit dem verstorbenen Generalsuperintendenten A. Baur zu reden. Und für $1.10 bekommt man all dies von dem obenangegebenen Verlag. Wer wollte diese Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen!

❦ Magazin ❦

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 23. Band. St. Louis, Mo. November 1921.

Die Zukunft unserer Mission in Indien.

Referat von C. Bechtold, auf Wunsch der Kansas City-Pastoralkonferenz veröffentlicht.

So lautet das mir zur Bearbeitung gestellte Thema. Es ist nur gut, daß das von mir erwartete Prognostikon sich auf unser Missionsfeld ausschließlich beschränken soll. Denn obschon auch andere, uns verwandte Missionen Anspruch auf unser beachtendes Interesse nicht nur, sondern auch auf unsere tätige Teilnahme machen dürfen, so liegt uns doch vor allen die **eigene** am Herzen, deren Entwickelung wir verfolgen mit ihren Erfolgen und Mißerfolgen, Fortschritten und Hemmungen, Kämpfen und Siegen, mit dem Ziele vor Augen, nämlich: **Der Gründung des Reiches Christi in Chattisgarh,** einer Landschaft von mehr als einer Million heidnischer Bevölkerung. Das ist die Aufgabe, an deren Ausführung die Synode seit Übernahme der früheren New Yorker Mission im Jahre 1884, also seit bald 37 Jahren, arbeitet, mit mehr oder weniger Geschick und Kraftaufwand, aber auch gewiß nicht ohne Gottes segensreiche Leitung. „Denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, und es ist der letzte seinen Jüngern hinterlassene Befehl: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evanglium aller Kreatur." Aus dieser Erkenntnis und diesem Gehorsam Gottes und Christi ist unsere synodale Heidenmission anfänglich hervorgegangen. Die Erinnerung hieran sollte stets wach erhalten bleiben, damit wir bei den etwaigen Rückschlägen im Werke, durch innere oder äußere Verhältnisse verursacht, nicht in verzagenden **Pessimismus** sinken, noch in Segenszeiten, die der **Herr allein** gibt, in leichtfertigen, trügerischen, selbvermessenen **Optimismus** uns einwiegen lassen. Beide Gefahren liegen uns leider sehr nahe und darum ist die Mittätigkeit der weitaus meisten Christen und sogar vieler sog. Missionsfreunde einem beständigen Hin- und Herschwanken ausgesetzt. Man vergißt, daß der Herr in seiner Missionsinstruktion auf alle solche Wechselfälle, wie sie durch Zeit- und Weltverhältnisse,

durch menschlichen Widerstand und durch den alten, bösen Feind bewirkt werden, hingewiesen hat. Gerade der letztere, der Teufel oder Satan, der Feind und Widersacher Gottes und der Menschen, hat in diesen letzten 6 Jahren mehr denn seit lange her unter und in den Menschen sein Spiel gehabt. Das beweisen die Vorgänge in allen Weltteilen beides im **bürgerlichen,** und zur Schande der Christenheit sei's gesagt, im Leben und Verkehr der **Christen** unter einander während des Weltkrieges, die wie ein Fluch des heiligen Gottes über die von Ihm abgefallene Menschheit in furchtbaren Gerichten sich vollzogen, erwiesen. Dennoch halten wir uns überzeugt, daß auch die **kriegerischen Ereignisse,** durch welche Menschen aus allen Zonen, Ländern und Völkern durcheinander gewürfelt worden sind, daß auch die an Unschuldigen und besonders an den **Boten des Friedens** in Christen- und Heidenländern verübten Gewalttaten und Grausamkeiten einem providentiellen Zwecke des allmächtigen Gottes, der die Geschicke der Völker lenkt, dienen werden, und daß Er einst mit jenen seinen Feinden reden werde in seinem Zorn." (Luk. 19, 27.)

Die schweren Prüfungen, welche Gott, der HErr, über die Missionen durch Leiden, Verlust und Tod ergehen ließ, sind gewiß für alle davon Betroffenen ein schmerzhaftes Läuterungsfeuer geworden, durch welches die zur Erreichung des eigentlichen Missionszieles angewandten **Arbeitsmethoden** und **Mittel** erprobt werden und sich als tauglich oder untauglich bewähren müssen. In diesem Sinne haben sich bereits mehrere hervorragende Missionsleiter durch Wort und Schrift ausgesprochen, namentlich mit Bezug auf die sog. **modernen** Missionsmethoden, bei denen es mehr auf Zivilisierung als Christianisierung, mehr auf Ausbreitung einer von christlichem Geiste angehauchten **Verstandesbildung** und auf eine äußerlich sittliche Hebung als auf die geistliche **Wiedergeburt** und **Herzensbekehrung** abgesehen ist. Das offen erklärte Bedürfnis einer solchen **Revision beweist,** daß eben jene Männer in mancher Hinsicht betreffs der neuerdings eingeführten Arbeitsweise und Mittel bedenklich geworden sind, weil die dadurch angestrebten Erziehungsresultate außerhalb missionarischer Berufstätigkeit liegen. Inwieweit die einzelnen Missionen in Indien von ihrer eigentlichen Aufgabe abgewichen sind, das zu erörtern ist meine Sache nicht. Genug daß von maßgebender Seite her solches freimütig zugestanden wird. In dem Bestreben, das Christentum in Indien in einflußreichen, höheren Gesellschaftskreisen zur Geltung zu bringen, errichtet man **höhere Lehranstalten** für Christen und **Nichtchristen** ohne Unterschied und stellt für die Erhaltung derselben und für die Besoldung der erforderlichen Lehrkräfte das Ansinnen an die heimatlichen Kirchen, die Mittel dafür aufzubringen. Hierdurch wird freilich der britischen Regierung eine bedeutende Erleichterung in Heranbildung brauchbaren Beamtenmaterials zuteil und

den einzelnen **Nichtchristen** der Weg zu einer gutzahlenden Laufbahn eröffnet, aber diese bleiben in religiöser Hinsicht meistens wie sie sind und was sie sind. Daß durch den täglichen, halbstündlichen Religionsunterricht (gewöhnlich Bibellesen und Erklärung) eine **oberflächliche** Kenntnis des Christentums verbreitet wird, soll nicht in Abrede gestellt werden. Aber zur Ausübung eines segensreichen, wirksamen Einflusses in weiteren Kreisen durch einen aus der **Missions-Hochschule** hervorgegangenen Mann kann er doch nur dann kommen, wenn er selbst ein Christ geworden ist. Und das geschieht in tausend Fällen vielleicht nur einmal. Das ist die allgemeine Erfahrung durch ganz Indien. Hiezu kommt, daß die **Missionen,** um mit den bestehenden, reichlich ausgestatteten Regierungsschulen in Wettbewerb (Konkurrenz) zu treten, die besten Kräfte und große Mittel aufwenden müssen, und es fragt sich, ob sie das Recht haben, das zu tun oder ob es nicht vielmehr ihre unerläßliche Pflicht wäre, bei der schlichten apostolischen Verkündigung des Evangeliums vom gekreuzigten Christus zu bleiben, ohne Schielen nach politischem oder sozialem Einfluß und Ansehen weltlicher Art. Die Antwort kann meiner Meinung nach nicht zweifelhaft sein.

Das schließt jedoch keineswegs aus, daß die Mission den Anforderungen des gewöhnlichen, bürgerlichen Lebens gemäß solche Schulen eröffnet und unterhält, deren Zweck es ist, eine allgemeine Volksbildung zu verbreiten, ihre **Christen** zum ehrlichen Erwerb ihres Lebensunterhalts anzuleiten, vor allem aber zur Förderung und Erbauung im christlichen Glauben durch **Lesen** des **Gotteswortes** zu befähigen. Denn nur so, daß der **evangelische Glaube** in den **unteren** Schichten der Bevölkerung starke, tiefgehende Wurzeln schlägt, **nur so** kann das letzte **Missionsziel** erreicht werden, bei uns also speziell, die Pflanzen und feste Gründung des Reiches Gottes unter dem Volk der Chamars und Satnamis in Chattisgarh.

Daß zur Erhaltung und Pflege des gepflanzten Christentums auch die nötigen Acker- und Bauleute herangebildet werden müssen, ist selbstverständlich. Ebenso, daß zu diesem Ende die erforderlichen Bildungsschulen oder Pflanzstätten, **Seminare,** errichtet werden müssen, für deren Erhaltung die **missionierende** bis zur **Selbständigkeit** der eingeborenen Kirche Sorge zu tragen hat. Dieser Zeitpunkt braucht nicht notwendig, erst dann einzutreten, wenn die Missionare das letzte Dorf oder den letzten Heiden bekehrt haben. Das würde nach einer merkwürdigen statistischen Berechnung im „Friedensboten" No. 38 vom 19. September 1920 nach dem Maßstab des bisherigen Fortschritts unserer Mission seit 50 Jahren, in denen sie es zu 3500 Christen gebracht hat, noch weitere 4500 Jahre erfordern! Sondern er kann und muß dann eintreten, wenn die junge Heidenmissionskirche dasjenige Maß von Selbständigkeit und innerer Festigkeit erlangt hat, welches eine einigermaßen genügende Gewähr für

ihren Fortbestand als lebensfähiger Kirchenkörper bietet. Durch Ausbildung von **Katechisten** und **Ordination** von 4 eingebornen **Pastoren** ist bei uns der Anfang hierzu gemacht und unsere Synode der Lösung ihrer übernommenen Missionsaufgabe ein gutes Stück näher gerückt. Es ist jedenfalls von Interesse und dient zur Berichtigung falscher Berechnungen über die Weiterentwickelung des Missionswerkes, was ein größerer Missionsmann als der Statistiker im „Friedensboten" sagt, zu hören. Wir lesen in Dr. Warneck's Missionsstunden 1 (Jahrgang 1878, Seite 293 ff.): „In 75 Jahren sind etwa 1½ Millionen Heiden bekehrt; ungefähr 1000 Millionen Heiden und Muhamedaner sind da, also — wenn der Missionserfolg in der bisherigen Weise fortgeht, — sind noch fast 50,000 Jahre erforderlich, bis alle Heiden in die Kirche Christi eingegangen sind! Wäre diese Berechnung, die so vielen Leuten unwiderleglich erscheint, richtig, dann müßte es 42,000 Jahre gedauert haben, bis die etwa 120 Millionen zählende Bevölkerung des alten römischen Reichs christlich geworden wäre, selbst wenn wir die Zahl der Christen am Ende des **ersten** Jahrhunderts auf 200,000 berechnen! Tatsächlich sind dazu aber nur fünf Jahrhunderte erforderlich gewesen. Das kommt daher, daß der langsam gehende Anfangserfolg einer Mission einem Kapitale gleicht, bei dem Zins zu Zins geschlagen wird.

Zum Beispiel: Nach 30 Jahren (1857) zählte die Basler Mission 367 Christen. Zehn Jahre später (1867) bereits 1509 und wieder zehn Jahre später 2934 —, das macht in den letzten beiden Jahrzehnten eine Vermehrung um das **vierfache** und **neunfache**. — In Indien mit Ausschluß von Ceylon und Hinterindien, betrug die Zahl der erwachsenen, vollen Kirchenglieder im Jahre 1852 nur 18,000. Im Jahre 1862 war sie auf 31,000 und im Jahre 1872 auf 54,000 gestiegen, d. h. im Laufe von zwei Jahrzehnten hatte sie sich **verdreifacht**. Wäre es in Indien in dem Anfangstempo fortgegangen, so hätten diese 54,000 kommunionfähigen Christen erst im Jahre 1975 da sein dürfen. — In der **Kolsmission** stellt sich diese Steigerung noch viel günstiger. Im Jahre 1850 nach fünfjähriger Arbeit, gab es vier getaufte Kols; 1860 waren es ihrer 1900 und heute (im Jahre 1878) sind es wenigstens 35,000! Wäre es so fortgegangen, wie in dem **ersten** halben Jahrzehnt, so würden die 35,000 erst im Jahre 29,850 haben da sein können!" u. s. w.

Der Fortschritt ist natürlich nicht auf jedem Missionsfelde so überraschend noch gehen die Entwickelungen so mechanisch auf dem Gebiete des Reiches Gottes vor sich. Aber es kommen **Stunden der Reife** in der Geschichte der Mission wo die Ernte der lange vorbereiteten Aussaat durch besondere Verhältnisse und Ereignisse beschleunigt wird. Auf eine solche Zeit „der Hochflut von Übertritten zum Christentum," wie ein alter Mitmissionar mir einst schrieb,

wartete man schon vor 40 Jahren und befürchtete derselben nicht mit genügenden Bergungsmitteln begegnen zu können. Aber sie ist bis heute noch nicht eingetreten. Vielmehr ist eine stark Gegenströmung durch Ausbreitung westlicher Zivilisation und Kultur herbeigeführt worden, durch welche der Fortschritt der Mission jetzt nicht weniger aufgehalten wird, wie früher durch die Kaste. Denn während diese zwar ein starkes heidnisch-religiöses Hindernis bildete, so war sie doch nicht unüberwindlich und ihre Zugehörigen für wahre religiöse Lehren und Eindrücke nicht unempfänglich. Jene aber, die **religionslose** Zivilisation mit ihrer aufklärerischen Tendenz, führt wohl zum inneren Bruch mit heidnischem Götzendienst und Aberglauben, löst aber die Bande der Kaste und Volksgenossenschaft nicht vollständig und macht die heranwachsenden Generationen nicht nur unzugänglich für die christliche Religion, sondern setzt sie sogar in offenbaren aggressiven feindlichen Widerstand gegen dieselbe. Letzterer wird durch nichtchristliche eingeborene wie auch durch ungläubige europäische Lehrer und Professoren in den Regierungshochschulen, laut oft wiederholter Klage, noch genährt und angestachelt. Es ist jedenfalls eine trügerische Hoffnung des Optimismus, durch Beseitigung der Kaste durch wissenschaftliche Aufklärung in Hochschulen auf eine wirkliche Massenbekehrung zum Christentum schließen zu können.

Wir dürfen bei einem Vergleich mit anderen Missionen trotz mancher Fehler, Mißgriffe und sündlicher Schwachheiten oder auch äußerer Hindernisse wie sie im Laufe der Jahre in Ausübung unserer Missionsarbeit vorgekommen sind oder durch lokale (z. B. Hungersnot und Cholera) und zuletzt durch politische Weltverhältnisse verursacht wurden, mit demütigem **Dank** gegen den HErrn der Kirche, der unserer Synode dies Werk anvertraut und gesegnet hat und mit **Befriedigung** über den bisherigen Erfolg auf die hinter uns liegende Periode zurückblicken. Der diesjährige Missionsbericht weist, wie vorauszusehen war, **keine** wesentliche **Zunahme**, ja, sogar in einzelnen Zweigen, z. B. in Wochentags- und Sonntagsschulen, eine merkliche Abnahme der Schülerzahl auf. Aber dessen ungeachtet beläuft sich die Zahl der getauften Christen auf 3473; darunter 1881 Kommunikanten, während noch 218 Katechumenen in der Vorbereitung standen.

Ein kleines Heer von 300 und mehr **eingeborenen** Hilfsarbeitern und -Arbeiterinnen ist zur Zeit unter der Aufsicht der 11 Missionare und 4 Missionarinnen als Pastoren, Katechisten, Lehrer, Lehrerinnen, Bibelfrauen und Kolporteure u. s. w. auf den 6 Haupt- und 4 Außenstationen beschäftigt mit dem Aussäen des guten Samens vom Reiche Gottes. Wer wollte diesen Tatsachen gegenüber jetzt, da wir wieder freier atmen, weil die aufhaltenden, störenden Hindernisse weggeräumt und die Türen wieder weit geöffnet werden, noch

daran denken, in Befürchtung einer möglichen Wiederkehr solcher beklagenswerten Zustände wie während des Weltkrieges und in pessimistischer Stimmung seine Hand vom Pfluge zurückziehen? Es war gewiß begreiflich und entschuldbar, als man sah, wie die englische Regierung in Indien mit den ältesten, segensreichsten **deutschen** Missionen und ihren Arbeitern verfuhr, wenn da nicht blos der Gedanke aufstieg, sondern auch der Entschluß zum Ausdruck kam, unser Missionsfeld einer englischen oder amerikanischen Gesellschaft zu übertragen und sich von Indien zurückzuziehen. Verdanken wir doch die Forteristenz unserer Mission nächst Gott nur dem Schutz des Sternenbanners. Nicht die Rücksicht auf das zum Segen des indischen Volkes betriebene Werk, sondern die Rücksicht auf die eigenen politischen Vorteile wehrten der Verderben drohenden Hand.

Aber ebenso wenig dürfen wir uns für die nächste Zukunft einem leichtfertigen, betrüglichen **Optimismus** hinsichtlich der Ausdehnung und des Erfolges unseres Missionswerkes überlassen. Oder sollten nicht auch wir aus den Trübsalen der letzten Zeit zu ernster, gründlicher Prüfung über **Methoden** und **Endziel** unserer missionarischen Tätigkeit Anlaß nehmen? Wäre es nicht **nötig**, nach dieser Sturm- und Drangperiode, aus welcher die Fischer mit leeren und unreinen Netzen zurückkehren, die Netze zu waschen? Haben Missionare und Missionsbehörde stets mit Klarheit das Ziel, durch die törichte Predigt des Kreuzes Christi **Seelen zu retten** und das Reich Christi zu bauen, im Auge behalten? Oder war die Wahl der angewandten **Methoden** nur mehr darauf berechnet, sich den Menschen gefällig zu erweisen? Haben wir nicht größeren Wert gelegt auf die Resultate des Hochschul-Unterrichts und die lobende Anerkennung der weltlichen Regierung als auf die Gnadenwirkungen durch die Predigt des Evangeliums und durch christlichen Volksschul-Unterricht?

Als **sendende** Kirche sollte die Synode sich fragen, ob es **recht** sei, die zur **Bekehrung** der Heiden durch das Evangelium dargereichten Mittel anders als in dem spezifisch **apostolischen** und rein **kirchlichen** Sinne zu verwenden. Ich meinerseits bin keinen Augenblick und am allerwenigsten für Indien im Zweifel darüber, sondern behaupte, das sind **falsche** Methoden, **schmutzige Netze**, die der **Abschaffung** oder Reinigung bedürfen. Was **unser** Missionsfeld braucht, das ist ein **Predigerseminar**, in welchem schlichte Pastoren aus den befähigteren Katechisten und Lehrern **ohne** allen **gelehrten Kram**, ohne Studium der alten Sprachen, ausgebildet werden. Auf diesem Wege gelangt man am ersten an das Ziel der **Selbständigmachung** der evangelischen Kirche im Heidenlande.

Aus dem Bericht des Br. Seybold in Raipur geht hervor, daß zur Zeit 93 Studenten die Hochschule und nur 12 die Katechistenschule besuchen. Von den 93 wohnen 24 im christlichen Studentenheim

(Hostel). Diese sind **Christen,** fast alle übrigen sind vermutlich Heiden und Muhamedaner, also Zweidrittel der Gesamtzahl. Diese mögen vielleicht ein geringes Schulgeld zahlen, auch mag die Regierung einen Teil der jährlichen Unterhaltungskosten im Verhältnis zur Schülerzahl bei befriedigenden Unterrichts-Resultaten bewilligen, aber die größere **finanzielle Bürde** liegt auf den Schultern der Mission, abgesehen davon, daß gewisse, für die **direkte** Evangelisationsarbeit ausgesandte Missionare derselben entzogen werden.

Wenn die Regierung höhere Lehranstalten errichtet, so verstehen und billigen wir das. Sie bedarf weltlich gebildeter Beamten in ihrem Dienste und es ist ihre Pflicht, das von ihr beherrschte Volk intellektuell zu heben und, soweit es möglich ist, durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel zu zivilisieren. Das ist in Indien, besonders in den letzten drei Jahrzehnten, in stetig zunehmendem Maße geschehen. Fast an allen größeren Orten befinden sich Hochschulen, die allen Lernbegierigen und dafür in **Mittelschulen** Vorbereiteten offen stehen. Es ist also zur Erlangung einer höheren Bildung reichlich Gelegenheit geboten. Der zur Rechtfertigung der Errichtung von Missionshochschulen gewöhnlich angeführte Grund, daß die jungen Christen durch den Besuch der Regierungsschulen dem Christentum entfremdet worden, ist nicht stichhaltig und eher ein Armutszeugnis für die Mission. Ein Christentum, das auf so schwachen Füßen steht, daß es durch den religionslosen oder rationalistischen Einfluß oder durch den Wind falscher Lehre auf solchen Schulen zu Falle gebracht werden kann, hat noch kein sicheres Fundament gehabt, und ein solcher unbefestigter Christ gehört überhaupt garnicht dahin. Manche Missionen, die keine eigenen Hochschulen haben, aber ihren jungen Christen die Vorteile höherer Bildung zu ihrem weltlichen Fortkommen nicht vorenthalten wollen, suchen durch Erbauung billiger christlicher **Studentenheime** (Hostels) an nahe gelegenen Orten mit Regierungshochschulen den etwaigen schädlichen Einfluß zu paralysieren. Darin wohnen christliche Studenten während ihrer Studienzeit unter der Aufsicht eines bewährten christlichen Hausvaters beisammen in Beobachtung christlicher Zucht und Hausordnung. Wie dem nun auch sei, ich vermag in der Erweiterung des Missionsschulunterrichts über das Maß einer **Volksschulbildung** hinaus, wie sie die Elementar- und Mittelschulen bieten, die Aufgabe der evangelischen Mission nicht zu erkennen. Noch viel weniger könnte ich hiernach eine Erweiterung der bereits vorhandenen Schuleinrichtungen billigen, nämlich in Verbindung mit der Hochschule in Raipur „einen eigenen Raum und ein eigenes **Gebäude für unser physikalisches Laboratorium"** und auch gar noch eine **Turnhalle (Gymnasium)** zu bauen," wie Br. Seybold wünscht.

Wenn man sich von diesen **modernen** Missionsmethoden und Hilfs-

mitteln eine schnellere und gründlichere Ausbreitung des Christentums unter dem armen Chamar-Volke verspricht, dann kann ich die optimistische Verblendung derer, die sie vorschlagen oder gutheißen, nur bedauern. Auch wäre es meine und jedes wahren Missionsfreundes heilige Pflicht, die Synode weit und breit ernstlich davor zu warnen, zu solchem Zwecke die Geldmittel aufzubringen.

Wie gesagt, die Regierung mag in **dieser** Weise für das leibliche und geistige Wohl ihrer Untertanen sorgen und sie auf das Niveau der modernen westlichen Zivilisation und Kultur zu heben suchen, **unsere** Aufgabe kann und darf es nicht sein. Die evangelische Mission hat's mit der Seele und ihrem ewigen Heile zu tun. Wenn es nun am Schlusse des Missionsberichts (Seite 88) heißt: „Es handelt sich nur darum — die notwendig gewordenen **Neugründungen** vorzunehmen, die **Kosten** dran zu wagen, sich vor den **Forderungen der neuen Zeit** nicht zu fürchten, sondern sie im Vertrauen auf den Herrn aufzunehmen," so müssen wir uns fragen: „Sollen und dürfen wir auf der betretenen Bahn moderner Missions- und Erziehungsarbeit im Heidenlande so weitergehen?

Erinnern wir uns, daß unsere **Synode** ihre heimatlichen Lehranstalten von Anfang an zu dem ausgesprochenen Zwecke ins Leben rief, evangelische **Lehrer** und **Prediger** auszubilden, die die evangelische Kirche hierzulande pflanzen und bauen sollten, — bedenken wir ferner, daß sie noch heute keine eigenen **Hochschulen** besitzt, sondern es ihren Gliedern überläßt, ihre Kinder in den vorhandenen öffentlichen Schulen unterrichten zu lassen, wo und wie sie wollen oder gesetzlich gezwungen sind, — erwägen wir weiter, wie eine viel größere, wirkliche Notwendigkeit zum innern und äußern Ausbau **unserer Seminare** um der fortgeschrittenen Allgemeinbildung einer durchaus christlich zivilisierten Bevölkerung nötigte, und daß diese Erweiterung nur **allmählich** und auf **Kosten** der **eigenen** Gemeinden ausgeführt worden ist, — dann sollten wir nach **dieser** wohl erprobten und wunderbar gesegneten Methode auch im Heidenlande verfahren. Es hat unserer Synode nichts geschadet, daß eine beträchtliche Zahl ihrer Pastoren in den ersten Jahren ihrer Gründung aus dem Laienstande, ohne hohe Schulbildung oder theologische Durchbildung, aus dem Seminar ins Amt entlassen wurden. Ja, wir dürfen auf wackere, selbstverleugnungsvolle Männer hinweisen, die als tüchtige, praktische, an Glauben starke und an christlicher Erfahrung reiche Prediger durch ihr Wirken auf und unter der Kanzel mehr zur Gründung unserer evangelischen Synode von Nordamerika beigetragen haben, als manche hochgebildete Theologen. So ergibt sich die Antwort auf jene Frage betreffs der **modernen** Erziehungsmethoden als einer **„Forderung der neuen Zeit"** von selbst. Und obschon ich weiß, daß ich mit meiner Ansicht auf großen Widerspruch zu rechnen habe, will ich sie doch unumwunden aussprechen. Nämlich: ich

bin entschieden **gegen die Hochschule** und wünschte eine Rekonstruktion, d. h. eine **Umwandlung** derselben in ein **Predigerseminar.**

Nun bin ich zwar kein Prophet noch eines Propheten Sohn, aber ich verspreche mir beim Blick in die Zukunft hiervon den besten und am sichersten und schnellsten zum Ziele führenden Erfolg unserer Mission in Chattisgarh. Ich glaube ein Recht zu dieser Annahme zu haben, die ebenso frei ist von verzagendem Pessimismus als von betrüglichem Optimismus.

Nach landläufiger Erklärung bildet die Prophetie ihre Voraussagungen aufgrund der Vergangenheit und Gegenwart. Haben wir also, wie an der Hand der Statistik nachgewiesen, keine Ursache, mit dem bisherigen Erfolg unzufrieden zu sein und läßt uns ein Einblick in den diesjährigen Missionsbericht, trotz der Kriegsnöte, einen verhältnismäßig günstigen Stand der Dinge erkennen, so dürfen wir uns wohl berechtigt halten, beim Eintritt friedlicher Zeiten und bei Vermeidung ablenkender, moderner Arbeitsmethoden, die siegesgewisse Voraussage für die Zukunft unserer Mission in Indien zu machen, daß sie das Ziel der Gründung einer selbständigen evangelischen Volkskirche in Chattisgarh in abermals 50 Jahren erreichen mag. Wie könnte es auch anders sein, so lange **guter Same** auf den Acker gesäet wird? Dieser aber ist und bleibt die **Predigt vom gekreuzigten Christus**, und zwar in einfachster Form und auf direkteste Weise, eingedenk bleibend des Apostels Bekenntnis Röm. 1, 16. Wahrhaft **bekehrte Glaubensboten** aus der Heimat, treue **eingeborene Prediger** und **Lehrer** und Helfer, — das **Wort vom Kreuz** und **christliche Volksschulen,** — das sind die geistlichen Faktoren in dem Problem. Wo die ersteren fehlen und die letzteren eliminiert oder auch nur als weniger **lebenswichtig** beiseite geschoben werden, da kann von einer christlichen Mission im eigentlichen Sinne kaum noch die Rede sein. Pauli Wort mag auch in dieser Beziehung gelten: „Leibesübung ist wenig nütze, aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

Doch die Frage nach der Zukunft unserer Mission in Indien hatte in den Kriegsjahren und hat zur Zeit noch meistens ihren Grund in der Sorge um den äußeren Bestand und die lokale Weiterentwickelung bis zur völligen Christianisierung des von der evangelischen Synode übernommenen Gebiets und Volks. Und sie hat auch nach dieser Seite hin ihre volle Berechtigung. Denn es ist ja ganz natürlich, daß man mit der Missionsgemeinde, die menschlicherweise durch unsere Opfer an Kraft, Zeit und Geld ins Leben gerufen wurde, so lange als möglich und nötig in enger Verbindung zu bleiben wünscht. Paulus sagt 2 Tim. 2, 6: „Es soll aber der Ackermann, der den Acker bauet, der Früchte am ersten genießen." Und: „Ihr seid unsere Ehre und Freude, ja, unsere Krone des Ruhms in Chri-

sto." (Phil. Tess.) Daß sich's hierbei für uns um keinen leiblichen Genuß und um keine kirchturmpolitische Prahlsucht handeln kann, braucht kaum gesagt zu werden. Aber, hat die missionierende Kirche Jahre hindurch mitgekämpft und mitgelitten, sollte sie sich nicht auch mitfreuen dürfen? Man wünscht den Geistesstempel, den man einer Missionsgemeinde aufgedrückt hat, nicht bald durch eine fremde, unberufene Hand verwischt oder gänzlich ausgelöscht zu sehen. Die traurigen Beispiele an anderen älteren und gesegneteren Missionen verübter **Vergewaltigungen** aber nötigen uns gleichsam zu der **Frage,** ob wir nicht bei einer Wiederholung von Feindseligkeiten und kriegerischen Zuständen Ähnliches oder gar Schlimmeres erfahren würden und ob es aus diesem Grunde nicht besser wäre, schon jetzt unser Werk dort einer andern geistesverwandten Kirche abzutreten und unsere Missionstätigkeit einem andern Volk und Land zuzuwenden, z. B. den Philippinen-Inseln. Letzteres Bedenken hat jedenfalls schon bei der Inangriffnahme der Honduras-Mission mitgewirkt. Optimistische Missionsfreunde freilich möchten, daß die Synode nicht blos diese zwei, sondern noch eine **dritte** dazu betreibe. Sie betonen, daß ja die Mission ein **Glaubenswerk** sei, daß man mit fröhlichem Vertrauen auf den HErrn, der es befohlen, ausrichten müsse, ihm die Sorge für die erforderlichen Mittel überlassend.

Wir haben es hier also mit der **menschlich-irdischen, materiellen Seite** des Werkes zu tun. Um der gegenwärtig sich bessernden Verhältnisse willen in Indien können wir uns ein näheres Eingehen auf die mehr oder weniger pessimistischen Bedenken ersparen. Ebenso sehen wir ab von einer kritischen Beleuchtung der im Werden begriffenen Honduras-Mission. Hingegen suchen wir uns Rechenschaft darüber zu geben, ob die **Opferwilligkeit** der evangelischen Synode ausreichen wird, unsere Aufgabe in Indien zu vollenden.

Es kann gewiß nicht bestritten werden, daß die christliche Mission **Glauben** erfordert und daß dieser weltüberwindende Glaube sich gerade in dieser Richtung durch **Gaben** und **Gebet** in seiner Siegesgewißheit betätigen sollte. Aber ist er das **Gemeingut** und die Triebkraft **aller** seiner Bekenner? Diese Frage richtet sich nicht nur an die Gläubigen in der Heimat, sondern auch an die sog. **Glaubensboten** auf dem Missionsfelde. Sind diese stets und **alle** von solchem Glauben erfüllt, daß sie in entsagungs- und selbstverleugnungsvoller Anspruchslosigkeit befähigt wären, Mangel und Entbehrungen aller Art nach eines Apostels Vorbild, um ihres Berufs und des Evangelii willen, zu ertragen?

Ich habe hierbei eben nur das Leben in **Indien** im Auge und veranschlage das sog. Opfer des Dienstes dort und die damit verbundenen Glaubensproben in Geduldsübung und Trübsalen, nach meiner persönlichen Erfahrung **um nichts** höher als anderswo, ja, bei weitem **geringer** als in manchen andern Ländern. Es bedarf auch

wenig Vertrauens in die unmittelbare Aushilfe Gottes in zeitweisen kleineren Verlegenheiten, wenn man weiß, daß eine Kabeldepesche an den Schatzmeister der großen Heimatkirche in einigen Stunden die gewünschten Tausende von Dollars herüberschafft, als ob ein Engel vom Himmel mit der Gabe herabschwebe. Und es ist oder mag in den meisten Fällen gut und glaubenstärkend für die Missionare sein, so daß sie ohne Sorge um das tägliche Brot, mit der viele ihresgleichen in der Heimat zu kämpfen haben, ihren Beruf erfüllen können.

Die Zahl der Missionsfreunde hat im Laufe der Jahre mit dem Wachstum der Synode zugenommen und die Einnahmen an Beiträgen für die Mission sind auch im letzten Jahre ausreichend gewesen; aber ob sie genügend werden, um „Neugründung und Bauten nach den Forderungen der neuen Zeit im fröhliche Vertrauen auf den HErrn auszuführen," das hängt von der **Opferwilligkeit** der Gemeinden und der Gutheißung der Ansprüche ab.

Nach dem Bericht des Schatzmeisters der Missionskasse wurden im Jahre 1920 nach Indien $55,641.98 gesandt. Die Seelenzahl der evangelischen Synode ist nach heutiger Statistik 376,955, Alt, Jung, Groß und Klein eingerechnet. Demnach beträgt der für **Indien allein** geleistete Durchschnittsbeitrag fast 15 Cents. Zählen wir aber nur die **Einzelglieder** (Individual Members) in Rechnung mit 170,184, dann beläuft sich der Durchschnittsbeitrag auf 32 Cents für Indien allein. Die **Gesamtausgaben**, unter denen die **Verwaltungskosten**, Urlaubsreisen u. s. w. keinen unbedeutenden Teil ausmachen, betrugen $76,847.64, sodaß mit dem **Kassenbestand** am 1. Januar 1921 $8,501.12 die Totalsumme $85,348.76 für Äußere Mission geopfert worden ist. Das ergibt einen **Durchschnittsbeitrag** von fast 23 Cents für das Einzelglied.

Wäre nun die Berechnung im Artikel des „Friedensboten" No. 38 vorigen Jahres, Seite 595, richtig, wonach nur 13 Cents für die Heidenmission nach der Seelenzahl durchschnittlich gegeben wurden, dann dürften nur $49,004.15 eingekommen sein und nach der Einzelgliedschaft nur $22,123.42, und man müßte fragen, woher die fehlende Summe gekommen sei.

In Anbetracht dessen, daß zur Zeit des Beginns unserer **eigenen synodalen Heidenmission** im Jahre 1884 die Beiträge für **Äußere** Mission, welche unter 12 bis 14 verschiedenen Gesellschaften hier und in Deutschland verteilt wurden, sich nur auf 8—10,000 Dollars beliefen, haben wir keine Ursache zu klagen, wenn wir hören, daß sie sich in 3½ Jahrzehnten **verzehnfacht** haben, während doch die Zahl der Gemeinde und Pastoren nur um das Vierfache gewachsen. Noch weniger sollten wir durch unbilliges Treiben und Drängen, vorzugsweise für **diesen** Zweig **synodaler** Missionsarbeit eine Vermehrung der Gaben auf Kosten der **Inneren** Mission zu bewirken suchen, die

doch die gleichen Ansprüche zu machen berechtigt ist (1921 $69,325), wodurch sich der Durchschnittsbeitrag der Geber verdoppelt. Da viele unserer Gemeindeglieder und auch nicht wenige Pastoren nur ein geringes Interesse an der Heidenmission nehmen, wird die Opferwilligkeit der tätigen Missionsfreunde mit der Zeit auf eine ernste Probe gestellt, namentlich wenn dazu Fehlschläge, störende Ereignisse. Mißernten, Hungersnot und Seuchen je und dann die gehegten Hoffnungen vereiteln. Überbürdung auch mit Liebessteuern bewirkt schließlich Ermüdung und Gleichgültigkeit. Als die Synode in diese Arbeit eintrat, da geschah es in der Voraussetzung, daß zum Beginn nicht mehr als $6,000 im Jahr erforderlich seien und daß dieselbe, ohne Schädigung der deutschen Gesellschaften oder der eigenen **Inneren** Mission betrieben werden solle. Auch sollte nur nach Maßgabe der freiwillig dargereichten Mittel mit ihrer Ausdehnung fortgeschritten werden. Während nun in den ersten zwanzig Jahren unter Beobachtung dieser Prinzipien gearbeitet ud allmählich vorangegangen wurde, meinten in den letzten drei Jahrzehnten die jüngeren, leitenden Missionsmänner in sonst lobenswertem Eifer und Nacheiferung anderer größerer Gesellschaften und Kirchen, unter Beiseitesetzung jener Prinzipien, ein schnelleres Tempo einschlagen zu müssen und die Opferwilligkeit und Leistungsfähigkeit der Synode durch eine allgemeine, obligatorische Besteuerung der Gemeinden auszunutzen. Und noch scheint man in diesem Sinne fortmachen zu wollen. Deshalb mag eine Warnung, die Erwartungen für die nächste Zukunft nicht zu hoch zu spannen, wohl am Platze sein.

Bezugnehmend auf jenen vorerwähnten, beachtenswerten Artikel im „Friedensboten" No. 38, 1920, mit seinen zahlreichen Vorschlägen neu zu gründender Missionsstationen müssen wir uns um so mehr veranlaßt fühlen, nach dem darin angezogenen Gleichnis vom Turmerbauer (Luk. 14) zu handeln und zu sitzen und die **Kosten** zu überschlagen, ob wir's haben hinauszuführen. Wir dürften uns also nur nach reiflicher Überlegung und mit großer Vorsicht dazu bestimmen lassen, auch nur **eine** neue Station zu erbauen von den 12 in Aussicht genommenen. Noch haben sich die **politischen** Verhältnisse nicht so günstig gestaltet, daß alle Besorgnisse betreffs der ungehinderten Fortführung und dauernden Verbindung der Mission in Indien mit unserer Kirche beseitigt wären. Die Berichte der Missionare wie der weltlichen Zeitungen deuten hie und da an, daß eine **Unruh** und **Bewegung** durch die Indische Bevölkerung geht, deren Triebfeder das Abschütteln des Joches der Fremdherrschaft und das Streben nach **Selbstregierung** sind. Revolutionäre Aufstände in Delhi, Amritsar, Allahabad, Faizabad und anderen Orten bestätigen das. Es ist auch undenkbar, daß ein kleines Inselvolk von 45 Millionen für ewige Zeiten das große Indische Reich und sein Volk von 320 Millionen beherrschen sollte. Die mit einer solchen Revo-

lution verbundenen voraussichtlichen Erschütterungen und Verwüstungen würden auch die Zentralprovinz nicht verschonen und besonders unser Missionsfeld mit Vernichtung bedrohen, durch welches die kürzere Hauptbahn von Bombay nach Kalkutta (über Sakti und Raipur) führt. Wir leben in einer unruhigen Zeit, wo Thronen und Herrschaften schwanken und stürzen. Die Weltlage ist noch lange nicht auf gerechter, bleibender Grundlage geordnet und gefestigt, jeder Tag kann die Kriegsflammen von neuem entzünden. Wäre es da und unter solchen Umständen **geraten,** unser Werk durch Aufbau neuer Hauptstationen zu erweitern? Sollten uns nicht vielmehr die an den Missionsarbeitern und Stationen der Basler, Goßner, Breklum und Hermannsburg Mission verübten Gewalttätigkeiten der **christlichen** (?) englischen Regierung zur Abmahnung dienen? Seblst im Falle des Gelingens der angedeuteten **politischen** Umwälzung in Indien dürften wir uns keineswegs eine ungestörtere und bessere Entwickelung unserer Mission versprechen als wir sie **vor** dem Weltkriege durch ganz Indien betrachten konnten. Eher dagegen wäre unter einer **nichtchristlichen Volksregierung** in religiöser und sozialer Hinsicht auf größeren Widerstand zu rechnen. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß die britische Regierung, hauptsächlich in den letzten dreißig bis vierzig Jahren, sehr viel für die allgemeine Volksbildung direkt durch eigene Schulen und indirekt durch Gewährung von Unterstützung, sog. „Grants-in-aid," an solche Missionen getan hat, welche vorzugsweise durch Schulunterricht wirken und sich der Kontrolle und den Vorschriften bezüglich der Lehrbücher und Resultate durch die zumeist eingeborenen Schulinspektoren unterstellen.

Aber nicht allein um der **politischen** Weltlage willen, sondern auch der **finanziellen Leistungsfähigkeit** der evangelischen Synode wegen glaube ich von der im „Friedensboten" und Bericht vorgeschlagenen Erweiterung abraten zu müssen. Ich gestehe offen, daß ich ebenso wenig von der **Notwendigkeit** überzeugt bin, als ich es der Synode zum Vorwurf machen würde, wenn sie nicht den Mut hätte, sondern sich vielmehr entschieden weigerte: „Neugründung in Indien (von der in Honduras zu schweigen) vorzunehmen und die Kosten dran zu wagen, um den erhöhten Forderungen der **neuen** Zeit zu entsprechen." (Bericht Seite 88 unten.) Denn die Anlage **einer** neuen **Hauptstation** mit Gehältern und laufenden Ausgaben kommt em ersten Jahre auf $25—30,000 zu stehen. Die Gesamtausgabe für Indien im Jahre 1920 betrug $76,847.64 und würde durch die gestellten Extraforderungen auf die Summe von $106,000 erhöht werden. Für 1922 ist die gleiche Mehrausgabe vorgesehen.

Der Teil der Landschaft Chattisgarh, welcher nach gegenseitigem Einverständnis unserer Mission zugewiesen worden ist, umfaßt 13,000 Quadratmeilen mit über 8000 Dörfern und einer Bevölkerung von 1,465,000 Seelen, sagt uns der „Friedensbote." Teilt

man nun diese Seelenzahl durch die Gesamtzahl **aller** Missionsarbeiter vom europäischen Missionar herunter bis zum Kolporteur und zur Bibelfrau, die ja doch alle je nach ihrer Stellung und Fähigkeit auf dasselbe Ziel hinarbeiten, so entfallen auf jeden Arbeiter etwa 4550 Seelen, an denen er seine Bekehrungsversuche zu machen hätte. Wir müssen zugeben, daß das keine übergroße und undurchführbare Aufgabe wäre, vorausgesetzt, daß **alle** ernste, mit Geist und Glauben begabte Christen wären. Obschon dies erfahrungsmäßig nicht der Fall ist, so wird doch vor allen ein mehr oder weniger wirksamer, gleichsam missionierender Einfluß auf ihre Umgebung ausgehen, der der Lösung unserer Missionsaufgabe förderlich sein muß. Dieser Zeitpunkt zielbewußter Mitarbeit seitens eingeborener Gehilfen ist nunmehr in unserer Mission in Indien eingetreten. Die Ordination von drei eingeborenen, erprobten und für das Hirtenamt vorbereiteten Männern bezeichnet diesen bedeutsamen Abschnitt in der Entwickelung derselben. Wie dieses Ereignis ein Ansporn für die christlichen Jünglinge zur Nacheiferung sein wird, so öffnet es auch eine hoffnungsvolle und ermutigende Perspektive in die Zukunft der jungen Missionskirche. Die Erziehung zur Selbständigkeit tritt damit in ein neues Stadium. Indem die von diesen Pastoren zu bedienenden Gemeinden wenigstens einen Teil der Pflicht, für deren Unterhalt zu sorgen, übernehmen, wird die Synode mehr und mehr von der finanziellen Bürde entlastet und ihre Missionare werden frei für direkten missionarischen Dienst, der sich nicht bloß auf immer ausgedehntere Reisepredigt beschränkt, sondern vor allen Dingen die Heranbildung von jungen Männern zu tüchtigen Lehrern, frommen Katechisten und gläubigen, bibelfesten Predigern im Auge hat. Dazu bedürfen wir, wie bereits gezeigt, eines **Seminars**, in welches die Hochschule umgewandelt werden sollte. Auf diese Weise werden nicht nur die Kosten der Mission bedeutend vermindert oder ihre übermäßigen Steigerungen abgewehrt, sondern auch die Zukunft und der Fortbestand der evangelischen Kirche in Chattisgarh gesichert werden. Denn das ist doch der eigentliche Kern der Frage nach der Zukunft unserer Mission. Was wird aus ihr, wenn die Synode genötigt würde, die Hand von ihr zurückzuziehen? Könnte sie dann auf eigenen Füßen stehen und würde die junge Christengemeinde auch unter Verfolgung ihrem Bekenntnis treu bleiben? — Je mehr kleine Gemeinden wir der Leitung und seelsorgerischen Pflege eingeborener Pastoren überlassen können, desto besser. Eine Station, welche wie Parsabhader nach bald drei Jahren 210 Getaufte, **einen** Katechisten, 17 Schulen mit 45 Lehrern aufweist, könnte sehr wohl von einem eingeborenen, schlichten Pastor anstatt von einem teuren Missionar pastoral versehen werden; während auf größeren, älteren Stationen mit zahlreicheren Gemeinden die pastorale und missionarische Arbeit zwischen dem Missionar und seinem eingebo-

renen Amtsbruder geteilt werden könnte. So würde die **jährliche** Neuaussendung **eines Missionars**, in **Rücksicht** auf Beurlaubungen, Rücktritts- oder Todesfälle, genügen, um das **besetzte Territorium zu halten.** Denn von Neugründungen ist einstweilen gänzlich abzusehen, wie oben gesagt, mithin die Entsendung von fünf bis sieben Arbeitern nicht nötig.

Die Christianisierung eines Volkes liegt zugestandenermaßen letzten Endes doch in den Händen der eingeborenen Arbeiter. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß wir ohne weiteres die Missionshäuser und sonstiges Missionseigentum den Eingeborenen überlassen sollten. Keineswegs! Eingeborene Prediger leben, auch nach Erhebung zu Amt und Würde, nach Landessitte in einfachster Weise weiter. Sie sind anspruchs- und bedürfnisloser als unser Einer es sein kann und hierin liegt wiederum eine sehr bedeutende Ersparnis. Und auf Ersparnis amerikanischer Arbeitskräfte und Geldmittel kommt es an. In wie langer **Zeit** unsere Aufgabe in Indien nach mechanischer Berechnung erfüllt werden könnte, ist gleichgültig für uns; das steht bei Gott und bei dem, der gesagt hat: „Ohne mich könnet ihr nichts tun.“ Er gibt Zeiten der Dürre und der Fülle. Nicht ein umfangreiches Arbeitsfeld bedingt den Erfolg, sondern der Segen vom Himmel her und die Arbeitsweise, so in der Natur wie im Reiche Gottes.

Der **Bezirk**, in welchem der Ausgangspunkt unserer Mission Bisrampur, mit den später gegründeten Stationen Raipur, Chandkuri (oder Baitalpur) und Parsabhader in mäßiger Entfernung von ihm liegt, bildet so ziemlich den **Mittelpunkt** des Chamar-Landes. Allmählich beschränkt durch die Inangriffnahme der umliegenden Grenzdistrikte an der Nord-, Nordwest- und Südwestseite durch die Christian Baptist (Disiples)-, Mennoniten- und Methodisten-Mission hielten es unsere Mission und die Behörde, in Erwartung friedlicher ungestörter Fortarbeit für ratsam, bei Zeiten in dem noch unbesetzten Distrikt an der Nordost- und Südostseite durch Gründung der Stationen Sakti und Mahasamudra festen Fuß zu fassen. Ein wohl zu billigendes Vorgehen zu jener Zeit, obschon das ursprüngliche Arbeitsfeld unserer synodalen Leistungsfähigkeit noch für viele Jahre genügt hätte. Denn, wie der angezogene Artikel im „Friedensboten,“ No. 38, 1920, sagt, „sind in dem **kleinsten** Distrikt Baitalpur etwa 9000 Kinder im schulpflichtigen Alter. Von diesen besuchen 750 eine Missionsschule und etwa 1000 Kinder besuchen **staatliche** Schulen. Für die 16,000 Frauen in dem Distrikt ist bis jetzt keine Missionsarbeit getan worden.“ Der Distrikt hat einen Flächeninhalt von 360 Quadratmeilen mit 300 Dörfern und eine Bevölkerung von 72,000 Seelen, bietet also **heute** noch Gelegenheit im Überfluß für Missionsarbeit. Es liegt demnach keine Veranlassung

vor, in noch größerer nEtfernung vom Mittelpunkte, wie vorgeschlagen, 12 neue Hauptstationen aufzubauen.

Es ist nun schon mehr eine landläufige, stereotype Redensart geworden, daß man sich für einen gewissen Anteil christlicher Werktätigkeit **„verantwortlich"** zu halten habe und man braucht sie besonders da, wo es gilt, Propaganda (Stimmung) für eine Lieblingsidee zu machen. Gewiß hat die christliche Kirche als solche die Verpflichtung und Verantwortlichkeit dafür, daß von ihr aus und durch sie der Missionsbefehl des HErrn ausgeführt wird. Aber das Maß der zu übernehmenden Missionspflicht einer missionierenden Kirche läßt sich mir nichts dir nichts nicht festhalten, als wenn sich eine sog. Friedenskommission einer Völkerliga neue Staaten zu gründen anmaßt und nur Unzufriedenheit und Unheil anrichtet. Hätte man der Synode bei **Uebernahme** des New Yorker Missionsfeldes gesagt: Du bist nun **„verantwortlich"** für das ganze große Gebiet von 52,970 Quadratmeilen mit seinen 5½ Milloinen Bewohnern, so hätte sie von vorne herein vor dieser Aufgabe zurückschrecken müssen. Es klingt ebenso töricht wie vermessen, wenn man sagt: weil wir ein Stücklein Mission in Chattisgarh übernommen haben, darum sind wir auch für das ganze Heidenland mit allen Seelen darin **„verantwortlich."** An den vorhandenen Stationen hat, meiner Meinung nach, die Synode auf Jahre hinaus **genug** und für den notwendig werdenden Ausbau derselben, für ihre Erhaltung und Weiterentwickelung als Zentralpunkte und für ihre ununterbrochene Versorgung mit dem erforderlichen amerikanischen und eingeborenen Missionspersonal ist sie tatsächlich **„verantwortlich"** bis zur Selbständigkeit der Missionskirche. Welche Schwierigkeiten es hat, die für die sechs Hauptstationen notwendigen europäischen Arbeiter, 12 Männer und 6 Frauen, zu beschaffen, ist genugsam bekannt. Wieviel größer würde die Verlegenheit werden, wenn anstatt der 6 nun gar 18 oder in 10 Jahren schon 10 sein sollten? Macht sich doch der Mangel an Pastoren hier in der Heimat oft sehr fühlbar. Nicht Gründung **neuer Stationen** also würde die Zukunft unserer Mission in Indien sichern, sondern die **Gewöhnung** der jungen Christengemeinden, wie **löblicherweise** zum Teil geschieht, an **missionierende** Tätigkeit unter ihrem eigenen Volke, also an eine **Indische Heimatmission.** Dazu wäre selbstverständlich die Anlegung von Vorposten, sog. **Außenstationen,** unter **eingeborenen** Gehilfen, aber der Leitung und Aufsicht der Missionare unterstellt, das **sicherste und** billgste Mittel

Muß es nun um der noch ungeordneten, unsicheren politischen **Weltlage** willen ratsam erscheinen, von einer Ausdehnung unseres Werkes in Indien einstweilen abzusehen, so dürfen wir doch um so weniger in pessimistischer Stimmung unsere Hand davon abziehen, sondern müssen in dankbarer Gesinnung für die gnädige Verscho-

nung während der Kriegsstürme, mit gläubigem Vertrauen auf des HErrn Leitung und Gnade weiterarbeiten, indem wir, **ohne Rücksicht** auf die **Forderungen der neuen Zeit**, mit den **gottgegebenen Mitteln** und **bewährten Methoden, der Predigt des Wortes vom Gekreuzigten Christus und Gläubigem Gebet** das Reich Gottes in Chattisgarh bauen und den Bestand und die **Zukunft unserer Mission in Indien** dem HErrn der Mission überlassen, der gesagt hat: „Die **Ernte** ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. **Bittet** den HErrn der Ernte, daß **Er Arbeiter** in seine **Ernte** sende."

Unser geoffenbarter Glaube als das Göttlich-Originelle, Christlich-Geeignete und Geistlich-Nützliche.

Andachten gelegentlich der Konferenz des Atlantischen Distrikts, Newark, N. J., 29. April bis 4. Mai 1921,
gehalten von Paul E. Zeller.

(Auf Wunsch des Atlantischen Distrikts veröffentlicht.)

Schriftabschnitt: 1. Kor. 2, 4—16.

„Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." Luk. 11, 28.

Als einzelne Glieder und vereint als Teil eines Kirchenkörpers haben wir das ganz bestimmte Gesetz des dreieinigen Gottes, und sind wohl damit bekannt. Diejenigen der Erziehungsanstalt für das Himmelreich, welche sich die göttliche Gesinnung aneignen, werden bei dem König des Reiches gut angeschrieben bleiben; wer es aber anders macht, des Name wird sich dereinst nicht im Buche des Lebens finden.

Die himmlische Heilanstalt nennt man überall die christliche Kirche. Ihre allein gültige Hausordnung ist keine andere als der geoffenbarte Glaube. Ohne weiteres ist das Wort „Glaube" hiebei nicht genügend, denn es gibt keinen Menschen, der nicht seinen Glauben habe, ob sich derselbe nun in einem Religionsbuche oder in Paragraphen findet oder nicht.

Unser Glaube ist nach Ursprung, Praxis und Wesen ein einzigartiger. Das geht deutlich daraus hervor, daß vor das Wort „Glaube" verschiedene Eigenschaftswörter gesetzt werden, z. B. allerheiligst, seligmachend, apostolisch, evangelisch, christlich. So ersichtlich ist es auch, daß unser Glaube etwas Anderes, Höheres, Besseres und Vollkommeneres ist als ein Glaube, den Schulweisheit, Sektenwesen, Heidentum oder Gottlosigkeit auf den Panieren führen. Damit ist noch ferner erwiesen, daß der Menschen- oder Weltgeist, alter sowie neuer Zeit, mit seiner Weisheit bezüglich unsers Glaubens weder ein Wörtlein mitzureden hat, noch um den Rat seiner stets schwankenden Vorliebe oder Abneigung gefragt werden darf.

Da eben der Ursprung unsres Glaubens nicht bei Menschen, sondern ausdrücklich und allein bei Gott selbst zu suchen und zu finden

ist, kann seinem ursprünglichen Inhalt weder von einzelnen Menschen, noch von Kirchenkörpern bessernde Erweiterung oder Beschränkung verliehen werden. Das menschliche Vermögen reicht eben nur zu Leugnung und Streichung dessen, das in vollster Echtheit im göttlichen Wort auf uns gekommen ist. Ob nun ehemalige und gegenwärtige Eiferer für Änderung und Streichung in der Glaubenslehre es **ver**stehen oder **ge**stehen wollen oder nicht, sie haben tatsächlich die ganze Rüstkammer Gottes gegen sich. Was dieselbe enthält, das stammt direkt von dem Vater und von dem Sohn, und zwar durch beider Geist. Daher ist er kein von Menschen erfundener oder gemachter Glaube, und demzufolge auch keiner, der menschlicher Aenderung unterstellt ist, wie all die andern; sondern er ist ausdrücklich **ein**, ja, **der** göttlich-geoffenbarte Glaube. Den neutestamentlichen Teil desselben hat Jesus Christus sowohl gelehrt als auch vorgelebt. Damit er uns ganz und in vollster Echtheit bewahrt bleibe, hat ihn der Heilige Geist in Schrift fixiert.

Mit allem, das dieser vom dreieinigen Gott geoffenbarte Glaube als Richtschnur für Zeit und Ewigkeit enthält, muß unser evangelisches Christen- und Kirchenleben in vollstem Einklang stehen. Nur wenn solches der Fall ist, sind wir in Wahrheit die evangelischen Christen, die wir nach Gottes Wort vor Gott, vor uns selbst und Menschen sein sollen. Das ist unser hohes Ziel.

Unsern geoffenbarten Glauben erkennen wir Evangelische an als das

1. Göttlich-Originelle,
2. Christlich-Geeignete und
3. Geistlich-Nützliche.

1. Das Göttlich-Originelle.

In Joh. 17, 17 betet Jesus zum Vater und sagt: Heilige sie in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit.

In einer Bildergallerie befinden sich mancherlei Gemälde. Jedes ist Originalarbeit eines bestimmten Künstlers. Einer oder der andere hat es sich aber zur Aufgabe gemacht, nicht Natur, oder dergleichen, in Farben darzustellen, sondern das Werk eines früheren, unübertroffenen Meisters in Kopie wiederzugeben. Nur das allererste Meisterwerk ist im wahrsten und vollsten Sinn „originell," als auch Original. Unser Glaube ist keineswegs bloß eine Kopie.

Das verhältnismäßig wenige Gute, das heute im Gegensatz zu der fabelhaften Masse des Irren, Falschen und Ungläubigen von glaubenstreuen Religionsschriftstellern hervorgebracht wird, trägt nur dem Aeußeren nach deren eigenen Charakter, dem Geiste der Wahrheit nach, den uralten Charakter dessen, von dem der Glaube ursprünglich herstammt und aus welchem geschöpft worden ist. Unter den gewissenhaften Nachzeichnern der göttlichen Glaubenslehre kommt, ohne alle Frage, Dr. Martin Luther der höchste Ehrenrang zu. Je-

doch, was von ihm und seinen trefflichen Genossen gelehrt wird, ist nicht ihr volles, wahres Eigentum, sondern nur ihre etwa originelle Wiedergabe, denn sie kopierten nur das Werk einer älteren Autorität, das in vollkommener Aufzeichnung vor ihnen lag.

Um, wie sie, an die wahre Urquelle zu gelangen, müssen wir die lange Zeitperiode durchschreiten, die zwischen der Reformation und der Apostelzeit liegt. Dabei sind für uns, wie ehedem für Luther, sowohl reine Lehre des Evangeliums, als auch Lehrmißbräuche aller Art sichere Wegzeiger. Im fünften bis zum zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung treffen wir ein großes Heer solcher Lehrer und Väter an, die ganz nahe der Urquelle geschöpft haben, — wie aus ihren Schriften, gegenüber denen des Mittelalters und der Neuzeit, deutlich genug hervorgeht.

Aber auch diese früh-christlichen Schreiber stützen sich nicht auf sich selbst als auf Glaubensurheber, sondern deuten, mit Angabe der Namen, auf die Apostel; und diese wiederum in sehr markierender Weise auf ihren göttlichen Meister Christus; und selbst dieser, vereint mit den alttestamentlichen Schreibern, auf Gott den Vater. Bei Gott dem Vater und dem Sohn ist die wahre und alleinige Entstehungs- und Offenbarungsquelle des Göttlich-Originellen.

Vorne an steht Er, Gott selbst, in seiner Selbstoffenbarung nach Wirklichkeit, Wahrheit und Herrlichkeit unübertrefflich kundgemacht. Im weiteren Verlauf der Zeit offenbart: das Werk der Schöpfung seine Allmacht und Weisheit; die messianische Verheißung seine Barmherzigkeit; die Einrichtung des Gottesdienstes seine Gnade; die erziehende Führung des auserwählten Volkes seine Treue; die Züchtigung der Ungehorsamen seine Gerechtigkeit, und endlich die Sendung des Messias seine väterliche Liebe.

Etwa dreißig Jahre nach dem Tag, an dem es hieß: „Euch ist heute der Heiland geboren!" fließt die göttliche Glaubenslehre durch den Mund des Sohnes Gottes und sodann, aber nicht länger als nur ein einziges Menschenalter, durch den Heiligen Geist — der bekanntlich vom Vater und dem Sohn ausgeht.

So kam es, daß wir das Göttlich-Originelle erhielten. Dem göttlichen Geist verdanken wir es auch, daß solches noch in wahrer Echtheit auf dem Leuchter steht. Hätte Gott die direkt-inspirierte Offenbarung unterlassen, und der Heilige Geist deren Erhaltung nicht überwacht, so hätten wir gar kein Gotteswort, kein festes prophetisches Wort, kein seligmachendes Evangelium oder Wort vom Kreuz und keine religiöse Wahrheit, und somit eben auch nichts Göttlich-Originelles.

Unser Glaube von göttlichem Ursprung und Erhaltung, ist etwas das **ist**. Er ist ein aus einem Guß Solides, Ganzes und Göttliches. Darum kann ihm nichts beigefügt, auch auch nichts genommen werden. Wer aber solches dennoch, nach alter und heutiger,

feiner und grober Art unternimmt. der stellt sich dadurch auf eine Stufe mit solchen, die vom Geist des Wortes, oder von dem Munde des Herrn selbst scharf verurteilt worden sind. Hiebei denke man an Heiden, Rechabiten, Samariter, Pharisäer, Sadduzäer, Stoiker, Nikolaiten und andere. Um solch beschränkter Politik der Lüge, der Zunft, des Ehrgeizes, der Weltliebe, des Wissens und der Zuchtlosigkeit willen kann der bei dem einzelnen noch vorhandene Glaube bloß noch Menschengebot, Aufsatz Aeltester, Schein und Betrug sein, selbst wenn vom Göttlich-Originellen noch ein Bruchteil darinnen vorhanden ist. Aber ein solcher Glaube, der seiner göttlichen Seele beraubt worden war, brachte vormals Israels Untergang; später ein ebenso unechter die Reformation, und der meist nur einspurige Glaube der Neuzeit, welcher nach jedem Wind der Lehre, der Moral, der Menschengunst, des Menschenlobs, sowie der Mäklerei und der Welt gerichtet wird, verteidigt das Göttlich-Originelle überhaupt nicht mehr, sondern ist efrigst darauf aus, den geoffenbarten Glauben völliger und schneller zu entkrönen und zu entleeren, als Heidentum und Unglaube es je im Sinn gehabt haben.

Aber, Gott Lob und Dank! die 7,000, die noch vor keinem Baal ihre Kniee gebeugt haben, sind immer noch vorhanden und halten jedem offenen und verkappten Luzifer des modernen Antichristen mutig die Stange. Sie gucken nur von Gott ab, was zum reinen Schrift- und Kirchenglauben gehört, und lassen sich nicht vom Ziel in die Irre leiten von der falschberühmten Kunst, schwankenden Rohren, irren Sternen, wasserlosen, hinundher getriebenen Wolken, und kahlen, unfruchtbaren, zweimal erstorbenen und ausgewurzelten Bäumen. Ungefärbte Liebe zum Wort, sowie Treue und Mut präsentieren unsere deutschen Vordermänner von rein evangelischem Glauben in der echten und vollen Waffenrüstug des Allerhöchsten.

Vor und zu der Reformationszeit bestand der Glaube in fast der ganzen zivilisierten Welt nicht mehr in dem, das jetzt wieder unser Göttlich-Originelles ist. Man denke an Stellvertreter Christi, Heiligenverehrung, Sakramentshäufung, Bibelverbot, Reichtum, Prunk, Prassen mit Almosen, Rosenkranz, Indulgenz und Flammen für Ketzer auf Erden und für Halbselige im Jenseits. Dabei wäre es einfach geblieben, wenn nur willige Annehmer der kunstreichen Nachahmungen vorhanden gewesen wären, denen diese entstellten Kopien genügten.

Es waren aber auch Männer ganz anderer Überzeugung da, in welchen der kerngesunde Sinn und Geist des Wortes Gottes Aufnahme gefunden hatte. Von dem zu seiner Zeit vorhandenen Wort Gottes hatte Jesus gesagt: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden," und: „Es wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Titel vom Gesetz." Um den Heilswillen seines Vaters ebenso bis ins Kleinste zu erfüllen, ließ Er sich kreuzigen. Dieser Geist des

Meisters gewann von Zeit zu Zeit die größten Siege, und zwar nicht durch Drangeben des Göttlich-Originellen, sondern durch gründliche Reinigung desselben von Schlacken aller Art.

Petrus, der treue Diener des Evangeliums Christi, erscheint am größten eben darin, daß er sagt, darnach handelt und dafür leidet: „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen," und Paulus ebenso, wenn er spricht: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht." Und Luther stellt sich beiden letzteren als fast ebenbürtiger Verteidiger des Wortes zur Seite, wenn er aller Welt den Fehdehandschuh hinwirft und ruft: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir. Amen." Das brachte gründliche Restauration zuwege.

Nicht die Eingebung des Fleisches und Blutes, der landläufigen Mode, des Glanzes, Handels, Wissens oder der Macht war Luthers Glaube, sondern ausschließlich das geschriebene Gotteswort, besonder das Evangelium Christi. Ja, das war das Göttlich-Originelle, das ihm zu Fleisch und Blut geworden war. Das muß uns gleicherweise zur alleinherrschenden Natur werden. Nur dann erst werden wir wahrlich göttlich gesinnt, geschmückt und gerüstet sein, in der Kraft Gottes stehen und wahren Sieg erringen.

Unsres Glaubens wollen wir denn gewissenhaft erst vor Gott und uns selbst leben, und sodann vor Menschen in keinem Pünktchen weichen; denn wer da weicht, an des Seele hat Gott keinen Gefallen, und muß sie, ihrer Untreue wegen, verdammen. Hier heißt es ganz ausdrücklich: „So jemand das ganze Gesetz hält, und sündigt an Einem, der ist's ganz schuldig." Eines solchen Teil wird aber sein mit den Übeltätern. Wer aber das kleinste Gebot des Wortes tut und lehrt, der wird groß heißen im Himmelreich, und darf sicher darauf rechnen, daß sein Herr ihn dereinst begrüßen wird mit dem Lobwort: „Ei, du frommer und getreuer Knecht!" Zu dieser Auszeichnung vor Gott führt nur der geoffenbarte Glaube, der unser Göttlich-Originelles ist. Das stehe bei uns Evangelischen ganz oben an.

Herr, dein Wort, die edle Gabe,
Diesen Schatz erhalte mir!
Denn ich zieh' es aller Habe
Und dem größten Reichtum für.
Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten,
Worauf soll der Glaube ruhn?
Mir ist's nicht um tausend Welten,
Aber um dein Wort zu tun.
Amen.

Schriftabschnitt: Phil. 2, 1—21.

2. Das Christlich-Geeignete.

Hebr. 13, 9 lesen wir: „Lasset euch nicht mit mancherlei und

fremden Lehren umtreiben; denn es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde."

In einer Werkstatt, in welcher die feinsten Instrumente für optische oder chemische Zwecke hergestellt werden, findet man nur die Vorrichtungen des speziellen Faches. Bei Menschen, denen die Sache fremd, gleichgültig oder lästig ist, wird keine Erkundigung gesucht. Nur den Händen wohlerfahrener Fachmänner wird dieselbe anvertraut.

In Glaubenssachen, durch welche der Mensch zum begnadigten Gotteskind gemacht wird, ist Christus ganz allein der Fachmann. Nur auf seine Hände haben seine Knechte zu schauen. Ausschließlich bei ihm findet sich unsres geoffenbarten Glaubens

2. Christlich-Geeignetes.

Es steht geschrieben: „Einer ist euer Meister — Christus; den sollt ihr hören." Was Jesus sagt, das hat man pünktlich zu tun, zu lehren und halten zu lehren. Was von irgend einem andern herstammt, das ist zu betrachten, als wäre es gar nicht vorhanden. Petri Akt, auf Christi Befehl, das Netz gegen erprobte Fischerregel zur Rechten des Schiffes auszuwerfen, zeigt, wohin die Entscheidung fallen muß, wenn menschliche Erfahrung oder Geschäftsbrauch drein zu reden wagt.

In keiner seiner Gemeinden verschmolz Paulus Christi Weise mit Ansichten oder Sitten, die er vorfand. Hätte er es getan, so wäre er dadurch zum Menschenknecht herabgesunken. In Sachen, die er „vom Herrn empfangen" hatte, war jeglicher Ausgleich ausgeschlossen. Wohin Neuerungen führen, ist in der heiligen Schrift so schlagend dargelegt, daß jegliche Neigung dafür längst ausgestorben sein sollte.

Statt der bisherigen Theokratie ein Königreich zu haben wie die Heiden, war zuletzt der völligste Untergang beider Existierungsweisen der Juden. Opfertiere und Wechsler im Tempel zu erlauben, machte Gottes Bethaus zum Kaufhaus und zur Mördergrube. Das hatte man davon, daß man Händler begünstigte und nebenbei Fremden die Erlangung nötiger Dinge bequem machte. Dem Messias war es ein Ärgernis. Ihm zum Ruhm steht geschrieben „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen."

Davids Anordnung, einen Tempel zu bauen, Ämter, Psalme, Chöre und Musik einzuführen, kam erst zur Ausführung, nachdem es Jehovah unterbreitet und vom Propheten Nathan gutgeheißen worden war. Was des Buchstabens sonstige Vorschrift war, das blieb für David Jehovistisch-Geeignetes, für das es kein Substitut gab!

Weil Christus unter das Gesetz getan worden war, handelte selbst Er nicht unumschränkt, d. h. Er löste nicht auf, sondern Er erfüllte. Er gab uns das Gesetz Christi. Dabei hat es nun sein ewiges Be-

wenden. Jetzt heißt es „Wie liesest du?“ Zumal heute kein Prophet vorhanden ist, der gefragt werden könnte, muß Christi Gesetz zurecht bestehen. Wer darf es wagen, an dessen Reichsbefehlen und Kabinettsstiftungen zu rütteln? Bedenke man doch, wer Er ist, und was der Mensch ist!

Verlauf des Gottesdienstes, sowie auch kirchliche Ämter, richten sich nach deutlichen Wegzeigern im Wort. Achteten Evangelische auf menschliches Wissen, Kritik und moderne Theologie und Praxis, die sich alle zwischen den Buchstaben durchwinden und ihrer viele zu Fall bringen, so wäre unsre Bibel winzig klein und unsre Seelen bettelarm. Statt Gottesdienst und Predigt begnügten wir uns dann wohl auch mit musikalischen und wissenschaftlichen Vorträgen, und ließen auch unsre Kinder zu Weihnachten Narrenteidinge vortragen. Zahllos ist das Heer der Dinge, welche Menschen erfunden und eingeführt haben, und von denen behauptet wird, sie förderten Christi Sache viel besser als was bisher in Gebrauch war.

Sobald aber der Christ wirklich erwacht, will er nur was und wie es im Wort zu finden ist. Alles andere hilft der hungernden Seele nicht, selbst wenn er zeitweilig auf Erfolg und Wohlgefälligkeit mancher Art deuten kann. Davon haben die katholischen Kirchen am allermeisten. Aber aus welchem Grunde weisen wir diese Dinge ab? Ist es nicht der auffälligen, menschlichen Schablone wegen?

Der Heiligen Taufe erstes alttestamentliches Vorbild ist die Beschneidung, die an männlichen Kindlein, und sonst nur an Konvertiten, vollzogen wurde. Ihre weiteren göttlichen Vorbilder sind Akte der Weihung, Heiligung und Entsündigung, welche **im Tempel,** an Menschen und Dingen mittlest Besprengung, Begießung vollzogen wurden. Die christliche Taufe hat sich darnach, und nicht nach der Heiden Badeweise zu richten. Durch ersteres wird die Taufe eine „Taufe vom Himmel,“ und durch eine solche allein wird der Mensch zum Christen und Gotteskind gemacht. Jede andere Taufe ist bloß eine Taufe „von Menschen.“ Als solcher fühlt man es ihr natürlich ab, daß sie nicht nur 15 bis 65 Jahre lang verschoben werden darf, sondern (an Kindern) gänzlich unterbleiben mag, denn was nur „von Menschen“ ist, das verleiht keinerlei göttlichen Gnadensegen. In diesem Falle aber zollt der Sektengeist dem Tertullian und den Zwickauer Propheten die Ehre, und verwirft Gott, Christum, die Apostel und die ersten Christen, dazu auch noch Irenäus, Klemens von Alexandrien, Origenes, Cyprian, Ambrosius, Augustinus und **alle** Kirchen bis auf seine vielersplitterte eigene.

Aber mit Weihöl allein, oder mit etwas anderem als Wasser, tauft niemand. Da läßt man in aller Welt aus heiliger Ehrfurcht die Hände weg. Das ist von großer Bedeutung; umsomehr da das noch übrige Sakrament durchgreifend andere Behandlung erfährt!

Bei dem heiligen Abendmahl (Messe) entzieht der Katholik dem

Volk den Kelch mit samt dem Wein, den er in die Hostie bannt, aus der er sodann den „zweiten Christus“ und die Monstranz macht. Fast das ganze Heer seiner protestantischen Richter schlägt jedoch gar vielerlei Richtungen ein, feiert in massenhaft unterschiedlichen Weisen, und hat allerlei Monstranzsubstitute! Das kühnste Sektenextrem schaltet sowohl die Zeichen als auch jede übliche Form aus, und begeht die Feier bloß in der Einbildung. Samt und sonders stemmen sie sich dennoch steif und fest auf „den Glauben“ und „das Glauben,“ und behaupten, solches sei die Hauptsache, auf die es allein ankomme, und um welcher willen die Form sein möge was sie wolle. Demnach wäre die jüngst von Frau Eddy erfundene Form genau so korrekt und geeignet wie die Luthers, Pauli und Christi. Dagegen protestiert aber schon Paulus, wenn er von einem „Tisch des Teufels“ redet, und von einer korinthischen Form sagt: „So hält man da nicht des Herrn Abendmahl.“

Würde bezüglich des Zwecks, der Mittel und des Verlaufs des Heiligen Abendmahls Offenbarung und Instruktion fehlen, so wäre sehr vieles, das Luther zu Zwingli sagte, und das die Kirche bisher beobachtet hat, aus der Luft gegriffen. Formen aber, die erst in unsrem Zeitalter ersonnen worden sind, können auf keinen Fall der Form des Herrn, der Apostel und der ersten Christen gleichgestellt oder an deren Stelle gesetzt werden. Erachtet man solches aber dennoch als zuläßig, so wird die Kirche noch oft verändern müssen, denn mit eigenen Erfindungen hat man zur Zeit nicht mehr als bloß aufs neue wieder angefangen. Mit jeder weiteren Verdrängung wird Kirche und Herr, nebst deren Autorität, Weisheit und Wahrheit von neuem bezweifelt und verworfen. Zu etwas, das fest fixiert ist, käme sie nie, wohl aber zu Ärgernis unter Christen und Spott unter Ungläubigen. Beständigem, hundertfältigem Wirrwarr, Irren und Zerrüttung beugt das Neue Testament schon dadurch vor, daß es Neugier der Athener, Unbeständigkeit der Zweifler, sowie Neulinge und Eigensinnige rügt, und Menschen und Engel „verdammt,“ die Evangelium predigen anders als das, welches man von Gott empfangen hat. Zudem verurteilt es den Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, Wandel nach eigenem Gutdünken, Sucht nach Gunst, Ehre und Lob und das Annehmen solcher, die im eigenen Namen kommen.

Von einer anerkannten Autorität in religiösen Dingen ist unter Menschen keine Rede. Heidentum, Katholizismus und Protestantismus wissen um keine, sonst wären sie nicht so zahllos zerstückelt. Ehrt man aber die eine Gruppe durch Annahme ihrer äußerlichen Weise so unehrt man eben dadurch die andern Gruppen alle. Hervorragende protestantische Sonderkirchen zählen drei bis dreißig einzelne Lager. Der Lehre und Praxis nach würden ihre eigenen Gründer sie heute schon nicht mehr als die Ihrigen erkennen — geschweige

denn der Herr als die Seinen. So geht es aber, wenn man darauf aus ist, mit dem alten und echten Christlich-Geeigneten aufzuräumen, und das von Neulingen einzuführen. Daher ist Christi Klage heute noch wahr: „Ich wollte euch versammeln . . . . aber ihr habt nicht gewollt.

Als Messias, der vor Abraham war, schaute Er von jeher herab auf der Menschen Ringen nach Heil. Mißlang es ihnen, so lag es stets daran, daß sie den vorgeschriebenen Weg verlassen, und fremde, neue Sitten eingeführt hatten. Was Christus als in seinem Reiche gangbar und zweckmäßig erkannte, das hat Er in Gnaden weislich und definitiv verordnet. Was auf dem Grund der Apostel und Propheten beruht, dessen Eckstein Christus ist, das allein ist wahres Heilmittel für Mühselige und Beladene und bringt ihren Seelen Ruhe.

Hauptsächlich die christlichen Sitten brachten die Märtyrer in Verlegenheiten. Treuebruch machte man ihnen ungemein leicht. Was litten sie aber nicht alles in den ersten 300 Jahren? Was suchten die Pilgerväter, die hierher auswanderten? Besonders aber, wofür kämpften die deutschen Stände der Reformation? Was soll von dem Christlich-Geeigneten, das sie uns wieder errungen haben, fallen gelassen oder geändert werden, und zwar nur weil der Volksmund sagt: „Eine Kirche ist so gut wie die andere; und auf äußerliche Dinge kommt es nicht an!"? Das ist ein Standpunkt so äußerst verwerflich, daß wohl der eifrigste Nachbeter sich schämen würde, ihn dem Herrn ins Gesicht zu sagen. Abwesend aber muß Christus um des willen sehr viel leiden! Mit keinerlei Sektengeist ließ sich Luther oder Paulus ein. Zum Heer der Wetterwendischen desertierten sie nicht; ebensowenig zu denen, die allerlei Menschliches dem Christlich-Geeigneten einpfropfen. Ganz richtig verstanden sie ihres hohen Herrn diebezüglichen Befehl: „Lehret (**ihr**) sie halten alles, was ich euch befohlen habe."

So wollen denn auch wir nicht bauen mit dem leichten Holz, Heu und Stoppeln des nie spruchreifen Zeitgeistes, sondern ausschließlich mit dem alten, echten Gold, Silber und Edelstein unsres göttlichen Meisters — Christus. Solcher Bau hat bisher die Feuerprobe bestanden, und die mancherlei Pforten der Hölle haben ihn noch nie zu Fall gebracht, zumal er auf den ewigen Felsen gegründet war.

Bei Ordination, sowie Installation von Predigern und Kirchenratsmitgliedern gelobten wir, daß wir Gottes Wort lauter und rein verkündigen, die Sakramente nach der Schrift, d. h. nach Christi Einsetzung und den Grundsätzen der Evangelischen Kirche, verwalten, und uns der Welt nicht gleich stellen wollten. Da haben wir die Hände an den Pflug gelegt. Jegliches Liebäugeln mit der Welt und ihren zahllosen, unbeständigen Dingen, wäre ein Zurückschauen, durch das wir uns des göttlichen Meisters und Amtes unwürdig und un-

wert machten. Von uns Evangelischen soll es nie heißen: Auf Christi Stuhl sitzen Schriftgelehrte, die neue Lasten aufladen, aber Gesetz und Glauben dahinten lassen. Unser Ehrenkleid soll in jeder Faser, Farbe und Form das des Heilandes Jesu Christi sein. Die Krongüter und Heilsgaben, die Er uns in Herzen und Hände gegeben hat, wollen wir in keiner Weise, um keinen Preis und nicht für nur einen Augenblick begraben, sodnern treu und redlich damit handeln, bis Er kommt, denn diese und diese allein sind das Christlich-Geeignete. Dem Herrn selbst und diesen verordneten Werkzeugen unsres geoffenbarten Glaubens zu Lobe beten, danken und singen wir:

Ach, sagt mir nichts von Gold und Schätzen,
Von Pracht und Schönheit dieser Welt!
Es kann mich ja kein Ding ergötzen,
Das mir die Welt vor Augen stellt.
Ein jeder liebe, was er will;
Ich liebe Jesum, der mein Ziel.
Amen.

Schriftabschnitt: 2 Pet. 1, 1—21.

3. Das Geistlich-Nützliche.

In Apostel-Geschichte 20, 20 hören wir Paulus zu den Ältesten von Ephesus sagen: „Wie ich nichts verhalten habe des Nützlichen, daß ich's euch nicht verkündigt hätte."

In einem Hospital liegt ein Kranker. Ärzte und Pfleger gehen ab und zu und erprobte Heilmittel aller Art sind zur Hand. Der Patient, zwar schwerkrank, ist keineswegs unheilbar. Was muß jedoch in der besten Heilanstalt aus ihm werden, wenn Arzt, Pfleger, Arzenei und Krankenkost ihm vorenthalten, und ihm statt all dessen fremdartige Dinge geboten werden? Wird da nicht der Tod gar bald an die Stelle der gebrochenen Gesundheit treten? Und wenn das geschehen ist, wer trägt die Schuld?

Der Leidende in dem Krankenhause der Welt ist der fündige Mensch. Zumal Christus, der Seelenarzt, mit Pflegern und Heilmitteln zur Stelle ist, darf der Sünder nicht als Unheilbarer betrachtet werden. Auf „eine" Weise — aber auch nur auf **eine** — kann er gerettet werden! Diese ist

3. das Geistlich-Nützliche des geoffenbarten Glaubens.

Fast alles, von dem man weiß, wurde schon von Menschen angewendet, um Heil der Seele zu erlangen. Auf der langen Liste steht alles, was es zwischen Schriftglaube und gröbster Gottesleugnung gibt. So erfolgreich wie bisher Gottes geistliches Rezept war, ist der andern noch keins gewesen ebensowenig aber auch Augenlust, Ohrenlust und weltliches, hoffärtiges Wesen aller Art. Schon das Hochgepriesene der ersten Stufe unter wahren Glaubenswerken genügte vielen Millionen Menschen genau so wenig wie einst einem

Mönchlein, das dadurch Frieden und wahres Leben zu erlangen strebte. Auf das einzige, erfolgreiche Mittel wies ihn sein Ratgeber hin, obschon er selber Forderungen anderer Art in allererster Linie Gehorsam leisten mußte.

Schon seit Jesu Zeiten kann jeder wissen, der wissen will, daß der in Ewigkeit bleibt, der Gottes Willen tut, und daß ihm für sein Trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit alles andere zufallen wird. Ebenso ist dargetan, daß wer die Welt und was in ihr ist, liebt, oder der täglich in ihr herrlich und in Freuden lebt, ja selbst wenn er sie ganz gewonnen hätte, doch nichts hätte, damit er seine Seele zu lösen vermöchte.

Moral, Bildung, Weltweisheit und Materialistisches, mören für ihre eigenen Zwecke tadellos gut sein, aber bezüglich des Höheren. Himmlischen und Geistlichen sind sie eben doch nur Erzeuger von Blättern, welche das Grab von Herz, Seele und Geist vorübergehend bestreuen. Zierat, der im Himmel gilt und bis dorthin gebracht werden kann, muß auf andere Art erworben werden, denn Seele und Geist sind geistlicher Natur, und müssen verloren gehen, wenn ihnen nicht das, was ihnen genau entspricht, zugeführt wird. Sollen sie genesen, so müssen sie das von Gott verordnete Geistlich-Nützliche als tägliche Nahrung zu sich nehmen und in dessen Kraft sich betätigen. Das Himmelsbrot des Herrn Jesu müssen sie essen, und den Trank des Lebens trinken, der da quillt aus dem mitfolgenden Felsen, welcher ist Christus. Diese sollen keineswegs brach liegen, noch auch erst angewendet werden, nachdem sie durch Beimischung von Weltlichem verfälscht worden sind. Wer kunstgerecht (nicht anders!) auf den Geist säet, der wird von dem Geiste so sicher das Leben ernten, wie er den Tod erntet, der, selbst in der allerbesten Weise, auf das Fleisch säet. Ersterer wird zum Tempel des Heiligen Geistes — und das ist das Schönste, das es gibt, und das Beste, das sich auf Erden findet; letzterer hingegen wird eine ganz andere Behausung — etwas, das weder kalt noch warm, lebendig tot ist; das Allertraurigste, das sich auf Erden findet. Der natürliche Mensch, hohen oder niederen Standes, vernimmt das allerdings nicht, zumal er seinem Gesichtskreis keine geistliche Ausbildung zukommen ließ. Höchstens zur Zeit bitterer Not ahmt er denen nach, die geistlich gesinnt sind. Da merkt er, daß er Vieles, das schön einging, aus betrüglichem Taumelbecher getrunken hat, das seinem menschlichen Ich mancherlei Erquickung verlieh, ohne jedoch in der Seele zu erhalten und zu fördern das Eine, das not ist, das gute, bleibende Teil.

Versuchungen, die den Geist dämpfen und die Seele beschädigen, sind nach Arten kaum zu nennen. Den Herrn versuchte Satan mit Brot, Ruhm, Reichtum und falsch adressierter Anbetung. Obwohl solches bekannt ist, gibt dennoch mancher dem Teufel nicht nur den

kleinen Finger, sondern gleich das ganze Ich, und meint dennoch, er sei ein guter Christ, weil sein Name in verschiedenen Kirchenbüchern steht, und er sonstigen Werken nach andern Christen gleich ist.

Die Hauptrolle der Versuchung spielt selbstverständlich das Geld. Hiebei denke man an Ischarioth und Simon, den Zauberer. Die Schrift berichtet zudem über ein weiteres Übel, das über die noch junge Kirche hereinzubrechen drohte, wodurch sowohl ihr geistliches Wesen, als auch ihr wahres Ziel gänzlich verloren gegangen wäre. Diesbezüglich steht geschrieben: „Wie viele ihrer waren, die da Äcker oder Häuser hatten, verkauften solche, und brachten das Geld des verkauften Guts, und legten es zu der Apostel Füßen." So weit war man in der Sache schon gekommen, daß Barnabas, ein Levit aus Cypern, als leuchtendes Vorbild bekannt war. Da aber ließ der Herr diese Sache einen so gewaltigen Stoß erleben, daß jetzt keine Kirche, die noch auf das Geistliche sieht, dieselbe zur Regel macht. Von dem ursprünglichen Standpunkt aus gesehen, steht die kleine Herrnhuter Kirche im Morgenglanz echt christlicher Gesinnung, die von Mexiko und Boston hingegen im dicken Nebel einer ungeistlichen und materialistischen.

Mit irgend einer Verkennung des Geistlich-Nützlichen wird die Natur des Glaubens gerade so gründlich verändert, wie die Sünde des Menschen Natur entstellte. So gut „leibliche Übung" aller Art auch sein mag, die besondere Charaktergüte, die eine Prüfung seitens Gottes herzlich bewillkommt, verleiht sie eben doch nur dann, wenn sie selbst die von ihnen nach außen entsproßte Frucht des Geistes ist. Im anderen Fall ist solche Übung bekanntlich nicht Geistesfrucht, sondern geringeres Mittel zu höherem Zweck. Dabei ist kaum zu vermeiden, daß die Hauptsache zur Nebensache wird. Um der letzteren willen wird etwas des Geistlichen ertragen, oder etwa nur vorgegeben, bis man der minder geistlichen Betätigung auch wieder müde ist, und sich nach einer neuen umsieht. Bei denen, die von vornherein an der Brust Jesu lagen, lautet sodann der Schluß: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und nichts gefangen." Die sonst ganz gute Sache, die ein Stücklein „Geschichte gemacht hat," enthielt eben doch den Keim nicht, aus dem so makellose Geistesfrucht ersprießen konnte, wie aus wahrlich geistlich-nützlichen Unternehmungen.

„Vermische nicht Gott und die Welt
Weil dieses nie zusammen hält!"

Das aber genügt als Prüfstein des Selbstwerks.

Ein des wahren Gehorsams ungewohntes Kind muß bekanntlich mit Konzessionen bewogen und auf verschiedene Art belohnt werden. Eltern erkennen das, manche mit Seufzen und Leid, andere allerdings mit sinnlosem Stolz; von solchen aber, die ihre Kinder in guter Zucht haben, wird es als ein Fehler der Erziehung betrachtet. Wäre der Herr selber da, so würde Er gewiß manches Mittel, mit

dem die modernisierte Kirche seine Kinder verlockt, scharf verurteilen.

Der jetzt bald völlig ausgestorbenen Generation zum Leidwesen werden gute, alte Glaubenssitten mit solchen flink vertauscht, die jüngst in Kreisen entstanden sind, die in gar enger Berührung mit der Welt stehen. Pünktliche Glaubenstreue weicht da einer sogenannten Weitherzigkeit, geistliche Harmonie wird nach dem beliebten Weltsinn transponiert, und an Stelle einzelner Stücke der Montur des Streiters Christi wird anderes Rüstzeug zur Schau getragen. An sich ist das zwar keinem Menschen übelzunehmen, außer allein in dem Fall, da er meint, er müsse die Bundeslade Gottes oder das Reich Christi mit eigener Vernunft und Kraft vor Schaden und Untergang bewahren. Christi Reichssache kann jedoch bei Anwendung geistlicher Mittel so wenig untergehen, wie sie durch Menschliches oder Ungeistliches erhalten und gefördert werden kann. Allerdings bringt der Gebrauch des Geistlich-Nützlichen allein den Christen, wie auch die Christenheit selbst, ebenfalls in Verlegenheit, jedoch nur vor Menschen, nicht vor dem Herrn. Solches ist ein bitterer Leidenskelch, aber er prüft die Treue dem Herrn und seinen hohen Idealen gegenüber. Der treibende Geist ist kein fremder, sondern einer, der mit dem Wesen des geoffenbarten Glaubens identisch ist. Diesem Geist und seinen Mitteln gegenüber wagt es kein Ungläubiger zu sagen: „Ist das Niveau des praktischen Christentums so niedrig, daß alles Weltliche heilig gesprochen werden kann, so bin selbst ich nicht fern vom Reiche Gottes!" Die Frucht am gesunden Holze macht es ihm unmöglich, eine Sündenzeihung an den Mann zu bringen. Anders verhält es sich natürlich da, wo Stein statt Brot, Schlange statt Fisch, und Skorpion statt Ei geboten wird. Luthers Prinzip war: „Die Schrift allein ist nützlich den Menschen zu bessern und vollkommen zu machen." Deshalb pflanzte er Geistlich-Nützliches an die Stellen, die von Nützlichem sonstiger Art überwuchert waren. Übel zu tun, daß Gutes daraus komme, vertrug sich nicht mit seinem Gewissen.

Vom eigenen Hauptquartier aus wird uns dieser Geist dringend empfohlen. Derselbe gibt nicht zu, daß Sakrament bloß christliche Sitte oder formelle Feier sei — wie bei so vielen heutzutage. Vor fremdartigen, modernen Heilmitteln und Lockmitteln, die Schäden künstlich decken, ohne Heilung anzustreben, wird durch die Frage gewarnt: „Warum gebraucht man nicht die Mittel, die der Herr uns gegeben hat, die die Apostel geübt, mit denen sie die Welt überwunden haben?" Sind diese wahre Herzenssache, dann ist man selbst nach einem angenehmen Unterhaltungsabend nicht außer Stimmung für Andacht, und sonst nicht ohne Drang für Gebet, noch ohne Zeit für Bibelstudium. Nicht auf meschlich-erkünstelten Wegen, sondern allein auf des Geistes höheren, eigenen Pfaden kann es dazu kom-

men, daß das Herz so bei der Sache selbst ist, wie es sein soll. So wird überwunden jeglicher Mangel an innerem Leben und wirklichem Wachstum, und abgelegt die Neigung für Handlungen, die vor Gott und wahren Christen ungeschickt und geistlos sind.

Die köstlichsten Trauben und Feigen, die in den letzten 2000 Jahren zum Heil der Seelen und zum Wohlgefallen Christi gezeitigt wurden, entsproßten keinem verweltlichten Aste, sondern allein dem Geistlich-Nützlichen des geoffenbarten Glaubens.

Gerhardts 8. Vers unsres Liedes Nr. 143 tritt mutig und scharf dafür ein:

Ich entsage, Herr, dem allen,
Was dir deinen Ruhm benimmt;
Meiner Seel' soll nicht gefallen,
Als allein was von dir kömmt.
Was der Satan will und sucht,
Will ich halten als verflucht;
Ich will seinen schnöden Wegen,
Mich mit Ernst zuwider legen.

In der Kathedrale zu Lübeck befindet sich eine Tafel, auf welcher folgende „Ernste Mahnung" zu lesen ist:

Christ, unser Herr, so zu uns spricht:
Ihr nennt Mich das Licht und sehet Mich nicht,
Ihr nennt Mich den Weg und gehet Mich nicht,
Ihr nennt mich das Leben und begehret Mich nicht,
Ihr nennt Mich weise und folget Mir nicht,
Ihr nennt Mich reich und bittet Mich nicht,
Ihr nennt Mich ewig und suchet Mich nicht,
Ihr nennt Mich edel und dienet Mir nicht,
Ihr nennt Mich barmherzig und trauet Mir nicht,
Ihr nennt Mich allmächtig und ehret Mich nicht,
Ihr nennt Mich gerecht und fürchtet Mich nicht,
Werd' Ich euch verdammen, verweiset Mir's nicht!

An einem Joche mit solchen Sündern zieht keiner, in dessen Herz und Seele der rein evangelische Geist thronet. Betreffs unsres Glaubens Ursprung, Praxis und Wesen sei des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes Prinzip ganz und gar das unsrige. Stehen wir dann auch ganz allein da in der Welt, so stehen wir eben auch ganz allein auf dem göttlich-geoffenbarten Grunde, neben welchem kein anderer gelegt werden kann, durch den Seligkeit errungen und das Reich Christi gefördert werden kann. Das legt uns auch noch Spitta nahe, wenn er im 10. Vers des Liedes Nr. 151 so herzlich fleht:

Geist des Glaubens, Geist der Stärke,
Des Gehorsams und der Zucht,
Schöpfer aller Gotteswerke,

Träger aller Himmelsfrucht,
Geist, du Geist der heil'gen Männer,
Kön'ge und Prophetenschar,
Der Apostel und Bekenner,
Auch bei uns werd' offenbar!
Amen.

The Evangelical Problem.

By Prof. C. E. Schneider

The mere existence of a problem should not dishearten or disturb. The fear of the cruciality of any problem may be dispelled in a large degree by the consideration that, in essence and principle, it is not different from any other problem which calls for our attention. It is surprising to what extent the problems of our life can be reduced to some maladjustment. We are indebted to Spencer for the following biological principle which may be of assistance to us in our discussion. In Principles of Biology we read, "Perfect correspondence would be perfect life. Were there no changes in the environment but such as the organism had adapted changes to meet, and were it never to fail in the efficiency with which it met them, there would be eternal existence and eternal knowledge."—and, we could add, there would be no questions and problems for the Evangelical Synod to face and to solve.

There is a final purpose toward which the whole creation moves in the progressive succession of events and the development of historical processes; that is the premise with which we must begin. The problem, therefore, which confronts every man and institution, sooner or later, lies in the discovery of the final purpose of existence and the proper manner and method by which that purpose may most effectively be fulfilled. The proper correspondence or adjustment of man to his God and His eternal will and purpose, is the key to the solution of human problems. The questions, "Why do I exist?" and "How may I achieve the purpose of my life?", have always held the attention of man, and there was never a problem or crisis in the experience of man, nation or church which would not have been solved the better, if these two questions had been answered first.

The manifold questions of policy and organization, and the most diversified and exacting synodical obligations—all closely linked together and demanding immediate attention—constitute the Evangelical problem. It is well for us to pause a moment in the whirlpool of purposes and methods, to discover, if we can, the method of correct adjustment to the ultimate purpose.

I. Definition and Realization of Purpose

The purpose of the Christian Church is conditioned on the one hand by absolute, never changing factors, and on the other hand by relative, variable factors. Pre-eminently the Church is a divine institution and does not consider herself a child of human limitations. She is built on the Eternal Rock, and assumes an unswerving loyalty *to* and dependence *on* Jesus Christ her only Lord. She understands that the world has not advanced beyond the revelation of God in Jesus Christ, and recognizes her purpose to be an agent in the spiritualization process instituted by the Christ. Thus the function of the Church lies along spiritual lines and in a spiritual realm. The Church, above all other institutions, may be expected to have a sense and an appreciation of the determining spiritual realities of life. Having a Kingdom mission she penetrates beyond anything which this world has to offer. Her very right of existence is given in her eternal purpose. At the same time she exists in the world, conditioned by the fluctuating circumstances of time and space, and is subject to all the vagaries and eccentricities of an historical development. Her countless divisions into denominations and sects is irrefutable proof of her subjection to the variable factors of history. Her historical development has taken place in the midst of an interminable interplay of causal factors which evidently did not spring from the realms of supranaturalism or metaphysical speculations, but from that complex which, in short, we may term world environment. Like the crucified Christ, she stands between heaven and earth, attempting, with temporal limitations, to accomplish an eternal purpose.

It has been the perennial difficulty of the Church to effect a proper correspondence between her constant and her variable purpose. The history of the Church tells the story of countless adjustments that have been attempted. Various types of piety and forms of organization have resulted, all in a greater or less degree marred by the introduction of variable material quantities. An emphasis on the saving qualities of ethics, morality, art, humanism or a situation describable by such terms as formalism, legalism, rationalism, intellectualism, tradition, churchism, sectarianism or denominationalism indicates a maladjustment which gravitates toward materialism. The pessimist immediately scents failure and begins to speak of the bankruptcy of the Church, but the optimist, or the prophetically minded, detects simply a problem of maladjustment which requires attention.

A reference to the modern Church situation may illustrate how such a problem may develop. It seemed as tho the Church, in the course of the war, had surrendered her universal purpose

for a national purpose. Thruout the world she seemed to link herself with the political welfare of the nation and the corresponding national programs and ideals. The Church's creed, governed by the variable quantity, seemed to declare that God so loved France, Germany, America or England, that He sent His Son for a national salvation. A similar confusion is betrayed in the church's seemingly innate tendency to seek her purpose in the past, rather than in the present and future; a view which is represented by Bishop Gore when he says, "The whole of what constitutes Christianity is a transmitted trust—a tradition which may need purging, but never admits of innovation, for 'nihil innovandum quod traditum' is a fundamental Christian principle . . . . What breaks the tradition is heresy." How difficult it is for us to see, that as soon as the Church becomes committed to the policy of solely defending her position, her doctrines, her organization and inherited institutions, she is open to the criticism that she is mistaken in her purpose, for, how can it be the eternal purpose of God for the Church to be the preserver of traditions. Another illustration of mistaken purpose may be found in the Church's interpretation of her obligations as a world saving institution. With Calvinistic zeal and devotion she applies herself to the task, putting her trust in the strength of organizations, movements, educational systems, financial schemes and devices, and legislation, assuming that the social, political, national and international evils can be thus eliminated; in all of which forgetting that it is not the purpose of the Church to revolutionize the world, but to be a world leavening institution.

We, of the Evangelical Synod, have looked a bit askance at this situation and, in our way, have criticized quite liberally. The evils and the needs of the day seemed to lie open before our eyes; everywhere there was the cry for salvation and deliverance. Where, then, was the representative of the God of love and peace, and why, in the hour of her greatest opportunities, did the Church sell her birthright instead of rising to the occasion and fulfilling her divinely prescribed mission! Now, after the war, in most all circles the criticism is gradually gaining acceptance, that in the sudden war emergency the Church was found without that spiritual vitality by which alone she could have made a proper adjustment to the new and exacting situation. Viewed from her lofty spiritual destiny the conclusion is formed, that the church had become materialized; and the criticism holds, if thereby is meant that—confronted on the one hand by her eternal, absolute purpose and on the other by the variable, historical demands of the hour—she denied the former and succumbed to the seductions of the latter.

As a part of the universal Christian Church our ultimate pur-

pose can be nothing less than the ideal purpose of the Church at large. Our very existence is postulated by eternal factors. There is a general, cordial agreement regarding this, our function and purpose. Scripturally founded, Christ-centered, and God-ward directed, no one dares question our fundamentally evangelical position and destiny. It is, however, a more simple matter to agree to the purpose of life than to agree to the proper and best methods to achieve the purpose. The one involves the constant, the other the variable elements of our world view. Loyola, Luther, and Wesley were engaged in a very similar struggle, wrestling with practically the same spiritual religious problem, in the solution of which, however, they employed widely differing methods—Loyola emphasizing the method of spiritual exercises; Wesley accepting the method of conversion; and Luther insisting on justification by faith. It is not the most crucial problem of the Evangelical Church to understand her calling—she stands and falls by the purpose to seek and to save that which is lost. The Evangelical problem is largely a problem of method and involves the proper adjustment and correspondence to her God-given historical purpose. It is not so much a theological question, but rather a practical, historical problem and, therefore, demands that there be clear recognition of the historical factors which are involved. The modern historian is not satisfied with the mere recital of events or happenings of the past, but insists upon a discovery—observation and analysis—of all the causal and genetic factors, which, variable as they may be, are determining elements in the historical development. There remains yet to be written such a history of the Evangelical Synod, which, from the viewpoint of modern historical science and methodology, would attempt an analysis of the physical, social and psychological genetic factors as they apply to the development of the Synod. It is far beyond the ambition of this article to attempt such an analysis, but the value of such an analysis for the final discussion of the Evangelical problem must be recognized. Such an analysis would indicate to what extent the history of the Synod was determined by variable and historical circumstances, and how our present Evangelical world view received its characteristic qualities, such as policy of purpose and method.

Without presuming to attempt an extended analysis of the genetic elements which contributed to the development of our ideals and world view, it must suffice to mention what seems to have been the one all-pervading and dominant factor which prevailed thruout our development, directly and indirectly affecting our thoughts, words and deeds—namely, the fact of our German origin. To what extent and in what specific manner the fact of our German origin

and organic relation to German life, ideals and thought has been a determining factor may not at once be evident. Originally committed to the task of ministering to the needs of the German immigrants in America, it became the manifest destiny of our Synod to work out this purpose in the best possible manner. This was accomplished with direct reference to the German world view and found a correspondingly historical expression in the following threefold attitude:

1. Adherence to German Theology

Adherence to German type of theology and religion of the Reformation was a prominent channel thru which we endeavored to fulfill our calling. We were a church of the Reformation, bound by confessional statements of the Reformation age. From the very beginning this was a vital part of the Evangelical world view. The cardinal doctrines of the Reformation which redirected the development of the entire Christian Church, placed a very strong emphasis on the individualistic and passive attitude of mind to faith, repentance, assurance of forgiveness of sins, certainty of salvation, etc. Pietistic tendencies assisted in the development, and fostered a quietistic type of Christianity which emphasized the inner experiential and impressional qualities of religion. To what extent this contributed to our hesitancy to assert ourselves and adopt more aggressive, expressional forms of activity will be referred to later. During the early part of her history the Synod fulfilled her destiny in an admirable manner.

2. Use of German Language

Exclusive use of the German language was another historical adaptation which was self-evidently necessary. It was the given function of our church to minister to a German constituency, and it was the most self-evident thing in the world that a German born pastor would address a German born congregation in the German language. It was a natural historical requirement, and indicated an ability for adjustment to a divine task which it was not possible for American church bodies then to accomplish. Carried on by the tide of such historical circumstances the Evangelical Synod flourished—committed to German language, German customs, German organization.

Ministration to the needs of the German immigrant, who did not belong to the most cultured or wealthy classes, also helped to determine our historical adjustment to the ultimate object of our existence. The coarse, vulgar, godless and degenerate German, and the simple, plain, Bible-loving and pietistically minded German immigrants were the early objects of our Synod's care. To supply the needs of these people, there was no need of a professionally

theological and æsthetically cultured ministry. To what extent all this may have affected the development of our present day educational standards and ideals may be a question for further research. Suffice to say there were very definite and historically conditioned obligations to be fulfilled by the "grand old men" of our Synod, in the fulfillment of which, definite characteristics were developed. It is inspiring to read of the early experiences of our Synodical pioneers and of the wonderful contributions they made to the cause of the Kingdom in their own inimitable manner.

One of the dangers of an overly fond indulgence in the records and achievements of the historical past is that of idealization, for the past may loom up with the glamor of a "golden age" and enthrall our minds. Or it may be contended that the past has tested, tried and thus established the norms of conduct and belief, and the modern man must bow in subjection to this authority. Modern historical study, however, refuses to recognize the normative significance of the past. Each age and century demands specific adjustments. In the process of bringing about the desired change, the testimony of history will be a valuable advisor and guide. S. J. Case of the University of Chicago sums the matter up in the words: "Belief in the normative function of history rests ultimately upon that pessimistic philosophy of life which interprets the present as a deterioration of humanity, a condition to be remedied only by the restoration of an idealized past . . . . The mighty pressure of human needs as they increase in extent and intensity, cannot be resisted for long even by the powerful conservatism of religions. History teaches the prophet that he must justify his message, not by the norm of theory, but by the mandate of efficiency, and that ultimately he must derive his sanctions not from the past but from the future."

The significance of this for us becomes evident when we view the enormous changes which have occurred since the early days of the Synod, previously referred to. It is on this point that the Evangelical problem becomes especially vital for us all at this time, and challenges our careful attention. We must become reconciled to the fact that a proper and efficient correspondence in the past does not assure a present satisfactory adjustment to purpose. In the contemplation of this problem such questions as these will arise: To what extent, if any, are we committed to the preservation of past historical factors and elements? To what extent have we been deflected from our eternal purpose by the influences of the purely historical? Is a better correspondence possible between our thought and actions and the eternal purpose of God? Have we fearlessly thought our way thru to the final conclusions so as to be

prepared to sacrifice everything and modify our thought and activity, if necessary, in order "to save some"?

It is on just this point that some very advanced positions are beginning to be taken, especially by a younger and progressive element of our Synodical family. It is suggested that, having fulfilled our historical purpose and made our contribution, we ought either in a more pronounced manner become adjusted to the needs and conditions of the modern day or surrender our right of independent existence and merge with some other church body and thus proceed to work out our destiny in new historical spheres. It is apparent that a new Evangelical world view is gradually developing, which will eventually challenge more serious attention than has hitherto been given to this subject. The question, in all fairness, deserves serious attention. To what extent may a reinterpretation of Evangelical purpose and principles be attempted and how may it be justified and undertaken?

II. Reinterpretation of Purpose and Principles

The question involving a reinterpretation of religious purpose and principles has arisen with the general acceptance of the evolutionary world view. Since the nineteenth century we have become accustomed to the evolutionary world view and in a very profitable manner have applied the thought of growth and development to some of the cardinal Christian ideas. So generally has this view found acceptance that it has practically become axiomatic in scientifically oriented theological circles—that religion can be best approached from the biological point of view. Because religion is an integral part of life, it cannot be pigeonholed in a compartment by itself, as if it were a development and growth independent of the great world environment, and not subject to the interplay of world influences. We believe that religion is to be placed in the very center of the stream of life, where it rides the waves of centuries; moves on to new lands and climates; confronts new difficulties and perils; ever able to ride the treacherous waves of the ages—sailing majestically over the boisterous billows. From almost every conceivable point of view, the world today is totally different from what it was only a few centuries ago. Every department of life has changed. The onward course of the ages has brought us face to face with national, commercial, social, economic, racial, intellectual, and religious problems, of which the apostolic age had no conception. Each succeeding age made new contributions to the deposit of factors destined to determine historical development in all its ramifications. Has the Church, recognizing the challenge of this situation, been able to assert her supremacy of purpose in the world? We know that has not always been the case. On the con-

trary, the Church of Christ has often resigned herself to the passive indulgence of the inheritances of the fathers; rested on the laurels of her past achievement, and failed to realize the necessity of adjusting herself to the conditions and problems of the immediate present in order to accomplish her one, never changing, purpose—to save souls.

The challenge for a reinterpretation of Evangelical purpose and methods is simply the challenge of a constantly changing world. Our hesitancy to adopt such a responsibility may be due to an aversion to the phraseology employed in describing what is meant. We object to the term "evolution", "modernization", "readjustment" or "reinterpretation" as possibly expressing neological views. The question involved, however, is more than one of mere terminology. If we agree to the truth and principle involved, its formulation will be of minor significance. There is no sacredness in vocabularies, for they serve only to interpret eternal truths in a formal manner. The distinctions made in the beginning of this article between the constant and variable factors—the spiritual and temporal function of the Church—must be reiterated. It is farthest from our mind to even intimate that the teachings of Christ are subject to any intrinsic improvement or alteration. There is an absolute and final element to the Christian religion which is not subject to the fluctuations and eccentricities of the developmental, historical process, but remains unchanged, regardless of any historical contingency. On the other hand it must be just as vigorously contended that the Church of the twentieth century has advanced beyond the position of the first. The history of Christian doctrine presents brilliant testimony to the nature and significance of this development. The statement or formulation of a doctrine in any age is conditioned and determined by the religious experience and mode of thought prevailing in the believing community at the time. The fact and nature of the doctrinal variations of different races and ages may be thus explained. The objective reality and validity of the revelation of God is not called into question and remains unimpeached, but, according to the variable historical factors, there has been a correspondingly altered subjective interpretation. This applies not only to the thought world, but in a like manner to the activities and organization or polity of the Church. "Be not fashioned according to this age," says Paul to the Romans, but to the Corinthians he says, "I do all things for the gospel's sake." No compromise of the eternal principles need be involved, but a more determined effort on the part of the Church and religion to energize the ageless truths of Christ for the modern needs of each succeeding century may reasonably be insisted upon, for "new occasions teach new duties."

A constant reinterpretation of Christian truth is also suggested by the conception of a progressive revelation of God. There is one constant terminus ad quem, one controlling purpose toward the realization of which the whole creation progressively moves by the grace of God. From the point of view of God, we may call this movement progressive or adaptive revelation; from the human point of view, it bears all the marks of continual reinterpretation. When the Israelites began their Exodus they were accompanied by God, who, during their nomadic journeyings lived among them in the tent of the tabernacle. God readapted himself to the changed, more settled condition of the Israelites in Canaan, and the temple was erected as the place of His habitation. Centuries later the same God appeared among men in hitherto unknown form and "we beheld His glory, glory as of the only begotten from the Father, full of grace and truth, as He tabernacled among us in the form of a man." John 1: 14. Another reinterpretation, or readjustment, is revealed to the Samaritan woman who is told that "the hour cometh, when neither in this mountain, nor in Jerusalem, shall ye worship the Father." John 4: 21. Then came the baptism of the Church with the Holy Spirit—making possible the subsequent period of interminable progress and development. The limitations of time and space were overcome. Racial, geographical, national and educational barriers were removed and Parthians and Medes and the rest of the motley group, "every man heard them speaking in his own language . . . . . the mighty works of God." Acts 2. The progress of the kingdom of God cannot be impeded by any formal or historical limitations. The historical past holds no normative restrictions for the development of the "things of God." Therein lies the inspiring prophecy for even our time, that the expressions of the Spirit will not be confined to, nor restricted by any given or existing forms. In the economy of God the forms most respected by men and hallowed by tradition may ruthlessly be surrendered for newer forms and more adequate interpretations.

As a handmaid to the Holy Spirit, as the workshop in which the Spirit works thru word and sacrament, the Church of God is the natural and divinely ordained co-operating agency for moving the world to God. It would be an ideal picture indeed, to see the Church and the Holy Spirit, hand in hand, engaged in the task of casting ancient thought in more acceptable moulds, strengthening and exalting its forms and making it more adequate to meet the needs of a "world weary and heavy laden." Yet the Church has consistently been a conservative institution and was generally

> The last to lay the old aside,
> The last by whom the new was tried,

if tried at all. Yet why this undue trepidation? God did not give us a spirit of fearfulness, and this attitude is not worthy of those to whom the word applies, "All things are yours." Let us assume that this conservative attitude is not to be accounted for by any obstinate wilfulness, and that as a simple problem of maladajustment, a solution of the problem will be forthcoming with the growing recognition of God's progressive adaptations to the needs of men, and a corresponding endeavor on the part of the Church to interpret these adaptations of God in order to more completely realize the divine purpose. Having recognized the justification of a reinterpretation of purpose and methods the readjustment of thought and activity will follow as the night the day.

III. Readjustment of Thought and Activity

Admirable reinterpretations of Evangelical principles have been made, and the development of a new Evangelical world-view is thereby presaged. But, has the Evangelical Synod sufficiently and intelligently kept step with the development of the times? As stated above, it seems as tho a new Evangelical world-view is gradually and irresistably asserting itself. From this point of view the Forward Movement was the most inevitable thing that could have occurred and its remarkable success indicates that a new day is dawning. Never has our Synod so attempted to move forward as in the last four years. Yet a Forward Movement taken by itself or following a superimposed program, is an historical monstrosity and foredoomed to failure. A positive and constructive Evangelical Forward Movement program in our Synod will achieve its purpose only when it is based on a general, clear and definite understanding of the nature and significance of the values and truths that should be conserved. What, therefore, is the nature of the proposed Evangelical interpretation or readjustment? Two lines are gradually emerging along which such a readjustment may follow, altho the interrelations of cause and effect prevents any exclusive divisions.

1. *Readjustment of Evangelical Thought*

The readjustment of Evangelical thought concerns itself with the thought life of our Synod and involves to a greater or less extent a new interpretation of our religious-theological concepts. We have already spoken of the doctrinal deposit of the Evangelical Synod referring especially to its Reformation inheritance and the present quietistic attitude of thought. We have acquiesced to the confessional statements and are largely committed to the theological positions of the Reformed and Lutheran Churches. The question has arisen whether the continued adherence to all this can be justi-

fied on merely traditional grounds. Has not, possibly, the time arrived in the course of the historical development of the Evangelical Synod when a reinterpretation of thought has become essential? On this especial point the problem seems to be coming to a head with reference to the revision of our catechism. The terminology of the Lutheran catechism may have served its purpose in its time, but, becoming antiquated, and developing marks of monstrosity in the hands of our Evangelical children, one would think it to be the most self-evident thing in the world that it should be submitted to a recasting, not limited to questions of phraseology only.

It is indeed a serious criticism to be told that current Evangelical theology has not been kept abreast with modern German conservative theology. For many of us the nineteenth century with all its manifold influences—its development of physical, historico-biblical, psychological, philosophical, biological, and social sciences and the correspondingly enlarged conceptions of the scope, sacredness and unity of human life—might just as well never have existed. The new world-view is concerning itself with hitherto untouched materials and methods, and is making valuable contributions to the study of religion; assisting in a reinterpretation of Christian truth, more adequate and acceptable to the modern mind. The reinterpretation may affect some of the cardinal Christian truths—the atonement, inspiration, creation, miracles, etc. A single illustration may show what is meant and what may be involved. It is possible that an inherited conception of the verbal inspiration of the Bible, as it has been transmitted to us from the seventeenth century, may prevent us from entering into the spirit of any and all truly Evangelical forward movements. When we hold to the conception of the Bible as containing a final, "once for all revelation," we thereby commit ourselves unqualifiedly and exclusively to the Bible standard in such a manner as to question the validity of most anything not specifically mentioned in the Bible. Where, on the other hand, we recognize the Bible as the record of a continually evolving and developing religion—the product of historical conditions and growth—the conclusion is justified that Christianity is a genuinely historical phenomenon and contains real promise of a continued useful development. Only a developing religion, capable of making adjustments to the modern world-view, contains the promise of the future. As a German writer says, "Eine sich noch entwickelnde Religion hat Propheten, eine vollendete—Schriftsteller." God grant us prophets, able to tell forth the truths of God as they apply to the salvation of men in the peculiar circumstances of the twentieth century. Any forward moving modern-

ization of Evangelical truths, tending toward the establishment of a new Evangelical world-view must bear the marks of such a prophetical reinterpretation.

2. *Readjustment of Evangelical Activity*

Of more immediate and practical significance would be the second line of reinterpretation, which concerns itself with the organization and polity of the Synod, in which, of course, the causal relationship with the preceding cannot be denied. The newly evolving Evangelical world-view demands an expression or activity with a new emphasis on Americanization, education and assertiveness.

a) Assertiveness

It has been mentioned above that the older Evangelical conceptions resulted from our adherence to German type of theology and religion with their peculiar emphasis on passive or impressional religious piety. Very consistently have we developed this attitude in thought and conduct and gained for ourselves the somewhat enviable reputation of being a conservative church. We are averse to pushing ourselves into the foreground, and very cautious about participating in any aggressive movements which indicate too much the spirit of human assertiveness and initiative. The world is to be saved by the grace of God working in the hearts of man, and not by the religious movements of the day, nor by any methods of organization and devices. It thus became a characteristic mark of Evangelical piety to resign oneself to the grace of God; to be content, and—in our own quiet, unobtrusive way—to *begin* our little tasks by emphasizing the fundamental evangelical and biblical principles of individual salvation, consecration and regeneration, etc.

There is an enormous amount of truth and gospel in this attitude of resignation to the will and means of God. It marks the supreme achievement of the Christian to have completely surrendered his life to the power and influence of the Holy Spirit,—passively receptive to the grace of God. But this is only a part of the method by which the world is to be saved and describes only one side of Christian piety. We are agreed that the Church is not to arrogate to herself the purpose of singlehandedly saving the world. She is only to *begin* to save. But right here we behold the danger of acceding to the *purpose* of beginning, while, on the other hand, we decline to accept the *method* of beginning. We emphasize that we are *only* to begin, and neglect to begin at all, seemingly not aware that there is a really definite starting point, and that it devolves upon us at some time and place to take the initiative and agressively to assert ourselves. Heralded as our strength, may this not have become one of the weaknesses of our wonderful Evangelical Synod. Immersed as we are in a very valuable appreciation of

the elemental expressions of Christian piety—faith, repentance, assurance of forgiveness and certainty of salvation—we are confronted by the danger of silently submitting ourselves to the dominance of these spiritual factors, without sufficiently comprehending the urgent need of more aggressive and active approach to the present day problems of the Church, nation and world. It was this kind of piety which has largely dominated German Christianity, where a main emphasis was placed on going to church; listening to the sermon; partaking of the sacraments; and otherwise enjoying the privileges and prerogatives of the communion of saints. Organized church life in Germany was marked by a corresponding lack of self-assertiveness; all the splendid achievements of German Christianity notwithstanding.

The modern Evangelical world-view would place a greater emphasis on the well grounded psychological maxim, "No impression without expression. The merely psychological and pedagogical principles at stake, in themselves, would urge a readjustment along these lines. More urgent, however, is the consideration that the modern world conditions call for a greater expressional activity than could be expected in any previous age. The modern changing world, with its increasingly social emphasis and situations, presents a picture which is unique to the twentieth century, and brings an urgent challenge for readjustment. The altered social complexes of present-day life offer previously unheard-of opportunities for developing the expressional life of the Church and its members, for, in the final analysis, it is the social motive which determines expression, or to quote the words of Weigle, "There is no expression without a social motive." If the world were today what it was at the time of Jesus and the apostles, we could resign ourselves to the primitive methods of the Apostolic Church. It would not be necessary for us to attempt to adjust ourselves to socalled "modern methods". The identical methods of Paul would then suffice, and the organization of the Apostolic Church could be our ideal. It would be sacrilegious to introduce the individual communion service, or such an innovation as the Duplex Envelope System. Under apostle conditions, the Sunday school systems would never have been adopted; a program, as undertaken by the Forward Movement, would never have suggested itself, and a so-called financial ingathering campaign would have been rejected as unworthy of the Church of Jesus Christ—in short, the modern methods of church work and organization would have been inconceivable. The acceptance of such modern methods and means by our church need not imply a surrender or compromise, but only a reinterpretation of Evangelical principles. That such a compromise may have occurred now

and then, must be admitted; but it only indicates again the paramount necessity of coming to some understanding concerning the nature of the values and truths which are to be conserved in any forward moving reinterpretation of Evangelical thought and activities. A question engaging the immediate attention of our Church is that of life enlistment. At one time we looked askance at the life enlistment methods employed by such a reputable organization as the Student Volunteer Movement. We objected to the pledge system; but, has the success of this comparatively aggressive method of proceeding been discredited? In the thirty-three years of the life of the Movement 8,140 students have been sent out into the foreign fields. From 1914 to 1920,—2,202 student missionaries have entered foreign service. "Seventy-five percent of the volunteers assign the activities of the Movement as the principal or determining factor in their decision to become missionaries." (Report of Des Moines Convention p. 61.) Is it reasonable to assume that American Christianity would ever have accomplished this hitherto unheard-of task, solely by a passive reliance upon the Spirit to move the hearts of men and women to such service? Have we not ourselves experienced definite blessings as a result of modern methods in mission life enlistment? The day of the immediacy of the Spirit is past, and we need to adjust ourselves in true Evangelical fashion to a more aggressive activity, and thus offer the modern, socially conditioned man a greater opportunity for religious-expressional decisions, thereby creating for the Spirit the point of contact to work in the heart of man what it is His good will to accomplish. The new Evangelical world-view must be marked by this tendency to discard the mantle of resignation in order to work out the purpose of God in a more self-assertive and aggressive manner. Let us do this with fear and trembling under the tutelage of the Spirit.

b) Americanization

The proposed reinterpretation will involve an altered attitude toward our German traditions and antecedents, which, for the lack of a better word, may be termed Americanization. Due to the immediate purpose of supplying the needs of the early German inhabitants of America, the German language was used almost exclusively, and we, under the stress of this situation, developed into a consistently German-centered and German-oriented church. Thus did we interpret and fulfill our historical purpose. Having begun in this manner it was the line of least resistance so to continue, until now the question has arisen whether or not we have become tangled in the meshes of our tradition and have developed an unconscious tendency or inclination to retain German for tradition's

sake. That this, in the nature of the case, would be a natural tendency is evident on the face of it. There has developed a serious temptation, in these last years especially, to retain the German language and German customs as a matter of policy or practical expediency; and the impression has gained ground that an undue emphasis has been laid on the retention of the German language where the best interests and welfare of the rising generation and the Church of tomorrow would advise a different procedure. Instances could be cited where, thru unjustified retention of the German language, our young people have been practically driven out of our churches to find welcome homes in American churches. Here and there a pastor, controlled by purely subjective considerations—among which could be mentioned prejudices engendered by the war, personal inclinations, and inability to use the American language—has insisted in following this suicidal course. He has at times, contrary to the wishes of his congregation, shown a lack of those spiritual qualities of prophetical leadership by which alone the kingdom of God is to be built. The assumption that we have lost our older German members to other denominations because of the apparently premature introduction of the English language is not well founded. The German fathers and mothers and grandparents, securely founded in their faith, were generally—in a highly sacrificial manner—willing to concede to the younger generation those privileges which would be of greatest spiritual value to them. Nor is it at all implied that in the proper conservation of our Evangelical values the German language need at all be immediately displaced. That the time has arrived—or will arrive in all sections simultaneously—when the German language will become extinct, is not maintained; but that it is arriving cannot be denied, especially in the face of the rapid increase of our English confirmation classes. It is a readjustment called for by the change in time and conditions. At one time we were a *German* Evangelical Synod. We have long since realized our opportunities and obligations as a German *Evangelical Synod*, and are on the verge of accepting the challenge and enlarged opportunities of being the Evangelical Church in America . . . all of which is glowing, inspiring testimony that the Evangelical spirit cannot be fettered by any given historical forms. It can hardly be justified to let the language question develop into a serious Synodical problem, when its solution lies in the adoption of a simple principle. From the view-point of the consecrated Christian, possessed with the burning passion for saving souls for the Christ, it is almost inconceivable that this question could develop into a problem. It may be opportune for practical considerations, however, at this time to devise some ways and means by which the

actual language situation in the Synod may be investigated and surveyed in an objective and scientific manner. A procedure of this nature is suggested by the problem annually confronting our educational institutions, when the curriculum is arranged. The language relations should then be properly and intelligently balanced in accord with facts. The opinions of individuals or bodies of men, who are governed in their judgment by local situations and conditions, and lack the objective breadth of vision by which alone this problem can properly be met, cannot be accepted as adequate.

The exclusive use and strict retention of the German language, customs and methods, results in isolation from American church life and prevents us from co-operating with the religious movements of the day. Does it not at times seem that a chauvinistic denominationalism has developed, which has led us to look cynically on all product of American Christianity as of inferior value? We politely sneer at American churches and ministers; find fault with their organizations and methods, and fail to appreciate whatever nobility of character and sterling worth is manifested by representative men of these churches. Hemmed in on all sides by tenacious adherence to German antecedents, an inevitable inbreeding resulted, which we fatally mistake as a voucher for the preservation of our Evangelical "Eigenart". Modern conditions are rapidly changing and are suggesting—Americanization. We are no longer a church of exclusively German pastors, serving German born immigrants by means of the German language. Tangible evidences of a rapid onward movement toward Americanization meet us on every side. In our larger cities Evangelical churches are striving to measure up shoulder to shoulder with American churches. Membership in some churches is predominantly of American and English extraction and the use of the German language has in many instances disapeared entirely. Pastors of such churches are fraternizing daily with their "Yankee" brethren, and are actively engaged in local projects of civic betterment and social righteousness. To the Evangelical thought of a quarter of a century ago all this would have been considered a betrayal of trust and a compromise; but it is the result of a new Evangelical world-view which is beginning to understand the necessity of a readjustment of activities to altered conditions, and shrinks not at the thought of Americanization. The revision of our statutes has been undertaken and should be approached from that point of view. The proposed change of name is indicative of the entire tendency.

The future calls for a more aggressive and active participation in the affairs of American Christianity, and it will be only thru a more sympathetic approach to interchurch or national and social ob-

ligations and responsibilities—in our own Evangelical manner, of course—that we may prove our right to a continued existence in the American commonwealth. If these questions are prayerfully faced in the presence of God, who then, overwhelmed by His love and grace, could think of compromising the divine, eternal bread of life for the passing satisfaction of a tradition. Recognizing our eternal purpose in the world, let us become all things to all men; prepared, if need be, to sacrifice our racial, historical and national pride so that some may be saved.

c) Education

The new condition of things has already achieved changes in our educational program and ideals. Inevitably it would be thus. The changes which have occurred in the last twenty-five years apply here with peculiar significance. The transition from an immigrant to an American, from a rural to a city constituency demands a corresponding adjustment in our educational system and ideals, all of which goes hand in hand with the aforementioned theological religious reinterpretation. The Evangelical congregations of today cannot be approached—either in pulpit or in general pastoral ministrations—in the same manner as was possible fifty or even twenty-five years ago. A higher standard of education and general culture is gradually developing, which can be met adequately only by a thoro readjustment to modern cultural values. The German has never pretended to have acquired that polish or "elan" which is so characteristic of the Romanic races. In the inwardness of his being the German made his contribution to the world. In the earlier days of our synodical life, there was, and in some sections of our land there is even today, a certain type of church demanding only that the minister be found faithful. In their own rugged, often rough-shod but at all times sincere manner—consecrated in heart and soul—the fathers of our Synod seemingly wrought the miraculous in their time. (Muecke, Geschichte der Ev. Synode.) But today, with the increased recognition of the values of higher education, correspondingly higher cultured standards are developing in our congregations. A decade or so ago it was a comparatively rare thing for an Evangelical young man or woman to attend a higher school of learning. Perhaps it did not fit immediately into the German point of view or more likely, let us assume, it was not compatible with the restricted financial means of the average German family. Today, however, especially in the city, but in ever increasing number also in the rural districts, the pastor is confronted on Sundays by college trained men and women. The man who has not been called upon to meet this situation knows nothing of the trepidation that it brings. To meet this modern situation nothing will suffice

except a new emphasis on the education of our theological students. A merely consecrated, devout and sincere ministry will not suffice, for it cannot be the most efficient. If as a church we would make a fitting contribution to American Christianity, then we cannot afford to sink below the planes of the educational standard of the neighboring American church bodies. Is it too much to expect the Evangelical minister to be abreast of the best scholarship of the day? Distressing as it is to hear some of our city pastors tell of their experiences when they are called upon to fraternize with the more highly trained American pastor, it is even more humiliating to hear the plaintive cry of our theological students that they find little inspiration in the rank and file of Evangelical scholarship.

That we are awakening to the need of an educational readjustment in our Synod is shown by the splendid efforts that are being made by the Commission for Religious Education to work out an Evangelical, unitary system of religious education to meet the needs of our Synod. Of more immediate bearing on the subject is the general reorganization of our entire educational program; a problem which by far has not nearly been adequately solved. A closer rapport between Eden and Washington University by our students has been deemed a proper step in this direction and is being encouraged by the faculty and the Board of Control. The inauguration of the college years at Elmhurst more vitally affects the problem. Our synodical educational problem has its peculiar difficulties. It is interesting at least to behold the varied educational ideals which are being evolved and the criticisms that are forthcoming. In effecting the educational readjustment, are we sufficiently alive to the necessity of safe-guarding for Elmhurst the best scientific and academic standards possible with reference to methods and materials? Danger in the development of an educational superstructure at Elmhurst is, to say the least, quite remote at just this time when we have barely launched out in that direction. Let us not attempt to solve that problem, if indeed problem it is, before it arises. The present situation demands an educational readjustment which by aim, materials and methods will effectively meet the requirements of the Kingdom at large and the Synod in particular—men properly equipped to meet the problems of the nation, world and Church in the twentieth century. The close connection of the minister with the modern world is referred to by Crooker in "The Church of To-day", when he says:

"It is the office of science to discover truth; it is the function of the Church to make all facts live in the lives of men. The one illuminates the face of nature; the other vitalizes human hearts with ethical motives. Therefore, the more truth scientific discovery may

present to the world, the greater the need of the Church to make this truth effective and productive in human character. The swifter the progress of knowledge, the larger the necessity and the opportunity of the minister. Probably one of the chief reasons of the present weakness of the Church is the fact that so many ministers have not come out into the real modern world and laid hold of its vast resources and applied them to human life, in behalf of piety and morality as ought to have been done. Over-burdened with fading traditions and fettered by archaic forms, clergymen have often spoken in feeble and faltering tones, when in fact the world is full of newly discovered truths that reveal God more fully than ever before, and that ought to have been used to enforce moral law. The permanent duty of the Church is to transform truth into life, and the present increase of knowledge enlarges this duty."

We conclude. That an Evangelical problem exists has been our assumption and we have attempted a modest analysis. That the new Evangelical world-view offers the solution to that problem is not our unqualified assertion, but that some readjustment or interpretation is absolutely essential, and in the order of the day is just as irrefutable as the principle upon which it is based; for "perfect correspondence is perfect life." Have we the courage to loosen the fetters of our traditions which bind us to a dead past! Fortunate is the church with a rich tradition. We can well be proud of ours. Yet the traditions of a church should be her inspiration, and not her limitation, in the effort to achieve God's ordained purposes. We fail in our purpose if we adjust our activities to our traditions, supposing that it is the purpose of the church to be the preserver of her past historical heritages. Tradition will not save the world; inherited doctrines and beliefs will not save the world; established organization, tested and tried tho it may be, will not save the world. May the Holy Spirit enlighten the church that considers it her purpose to preserve that which may only be the remnant of a past day. The Philistines are upon us, the power of sin has taken renewed possession of our people and is working havoc in their midst. When the time was fulfilled God revealed His purpose and His plan of salvation. Standing in the midst of this struggle the Evangelical church has been intrusted with only one controlling purpose and motive, namely: to seek and to save that which is lost. Shall we, Samson-like, continue to sleep securely in the false satisfaction derived from the triumphs and strength of the past, or shall we justify our existence in the world today by rising to the prophetical height of the New Testament principle of doing "all things for the gospel's sake" and becoming "all things to all men" in order "by all means to save some."

What Can We Ministers Learn from the Business Man?

BY PAUL A. WOBUS

When we loosely fling out the remark to a critical world, "The Church is the greatest business on earth," do we grasp the breadth of the compliment we thereby fasten in the minister's button-hole? For certainly, if the Church is the greatest business, then the pastor, or representative of the Concern, has had a direct share in its development. True, it is the King's business; nevertheless, the "ambassadors" reap not a small portion of the credit for every forward move registered. Do actual facts, however, bear out the implication? Is the minister chief among business men? Are we pastors, agents for the strongest, boldest, most promising undertaking, keenly alert and actively taking advantage of every opportunity?

A salesman for a well-known manufacturing house once remarked that he had to make but little effort to obtain orders, because, "Our goods sell on their reputation." What a temptation for the minister to trust to God's blessing and leave business methods go hang!

Let it be understood at the outset, that spiritual values are by no means underestimated, nor is the end to be sought ever confused with the means. Our biggest achievement is of no account unless it is "quickened by the Spirit", yet is there not a measure and an increase which is controlled to no negligible extent by our own volition? The mighty locomotive cannot be moved until steam is raised in the boiler; but may not the power of steam be increased by more intricate machinery? Or suppose the track is blocked, what a pity to have the engine throbbing impatiently until the obstacles be removed! We need a deepening of the spiritual life, heaven knows; nevertheless, if there is no proportionate improvement of the form, we'll have only a grand boiling over and waste of energy.

Are we ministers as business men an asset to the Cause? Let each pastor face the question squarely, searching his own life for the answer. A few simple tests will give us a clew.

Have we a definite program for our work? The alert business man follows a precise plan. Every day, every hour, every minute serves a particular purpose. There is a time for everything that needs to be done, and everything is done at the proper moment. Efficiency is the magic wand, working a miracle of what might be chaos and aimlessness.

It has often been said that the ministry offers greater temptation for a life of idleness than any other calling. The loosely planned, haphazard work-day is responsible for much loafing on the

job. We are our own boss—we go and come as we please. We get up when we please, rush from one undertaking to another, stop when we please—and bewail the brevity of our days and the inability to accomplish more.

Why should not the representative of the Greatest Business on Earth be guided by a carefully arranged plan? Imagine that for even one brief hour the trains of a main line railway were running without any schedule, what havoc would there be wrought! We can and may have our very own arrangement, so long as there is system. Our day may be made ten times more productive if we adopt a certain schedule, as the following one, for instance:

8:00— 9:00 Sermonizing; studying.
9:00—10:00 Mail received; magazines scanned, etc.
10:00—11:00 Outdoor work.
11:00—12:00 Reading; clippings; writing.
1:30— 2:30 Office work; statistics.
2:30— 4:30 Visiting.
4:30— 6:00 Outgoing mail; office work, etc.
7:00— 7:30 Studying; reading.
7:30— 9:00 Meetings; visiting.
9:00— 9:30 Unfinished work.

This schedule calls for eleven hours of work daily, an amount sufficient for the average parish. As always, there are exceptions; on many days fourteen to sixteen hours are required for only the most pressing business, but our contention is that eleven hours of daily concentrated and faithful application—not dillydallying—will amply take care of the multifarious duties awaiting the pastor, and will prevent a stacking up of the work. Frequently, perhaps, the schedule is upset by unforeseen incidents which come to each pastor to a greater or lesser degree, and this may be the commonest objection to th[illegible] A minister is like a doctor in this respect—he finds himself sidetracked from his routine so often as to abandon all thought of a systematic day; yet the advantages to be gained spur us on to remove what obstacles we can by foresight and skill.

Let us take a glance at the divisions of the day, outlined above. At the beginning is placed an hour for sermonizing. The early morning hours are holy, full of golden blessings, and worthy of the best effort we can bring forth. Spending thirty minutes to an hour with God in your study or in the church building, and meditating especially on the texts of the coming Sunday's sermons, will put a new value on the entire day. You object, "I have other work which must first be gotten out of the way." Remember, that no matter how far behind the regular schedule a fast train is, there is always time to take in a new supply of coal and water. A wise investment

pays best in the long run. A right start insures success for the remainder of the day. Or you will say, "I cannot get up early; the late hours of night are better suited to my taste. My best work is done after nine P. M." To the *man* nothing is impossible. Habits formed at school or during bachelor years may be broken at will, *if there is a will.* So long as we know that it is not a case of choice, but of necessity, that we observe nature's primary law of health—rational living, including several hours of sleep *before* midnight—it surely ought to require but little persuasion to lead us to the point of acceptance.

By spending a half hour or more each day on the sermons to be preached next, one gets a really intelligent idea of what to say and how to say it. As one thus carries in his mind one text for an entire week, the material deepens as the viewpoint broadens, "he knoweth not how." To "sleep over it" several times will give a sermon that riper tone which is sadly missed in the flimsily constructed products of a single night.

A specified portion of the forenoon may be devoted to receiving the mail and answering it, as far as it is advisable to do so at once; scanning magazines and papers for articles of interest, and marking or clipping them, or to all other forms of office work. There is one phase of this which deserves special emphasis and attention, viz., the keeping and studying of accurate statistics.

All that needs to be said in regard to this important topic cannot be crowded into one brief article; we would be satisfied to point out how very much the pastors of our denomination have failed in this respect. As long as there are those who refuse what ordinary politeness deems necessary; as long as we argue and wrangle when asked for information we should have at our finger tips; as long as the failure of many to be faithful down to the minutest detail makes it utterly impossible to assemble exact data, we simply have not learned one of the secrets of the successful business man. The business man-pastor keeps painfully accurate accounts of everything in any way connected with his congregation, and can, therefore, at a moment's glance, discover an upward or a downward tendency. The rusty wheeze, "Figures do not lie," implies a comprehensive study of carefully grouped statistics, for only then may conclusions be drawn with any degree of a safe estimate, when one deals with absolute fact and considers attending circumstances. To regard an interesting and extremely helpful study of this kind merely a trifling hobby of the eccentric and unoccupied shows a deplorable lack of acumen.

As will be noticed, an hour of the day is set aside for work out-of-doors. Whether that should come in the morning or in the late

afternoon, during the "hours of least efficiency", is of secondary concern, if only it is incorporated within the schedule. The pastor's mode of living often is altogether too far from nature's way; we must at least have a compromise. We do not approve of a minister becoming a farmer or a truck gardener when he should be engaged in the work of his chosen calling, yet we must just as well avoid the opposite extreme of staying indoors too much. Physical exercise is positively essential to health. Walking is not sufficient; practising with dumb-bells is a one-sided substitute. Working in the garden, especially the use of a hoe, is most beneficial because it brings into action a greater variety of muscles than any other form of corporal activity.

Calling on the members and visiting them in their homes, quite naturally, still is one of the outstanding duties a pastor has to perform. Regular hours set aside for this purpose on certain days will soon prove their advantage to both the minister and the people. Of course, records are kept of all visits, and the proper balancing of calls at the various homes is borne in mind. With a little skill in planning these visits, there may be greater harmony with the other work to be done, at the same time finding the day and hour most convenient for the individual family.

No pastor's day is complete, however, unless there is some time dedicated to actual study, aside from sermonizing. Count that day lost when nothing new is learned or nothing old reviewed. It may be a chapter in general history; it may be new light on an old theological question; it may be *only* the translating of a passage from the Novum Testamentum Graece—the pastor must have a rich store of knowledge, and this knowledge is expected to keep pace with the larger requirements. Not the least, by any means, is the constant study of our country's language. The minister is *the* authority in the community; he is copied and looked up to and confidently quoted, more than he realizes. He sets the standard for good usage, if in no other matter. How very essential, then, that he should be able at all times to lead to a higher plane!

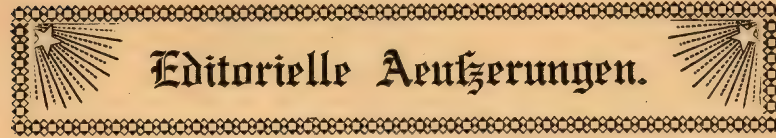
A most profitable manner of improving and developing one's speech is to write regularly and constantly, not simply as the spirit moves one. The child of your fancy may never break into print, and no editor may have sufficient breadth of vision to recognize in it the masterpiece of the period—you have your reward in an easier flow of words, an enlarged vocabulary and an increased facility to paint pen pictures. You may surprise yourself—and the rest of the world—by the goodly amount of dormant ability brought to light thru determined and concentrated application.

A phrase quite popular on the lips of many pastors is, "I am

too busy, I haven't time for this or that." It undoubtedly is the poorest estimate one could place on himself. What is the matter with our capacity? Why is it shrinking? The business man is ever on the watch for anything that will heighten his efficiency or broaden his range of usefulness; are we ministers mentally inferior?

We do not advocate meddling with every new scheme or splintering power by too great a diversity of occupations; to a reasonable degree the pastor must remain a specialist. Beware of the dabbler at all trades! And yet, it is possible to be well informed in general knowledge while at the same time preserving a balance between the various branchs of study. The modern business man-pastor is never so busy but what he has time for something else; he is never so learned but what he will grasp an opportunity to receive additional light. He has an eagle's eye and a keen mind, and the burning question, "How can I speed the King's business?" keeps him on the look-out, alert and eager to make the most of legitimate plans for the promotion of God's kingdom. Nor does the servant who has caught the spirit of the Master stop here. Not only must all plans employed be legitimate; they must be, without a shadow of doubt, dignified and worthy of the Cause in whose service they are used. But *that* is a problem in itself. Once the pastor has been aroused to the need of more systematic effort; once he has searchingly asked himself, "Am I as an agent for Christ efficient and effective?" the first step has been taken. *What* shall be done, and *how,* will next demand his attention.





Die Zeichen der Zeit.

Der Herr erwartet von den Führern des Volkes, daß sie die Zeichen der Zeit verstehen und recht deuten. Das ist zu keiner Zeit so besonders leicht gewesen. Als Jesus selbst in der Kraft Gottes in Galiläa lehrte und wirkte, rief wohl das Volk oftmals: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und der Herr hat sein Volk heimgesucht! Aber die Pharisäer und Sadduzäer verhielten sich ablehnend, sodaß der Herr mit scharfen Worten ihre Blindheit schalt, die die Zeichen der Zeit nicht sehen konnte (Matth. 16, 3). Und auch das Volk, das im Anfang ihm zugefallen, fiel bald genug unter dem Einfluß seiner geistlichen Führer von ihm ab und kreuzigte den größten Propheten, den es je gehabt hatte. Denn die meisten Menschen sind Herdenmenschen, sie folgen ihren angestammten Lenkern. Warum aber waren die Träger der öffentlichen Meinung blind und taub? Weil Vorurteil, selbstisches Interesse und materieller Vorteil ihren Wahrheitssinn abstumpfte.

Es wird also wohl zu allen Zeiten zur Beurteilung des Zeitgeistes gehören ein aufrichtiger Sinn, ein aufs Ernste gerichtetes Gemüt und ein gotterleuchteter Geist: demnach ein gewisses Maß **prophetischer Ausstattung.** Solches hatte der Seher von Patmos. Er lebte in einer Zeit allerschwerster Drangsale, und er sah klar, daß die eigentliche Quelle derselben das Ringen der antichristlichen Weltmacht gegen die Kirche des Herrn war. Sie verkörperte sich ihm in dem römischen Kaiser, und da es nicht anging, sie öffentlich zu nennen, so verhüllte er sie in der mystischen Zahl 666. Sie bedeutete Nero, und man erhielt sie, indem man den Zahlenwert der Konsonantenzeichen des Namens und Titels נרון קסר (Neron Kaisar) zusammenzählte. In seinem Leserkreise war wahrscheinlich dieses Geheimzeichen bekannt.

Heute ist es den modernen „Sehern," d. i. den Männern der Einsicht, klar, daß diese die Gewissensfreiheit und alle andere Freiheit bedrohende Weltmacht nicht mehr der Kaiser ist, — der ist ja vom Thron gestoßen —, sondern die erdumspannende, internationale **Geldmacht.** Und suchen wir nach einem symbolischen Zeichen, um sie treffend und allgemeni verständlich zu versinbildlichen, so bietet sich ganz natürlich das Dollarzeichen: $! Zwar ist der finanzielle und ökonomische Faktor in allen Geschichtsepochen von großer Bedeutung gewesen, aber nie war die Macht des Kapitels so wohl organisiert, so gigantisch, so allbeherrschend.

Diejenigen, welche seine eiserne Hand am ersten fühlen und am

meisten von ihm abhängen, sind die Arbeiter, und es ist nicht zu leugnen, daß sie sich der Gefahr bewußt sind und sich dagegen zu rüsten suchen. Doch können wir, angesichts der Ereignisse der letzten Jahre, von der **Masse**, insonderheit unter dem Einfluß des Sozialismus, wirkliche Hilfe erwarten? Uns scheint das mehr als zweifelhaft. Der Sozialismus, so lange er in der Opposition war, hat sicherlich wichtige Dienste geleistet. Aber seitdem er vielerorts in Macht gekommen, hat er uns eine schwere Enttäuschung bereitet. So viel wir sehen, hat er sich überall grade so intolerant, so selbstsüchtig, so materialistisch gezeigt wie der Kapitalismus — ohne dagegen so leistungsfähig zu sein. Noch kürzlich gaben wir an dieser Stelle den Seufzer eines sozialistischen Führers wieder, daß „seine Partei seit der Revolution **nicht eine** Idee, nicht **einen** wahren Führer hervorgebracht habe. Es drehe sich alles um die Lohnfrage und um sie allein."

Wie steht es denn mit der **Presse?** Können wir auf sie irgend welche Hoffnungen bauen? Daß Gott erbarm'! Sie ist oft eine Großmacht genannt worden, aber sie ist eine Dienstmagd, und für Ideale kämpft sie nicht. Von den großen Tagesblättern kann nicht eins genannt werden, das ein sittliches Programm habe. Sie tanzen alle um das goldene Kalb, und Mammon ist der Gott, den sie anbeten. Sogar mit den Monatsschriften (Periodicals) steht es nicht viel besser. Vor Jahren gab es noch einige, die Reform auf ihr Schild geschrieben hatten. McClure's war eins davon. Dann fand selbst dies, daß es sich nicht bezahle, daß es dadurch bei den großen Finanz- und Geschäftsleuten „persona non grata" werde. So gründeten denn Turner, Steffens und Ida Tarbell das „American Magazine"; aber was ist aus ihm geworden? Es hat seine Opposition aufgegeben und bietet jetzt „careers of successful men," oder mit andern Worten, es macht auch den Tanz um das obengenannte Kalb mit.

Die Namen der Magazine, die im Dienst der Wahrheit stehen und nicht allein für den Profit leben, können, wenn nicht an fünf, so doch gewiß an zehn Fingern aufgezählt werden. Wir meinen natürlich Magazine allgemeinen Charakters, nicht technische oder professionelle Blätter. Für uns persönlich kommen drei in erster Linie: „The New Republic," „The World Tomorrow" und „The Freeman." Das sind aber nur kleine Blätter, und sie alle haben mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es **bezahlt sich nicht,** Opposition zu machen. In der Oktober-Nummer von Pearson's kündigt F. Harris, der unentwegte Vorkämpfer für Gerechtigkeit, an, daß er von der Leitung des Blattes zurückgetreten sei. Er kann die Hungerkur nicht länger fortsetzen. Und das Schlimmste ist die absolute Indifferenz des Lesepublikums!

Ja, wenn Masse und Presse uns im Stich lassen, wie verhält sich

dann die **Kirche?** Wenn wir die Kirche nennen, so verhüllen vielleicht manche unserer Leser ihr Angesicht. Sie denken an den vergangenen Krieg und die Haßpropheten, die da auf den Kanzeln ihr Wesen trieben. Und mit ihnen fühlen wir selbst aufs tiefste, daß die Kirche bei der Neuordnung der Weltverhältnisse so völlig versagt und bisher gegen das Schandprodukt des Versailler Friedens offiziell noch nicht ein Wort gesagt hat! Dennoch nützt es nichts, deshalb das Band, das uns mit der Gesamtkirche verbindet, zu zerschneiden. Wir können mehr innerhalb, als außerhalb des allgemeinen Verbandes wirken. Auch sind hoffnungsvolle Zeichen in anderer Richtung vorhanden.

Die meisten Kirchen haben Stellung zu dem ökonomischen Klassenkampf genommen und ein **soziales Programm** aufgestellt. Sie haben sich nicht für oder gegen Kapitalismus oder Sozialismus erklärt, aber sie haben den Maßstab des Evangeliums an die wirtschaftlichen Verhältnisse gelegt und Gerechtigkeit und Anerkennung für die ökonomisch Schwächeren verlangt. Und von diesem Standpunkt sind sie trotz der drohenden Haltung kapitalistischer Kreise, die mit finanziellem Boykott sie einzuschüchtern suchten, nicht abgewichen. Das erfüllt uns mit neuem Vertrauen.

Auch der **Pacifismus** hat sich wieder hervorgewagt. Es erinnert uns das Wort freilich an ein sehr dunkles Kapitel der Kirche wie des Landes. Während des Krieges galt der Pazifist dem Landesverräter gleich. Aber jetzt dürfen der Friedefürst und seine Anhänger wieder auf Gehör rechnen. Die Kirche steht einmütig — so glauben wir annehmen zu dürfen — hinter dem Programm der Abrüstung oder wenigstens **Beschränkung der Rüstungen** des Präsidenten. Sie sollte überall offiziell sich dazu aussprechen, denn, wie kürzlich einer schrieb: „Wenn nicht die öffentliche Meinung die Beschränkung erzwingt, so wird nichts Positives aus der vorgeschlagenen Konferenz herauskommen. Hoffen wir, daß die Kirche ihre volle Pflicht tut.

Aufs ganze gesehen sind also die Zeichen der Zeit nicht gerade ermutigend zu nennen. Im Gegenteil, man könnte versucht sein, sich dem Pessimismus zu überliefern. Aber das würde niemals helfen, und ein Christ darf es nicht. Er gehört nicht zu denen, die da weichen, sondern zu denen, die da glauben an den Sieg der Wahrheit. Aber man muß warten können, inzwischen sich über jeden Lichtblick freuen und das Seine tun, damit das Reich Gottes komme.

Jedenfalls ist **ein** Grund zur Dankbarkeit nicht zu übersehen. In der Presse, der täglichen wie der periodischen, in der Politik, selbst in der Schulwelt darf man die Wahrheit in gewissen Dingen nur verdünnt oder verdeckt darbieten. In der Kirche dagegen darf man sie noch aussprechen, ohne fürchten zu müssen, um Amt und Brot zu kommen.

Lesekurse für Pastoren.

In der Julinummer des Magazins schlugen wir eine Art Lesekursus vor, mit dem die Brüder die heiße Zeit nutzbringend ausfüllen könnten. Was uns aber in dem oben angegebenen Titel vorschwebt, ist eine Sache von viel weitreichenderer Bedeutung. Es ist ein Gedanke, der für die wissenschaftliche Fortbildung der Geistlichen von größtem Einfluße sein würde. Es ist außerdem ein Plan, der in andern Kirchen schon lange in ständiger und, so glauben wir, in gesegneter Übung ist.

Die Methodistenkirche z. B. veröffentlicht alle vier Jahre **„Courses of Study,"** d. h. eine sorgfältig ausgewählte Zahl von Büchern über die verschiedenen Disziplinen der Theologie und verwandte Fächer, welche von ihren Pastoren, insonderheit den jüngeren, bemeistert werden müssen. Die Auswahl wird von einer Kommission vorgenommen, die aus Bischöfen, Professoren und sonstigen tüchtigen Theologen besteht. Diese Kommission stellt eine Liste von 40—50 Büchern auf, die in den nächsten vier Jahren (von Generalkonferenz zu Generalkonferenz) als Studienkursus gelten sollen. Diese Liste wird von dem Haus der Bischöfe geprüft und gebilligt. Wenn Bücher die Grundlehren der Kirche angreifen, so werden sie ausgemerzt, jedoch muß man sagen, daß es die Bischöfe im allgemeinen an der nötigen Weitherzigkeit nicht fehlen lassen. Auf welche Weise das Studium dieser Kurse überwacht, und wie für geleistete Arbeit Anerkennung gegeben wird, ist uns nicht bekannt.

In andern Kirchen, die die straffe Organisation des Methodismus nicht haben, werden die Kurse in den offiziellen theologischen Organen der Kirche von Nummer zu Nummer veröffentlicht. Wahrscheinlich werden sie hier von den Editoren der Blätter oder von besonderen Komitees zusamengestellt. Eine solche Einrichtung haben wir in der „Biblical World" (von der Chicago University herausgegeben) gefunden, ebenso, wenn wir nicht irren, in der „Biblotheca Sacra" (von Oberlin).

Es scheint uns auf der Hand zu liegen, daß auch unsere Synode diesen Brauch zum großen Nutzen ihrer Glieder herübernehmen könnte. Es brauchten die Kurse nicht auf die jüngeren Brüder beschränkt zu werden, sondern alle sollten ersucht werden, sich nach Kräften daran zu beteiligen. Die **theologische Fakultät** von **Eden** könnte die **Auswahl** vornehmen und sich dabei von interessierten Brüdern aus der ganzen Synode beraten lassen.

Die Einzelheiten der Ausführung würden sich im Laufe der Zeit und durch Erfahrung ergeben. Die Kurse sollten jedem Pastor zugestellt und die jedesmal fälligen Titel etwa im „Magazin" vorher besprochen werden. Von der Einführung solcher Studienkurse ver-

sprechen wir uns viel. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß davon für das geistige Leben und Streben unserer Pastoren ein unermeßbar großer Segen ausgehen würde.

Ein „Sprechsaal“ im Magazin.

Es scheint uns, die Verbindung zwischen den Lesern und dem „Magazin“ sollte enger und lebendiger sein. Eine mehr direkte Fühlung würde beiden Seiten Gewinn bringen. Wenn sich die Brüder uns gegenüber über wichtige Fragen aussprechen, wenn sie öfters Vorschläge zu machen oder Wünsche zu äußern hätten, wenn sie auf besondere Themata hinweisen oder Richtungen angeben würden, wo man ihnen besonders dienen könnte, so würde uns das dankenswerte Fingerzeige geben.

Für diesen Zweck beabsichtigen wir, vom 1. Januar 1922 an, einen **Sprechsaal** (englisch vielleicht: Readers' Exchange) einzurichten. Derselbe soll hinter dem „Book Review“ seinen Platz finden Hier würden wir **kurzen** Auslassungen über Dinge von augenblicklichem Interesse oder Äußerungen der oben charakterisierten Art veröffentlichen.

Natürlich hängt der Erfolg des Planes ganz von unsern Lesern ab. Wir ersuchen deshalb, gleich die erste Nummer reichlich zu bedenken. Das Material muß aber bis zum 20. November spätestens (immer 5—6 Wochen vor dem Erscheinen der nächsten Nummer) in unsern Händen sein. Läuft nichts oder nicht genug Stoff ein, so fällt der „Sprechsaal“ für die Nummer aus. Beteiligen sich die Brüder lebhaft daran, so wird es sicher zum gegenseitigen Nutzen ausschlagen. Einsendungen können in deutscher oder englischer Sprache abgefaßt werden.





Is the Protestant World Going Over to Liberalism?

Since the war the theological conservative has been "seeing things at night." Many ministers who went into service as conservatives have come back again as liberals. These new liberals may not understand exactly all of the implications of their new attitude. Rev. Clarence Edward Macartney in a recent issue of the Christian Work tells how the progressive movement looks to him. According to his view, the church is in the midst of a great apostasy. He says:

"Yale Divinity School, an old and honorable school of the prophets, and traditionally associated with the Congregational Church, has ceased to be a seminary of Christian instruction, if we may believe its own declaration, and announces itself as a 'School of Religions.' The Congregational Church drifts steadily towards Unitarianism, of which it is still fair to say in the words of Coleridge, 'Unitarianism is not Christianity, but there are Unitarians who are Christians.' In New York the Unitarian Church of the Messiah has changed its name and broken its connection with the Unitarian body, even that pale cast of theology being too strong for its minister and people. It now calls itself a Hall of Worship, or some such name, where a sun worshipper, Jew, Mohammedan, and Christian would find nothing to 'hurt his feelings.'

"The Baptist Church, always independent in its organization, cannot be classified theologically. The former minister of the Baptist church which is my nearest neighbor was sad and depressed when Christmas and Easter came round, because he felt that he had nothing to say about the Incarnation and the Resurrection, as the church received these doctrines. But this man's successor started his work in the same church by calling for, and receiving, Christian decision at the close of an evening hour of worship. Confronted everywhere in the Baptist Church by facts like this, how could I, or anyone else, be expected to tell what the Baptist Church teaches or believes?

"In the Methodist Church we have the worst state of all. Fervor of great convictions brought the Methodist Church into being. Now the fire has died down; cold are the ashes on the hearth of former cheer and inspiration. Even the Presbyterian of Denver, at a recent session, thought it incumbent upon them to warn students for the Presbyterian ministry away from Denver University with its Methodist School of Theology. Some time ago, when attending the General Assembly of the Presbyterian Church in St. Louis, I was asked to preach in the pulpit of one of the Methodist churches of the city. Where were the pious ejaculations, the fervent amens, the hearty singing? All were vanished, leaving not an echo behind them. The minister told of the Centenary Movement in the Methodist Church, an effort to celebrate the centenary of Methodist missions by raising a huge sum of money. The

whole campaign, with minute men, and what not, culminated in a blaze of pageant glory at Columbus in 1919, with vast spectacles, tableaux, etc., to the accompaniment of moving pictures. And this from the church of the Wesleys!

"In the Episcopal Church we have the strangest hodge-podge that church history has yet afforded. Under the same skin you will find an out-and-out rationalist and an ultra-ritualist and churchman. I have just been reading a sermon on immortality by an Episcopal clergyman, and not only is there no Christianity in it, but the preacher goes out of the way to deny what Christianity, from the days of St. Paul down, has always taught as to sin, death and the life to come. Yet this same preacher has much to say about altars, sacraments, and so on. The more they strain at what few gnats of theology are left in Protestantism the more these Episcopal rectors swallow the camel of ritualism, incense, rubrics, apostolic ordination, and what not. The chief stock in trade of the Episcopal Church, just now is to talk about church unity, well knowing they themselves, so far as the branches of Protestantism are concerned, are the chief stumbling block in the way of unity by reason of the fable of apostolic succession. In contrast with all this it is refreshing to come upon Episcopal ministers who are more interested in the application of pure Christianity to the people committed to them than they are to changing the name of their denomination to the American Catholic Church."—*Christian Century.*

The Real Muensterberg

Sir: Why in your recent remarks about Münsterberg did you imitate the very fault you were so successfully criticizing? You say "we suffered from Münsterberg's pseudo science." Why did you say that and just what did you have in mind? Surely not the Beiträge, nor the Grundzüge, nor the Laboratory studies, nor Psychology and Life, nor The Eternal Values. All of these works are able, some profound, all technically superb and they are the bulk of his output. True, there was at Harvard a complacent, calmly arrogant group who seem to have made it one of their chief concerns in life to make Münsterberg look contemptible and ridiculous. In this they were assisted by the jealousies of one or two lesser lights outside and the neurotic rages of one of Münsterberg's colleagues within. In their eyes his sins were numerous and scarlet. He wrote articles in the Sunday American, a paper not recognized in the best families; he did not conceal his pleasure at the public approval his popular works received; he never seemed to have respected the dogma that popularity and scholarship were incompatible; his perhaps not inconsiderable vanities, so unlike the less amiable and less frank conceits of many of his colleagues, loomed to them like crimes. So Münsterberg was excommunicated, his faults industriously magnified, his virtues denied and his work derided; by some he was scorned and insulted. When the war broke out, these animosities were doubly poisoned and inflamed. Münsterberg, the erstwhile vigorous exponent of German civilization, was set upon with a malignity that was posi-

tively ruthless. In this soil of snobbery, jealousy, hatred and unreason was grown the myth of his scientific and intellectual incompetence. How dark a shadow on the name of fair Harvard this persecution of Münsterberg has been you can see by a glance abroad.

A very active Münsterberg baiter, one of the high priests of Harvard, who recently referred to J. M. Keynes as "a popular writer on subjects connected with the peace treaty," was one day raging with especial virulence. A friend of mine asked, "But is Münsterberg not competent in his own field?" "Not at all, not at all," was the answer, "He is 'rotten' even in his own subject." It so happened that on the day this conversation was reported to me I was reading a book by E. A. Taylor, perhaps the most ruthless and sophisticated critic in English philosophy. This is what I read: "Thanks to the masterly researches of Münsterberg, we may now say that this important problem is definitely set at rest." Just after reading your review, I looked into a very important volume by Aliotta, one of the greatest of the Italian philosophers, and found him devoting twenty-four closely reasoned pages to this "pseudo-scientist"; while Watson, himself in the front rank of living psychologists, tells me today that "Münsterberg was really a great psychologist, his early work was of unexampled promise; the Grundzüge is a magnificent and masterful performance; even the later propagandizing volumes, his incidental work, should not be as harshly criticized as they were. They were very instrumental in initiating our modern vocational psychology, and helped pave the way for the important work done by psychologists in the American army."

Of course this is not the place to argue the final merits of Münsterberg's contributions, but it is always in season to protest against injustice, and it is high time that this mean canard about him was disposed of. Münsterberg was really a great scholar who made important additions to the intellectual life of America. His penetrating and organizing genius effected substantial advances in the realms of scientific psychology; even his popular works imported sound method and much solid information, displacing a good deal of the sentimentalism and ignorance that discredits so many American enthusiasms. His philosophy, while not directly available to many, has been a wholesome and correcting influence. Münsterberg was perhaps the only scientist of distinction working in this country who really understood the nature, scope and limits of scientific method, perhaps the supreme question of our era, and his contributions to this problem have been of utmost value.

Don't be unfair to a genuine scientist, a first class philosopher, a useful public teacher, a prophet sorely reviled in his own country, who was above all, to the very moment of his death, a brave, serene, high minded man.

You ride with such gallantry and skill against so many abominations, that I feel uncomfortable in the role of a fault finder; but I am sure that you do not want unwittingly to lend vitality to anything false or unjust. *Arthur Upham Pope, New Republic.*

"Not Only From Potsdam"

A British Officer Writes on the War and Militarism

VILLA ALBIZZI,
SAN DOMENICO, FLORENCE,
22ND JUNE, 1921.

My dear——: If you will forgive me, I will note down a few thoughts in respect to your work which may possibly interest you—and I am sure I will not offend you if some of my thoughts are opposed to yours. As I have said, I am heart and soul with you in your denunciation of that disgraceful and degrading Treaty of Paris. And in the treachery of it—seeing that we had induced the Germans to lay down their arms on certain definite principles of noble governance which, as soon as we had obtained the résult we required, we repudiated. A more scandalous breach of faith never has been committed—and the German invasion of Belgium, a guaranteed State, was not a patch on the breach of almost world honor as was the Paris Peace Treaty. For the latter meant twenty or more States of the world deliberately dishonoring their bond as against four. It is an example of dishonesty which, in my opinion, has poisoned the whole human race—and will poison it for generations. I am aware that the minor States art not responsible for this act of violence against the Holy Ghost because they had no say in it, but they were more or less involved in it.

Now where I differ from you is in this: I do not think that Germany stood for militarism more than England did—or France did—in the last fifty years. I have often said, at some risk, that there is as much militarism in Pall Mall (I mean the clubs) as in Potsdam—of course I mean that militarism which is suppressive and not chivalresque.

If you will allow me, I shall give a personal example. Just before I left England, I was dining with a cousin of mine at the Senior United Service Club. After dinner he introduced a friend of his—a British general, of no great importance, it is true. When he heard my name, I saw his forehead wrinkling up with unused thought—and then he put out his hand to me and shook mine rather violently, saying, "I am glad to meet you; you are the man who shot Skeffington." I could only say, "Forgive me, I am the man who exposed the shooting of Skeffington, an innocent man." After this he expressed a marked coldness to me.

As to this, believe me, there is not an iota to choose between the German and the British militarist, except the former was more continuously in power, while the latter forced his influence spasmodically on the very bourgeois men in power.

Nor do I think it quite accurate to place the blame for the war entirely on the Germans. In the first place, our, especially the American, contention was that Germany was not democratic, whereas the Allied Nations were. But if Germany was not democratic, then you cannot blame the German people for accepting the war of their leaders as a thing inevitable and to be fought out. I think, moreover, that it is not true to say that either France or England was or is democratic. Both had it in their power to be true democracies, but secret strings

were pulled. In France the bourgeoisie prevailed, backed up by peasant proprietors, extraordinarily individualistic and personally rather mean. Anyone who, like myself, has had much to do with the Norman or Picardy farmer in peace and war will realize that he has carried the virtue of thrift to the point of its becoming a vice. Even the careless open-handedness of the British tenant farmer is more spiritually respectable than the exaggerated thrift of the French peasant.

In England, up to 1914, democracy was a word to play with in elections. It did not exist in fact. Snobbery (which is the husk of feudalism with most of its public service to the State eliminated) prevailed. To this extent: I fought the election 1905-6 as a Liberal and simply as Captain Fletcher Vane. I made rather a big fight of it in the Capital of Beer, and would easily have got in if the firms had not threatened their workmen that if the Liberal candidate was returned, many thousands of men would be dismissed. However, I pulled down the overwhelming Tory majority to a dangerous marginal majority. I was thanked, publicly given presents—rather valuable ones—by my supporters, and all that. For two years afterwards I received, I think, two offers of seats in Parliament. But in 1908, I succeeded to the title of my ancestors (by no possible virtue of my own), and I *then* received, I think twenty-three or twenty-four offers of seats.

So you see we cannot buck ourselves up as being democratic. We are not so aristocratic as we were then, but we are now a much meaner thing, we are plutocratic.

Now I come to the wider criticism—and believe me, I agree with two-thirds of what you say, especially in respect to the *practical* value of the Sermon on the Mount, both in international and in individual concerns, so you will not be offended when I am forced to disagree.

I do not believe that the Kaiser, or the Junkers, or even the Devil, caused this war. If the latter, he was acting on the minds of Governments. For my part I came out to fight not for England at all—because I thought she was capable of fighting for herself; and I rather hate killing, tho I enjoy the excitement of war. I came out to fight for Belgium, because here clearly was a small nation fighting against a strong one for life. It seemed to me a very great spiritual advance of an international kind that Great Britain, possibly insidiously backed by the United States, should see things in this clear light of chivalry. I had no fear in the back of my mind that English women were going to be raped by German men, or that I should be forced to eat sauerkraut for breakfast instead of poridge. In fact, as a student of tactics and strategy, I did not believe in the physical conquest of Great Britain—and do not now. As to the other conquest, I cannot say but I have expressed my views about that.

As to France, I was sorry for her, but as I had witnessed her provocative attitude to Germany for twenty years and had lived in France for five in a small chateau in Brittany, where I was when the Franco-Russian Alliance was made, I was not so sorry for her as for the smaller nation; and I could not consider the question of Alsace-Lorraine a real

grievance. I had my first service in the late war in Alsace, and I read French intelligence reports of the attitude of the Alsatians; it was by no means certain that the majority of these people would, under a plebiscite, be in favor of reuniting with France. Moreover, we saw in the first advance to Mülhausen that a large proportion of the people were hostile. So I wipe that matter out of my judgment.

Then, on the question of the origin of war, remember, please, I was thru the South African war, which I now consider an unjust war. The British Government as completely broke their pact of 1884 with the Boer Government as did the Germans their pact with and for Belgium.

So you see, I have no confidence any more than you have in the morality of governments.

But in that war against a very gallant and a very small people, a fact the injustice of which I had not previously recognized was brought to my understanding. It was a question then in Pretoria (June, 1900) who was to be appointed as British Staff Officer at Lourenso Marquese, the capital of Portugese South East Africa. It was suggested that I should go because I had married a Portugese lady and was in touch with the Portugese, and secondly because I was a Commandatore of a Portugese order. But when I learned my duties, which were in fact to see, in conjunction with the British Fleet (which was then engaged in blockading the neutral coast of Portugese South Africa) that neither stores, nor food, nor ammunition was to go to the Boers thru Portugese territory, I threw up my hands. The whole thing was immoral. So immoral and bullying that it cried to heaven. Here was a small number of Boer farmers fighting for their lives and their farms and country, to be deprived of any food, any clothes, or any ammunition by the fact that the British Fleet was, as I hold, *illegally* preventing neutral powers from trafficking with neutral powers—Portugal with Holland, or with Germany, or with France. To give a pertinent end to this story, six or seven months afterwards I was in command of a district in the Orange Free State. A fight had taken place on the frontiers of my district and two Boers had been captured, dressed in a sort of khaki uniform without any bandages or anything else. They had been captured in fair fight and had fought well. Previously, an order had been promulgated that all Boers captured in khaki were to be tried by Field General Court Martial, and shot if proved guilty. I was asked by telegram twice if not three times to convene a Court Martial and shoot these men. I thought of the blockade which prevented Boers from getting supplies from Europe,—that brutal naval blockade,—and I refused to do it. I refused to convene a Court Martial of my young officers to try them. Instead, I sent them under guard to headquarters for the other people to deal with them. And they were not shot, I am glad to say, for they were very gallant fighters.

Now apply this story of 1900-1901 to the present war. The British naval blockade of the neutral countries was essentially an illegal, *or an immoral one.* The belligerents, however strong, can have no right to interfere with the commerce between neutrals in war. They can do

what they like in dealing with their own ports or with the ports of the enemy, but it cannot be right that they should for their own purposes regulate how much trade should intercommunicate outside their jurisdiction—or its quality. I happen to know thru the Foreign Office that America made the strongest protests in this question, almost leading to war between America and the Allied Powers. But eventually America accepted our blockade theories; the acceptance of these led to the later brutalities in the war.

Britain published—and even crowed over—the fact her policy was to starve Germany and her allied states into accepting our terms. I am not dealing with the right or the wrong of the opposing parties. Of course, if one side or the other is perfectly convinced of the rightness of its cause, undoubtedly it can do anything to make its cause prevail. In the Middle Ages even intelligent men like Dante believed that membership in the Catholic Church was essential to salvation (with a slight mental reservation in respect to Virgil and some others), and he showed that he believed that all others were damned eternally to very unpleasing punishments. Well, if you are literally so *damned* convinced that the enemy is all wrong and that you are right—a blockade which will starve scores of thousands of the enemy will be all right—it will make the right prevail. So in religion will the thumbscrew, the rack, and burning. In the case of the Germans it appears now that they were equally convinced of the righteousness of their cause; there can be no mistake about this, I think. Now, reverting to the blockade of neutral coasts to starve a civilian population of the enemy into submission, will you allow me to put it this way? Suppose, for example, that Germany had had command of the sea and the British had had a numerous submarine fleet—and that we heard that our women and children were to be starved by the Germans' blockading the American, the Argentine, and the Dutch ports—do you really believe that the Anglo-Saxon sense of morality would have prevented us from torpedoing the *Lusitania* (or the *Germania*) and indeed every other German ship on the waters, if our children were in danger of starvation and this might prevent it?

As to the actual atrocities anywhere during the war, they leave me cold. I have seen in war too much of these, on both sides. No army is solely composed of chivalrous nobles; there are an equal number of blackguards in every army on earth; and as soon as the fighting commences, the black-guards have a much greater opportunity of exercising their brutality than they ever have in peace—it is then called "patriotism." Speaking as a soldier who has commanded many men, I believe, however, that much apparently organized brutality comes from nervousness. To give an example of this: in a village southwest of Mülhausen, during the first three weeks of the war, a Bavarian battalion marched into a certain village which had been evacuated by the French—the French were retiring. Very foolishly they took no military precautions; they did not send scouts round the village first. As soon as the leading sections of fours entered the village, they were fired on from a certain house on the right. Five or six men fell. The major commanding the

battalion rode up from the rear, in a furious rage at seeing his men slaughtered by civilians, because there were no soldiers in this village. Turning to a lieutenant, he said, "Take the brutes out and shoot them against the wall." Clearly he meant that the subaltern should take any civilian found with arms in the house and shoot him. But he was excited for his men's sake and did not sufficiently explain his orders. The result was that the lieutenant brought out all the people in the house, eleven in number, including an old man of over eighty and a girl of about five, and shot them—shot them all. There were many *pourparlers* over this, but even the French intelligence staff at Belfort came to the conclusion that this incident was due to a mistake in orders. Civilians do not sufficiently realize that men under fire are superexcited and that, alas! they do not always give wise orders, or easily understoood ones. I am very much a peace man as you know, but had I seen my men slaughtered by civilians I would probably have given the same order; but I think I would have explained it more lucidly—I am not sure! B t there are other things which really knock British criticism out of count. I will not speak of Ireland, but when you come we will no doubt talk about it. But Amritsar! and the *Morning Post* subscription to the Hero of Amritsar! As I said before, militarism emanates not only from Potsdam! It may have come from there originally, or from the Prussian marshes. I do not know.

With kind regards,

Francis Fletcher Vane of Hutton in "World Tomorrow"

Ueber die Predigt in der katholischen Kirche

schreibt Dekan Uhl im Ev. Kirchenblatt für Württemberg 11; er sagt da unter anderem: „Die katholische Kirche leidet zwar unter vielen Irrtümern, aber sie hat doch noch immer Christus, sonst wäre sie sicherlich längst untergegangen. Worauf es grundsätzlich der katholischen Predigt ankommt, das ist stramme Bindung der einzelnen Seele an die Kirche, aber durch diese Bindung zielbewußte Hinführung zum Innerlichsten: zur Gewissensentlastung, zur Versöhnung mit Gott durch Christus, zur Heiligung des Lebens. Mit Bedacht ist das Religiöse überall umgebogen in das Kirchliche. überall schaut die Institution der Kirche, der Priesterstand, die Messe, das Sakrament, gebieterisch und Gehorsam fordernd hervor. Die seelischen Vorgänge, in denen die persönliche Beziehung des Menschen zu Gott und wiederum das Reden und Handeln Gottes mit dem Menschen sich betätigt, treten charakteristischer Weise nirgends unverhüllt auf, sondern sie sind von einer Stufe zur andern mit den Hüllen kirchlicher Leistung einerseits und kirchlicher Segnung andererseits gleichsam umwickelt. Aber das muß man sagen: die ganze predigtmäßige Darbietung vollzieht sich in durchaus volkstümlicher Weise, die Predigt geht einher nicht in abstrakter Rede, sondern sie hält sich ganz und gar im Gebiet des Konkreten, so daß auch der einfache Bauernknecht und die schlichte Hausmagd jeden Satz verstehen können. Kein Zweifel, daß gerade im Punkte der Volkstümlichkeit unsere evangelische Kirche noch manches lernen dürfte von der katholischen. An Tiefe und Reinheit des Schriftverständnsses st unsere evan-

gelische Kirche unvergleichlich und unleugbar im Vorzug. Aber auf Hebung ihrer Volkstümlichkeit — zunächst durch ein ganz einfaches Mittel: Konkretisierung ihrer Darbietungen — dürfte sie allen Grund haben Bedacht zu nehmen."

Die Leipziger Universitätswoche.

Von **Lic. Fiebig,** Leipzig.

Die Luwo (Leipziger Universitätswoche) liegt nun hinter uns. Für alle Teilnehmer war sie ein starkes, bedeutungsvolles Erlebnis. Ja, ich kann sagen: sie war für mich ein **religiöses** Erlebnis, auch da, und oft gerade da, wo es sich nicht um religiöse Themata in engerem Sinn handelte. Die Fachleute der einzelnen Wissenschafts- und Kunstgebiete boten hier die neusten Ergebnisse ihrer Forschungen weiteren Kreisen dar. Forscher sprachen und sie taten das abgeklärt und mit pädagogischem Geschick. Wie reich ist die zu erforschende Wirklichkeit! Wie ringt der Menschengeist um die Bewältigung aller ihrer Probleme! Wie dringt er ein und macht in heißer Arbeit einen Fortschritt nach dem andern! Schon dies alles zu sehen, ist ein religiöses Erlebnis; denn schließlich hat es doch dabei der Menschengeist mit ungeheuren Aufgaben zu tun, die ihm immer wieder seine Grenzen zeigen und ihm Staunen abnötigen und Ehrfurcht vor dem großen Geheimnis, das es zu enträtseln gilt. Einige Streiflichter seien hier dargeboten. Es war unmöglich, das Ganze lückenlos aufzunehmen.

„Universität und Leben:" in dem Zeichen dieses Themas stand der Eröffnungstag. Geistvoll und gewandt behandelte vor allem Prof. **Litt,** der Nachfolger Sprangers auf dem Lehrstuhl der Philosophie und Pädagogik, dieses Problem. Man sah dann freilich im Lauf der Tagung deutlich, daß die Universität, die Forschung, doch schließlich nur einen Teil des Volkes erreicht: Proletarier schienen unter den Hörern nicht zu sein, es sei denn, daß geistiges Proletariat darunter war. Die Grenzen haben sich ja verschoben. Aber die Masse wird nicht erreicht. Ob sich nicht in dieser Hinsicht in Zukunft, wenn die Universität wieder einmal ihre Pforten öffnet, noch mehr tun ließe? Man vermißte die volkswirtschaftlichen, die juristischen Themata.

Die Reihe der Vorträge begann, angesichts des großen Klingerschen Aulabildes, auf dem der blinde Sänger Homer seine Hände ausstreckt, der Göttin der Schönheit entgegen, mit **Bethes Vortrag** über **Homer.** Man hat jetzt wieder gelernt, das unsterbliche Epos als Ganzes zu würdigen, wie ja auch die Theologie immer mehr, trotz aller Quellenscheidungen, gelern hatt das Ganze der biblischen Bücher zu sehen. Die Kunst erhob sich, die Kunstbegeisterung, die ja immer deutlicher auch für die Bibel, für Jesus, für Kirche und Theologie ihre Ansprüche geltend macht.

Welche Wunder enthüllte dann z. B. Prof. **Rinne** in seinen Darbietungen über die Erforschung der **Materie** mit Hilfe der **Röntgenstrahlen!** Immer wieder ging durch diese Darbietungen aus der Welt des Kleinsten, der Elektronen, der Atome und Moleküle, der Gedanke hindurch, daß die Welt im Großen und die Welt des Kleinsten in Parallele zueinander stehen. Frei schweben kleinste Teilchen im Raume, in wunderbarer Ordnung, der Kern umgeben von einer andersartigen Hülle. Fast zerrinnt die Materie unter dem forschenden Blick, und Energiezentren ergeben

sich, rätselhaft in ihrer innersten, ungeheuren Kraft. **Wunder über Wunder**, die zu staunender Ehrfurcht nötigen!

Aus dem zweiten Vortragstag ragte besonders **Kösters Faustvortrag** hervor. In formvollendeter Sprache, mit warmer, kongenialer, großer Auffassung wußte Köster die Entstehung des Goetheschen Faust aus dem Erleben des Dichters heraus zu einem Erlebnis aller Zuhörer zu gestalten. **Goethe** erstand in voller Größe in dieser Welt der Universität, in dieser Aula, angesichts des Klingerbildes der Welt der Griechen.

Dann hebe ich hervor, was Prof. **Krüger**, der Nachfolger **Wundts**, von seinem großen Meister zu sagen wußte, von des Meisters Sachlichkeit und Treue, von seinem ungeheuren Werk, das freilich jetzt ergänzt und weitergeführt wird, namentlich auch hinsichtlich der Anwendung psychologischer, experimenteller Methode auf die sogenannte Begabungsforschung.

Die neuesten Ergebnisse der **Gehirnforschung** stellte Prof. **Pfeifer**, durch Lichtbilder unterstützt, vor allem hinsichtlich der materiellen Basis für das **musikalische Talent** dar. Dabei brachte der Forscher klar zum Ausdruck, daß psychisches und materielles Geschehen nicht in ihrer Eigenart verwischt werden dürfen und hier, trotz aller Zusammenhänge, eigenartige Selbständigkeiten bestehen.

Dr. Freyer behandelte die Frage nach dem **Sinn der Geschichte**, die ja den Theologen besonders interessiert. Er untrschied fünf Typen: 1. den Typus **Augustins**, der die Weltgeschichte als das Ringen metaphysischer Mächte ansieht, das Ringen zwischen Gott und Teufel, 2. den Typus **Kants**, der in der Geschichte den Fortschritt zur Aufklärung sieht, 3. den Typus **Herders**, der die Individualität zur Geltung bringt und alles in der Humanität gipfeln läßt, dann 4. die Auffassung, die in der Weltgeschichte gewissermaßen eine Schlange sieht, die sich in den Schwanz beißt, also eine Kreisbewegung darstellt, endlich 5. die negative Auffassung, die die Geschichte als ein im Grunde sinnloses Wellenspiel ansieht, etwa in der Art des **Macchiavelli**. Freyers eigne Stellungnahme lehnt m. E. allzu rasch die religiös-metaphysische Auffassung ab. Mit Recht betonte er, daß man zwei Fragen trennen müsse: die Frage nach den Tatsachen, die **Kulturphilosophie** und andrerseits die Frage nach den Werten, die **Wertphilosophie**. Für jene stellte er fest, daß wir lückenlose Planmäßigkeit nicht feststellen könnten, für diese, daß wir im konkreten, individuellen Einzelleben das Höchste besitzen können und erarbeiten sollen. So anregend alle diese Erörterungen waren, so lassen sie doch noch viele Fragen offen und werden namentlich der religiösen Geschichtsauffassung nie gerecht.

Sievers entwickelte seine **schallanalytische Methode** an den **Eddaliedern**. Bekannt ist, wie namentlich Prof. Leipoldt-Leipzig die Methode auch auf die Kritik des Neuen Testamentes angewendet hat. Zweifellos steckt auch hier etwas sehr Wertvolles.

Prof. **Aberts** Vortrag über **Mozart** wies auf, wie man gelernt hat und jetzt lernt, gerade Mozart anders als früher zu sehen: sein Ringen, seine Tiefen und Abgründe, seinen musikalischen Genius, der ihn trieb und ihm unmittelbar alles zum musikalischen Erlebnis gestaltete.

Einen Höhepunkt bildete **Jaffes** Vortrag über **Einsteins Relativitätstheorie**. Was ist oben, ich oder mein Antipode? Was ist groß? Gulliver oder die Zwerge, zu denen er kam? Welche Kugel von zwei gleich großen

Kugeln, die sich um einander bewegen, dreht sich, welche ruht? Es ist für den Nichtmathematiker und Nichtphysiker schwer, hier alles zu verstehen. Unter den Fachleuten ist man ja selber geteilter Meinung. Viele Fragen blieben hier auch dem Laien noch offen.

Mit großer Feinheit und großem Geschick wußte Prof. **Pinder das Romantische in der deutschen Kunst** um 1560 aufzuweisen, auch dies eine Offenbarung für alle, denen es von der Religion und Theologie her an all den feinsten Spiegelungen liegt, die die Seele in die Welt der Kunst hineinarbeitet, in feinstem Abbilden ihres Gehaltes und ihrer Stimmungen. Wie eng hängt das alles mit Kirche und Religion zusammen, zumal es sich da so oft um Themata der religiösen Kunst handelt.

Prof. **Achelis** führte **Kirchenbauten** vor: Naumburg, Wittenberg, Torgau, Dresden, auch dies ein herrlicher Beweis für die große Bedeutung des Christentums, der Religion, der den Religionsblinden unserer Tage die Augen öffnen könnte, vor allem auch den Kirchenblinden!

Prof. **Steindorff** führte, an der Hand von Lichtbildern, in die Welt **Ägyptens**, der Pyramiden, der staunenswerten ägyptischen Porträtkunst ein.

Besonders lehrreich war für den Theologen und nicht minder für weiteste Kreise, wie Prof. **Böhmer** an einem konkreten Beispiel **die Bedeutung des Luthertums für die europäische Kultur** aufwies. Er stellte den Lutheraner Hoscherosch (um 1640) und den Puritaner Baxter (1615—1691) einander gegenüber und wies nach, wie der auf Freiheit, Innerlichkeit, Kultur gehende lutherische Geist Moscherosch's im Unterschied von der puritanischen Enge, dem puritanischen Geschäftsgeist, der kapitalistischer Geist ist, zweifellos dem Geist Christi, dem echt christlichen Geiste entspreche und die Wurzel zur höchsten Kultur und echten Christlichkeit darstelle. Die von Max Weber und Troeltsch inaugurierte „**Religionssoziologie**" ist noch zu einseitig calvinisch orientiert. Für die Erforschung des Luthertums ist in dieser Beziehung noch viel zu tun, hier ist, wie Böhmer humoristisch sagte, noch viel Arbeit für wissenschaftliche Arbeitslose.

Leipoldts Ausführungen über **Christentum und Sozialismus** ruhten auf eindringendsten Untersuchungen des jüdischen Milieus jener Tage. Mit Recht betonte er, daß das Urchristentum kein sozialistisches Programm besessen hätte, daß schließlich alles hier auf die Gesinnung gestellt sei und dieser Gesichtspunkt auch für uns für alle Zeiten von größter Bedeutung sein müsse.

Hoffentlich wird eine solche Universitätswoche wiederholt. **Universität** und **Leben** hängen ja so eng zusammen. Es wäre gut, wenn dann vor allem auch **die Religionsphilosophie** und **die vergleichende Religionswissenschaft** zu Worte käme, auch **dogmengeschichtliche** Themen, über die ja in weitesten Kreisen viel Unkenntnis herrscht. Der „**Geisteskampf der Gegenwart**," namentlich auch der heutige Geisteskampf, den Religion, Christentum und Kirche zu führen hat, würde dadurch, daß die höchste, abgeklärteste Wissenschaft lebendig weitesten Kreisen nahekommt, geklärt und gereinigt werden. Nichts vermag heutzutage so sehr weitesten Kreisen religiöse Erhebung zu bieten als Religion in Form der Wissenschaft und der Kunst und in Verbindung mit dem gewaltigen Ringen des Menschengeistes um die Erkenntnis der Wahrheit. Gerade **evangelische Frömmigkeit** steht

der Welt der Wissenschaft nach allen Seiten hin offen, wie der Welt großer, echter Kunst. Die Tagung schloß mit einem **Gewandhauskonzert, das** Stürme der Begeisterung auslöste, wie auch sonst die dramatische und die kirchliche, religiöse Kunst, z. B. durch den **Thomanerchor,** unvergleichlich Herrliches boten. Die Fülle der Anregungen wird weitergetragen, in die Gemeinden hinein. Wo sich so Universität **und** Leben **verbinden, da wird** sich die evangelische Gemeinde des Wertes ihres Höchsten bewußt und lernt, sich immer besser zu rüsten im „Geisteskampf der Gegenwart."

„Der Geisteskampf."

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Dust and Destiny. Fifteen Sermons by *M. S. Rice.* The Methodist Book Concern. 1921. 258 pages. $1.50.

Mr. M. S. Rice is the preacher of the North Woodward Tabernacle of Detroit. We don't know its membership but we imagine, from the style of the sermons, that it contains a good sprinkling of prosperous business men as well as of men and women of culture. The language, however, is lucid thruout and would appeal to an audience of nearly all classes.

Mr. Rice does not seem to be a preacher of the social gospel—there is, at least, not a single sermon of that kind in this collection. Nor does he philosophize in the pulpit or try to argue his hearers into faith in the "ultimate." He appeals to the heart and conscience, and bases his plea on the well understood needs of human nature and the facts of Christian experience. In the first sermon, for instance, which has given the book its title, "Dust and Destiny", he chooses for his text 1 Cor. 15: 53: "This mortal must put on immortality" and never for a moment assumes the tone of a Christian apologist. He speaks as a witness to the fact of man's immortality, Christian faith and the human heart and life are to him sufficient guarantee. "Dust and destiny", he says, "that is man. A bit of the earth, and earthly, a breath of God and heavenborn. Somewhere in, and around, and out of that tangled contrariness arises the human problem", "The message of Christianity will not quench a single light that glows upon the human altar. It rather walks boldly into the gloom which death has ever sought to enshroud our race with, and sets there the gleam of a hope that can never be extinguished. The light of destiny is upon our faces. Upon these mundane shores where often the shadows of darkness cling around us, we have a message for mankind."

We have been most impressed with the third sermon in the series, "Faith's Alternative". The text is from Dan. 3: 18, "But if not". It is the storv of the three young Hebrews that were to be cast into the fiery

furnace and gave the king that memorable answer: "Our God can save us from the burning fiery furnace, *but if not*, be it known unto thee, O King, that we will not serve thy gods." He sets out to prove that at certain times nothing but unquestioning faith will keep us with God, and that not always such faith is indicated by acts of divine deliverance, that, on the contrary, in cases innumerable it goes down to apparent defeat. It is a discourse on the "Nevertheless" of faith (Psalm 73: 23), and the illustrations are partly culled from the history of the church, partly from the preacher's own experience. These latter are especially telling. The reader of these sermons will be struck with the variety and effectiveness of the illustrations, with which a large parish and a sympathetic ministry have furnished the author.

The warm heart, the elevated tone and the noble style of the writer cannot but make the perusal of the volume helpful and inspirational.

The Contemporary Christ, by *Joseph M. M. Gray.* The Methodist Book Concern. 1921. 321 pages $2.00.

It is one of the minister's Sunday afternoon recreations to take up a new book of sermons now and then and see how his contemporaries are doing it. For while it is true that we shall never outgrow the old masters, the minister is a man of the times and must learn from the men of his time. He preaches a timeless Christ, which means that time never affects Him and that He is always up-to-date. Only His thought must be cast in the language of the day, and his message be adapted to the needs of the hour. It is with this in mind that this volume has been entitled the "Contemporary Christ."

That our conceptions of Christ change with advancing years and increasing experience, is only too well known, but Christ himself does not change. That is the thought underlying the opening sermon, on Mark 16, 12: "After that he appeared in another form unto two of them, as they walked, and went into the country." "In another form" He appeared to the two disciples who went to Emmaus on Easter afternoon. At first they did not recognize Him, but by and by they received unmistakable evidence that it was He. So is the Christ of our manhood different from the Christ of our immaturity, and the Christ on the Tabor heights of our experience another than the one who lays on us the cross. But yet how do we find out that He is still the same? According to the writer, because in every case we face an identical fact—a commanding spirit and a personal fellowship. That is to say, the person of Christ, altho our intellect cannot analyze it, stands before us with an authority to which we must submit. And, at the same time, it invites us to a friendship in which all our feelings find full and sympathetic satisfaction: these two elements vouch for the identity of the God-man.

The subjects, treated in these sermons, are rather unusual, such as "The Clue to Experience", the "Vision that Sustains", the "Incalculable Element in Christianity", "Pursuit and Knowledge". The author grapples with the problems of the modern man, sometimes we wonder

whether they are not rather the problems of the minister than of the layman. But perhaps he has a rather large and diversified audience in his Sunday services, and makes frequent appeal to the thinking part of his congregation. The language is transparent, but the sentences are often of extraordinary length altho of simple structure. The abrupt, staccato style of many modern preachers—4 to 5 words to a sentence—is not found here.

He has frequent references to the late war. The view point and the interpretation here are the conventional ones. He thinks the war was a clashing of antagonistic cultures. Yes, so we were told; but we know now that it was not that at all, but a clashing of economic interests. The Peace of Versailles is to him also a repudiation of all the fine ideals set up and the hopes held out to the world. "The negotiations for peace and the conference which completed them are stamped and saturated with the old covetousness, secrecy, inconsistency, injustice; under fine words, the old unabashed selfishness maintained by force showed us the old rule of might, governed by expediency, sitting at the council seat which these same nations solemnly proclaim would be dedicated to the rule of right" (p. 200-201).

The sermons have more than ordinary length, 30 pages on the average. They show the writer to be well acquainted with the scientific and literary currents of the day. The reader, especially if a minister, will find the book stimulating reading from first to last.

Ambassadors of God, by *S. Parkes Cadman.* The Macmillan Company. 1921. 353 pages. $3.50.

The nine chapters of this book were originally prepared as lectures, and delivered at various Theological Seminaries (Bangor, Hartford, Drew, and Madison, New Jersey). The volume has been received by the religious press with a remarkable unanimity of high praise, one critic going as far as to say that "no other book on preaching will be required in 50 years"! No wonder that our anticipations concerning it were raised unusually high.

We knew Mr. Cadman to be a man of great ability and wide information, extremely popular with the New York Public, as a forum speaker a master of his subject and his audience. He is an Englishman by birth and training and was, during the war, as severe in his condemnation of Germany as any, but never going to the extremes of vitriolic invituperation of some of our American "brethren." He has been pastor of a large Congregational Church in New York City for some time, but the roots of his life, his ideals and sympathies are British. He is a strong advocate of Anglo-Saxon solidarity and supremacy.

The first two chapters of the book, the "Scriptural Basis for Preaching", and "Prophets and Preachers" have appealed to us most. He rightly links the preacher's office and message to that of the Old Testament prophets. Like them he has to bear witness to the revelation of God as a God the foundations of whose throne are righteousness and

justice. Like them he believes that God had entered into covenant relations with Israel which were to become the heritage of all mankind. The author adopts the generally accepted views of the Old Testament, as advocated by the scholars of the historical school, but he holds that the belief of Israel and the Christian Church that, embedded in and reflected by the Old Testament, is a genuine revelation from God, is unimpaired by the historical treatment. His reflections on the prophets show close study and sympathetic understanding. Beautiful also are his words about the Psalter. He says in part, "they portray the Hebrew religion as a Faith without an equal in the Pre-Christian world. Even in the New Testament the Psalms have no counterpart. They dwell in the very heart of Israel's revelation, with a beauty and a pathos all their own, as the largest and most perfect expression in praise of the divine law of obedience, and mirror with the utmost fidelity every alternation of human experience in the quest for God." The Old Testament finds its fulfilment in the New. The coming of Jesus Christ, His life and work, his divine-human person, the kingdom He established are the natural subjects of our preaching. His "commission" imposes the proclamation of the gospel as a supreme duty on his believers, and the apostolic preaching is the classic original which the spirit and our own experience teach us to adapt to our times.

In the second chapter Cadman gives us sketches of the chief periods of the history of preaching, from Chrysostom down to modern times. He places Henry Ward Beecher at the summit of the oratory of the last two hundred years. "A stalwart physical frame, utmost facility of expression, free play of consummate genius, and easy naturalness of manner are seldom found in any single individual. Yet Beecher owned them all, undeflected by any eccentricities. . . So alert were his receptive and inventive faculties that they fed while he spoke, causing him to browse on his audiences as other preachers browse in books.

We can only mention the titles of the other chapters: The "Modern Attitude toward Preaching"; "Cross Currents which affect Preaching"; "Present day Intellectualisms and Preaching"; "The Nature and Ideals of the Christian Ministry"; "The Preparation and Practice of Preaching"; "Preaching and Worship."

Any one who reads any of these chapters will be impressed by the author's wide acquaintance with the literature on the subject, and the thought of the times. There is, however, one peculiarity that seriously mars the enjoyment of the book: the language is not popular. His style is simple enough in structure, but the sentences carry too much material. He prunes and condenses so much that he frequently overweights them. Besides he has a preference for the Latin element of the language and for "dictionary words". As a result, the reading of the book is often more a task than a treat. The work of the author seems to smell of the midnight oil. Moreover, the humor, the wealth of illustration, the raciness of speech of a Rauschenbusch are conspicuous by their absence.

We cannot, therefore, share in the enthusiastic verdict of the critic mentioned above, yet as a scholarly appraisal of the nature and value of Christian preaching and the masterly presentation of the thought currents the preacher has to deal with, it takes very high rank.

Cross-Lots and other Essays by *George Clarke Peck.* The Abingdon Press. 1921. 184 pages. $1.25.

George C. Peck as an essayist reminds us somewhat of Boreham. But the flavor is different, as different as an American is from an Australian (or an Englishman). Like Boreham he likes piquant titles, but it does not take him so long to interpret his subject or to find the applications. He gives us the results of his reasoning without taking us thru the process of it. Boreham has evolved and improved his method until it is nearly faultless, but while we admire his perfection, the charm of novelty seems to have gone. The form is stereotyped and we wonder whether he had not better wait a while and seek fresh fields. The Australian delves more deeply into English literature, but the American plucks more from "life's bright, golden tree".

See how he leaps in mediam rem at a bound. Here are the opening lines of his first essay, "The Cross-Lots Path". "Even in the heart of a city you shall strike occasionally such a trail. And, having struck it, you will pursue it if you are wise. I always do. Barring an incidental puddle on rainy days, or threat of dusty shoes, and with just adventure enough to add piquancy to your walk, the cross-lots path is usually worth taking. Many a needless furlong have I saved myself by advance knowledge or timely discovery of such a short-cut. Of course, one is always at liberty to make life as hard as possible—for himself. The age of the hair-shirt is passed, but not the *spirit* of it." Then he goes on to show the advantage of the short-cut, the initiative of the pioneer, the personal daring of the individual as it comes to benefit the race. There is another, "When the whistle blows". The whistle blowing at certain times morning and evening is to him an illustration of the fact that there must be a fixed standard in the life of mankind. "In a teeming world, packed with mutualities of obligation—life being almost infinitely reticulated (like a net-work)—no man can be a full law to himself. Even conscience needs frequent regulating."

Nearly every one of the 15 chapters has a quaint, puzzling title. The author imparts a great deal of wisdom and helpful truth, but in an entertaining, original way. It is a trite remark but it appears to be true here: there is not a dull sentence in the book.

The New Testament Epistles: Hebrews, James, First Peter, Second Peter, Jude by *D. A. Hayes,* Professor of New Testament Interpretation in Garrett Biblical Institute. The Methodist Book Concern. 1921. 266 pages. $2.50.

We feel that this is the best of the books under review, in this number. At least it is the one of greatest interest to us personally. It is the last volume of the "Biblical Introduction Series" published by the

Methodist Book Concern. A year or two ago we discussed one of that series, the "Psalms and other Toetical Books of the Old Testament" by Prof. Eiselen. The one before us today is the fourth and last volume on the New Testament, the first being "Paul and his Epistles"; the second, "John and his Writings"; the third, "The Synoptic Gospels and the Book of Acts". The Epistle to "the Hebrews" receives very full treatment in this book. This is as it ought to be, for, as Delitzsch declares, "The Epistle to the Hebrews has not its like among the epistles of the New Testament, resembling in its uniqueness of position, as well as in tone and spirit, the great prophetic exhortation of Isa. 40-66, which in like manner stands alone among the prophetic writings of the Old Testament. . . . No other book of the New Testament is distinguished by such brilliant eloquence and euphonious rhythm as our epistle; and this rhetorical form is not superinduced on the subject, but is its true expression, as setting forth the special glories of the new covenant and of a new and Christ-transfigured world."

The question of authorship is fully gone into. It is well known that the tradition of the Eastern Church always was in favor of the Pauline origin, and the Western Church, in the first three centuries, against it. Later the letter was generally held to be Pauline until the time of the Reformation. Luther ascribed it to Apollos, Beza to Barnabas. The author shows very conclusively that Paul could not have written it. There is against it the difference in style and language, in method of argument and in scripture quotation. The whole atmosphere is different. The writer must have been a disciple of the Alexandrian philosophy, especially of Philo, from whom he borrows extensively. Philo was a Platonian, and it is interesting to learn, incidentally, that Justin Martyr already said, "The author of Hebrews was the first to see that the Platonic dogmas are not foreign to Christianity, but that Christ is the fulfilment not only of the religion of the Old Testament but of the Platonic philosophy as well." von Soden says, "It is beyond question that we cannot understand the Epistle to the Hebrews without Philo, and that the author before he was a Christian had been a disciple of the Alexandrian theologian."

The writer comes to the conclusion that while Barnabas and Apollos are the most plausible guesses, the real author is unknown and likely always to remain so.

Let no one think that all this critical effort to find the writer of the letter is a waste of time. It rather throws on the teachings, methods and view points of the "great unknown" an unexpected and surprising flood of light, and is so of the greatest importance to an authoritative and well-balanced understanding of the epistle.

The "letter of James" is then taken up. It is presented in its peculiarities, and its message to the "Pietists, Sociologists, and to the Students of the Life and Character of Jesus" is ably stated.

Next in order follows "First Peter." Peter is looked at as a "likable, hasty, going, loyal, rock, growing man". His dependence upon the

Pauline Epistles is discussed. The dark passage on the "spirits in prison" is interestingly elucidated.

"Second Peter" is shown to be dependent on Jude and contemporary writings (Josephus, Philo, Clement of Rome, Apocalypse of Peter).

The "Epistle of Jude" finds its treatment in the last part of the book. We get a chapter on the author and the purpose of his writing; we hear about the apocryphal authorities he quotes ("Book of Enoch" and "Assumption of Moses"); about the literary merit and the sternness of the tone of the writer. The book is worthy of the closest study. It is written in excellent style. No effort has been spared to make it interesting as well as instructing. And the author has succeeded in this. In every case, furthermore, he has endeavored to make a better appreciation of the epistles possible by a better understanding of the personality of the respective writer.

We do not hesitate to give the book our unstinted commendation.

The Home of the Echoes, by *F. W. Boreham.* The Abingdon Press. 1921. 208 pages. $1.75.

Mr. Boreham has added another volume to the already long list of his productions (we count ten titles, if our list is complete). He needs no introduction to the readers of these reviews. He finds his subjects in out-of-the-way places, and often gathers them from the lips of men and women that "don't count". Little old Mr. Pottinger says to him, "My boy, if you live to be as old as I am, you will learn that there are only two sets of things in life. There are the things that change; and they are very wonderful. And there are the things that never change; and they are more wonderful still,"—and he has a subject and an inspiration and talks very well on the Christ who is the same today as He was yesterday etc. He has a special predilection for the paradox. So, for instance, in this volume he has an essay on the "Joys of the Absent-minded". There, instead of joining the common herd of the believers in the *presence* of mind, he eulogizes the absent-minded people as the "aristocrats of the universe"! He means the people that can forget themselves, that rise above themselves on the wings of fancy, or stumble on discoveries unwittingly. He says, "Sir J. R. Seely declares that the British Empire was built absent-mindedly." Of course, this is only a half-truth but, for the time being, it is stressed for all that it may bear, and made to yield a readable chapter. Many little stories are thrown in, and some of them are very good. The Boreham-lovers will find this volume as good as its predecessors.

Der evangelische Pastor. In Vorlesungen über Praktische Theologie dargestellt von Prof. F. Mayer, Ph. D., Eden Publ. House, 1921. 259 S. $1.00.

Es ist das erste Mal, daß wir das Vergnügen haben, ein Buch über eine theologische Disziplin zu beprechen, das einen unserer Professoren zum Verfasser hat. Der verstorbene Prof. Otto hat einen sehr verdienstlichen Kommentar zum Römerbrief geschrieben, der frühere Professor Dr. theol. A. Mücke eine gediegene „Geschichte der Evangelischen Synode," aber

sonst haben die Edener Theologen bis jetzt noch keine „Textbücher" über die von ihnen gelehrten Fächer herausgegeben. Herr Prof. Mayer hat das Eis gebrochen: vivat sequens!

In 18 Vorlesungen giebt uns der Professor ein Bild des „evangelischen Pastors," wie er sein sollte. Es ist nicht sein Bestreben, Pastoraltheologie und Homiletik im allgemeinen vorzutragen, sondern vielmehr den **evangelischen** Pastor als Prediger, Liturg, Katechet, Seelsorger, bei Amtshandlungen und als Persönlichkeit uns vorzuführen. Das evangelische Bewußtsein ist in Prof. M. stark ausgebildet. Er macht dem Zeitgeist keine Konzessionen. Besonders die landläufige Formlosigkeit ist ihm in den Grund verhaßt. Der Pastor soll sich der Würde seines Amtes stets bewußt sein. Er soll im Chorrock predigen, im Gebet sich an die Agende halten, nicht sensationelle Erfolge erstreben, sondern in Glauben und Treue der Saat Zeit geben zu reifen. Auch für den viel angefochtenen evangelischen Katechismus tritt er mannhaft in die Schranken.

Die Sprache ist einfach, schlicht und leicht geschürzt. Dies Buch ist eher im Unterhaltungston verfaßt als im Stil einer gelehrten Abhandlung. Gelehrsamkeit ist ja auch das allerletzte, was man in der praktischen Theologie suchen würde. Aus dem reichen Schatze seiner pastoralen Erfahrung giebt M. eine reiche Fülle von passenden Erzählungen zur Erläuterung. Auch sonst weiß er seine Bekanntschaft mit der homiletischen Literatur trefflich für die Illustration fruchtbar zu machen.

Im allgemeinen stimmen wir mit M.'s Ausführungen überein, besonders in dem hohen Nachdruck, den er auf die Predigt und Predigtvorbereitung legt. Im einzelnen weichen wir natürlich auch ab, so z. B. wenn er Bezzels Wort zustimmend erwähnt: „Das freie Gebet gehört nicht in die Kanzel." Wir persönlich fühlen uns nie so sehr zum freien Gebet aufgelegt als grade auf der Kanzel, nach der gehaltenen Predigt. Überhaupt können wir ihm nicht durchaus beipflichten, wenn er den Pastor so sehr an die Agende binden will. Der reifere Pastor wenigstens würde das als ein lästiges Joch empfinden.

Eine Reihe Druckfehler sollten bei einer nenen Auflage ausgemerzt werden, besonders in ungewöhnlichen Namen: Nitsch steht statt Nitzsch, Ahlfeldt statt Ahlfeld, Delitsch statt Delitzsch, Zeschwitz statt Zezschwitz, Achellis statt Achelis, Laokon stat Laokoon, Munkaskie statt Munkacsy.

Wir wünschen dem Buch den besten Erfolg unter unsern Pastoren. Es giebt wenig Fragen und Fälle im pastoralen Leben, die es nicht berührt, und wo es sich nicht lohnt, seinen Rat einzuholen.

Es erscheint in einem handlichen Bändchen in schwarzem Tuch mit Goldaufdruck, ist gut gedruckt auf ausgezeichnetem Papier, zum Nachschlagen trefflich geeignet.

Stille Stunden. Lyrische Gedichte von Jul. Kircher. Im Selbstverlag. 1914. 165 Seiten. $1.00.

Wir sind gebeten worden, diese Gedichtsammlung, die einen unserer Chicagoer Brüder zum Verfasser hat, unsern Lesern zu empfehlen. Es sind von der ursprünglichen Auflage noch 600 Exemplare vorhanden, welche der Dichter der Lieder dem Seminar geschenkt hat. Jeder Dollar, der für ein Buch eingeht, kommt der Seminarkasse zugut. Aber nicht nur aus diesem,

mehr synodal-patriotischen, Grunde möchten wir den Brüdern das Bändchen und seinen Erfolg ans Herz legen, sondern auch um seiner selbst willen.

Der Verfasser bekundet entschiedenes poetisches Empfinden, ein zartes Gefühl für alles Schöne in Natur und Menschenleben. Eine weihevolle Stimmung durchzieht das ganze Buch, und der christliche Geist, obwohl überall spürbar, drängt sich nirgends ungebührlich auf. Die Gegenstände sind aus der Natur, der Geschichte des Vaterlandes — besonders deutschamerikanische Helden —, dem Liebesleben genommen. Es folgen ein „Sonettenkranz" und „Religiöse Lieder." Eine Reihe Illustrationen sind eingestreut.

Die Pastoren könnten es mit gutem Gewissen ihren deutschlesenden Gliedern zu Geschenkszwecken empfehlen, besonders in der Weihnachtszeit. Sinnige Gemüter, deren wir ja überall haben, würden diese Dichtergabe zu schätzen wissen.

Ich weiß Bescheid. Ein Kampfbüchlein gegen die Freidenker von Dr. H. Werdermann. Westdeutscher Lutherverlag — Witten—Ruhr 1921. 121 Seiten. 6 Mark (durchs Eden Publ. House zu beziehen).

Dies Büchlein giebt dem Pastor wie dem gebildeten Laien Munition für den Kampf mit dem „Freidenker." In verständlicher, einfacher Sprache werden die Angriffe und Einwendungen der Halbwisser gegen den christlichen Glauben abgewiesen. „Ist das Christentum die wahre Religion?", „Dogma und Glaubensbekenntnis," „Darwin," „Haeckel," „Entstehung der Welt," „Glauben und Wissen," „Materialismus und Monismus" sind einige der Titel. Sie zeigen, daß die Gegenstände nicht nur wichtig, sondern auch von höchst „aktuellem" Charakter sind. Es dürfte weniges in dem Gebiet des vom Unglauben angefochtenen christlichen Weltbildes geben, das hier nicht kurz, knapp und schlagend besprochen wird. Auch für unsern Gebrauch, teils zur Selbstbildung, teils im Verkehr mit Sozialisten und andern Zweiflern, dürfte das Bändchen von Nutzen sein. Der Preis in unserm Geld ist billig, und das Format ermöglicht es, es in die Tasche zu stecken und nach Bedarf herauszuziehen.

Siebenhundert Jahre Baltischer Kirchengeschichte von Dr. Fr. Wiegand. C. Bertelsmann, Gütersloh, 1921. 11 Seiten. 50 Cents. (Durch Eden Pub. House.) 26. Band der „Beiträge zur Förderung christl. Theologie."

Dr. theol. Wiegand, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Greifswald, giebt uns hier einen interessanten Überblick der Geschichte des Luthertums in den baltischen Provinzen. Er geht zurück bis zu der Zeit, da der Deutsche Orden hier den Grund deutschen Wesens legte. Es folgt die Reformation, die in den Baltischen Landen alsbald Eingang fand; dann die Schwedische Zeit (Gustav Adolf und Karl der Elfte). Ein ziemlich breiter Raum ist den Herrnhutern gewidmet, die unter Zinzendorf und nachher der lutherischen Landeskirche unter der lettischen und esthnischen Landbevölkerung viel Abbruch tat. Schließlich kommen wir zu der Verfolgungszeit unter den Russifizierungsversuchen der orthodoxen Kirche. Die Wichtigkeit der Universität Dorpat und die Opfer- und Leidenswilligkeit der deutschen Balten werden rühmend hervorgehoben. 1918 schien es eine kurze Zeit, als wenn dem lutherischen Baltentum unter Deutschlands Schutz eine neue Epoche angebrochen sei — bis dann unter der

Flutwelle des Bolschewismus alle Hoffnung begraben wurde. Man kann das Büchlein mit seinem traurigen Ausgang nicht ohne tiefe Bewegung und Herzweh lesen.

Seelsorge an Seelsorgern. Ein Notruf und Aufruf zur Hülfe und Selbsthülfe von Lic. Dr. Hermann Werdermann. C. Bertelsmann, Gütersloh 1921. 80 Seiten. 65 Cents.

Pastoren sind andern zu Seelsorgern bestellt, wer aber sorgt für ihre eigene Seele? Sie brauchen gewißlich solche Hülfe, denn wie leicht wird ihre stete Beschäftigung mit heiligen Dingen zum bloßen Handwerk, ist also die Gefahr der Abstumpfung da, oder des geistlichen Hochmuts, oder der Einkapselung in eigene Interessen und Liebhabereien, welches sie der Einwirkung auf andere unfähig macht.

Dem gegenüber, so führt der Verfasser aus, soll der Pastor zunächst sein eigener Seelsorger sein. Er soll die Bücher aufmerksam lesen, die für sein Bedürfnis geschrieben sind, von Löhe, Bezzel, Klaus Harms, Braun, Vorwerk, Kutter („Wir Pastoren"), Spurgeon, Blaikie (Baxter, „Der Reformierte Pastor" erwähnt er nicht). Er soll Wort Gottes, Gebet und Meditation treiben. Er empfiehlt sogar ein „Pastorenbrevier" (evangelisches Erbauungsbuch für Pastoren) und besondere Zeiten für Sammlung in der Zurückgezogenheit — „retreats."

Sodann sollen die Pastoren untereinander, auf den Konferenzen verschiedener Art, sich den gegenseitigen Dienst der Seelenpflege leisten, und die Kirche als Ganzes soll ihren Superintendenten und Generalsuperintendenten es zur Pflicht machen, die Seelsorge an denen ihnen unterstellten Geistlichen mit besonderer Treue zu pflegen.

Das Buch legt den Finger auf ein vitales Bedürfnis im Leben des Geistlichen, das vielfach zu wenig erkannt und beachtet wird. Abhülfe zu schaffen ist nicht leicht, aber auf dem von dem Verfasser aufgezeigten Wege ließe sich vieles erreichen.

Seelsorgerische Ratschläge zur Heilung seelisch bedingter Nervosität von Lic. Dr. G Diettrich. . Bertelsmann, Gütersloh 1921. 71 Seiten. 50 Cents.

Die Nervosität ist im deutschen Volk auf den Höhepunkt gestiegen. Das kann niemand auffallen, im Gegenteil man muß sich wundern, daß es noch nicht ganz zusammengebrochen ist. Sie hat z. T. auch naheliegende körperliche Ursachen, der Verfasser aber redet hier von der **seelisch bedingten.**

Eine Art von Psychasthenikern sind Zweifler; andere werden von unerklärlicher und unbegründeter Angst geplagt. Bei wieder andern ist es „Triebverdrängung." Mit diesem letzteren hat uns besonders Prof. Freud, der Vater der Psychoanalyse, bekannt gemacht. In seiner Schule spielt besonders die **Unterdrückung** des **Geschlechtstriebs** eine große Rolle. Heilung soll durch **Aussprache** kommen, welche den Punkt bloßlegt, wo der Trieb unterdrückt wurde. Der Trieb soll durch die Aussprache wieder befreit und, wenn nötig, sublimiert, veredelt werden.

D. nimmt die Freud'schen Resultate an; doch will er zu den gewöhnlichen Heilmitteln noch die christliche Weltanschauung, Gottes Wort, Gebet, Heilserfahrung, Sabbathruhe u. s. w. hinzufügen. Die besten Erfolge können in der Pflege solcher Kranken jedenfalls durch Zusammenarbeit von Arzt und Seelsorger erreicht werden.